







Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CIX.

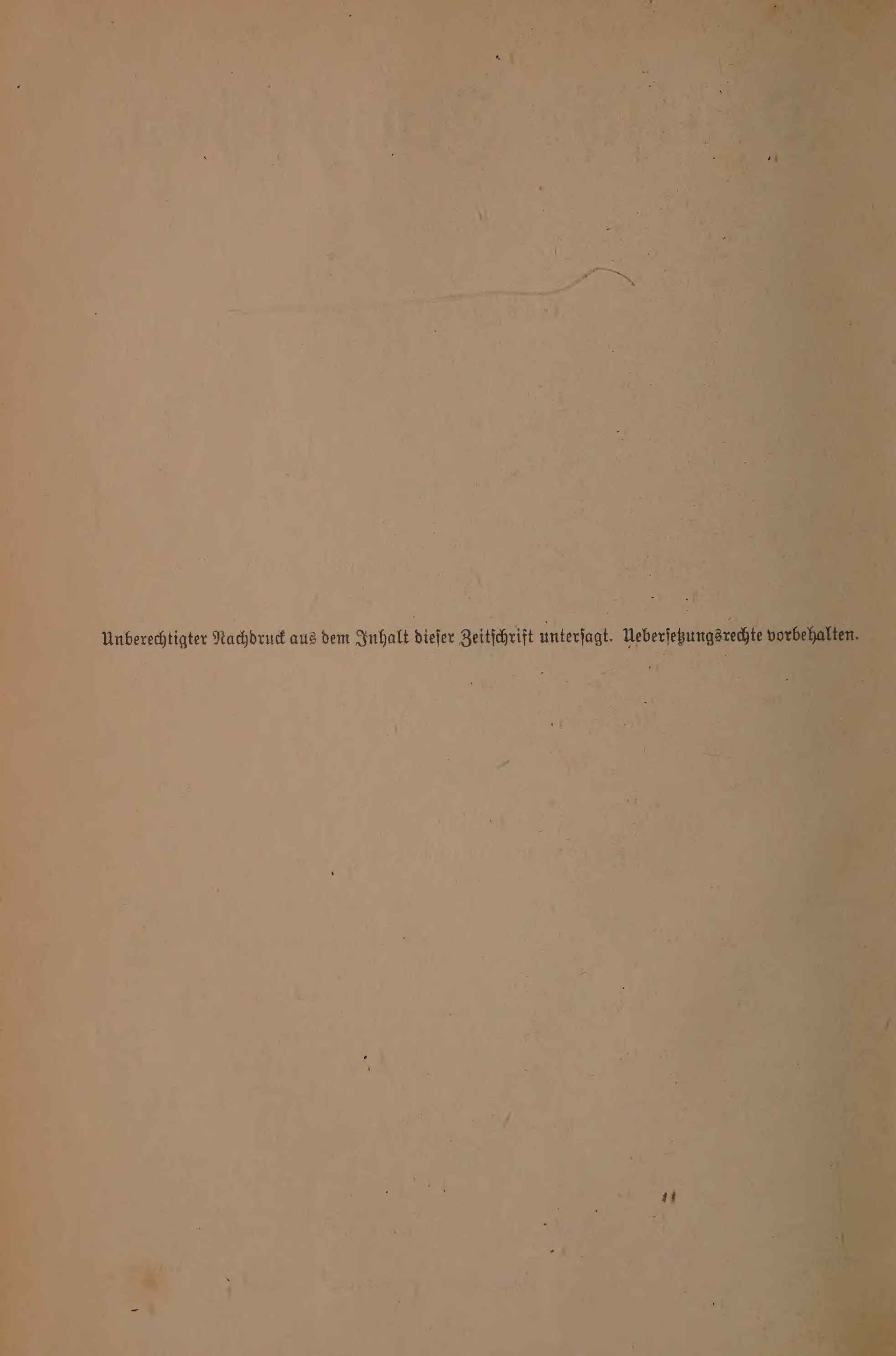
(October — November — December 1901.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Basel,** Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston,** Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Sotschek & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Christiania,** Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt,** Herm. Michaelis. — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon,** H. Georg. — **Mailand,** Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** L. Jacobsen & Co. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York,** Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg,** Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Pisa,** Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre,** A. Mazeron. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago,** Carlos Brandt. — **Stockholm,** Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis,** G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Weltevreden,** Niederl. Ostindien, G. Kolff & Co. — **Wien,** Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- und Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama,** Winkler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.



Inhalts-Verzeichniß
zum
Hundertundneunten Bande (October — December 1901).

(Fortsetzung umstehend.)

Der Erstgeborene.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

„Die Gräfin“ wurde sie genannt, wenn die Dorfleute unter einander von ihr sprachen, angeredet aber nur kurzweg mit ihrem Namen. Ihre Vorgeschichte war lange bekannt; wer hätte sich noch Gedanken über die gemacht? Wenn man sagte: die Gräfin, sagte man's aus alter Gewohnheit und meinte dabei nichts Gutes und nichts Böses. Jetzt war die schöne Ilona die Frau des Bauers Stephan Bogozy und Mutter von zwei prächtigen Knäblein. Der eine fünf, der andere vier Jahre alt, und sie hatten sammetbraune Augen und Haare wie die ihren und blühten in Gesundheit wie sie.

Zehn Jahre waren vergangen, seitdem das damals noch sehr junge Ehepaar aus der niederungarischen Ebene nach Vicim an der Waag gekommen war, den Bauernhof des in Sünden und Schulden hingegangenen Richters erworben und die Forderungen aller Gläubiger beglichen hatte. Mann und Frau verstanden von Anfang an ihr Verhältniß zur neuen Umgebung so friedfertig und freundlich zu gestalten, als der Neid auf ihren Reichthum und das Vorurtheil gegen die „Zugereisten“ es irgend zuließ. Nach und nach gelangten sie zu einer maßgebenden Stellung im Dorfe, und da sie nicht suchten, Vortheil aus ihr zu ziehen, wurde sie ihnen mehr oder weniger gern zugestanden. So gehörten sie zu den seltenen Ausnahmen, denen Niemand in der Gemeinde offene Feindschaft entgegen trug. Daß es an tückisch versteckter nicht fehle, dafür sorgte die illegitime Familie des Richters, die nach seinem Tode im Elend zurückgeblieben war: ein Haufen Kinder, von klein auf zu jeder Schlechtigkeit gedrillt, und ein von Natur boshaftes Weib.

Daß Fremde da wohnten und wirthschafteten, wo sie durch so lange Zeit, wenn auch nicht im Genuß der Würde, doch in dem der Macht einer Hausfrau gewesen war, bereitete ihr Höllenqualen. Jede Verbesserung, jede Verschönerung, die am ehemaligen Richterhause, an seinen Scheuern und Ställen angebracht wurde, war ihr „ein Biß ins Herz“. Stand der Hof

nicht jetzt da, mitten im Orte, auf dem Platz in der Nähe der Kirche, wie ein Castell? Die paar Chaluppen, die sich ganz schüchtern bis zur Rückwand des Hauses heran gewagt und gleichsam unter seinen Schutz begeben, hatte Bogozy angekauft, niedergerissen und auf dem frei gewordenen Grunde einen Obstgarten angelegt. So war nun der Besitz jeder unmittelbaren Nachbarschaft ledig. Die Eigenthümer konnten sich breit machen nach allen Seiten, ob sie zwischen Blumen- und Gemüsebeeten der Straße zuschritten, durch die getäfelte, bunt bemalte Hausthür oder durch das Pförtchen ihr gegenüber am Ende des Flurs den Weg einschlugen zum grün umbuschten Ufer der Waag.

Mit stillen Flüchen begleitete Vilma Rezsa das Wachsen des Wohlstands ihrer Feinde und hatte für Alles, was sie litt, nur den einen Trost, daß auch sie die Verhaßten leiden machen konnte. Wenn sie Stephan in der Nähe seines Hauses traf, die Hände voll Bewunderung zusammenschlug und sagte: „O wie schön Ihr's habt! Mein Seel', der König kann's nicht schöner haben! Wo Ihr nur auch das schöne Geld her habt, Euch alles das zu schaffen?" da funkelten seine sonst so freundlichen Augen vor Zorn, und er drohte ihr mit Prügeln. Er machte ab und zu seine Drohung auch wahr; eine andere Antwort wußte er nicht. Und wenn die Rezsa im Gespräch mit Ilona sie fortwährend „Grofka" titulirte und sie dabei höhnisch und unverwandt anstarrte, da brannten der Bäuerin die Wangen, und der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn. Hätte sie die geringste Aussicht auf die Erfüllung ihrer Bitte gehabt, gewiß würde sie gebeten haben: „Verschont mich, Vilma Rezsa!"

In neuerer Zeit, nachdem die Kinder der Unholdin theils gestorben, theils schlecht und recht untergebracht waren, verlegte sie sich auf einen kleinen Handel mit Kurzwaare, den zu eröffnen das Ehepaar Bogozy sie in Stand gesetzt hatte, und bei dem sie ihr Auskommen fand. Sie zog im Land umher, ihren Kasten mit den vielen Lädchen auf dem Rücken, und blieb oft Monate lang von Vicim fern zur Freude der ganzen Einwohnerschaft.

Die Einförmigkeit des Lebens im ehemaligen Richterhause erfuhr eine unerwartete Störung. Stephan wurde in einer Erbschaftsangelegenheit nach seiner Heimathsgemeinde im Hajdu-Comitat berufen. Zuerst unangenehm überrascht, fügte er sich doch bald ins Unabänderliche. Was sein muß, muß sein, und — lauter Mißvergnügen ist die Sache am Ende nicht. Gewiß, er hatte sich im slovakischen Dorfe eingebürgert, es war ihm eine zweite Heimath geworden; aber seinen Fuß einmal wieder auf die Stätte setzen, wo der Mensch geboren wurde und aufgewachsen ist, das wird doch Jeder gern, machte sich Stephan nach reiflicher Erwägung klar und fragte:

„Was meint die Frau?"

Sie lächelte. Es verstand sich von selbst, daß sie meinte, was er meinte, und es verstand sich auch von selbst, daß ein echter Hajduck eine Gelegenheit, die Heimath zu besuchen, nicht versäumt: „Vom Himmel würde ja so Einer herab steigen, daß er nur einmal wieder auf der Lehmbank sitzen könnt' vor seinem Hause aus Luftziegeln. Glaubst nicht, Stephan?"

Er kaute an der Spitze seines Pfeifenrohrs und schmunzelte als sie fortfuhr:

„Um fünfspännig aufs Feld zu rasen, oder, mit der Kranichfeder am Hut und den Sporen an den Stiefeln, über die Pußta zu jagen . . .“

„Auf der Fecske — wie der Wind. Hej!“ fiel er ein und stampfte mit dem Fuße.

An einem eisigen Wintertage um zwei Uhr früh brach er auf. Gute vier Stunden hatte er zu fahren im Schlitten mit seinen besten Pferden, um auf die Bahnstation zurecht zu kommen zum Pester Zug. Die Pelzmütze auf dem Kopfe, den Pelz auf den Schultern, trat Stephan an die Bettchen seiner Buben und strich einem nach dem anderen liebreich über den Scheitel. Dann, schon an der Thür, fiel ihm ein, daß er fast fortgegangen wäre, ohne der Frau Lebewohl zu sagen, die aufgeblieben war die ganze Nacht, um die Zurüstungen zu seiner Reise zu treffen und um ihm ein kräftiges Frühstück zu kochen.

Er blieb stehen, wandte sich und breitete die Arme aus. Sie legte, herantretend, die ihren um seinen Hals, und sie küßten einander lange und zärtlich. Stephan schlug den Pelz um die schlanke Gestalt seines Weibes: „Ich nehm' Dich mit, komm!“ sagte er.

„Und die Kinder?“ fragte sie.

„Ja — die Kinder . . .“

„Geh' nur, geh', bist ohnehin nimmer da. Erst vergissest mich, dann die Buben. Geh', und komm' mir bald wieder.“

„Mein, mein, du Meine!“ flüsterte er, seine Lippen auf den ihren, und die beiden Menschen dachten zugleich, daß es in der ganzen Zeit ihrer Ehe die erste Trennung war, der sie entgegen gingen.

Seltsam auch der erste Tag im Hause, in dem nur Einer fehlte, und das der Frau doch völlig leer erschien. Die Arbeit nahm den gewohnten Gang, die Mägde reinigten die Stallungen und gaben dem Vieh sein Futter, und ein helles Feuer brannte im Küchenherd, und zu Mittag erschien, gut und reinlich zubereitet, das Essen auf dem Tisch. Alles wie immer und dabei so ganz anders, so nichtssagend und gleichgültig, wie wenn es ebenso gut auch unterbleiben könnte. Der Frau war, als fehle der rechte Anlaß zu dem, was sie that, und was ihre Leute thaten. Ungeduldig machten sie ihre zwei kleinen Jungen, die sich einer ausgelassenen Lustigkeit ergaben.

„Der Vater ist abgereist,“ hatte man ihnen am Morgen gesagt, und das war eine ungeheure Ueberraschung für sie. — Wie, abgereist? Wie reist man ab? Wie macht man das? Sie wurden nicht müde, sich erzählen zu lassen: Im Schlitten ist der Vater fort, mit dem Schimmel und mit dem Rappen und mit dem Janos. Und der Janos wird Abends zurückkommen mit dem Schlitten und mit den Pferden, aber der Vater erst am Sonntag und vielleicht noch später.

Die Knäblein liefen in den Stall, um sich zu überzeugen, ob der Schimmel und der Rappe wirklich nicht da waren, und betrachteten staunend den leeren Stand. Und wenn man so erstaunt ist, und wenn sich etwas Unerhörtes begeben hat, muß man doch, wenn man ein Kind ist, in einen Taumel der Glückseligkeit über das neue Erlebniß gerathen. Sie schrieen und sangen

und tollten wie kleine Kobolde im Hause herum, bis die Mutter sie zur Abkühlung an die Luft setzte. Nun bauten sie mit Hülfe anderer Dorfkinder zwei Schneemänner neben die Thür des Stacketenzaunes, die den Vater bei seiner Heimkehr begrüßen sollten. Und Abends beteten sie, der liebe Gott möge nicht Thauwetter eintreten und ihre Schneemänner zerfließen lassen. Als die Mutter sie zu Bett gebracht hatte und sich zur Arbeit an den Tisch setzte, kam einer nach dem anderen einher, sie krochen auf ihren Schoß und herzten und liebkosten sie, daß ihr beinahe der Athem verging. Sie nahm einen der Kleinen in jeden Arm, sah ihnen in die runden, rosigen Gesichter und sagte:

„Ihr garstigen Buben, Ihr! Warum sieht keiner von Euch dem Vater ähnlich?"

Der vierjährige Feri nahm die Sache ernst und schämte sich; aber Pista der Aeltere, wies den Vorwurf zurück.

„Jetzt seh' ich Dir ähnlich," sprach er, „weil ich noch klein bin. Wenn ich groß sein werd', werd' ich sein wie der Vater. Ich werde einen schwarzen Schnurrbart haben und eine große Nase und Schritte machen so lang," und dabei breitete er die Arme aus, so weit er konnte.

Nun schliefen sie in ihren Bettchen, die zu Füßen des Bettes der Eltern standen. Ilona hatte die Laden der beiden Fenster geschlossen. Die Lampe brannte auf dem Tische, der große Kachelofen in der Ecke sandte eine wohlige Wärme aus. Zwischen ihm und der Thür hingen an einem Rechen die Werktagskleider des Mannes, auf der anderen Seite sein Gewehr, seine Fidel und sein Stock mit dem Hammer aus Messing. Ein großer Gewand- und Wäscheschrank erhob sich stattlich an der Längswand zwischen einem Spiegel und einer mit Tulpen bemalten Truhe, Stephan's Erbstück aus dem Elternhause, die solide Verwahrerin des Baargeldes, der Steuerbücher und aller Werthsachen, die man irgend besaß. Auf einem Eckgestelle neben dem Bette lagen vor einem Crucifix eine Bibel und einige Andachts- und Gesangbücher.

Die Frau hatte eine Jacke vom Rechen geholt und sich in eine Flickarbeit zu vertiefen gesucht. Wenn ihr Mann wüßte, was alles für bangende Gedanken um ihn sie verfolgten, — auslachen, zanken würde er sie. Jedes Eisenbahnunglück, von dem sie je gehört hatte, kam ihr in den Sinn. Was sah sie nicht Alles vor sich! was für schreckliche Möglichkeiten fielen ihr ein! Nein, wirklich, besser nicht denken . . . „Denk' nicht!" als kleines Mädchen, als armes, kleines Czárdakind, weit drüben an der unteren Theiß hatte sie es zu hören bekommen von Vater und Mutter, wenn sie für ein Versehen die Entschuldigung vorbrachte: „Aber ich habe mir gedacht . . ." „Denk' nicht — gehorche!" Mit denselben Worten hatte der Herr Chef sie angeschrien, da sie später als Handlangerin in der Schloßküche diente.

Denk' nicht — gehorche! hieß es auch in jener fürchterlichen Stunde, der scham- und gramvolle Jahre folgten . . . Nein, nicht denken, Gott danken, daß Alles vorüber, was peinigte und quälte, und daß sie die geliebte Frau ihres geliebten Stephan ist und die Mutter seiner Kinder. O Glück, daß es noch so kommen konnte, o Glück, daß er ihr treu geblieben ist . . . Sie legte seine Jacke vor sich hin und preßte das Gesicht in ihre Falten. Es war spät

geworden, — tiefste Stille herrschte, manchmal unterbrochen durch ein Gemurmel des einen oder des anderen Kindes, das aus dem Schlafe sprach. Ilona holte von dem Eckgestelle ein abgegriffenes Buch, ein Neues Testament, herab und schlug es auf. Sie that das nie, ohne ihre Augen eine Weile auf dem Vorsatzblatte ruhen zu lassen. Da standen in steifer Handschrift die Worte:

„Dein Tagewerk, wenn auch noch so reich an belohnten Mühen, ist nicht vollendet, bevor Du in diesem Buche gelesen hast.

Dein Seelenhirt Samuel Déry."

Da war ihr, als würde die Thür des Gartengitters vorsichtig aufgeklinkt. Gleich darauf hörte sie deutlich das Knistern des festgefrorenen Schnees unter heran nahenden Tritten, und nun ein leises, anhaltendes Klopfen an eines der Fenster.

Sie fuhr zusammen. Es durchzuckte sie: Er hat's nicht ausgehalten fern von uns . . . ist umgekehrt . . . kommt zurück . . . Aber jetzt vernahm sie den Zuruf einer bekannten Stimme:

„Grofka! Grofka! Hört mich an. Oeffnet!" — Die Vilma Rezsa. Bei nachtschlafender Zeit kommt sie daher, die Menschen zu schrecken.

Aus jähem Entsetzen gerieth Ilona in heftige Entrüstung. Sie eilte auf das Fenster zu und öffnete den Laden. Da stand vor ihr die zigeunerhafte Gestalt der Feindin und hob sich dunkel ab von der Schneedecke, die in gespenstiger Weiße über der Landschaft lag und sie unabsehbar erscheinen ließ, ohne Grenze als den kalten, grauen, sternenlosen Himmel, mit dem sie am Horizont verschwamm.

Als Ilona nun auch rasch das Fenster öffnete, fiel der grelle Schein der Lampe auf Vilma's dunkles Gesicht. Ein tückischer Triumph sprach sich in ihm aus.

„Was ich will?" beantwortete sie die Frage, mit der die Bäuerin sie empfing. „Euch etwas erzählen, Grofka . . . Nein, nein, es hat nicht Zeit bis morgen. Morgen früh brech' ich wieder auf. Ihr habt mich zur Handelsfrau gemacht, jetzt heißt's wandern . . . Was ich Euch erzählen wollt', was Euch freuen wird. Ich war nicht bloß in Budapest, war weiter. Bis an die untere Theiß bin ich gekommen, in ein stolzes Schloß mit Säulen so hoch wie hier die Kirche und mit fast so viel Dienerschaft, als bei uns im Orte Leute sind, und habe verkauft und habe einen jungen Grafen gesehen, schön wie die Sonne im Aufgang. Sind ja herzig, Eure Bauernbuben, aber im Vergleich zu dem dort drüben doch nur, was Spatzen gegen Goldamseln sind . . . Ihr gäbt was drum, wenn auch Ihr ihn einmal sehen könntet. Aber damit ist's nichts, Grofka, damit ist's nichts!"

„Was meint Ihr? Was sagt Ihr?" stieß Ilona hervor. „Wo wart Ihr? Sagt . . . Vilma, Vilma Rezsa!" Sie rief umsonst. Nichts ließ sich mehr hören als das Einschnappen des Schlosses der Gitterthür und, immer schwächer werdend, die abgerissenen Laute eines unterdrückten Gekichers. Eine Weile stand Ilona wie angewurzelt und starrte völlig verloren in die Nacht

hinaus, bis die Kälte herein drang und sie aufrüttelte. Wieder kam es ihr: Nicht denken! Nicht denken!

Sie trat vom Fenster fort an die Bettchen ihrer Kinder: „Meine Bauernbuben," flüsterte sie, „meine Spatzen." — Ihr Haupt beugte, ihr Blick senkte sich, und zwischen den Kindern und ihr tauchte das Bild eines Knäbleins auf, schwarzgelockt, mit blauen, auf sie gerichteten Augen, die sehnsüchtig um Liebe warben.

Als ihr Glück war es gepriesen und sehr war sie beneidet worden, da sie vor sechzehn Jahren aus ihrer armen Czárda in die Schloßküche kam, den Dienst einer Handlangerin anzutreten. Sie verdankte diese Verbesserung ihrer Lebenslage dem eifrigen Bemühen des helvetischen Predigers Samuel Déry. Er bewog den Chef, Herrn Alois von Sáskay (der angesehene Mann stammte aus gutem ungarischen Bauernadel), das schöne junge Mädchen aus der abscheulichen Atmosphäre der väterlichen Schenke zu retten. Herr von Sáskay, der nach dreißigjähriger kluger Regierung unbeschränkte Herrschaft in seinem Bereiche ausübte, aufnahm und entließ, wen es ihm gefiel, konnte bald seinem ehrwürdigen Freunde für die Empfehlung der Ilona danken. Sie machte ihr Ehre, sie war fleißig, anstellig, der gute Wille selbst und hatte bei aller Heiterkeit die feine Würde eines Fräuleins. Wenn der Herr Chef sich nicht vor seiner hochmüthigen Ehehälfte genirt hätte, er würde seinen eigenen Töchtern die Art und Weise der Handlangerin Ilona als nachahmungswürdiges Beispiel aufgestellt haben.

„Sie hat nur einen Fehler, mehr eine schlechte Gewohnheit, eine Richtung ins Selbständige mit ihren Gedanken. Sinnirt, kritisirt: ‚Aber Herr Chef . . .' ‚Ach, Herr Chef, ich habe mir gedacht . . .' so oder so hat sie sich gedacht. Als ob sie zu denken hätte, — ich bitte Sie."

„Da gehen unsere Ansichten übers Kreuz," erwiderte der Prediger trocken. „Ich spreche keinem Menschen das Recht zu denken ab."

Der Koch spitzte seinen kleinen Mund, als ob er anfangen wollte zu pfeifen: „Ich thu's! — bis zu einem gewissen Grade, Ehrwürden, lieber Vetter. Es gibt einen Grad, von dem hat ein dienendes Wesen sich zu sagen: ‚Wie's ist, so ist's, — ich hab's nicht zu verantworten und habe nicht drüber zu sinniren.'"

Er saß in seinem blüthenweißen Unschuldskleide, die blendende Tellermütze auf dem Kopfe, seiner Gewohnheit nach auf zwei neben einander gestellten Sesseln. Einem allein würde er seine Wucht nicht anvertraut haben.

Das Milieu, in dem der hochansehnliche Meister seiner Kunst waltete, paßte zu seiner äußeren Erscheinung. Die Tünche der Wände wetteiferte an schneeiger Reinheit mit der seiner Gewänder. Die Tische und Tafeln aus Ahornholz, die mit Schüsseln und Töpfen reich besetzten Borde verbreiteten einen milden, die Panoplien aus kostbarem Kupfergeschirr, die über ihnen hingen, einen blendenden Glanz. Jeder Casserolledeckel, vom kleinsten bis zum größten, spielte sich auf eine Sonne. Der Herd übertraf an Umfang so manche Hütte in der Ortschaft Ovàros.

Um ihn versammelte sich an Winterabenden die ganze Schloßdienerschaft. Da ertheilte Sáskay allgemeine Audienzen; man durfte gemüthlich beisammen sitzen und plaudern, durfte sogar, was der Chef zu einer anderen Tageszeit nicht gestattete, über die Herrschaft schimpfen. An warmen Sommerabenden hingegen blieb Herr von Sáskay einsam in seinem Küchensaal. Er befand sich da am besten, war kein Spaziergänger und verließ den Schauplatz seiner immer ruhmreichen Thätigkeit erst, um sich zur Nachtruhe zu begeben. Ein Besuch, namentlich der seines Verwandten, des Predigers, war ihm in solchen Stunden willkommen. Besonders freundlich hatte er den Geistlichen heute empfangen, und recht war es ihm gewesen, daß der sogleich das Gespräch auf Ilona gebracht. Er hätte es ohnehin selbst gethan und bejammert, wie schwer so ein schönes, junges Ding zu hüten sei. „Sie steigen ihr ja alle nach, die Mannsleute. In dem Punkt hat der feine Herr Kammerdiener denselben Geschmack wie der Reitknecht Stephan. Wenn da einmal ein Unglück geschieht, geistlicher Herr, nehmen Sie mich nicht bei der Nase."

Der Prediger sah ihn an und lächelte über diese Warnung. Zu der Operation, die sie verhüten sollte, hätte man ein Zängelchen gebraucht, so ganz versunken war sie zwischen den Wülsten der Wangen, die sonst den Vorsprung im menschlichen Angesicht bildet.

Samuel Déry nickte ihm zu, betrachtete ihn ein Weilchen und dachte: ‚Dieser Mensch hat eine Seele voll Anmuth und Lieblichkeit und im Allgemeinen wie in jeder Einzelheit das Aeußere eines Mehlsacks.'

Seinerseits dachte der Koch: ‚Gesegneter Mann! Dein Herz, das biederste, das ich kenne, schlägt in einer Latte. Zur Latte bist Du schon herabgemindert. Dazu Dein schwarzer Anzug und Deine Gewohnheit, die Ellbogen fest an den Leib zu drücken . . . Warst einmal ein schöner Mensch, lieber Herr Vetter. Schad' um Dich!'

„Um die Ilona," nahm der Prediger wieder das Wort, „ist mir trotz all' und alledem nicht bang. Es ist hier nicht wie draußen in der Schenke, wo sie jeder Unbill schutzlos ausgesetzt war. Roheit hat sie nicht zu fürchten, und verführen läßt sich Die nicht. Sie steht unter meiner Obhut, seitdem ich sie getauft habe. Sie ist mir — meine beständige Sorge! — fast zu fein gerathen. Auf *zu* fruchtbaren Boden sind meine Lehren gefallen. Sie hätte ihrer überhaupt nicht bedurft, sie ist fein und lauter von Natur."

Sáskay bejahte: „Ich bin Eurer Meinung. Aber ich staune. Wie kommt das Kind aus der verrufenen Czárda zu dieser exquisiten Natur? Das reine Wunder."

„Die reine Gnade," versetzte der bestellte Diener am Worte, und Sáskay gab ihm wieder Recht:

„Sie hat sich sichtbar an ihr erwiesen. Ruhig — wie man so sagt: ruhig — bin ich trotzdem noch lange nicht . . . Es gibt eine Gefahr — ich meine jene, in die gar Viele lieber heut' als morgen kommen möchten." Seine Augen, klein und glänzend wie bethaute Schwarzbeeren, blitzten den Freund aus der Tiefe ihrer Fettlagen-Umgebung mit einem pfiffigen und zugleich traurigen Blick an, den Samuel verstand:

„Behütet sie! behütet sie!" rief er.

„So gut ich kann. Unter eine Glasglocke stellen kann ich sie nicht ... Wäre sie nur nicht gar so auffallend hübsch ... Er ist keiner von den Aergsten, aber die Schönheit thut es ihm an, — und wenn ... wie gesagt, mit der Glasglocke ist es nichts ... und wenn er sie sieht und wenn er just bei Laune ist — dann ...“

Der Prediger seufzte schmerzlich: „Ja, dann!“

Beide Männer hielten den Fall für einen verzweifelten. Das gestanden sie einander zu. Ihre Unterredung dauerte noch lang, sie kamen vom Hundertsten ins Tausendste, sie sprachen von der alten Zeit, die nicht die gute für sie gewesen. Was hatten sie alles erlebt und miterlebt an Ungerechtigkeit und Härte, bevor der Eine so dick und der Andere so mager geworden, wie er jetzt war! Und Alles auf demselben Stück Erde erlebt in ihrem heimischen Ovàros. Eines der größten Magnatengüter im Königreiche, das die „blonde“ Theiß durchströmte, zu dem Dörfer und Marktflecken gehörten, unabsehbares Weideland und fast ebenso unabsehbare Mais- und Weizenfelder. An und für sich ein stattliches Gebiet, aber gering im Vergleich zur weiten Welt und ein enger Schauplatz für die ganze Daseinsthätigkeit zweier Männer, von denen doch Einer große Gedanken genährt, davon geträumt hatte, als neuer Apostel der verkümmerten, verunstalteten Heilandslehre aufzutreten und der Menschheit eine leuchtende Spur seines Erdenwallens zu hinterlassen. Und noch heute war der Wunsch, als Wanderprediger auszuziehen, nicht ganz in ihm erstorben. Aber in nächster Nähe gab es immer etwas zu thun, das ihn an die Scholle band. Einen Zweifler wieder im Glauben zu befestigen, einem Unglücklichen Trost zu bringen, einen armen Sünder zum Tode vorzubereiten. Die höchste Aufgabe, die er daheim hätte erfüllen mögen, war freilich unerfüllt geblieben und würde es bleiben, wenn er auch noch Jahre lang Mühe an sie wenden wollte. Einfluß auf seinen Grafen würde er nie gewinnen. Manchmal, wenn ein Winterabend, den Samuel auf dem Castell zwischen dem Herrn und dessen Schwester zubrachte, sich gar zu sehr in die Länge zog, kam es zu einer Erörterung sittlicher und religiöser Fragen. Der Prediger führte seine besten Argumente zu Gunsten jeder evangelischen Tugend an. Seine Worte perlten wie Blutstropfen aus seinem Herzen und verrauchten wie Dunst. Der Gebieter machte hie und da einen derben Einwand, die streng religiöse Gräfin schwieg, aber ihr Mund verzog sich schmerzhaft, und sie bekam eiskalte Hände. Immer, wenn der Prediger meinte, die rechten Worte gefunden und das Unantastbare, das Ueberzeugende ausgesprochen zu haben, — legte der Graf die türkische Pfeife auf den Tisch und gähnte. Die markige Gestalt streckte sich in dem geschweiften Lehnstuhl, der aufs Haar einem Ruhebette glich, ihrer ganzen Länge nach aus.

„Alles wohl und gut,“ sprach er. „Bringen Sie das meinen Untergebenen bei. Machen Sie die Leute fromm. Mit der Frömmigkeit hapert's bei den Leuten. Oder nicht? Je nun, das geht Sie mehr an als mich.“ —

„Ja, ja, daß es bei ihm am allermeisten hapert, daran denkt er nicht,“ beschloß der Geistliche seine Anklage und in ihm regten sich Gefühle, die nichts hatten von apostolischer Duldsamkeit.

Der Koch hielt seine Meinung aufrecht: Sei es, wie es sei, ihr Graf ist keiner von den Aergsten. Das galt nicht Sáskay allein, der eine ausnahmsweise günstige Stellung im Hause genoß, es galt allgemein für ausgemacht. Wenn der Magnat Coloman Zápolya von Ovàros, „der große Graf“ genannt, nicht gerade von Milde und Rücksicht überfloß, mußte man es ihm verzeihen: „Du wirst Herr sein,“ war ihm an der Wiege gesungen worden. „Du bist der Herr,“ war ihm als kaum dem Jünglingsalter Entwachsenen feierlich verkündigt worden. Schmeichler und Rechtgeber bildeten seinen Umgang, eine Schar armer Verwandter, deren Wohl und Wehe von ihm abhing, seinen Hofstaat.

Trotz des schönen Lebens, das ihm daheim bereitet und als das einzig lebenswerthe geschildert wurde, kam doch die Zeit, in der die Sehnsucht in ihm erwachte, noch ein anderes, abwechselungsreicheres kennen zu lernen. Er verreiste für einige Monate, aus denen aber Jahre wurden. Directe Nachricht von ihm erhielt in der ganzen Zeit nur seine Schwester, und auch sie äußerst spärlich. Sie war oft darauf angewiesen, bei den Güterverwaltungen, die Gelder nachzuschicken hatten, anzufragen, wo ihr Bruder sich jetzt befände, in England, in Frankreich oder — in der Türkei?

Seinen letzten und längsten Aufenthalt nahm er in Wien. Die Familie erfuhr durch gemeinsame Bekannte, daß er sich dort um eine der gefeiertsten jungen Damen am kaiserlichen Hofe bewarb. Aber, fügten die Berichterstatter hinzu, er hat gefährliche Nebenbuhler. Seine Verwandten brachen in Lachen aus, in Geschrei: ‚Wer ist gefährlich da, wo unser Coloman auftritt? Wie müßte Die beschaffen sein, um die er sich bemüht und die noch Augen hätte für einen Anderen?‘ Im ganzen Comitat, in allen umliegenden Comitaten war es bald verbreitet: der große Graf kommt nächstens als Bräutigam zurück. Seine Schwester schrieb ihm, schüchtern anfragend, in ihrer ängstlich-ehrfurchtsvollen Art. Sie kannte keine andere gegen ihn, dem sie ihr Lebensglück verdankte. Seine Großmuth hatte ihre Heirath mit einem mittellosen, von ihr längst im Stillen geliebten Mann ermöglicht.

Sehr lang ließ seine Antwort auf sich warten und war, als sie endlich eintraf, ziemlich räthselhaft:

„Liebe Schwester! Ich komme, verbiete mir alle Empfangsfeierlichkeiten, Du kannst mich aber mit Deiner ganzen Familia caritatis in Ovàros erwarten, Gäste werden sich nur zu bald einfinden, ich brauche eine Hausfrau. Ich verbiete mir auch jede Frage und jeden Ausbruch etwaiger schwesterlicher Antheilnahme und dergleichen. Das aber kannst Du auch den ärgsten Plappermäulern sagen, daß ich, Dein Bruder, lieber als alter, vertrockneter Junggeselle sterben als ein Mädchen meines eigenen Standes heirathen will.“

Er kehrte ziemlich unverändert zurück, nur noch etwas ungleicher in seiner Laune, noch etwas leichter zum Zorne gereizt und wilder als früher in seinen seltenen Anfällen von Lustigkeit.

„Immer martialisch!“ sagte sein zur feinsten staatsmännischen Glätte zugeschliffener Schwager von ihm und meinte: „Am besten würde er sich im Harnisch machen. Die Rüstung wäre das rechte Kleid für seine übergroße,

knochige Gestalt; seinem schmalen Gesichte mit den großen Zügen und dem gewaltigen, lang herab hängenden Schnurrbart müßte die Stahlhaube gut stehen."

Herrischer denn je trat der Graf nach seiner langen Abwesenheit daheim auf. Seine ehemalige Strenge hatte sich zur Unerbittlichkeit verschärft, ein Zug von Mißtrauen, das er selbst peinlich zu empfinden schien, kam sogar seinen nächsten Menschen gegenüber zu Tage.

Von seinen letzten Erlebnissen in Wien sprach er nie, nicht einmal mit seiner Schwester. Doch erfuhr sie nach und nach Alles durch Andere. Ihr Bruder hatte für eine junge Dame am Kaiserhofe eine Leidenschaft gefaßt, die ihn um sein gesundes Urtheil brachte, ihn mit Blindheit schlug. Wer ihn früher gekannt, wurde irre an ihm. Dieser König in seinem Bereiche, der Widerstand nie erfahren hatte, am wenigsten den einer Frau, hielt das Spiel, das die Geliebte mit ihm trieb, für eine Geduldprobe, die sie ihm auferlegte, und die er unbegreiflich glänzend bestand. Er machte sich weich und fügsam; der ungeleckte Bär war wie ein Seidenfaden in ihrer Hand. Wohlmeinende sagten ihm: „Sie hat Dich zum Besten, denkt nicht an Dich; ein Glücklicher, der zu schweigen weiß, freut sich ihrer Gunst."

Er wies die Warner in einer Art zurück, die ihnen das Wiederkommen verleidete. Sie hatten erfahren, daß die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, sich nur auf eine Person bezog. Für die Uebrigen blieb er der Selbstherrliche, sein eigener Rathgeber und Zweifellöser, der Mann, der lieber ertrinken als sich auf eine Planke retten will, die ein Anderer ihm zugeschoben hat.

Die Stunde kam, in der die Unglückswelle über ihm zusammenschlug. Er erlitt eine furchtbare Enttäuschung und hatte es nur seinem Hochmuth zu danken, daß er sie nicht als Demüthigung empfand. Aber eine feierliche Absage leistete er an alle Mädchen und Frauen der Kaste, der Die angehörte, die sich so schnöde an ihm versündigt hatte. Mit dem Glauben an die Eine war ihm der Glauben an Alle versunken.

~~~~~~~~~~

Von nun an lebte der Graf als Landwirth und Jäger auf seinen Gütern, am liebsten in Ovàros. Dorthin berief er auch seine Schwester nach dem Tode ihres Mannes zu bleibendem Aufenthalte. Sie gehorchte, sie kam, sie durfte ihm gegenüber keinen Willen haben, denn von ihm hing das Wohl und Weh ihrer Kinder ab. Er hatte ihre fünf Söhne in adeligen Erziehungsanstalten untergebracht. Sie konnte darauf zählen, daß er für ihre Zukunft sorgen werde, wenn ihnen seine Gewogenheit erhalten blieb. Diese zu verscherzen war nur allzu leicht, und die Gefahr lag nahe. Zwischen ihnen und dem Onkel Wohlthäter bestand keine Sympathie; sie waren alle dem Vater nachgerathen und mehr Oesterreicher als Ungarn. Besonders die älteren ertrugen nur mit schwerer Selbstüberwindung die Despotie des Familienchefs. Ihre Mutter verzichtete freiwillig auf das Glück, sie in der Ferienzeit bei sich zu haben, um jeder Gelegenheit zu einem Conflicte mit dem Grafen vorzubeugen.
~~~~~~~~~~

Sie selbst schleppte ein armes Dasein in nervenaufreibendem Unbehagen, in immerwährender Furcht des „Herrn“. Verwöhnt, sagte sie sich selbst, war sie durch den Umgang mit ihrem verstorbenen Gatten geworden. Der ihr an Geist und Bildung weit überlegene Mann hatte ihr jeden Wunsch abgelauscht, sie mit erfinderischen Rücksichten umgeben. Nun aber lag es an ihr, alle erdenklichen Rücksichten zu üben gegen ihren Bruder, den sie in so vieler Hinsicht übersah. Ihre Mutterliebe machte ihr das Martyrium einer widerstrebenden Geduld, einer unüberzeugten Demuth zur Pflicht.

Alle Diener, alle Dorfleute wußten: sie meint es gut mit uns. Ihr blutet das Herz bei jeder Härte, die vom Grafen, bei jeder Ungerechtigkeit, die von seinen Beamten verübt wird, aber auch nur die geringste verhüten kann sie nicht. Sie getraut sich kaum, beim Hofrichter ein gutes Wort für einen armen Teufel einzulegen. „O Die! Die dankt Gott, daß sie das Leben hat,“ sagten die Leute, und so war denn ihr Ansehen sehr gering. Aber Befehle ertheilen sollte sie doch, die große Haushaltung hatte sie doch zu führen und für die vielen Gäste zu sorgen, die sich tagaus, tagein in Ovåros einfanden. Unschätzbar war da die Hülfe des guten Sáskay, der mit seiner Autorität eintrat, wenn die ihre nicht ausreichte. Nur die Kosten der Liebenswürdigkeit konnte er ihr nicht tragen helfen, die mußte sie allein aufbringen. Der Graf kam selten rechtzeitig zu einer Mahlzeit. Er kümmerte sich nicht um die „Sippschaft“, wie er verächtlich sagte, die bei ihm aß und trank. Zu einem Thor fuhr die herein, zum anderen ritt er hinaus, gefolgt von seinem Reitknecht Stephan. Schenkte er den Nachbarn, den Verwandten einmal ein paar Stunden, waren sie beglückt; ließ er sich zu einer Partie Tarock mit ihnen herbei, war es für sie der Gipfel der Ehren. Er spielte nachlässig, zerstreut, als Grand Seigneur, der die guldengierigen Partner gewinnen läßt. Oft geschah’s, daß man erfuhr: er ist eben angelangt, hat das Essen auf sein Zimmer befohlen und den Hofrichter rufen lassen. Da herrschte Consternation, da wußte man, irgend eine Unregelmäßigkeit ist entdeckt worden, und jetzt wird ins Gericht gegangen. Drakonische Strafen werden dictirt, Familien werden brotlos, vielleicht wegen eines unbedeutenden Versehens, vielleicht sogar wegen eines unbegründeten Verdachts.

Was die Beschlüsse, die der Graf in solchen Augenblicken faßte, furchtbar machte, war ihre Unwiderruflichkeit. Wenn sich die Unschuld eines Verurtheilten auch sonnenklar herausstellte, zurückgenommen wurde das Urtheil nicht. Der so ungeschickt gewesen war, eine schlechte Meinung zu erwecken, mochte sich mit dem Bewußtsein seiner Makellosigkeit trösten, wenn er jetzt betteln ging.

Einen Widerruf wird er aber dennoch leisten, hatte die Familie lange gemeint. Heirathen wird er doch, und daß er eine Andere als eine hochgeborene Dame wählen könne, war ausgeschlossen. Wenn er stürbe, ohne Erben zu hinterlassen, ginge das Majorat auf die Angehörigen einer Linie über, mit der die seine von jeher auf dem Kriegsfuß gestanden hat. Denen wird er es doch nicht zuwenden wollen.

Trafen ihn seine Bekannten einmal ausnahmsweise gut gelaunt, dann wagten sie von der oder jener schönen Magnatentochter zu sprechen, die zur Herrin von Ováros wie geschaffen sei. Diese Andeutungen nahm er mit der Gleichgültigkeit hin, die man Angriffen auf unwiderrufliche Entschlüsse entgegen setzt.

„Hat sie selbst Euch hergeschickt? Was kriegt Ihr für Eure Freiwerberei?“ Sein letztes Wort war immer: „Gebt mir Ruh' mit den Weibern!“

Die „Weiber“ spielten keine Rolle in seinem Leben, er verschwendete wenig Gedanken und wenig Zeit an sie. Für die Schönheit behielt er aber auch in vorgerückten Jahren scharfe Augen, und wenn der Anblick eines jungen Mädchens oder einer jungen Frau besonderen Eindruck auf ihn gemacht hatte, ließ er sie zu sich laden. Und weil die Zeugin seiner schwachen Stunden immer reich beschenkt entlassen wurde, und weil die Moralbegriffe auf den Höfen von Ováros nicht strenger waren als die an den Höfen des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig, herrschte allgemeines Bedauern, daß der Herr und Gebieter nicht mehr schwache Stunden hatte.

Ilona war schon seit einigen Wochen im Hause, als Gräfin Elisabeth zum ersten Mal auf sie aufmerksam wurde.

Das Schloß, von dessen Thurme vor dreihundert Jahren der Halbmond auf das verwüstete Land herab geglänzt hatte, sah heute mit seiner Front auf einen grünen, baumreichen Park. Nördlich begrenzte ihn der Weg, der zum Dorfe führte, gegen die anderen Himmelsgegenden hin die Umzäunung des liebevoll gepflegten Thiergartens. Der rückwärtige Tract des Schlosses bildete einen großen, viereckigen Hof, auf den die Fenster der verschiedenen Küchen und der Dienerzimmer gingen. Die Räume, die der Graf und seine Schwester im ersten Geschosse bewohnten, waren durch den Ahnensaal und die Prunkgemächer getrennt. Das zweite Geschoß wurde von zahllosen, uralten Geschlechtern entstammten Mäusefamilien als erbgesessene Domäne betrachtet. Doch ehrten sie den Brauch des Hauses und zogen sich während der Anwesenheit seiner Gäste hinter die Tapeten zurück. Den Zugang zum Hof bewachten von hohen, steinernen Pfeilern aus zwei einförmige, graue Gebilde, die dereinst aufwartende Wappenlöwen gewesen sein mochten. Außerhalb des Hofes lief zwischen windbrüchigen, überständigen Eichen ein breiter Weg bis zu den Wirthschaftsgebäuden und Stallungen. Der Wiesengrund neben ihm war von Kieswegen durchschlängelt und mit Flieder- und Jasminsträuchern bepflanzt.

Dort befand sich Gräfin Elisabeth an einem sonnigen Frühlingsmorgen. Sie ging von Gebüsch zu Gebüsch und schnitt die am reichsten blühenden Zweige ab, sie zu Sträußen zu binden, mit denen sie ihre Zimmer schmückte. Die schmale Dame im schwarzen Wittwenkleide hatte immer etwas ängstlich Hastendes in ihren Bewegungen und wandte sich auch jetzt mit ganz unbegründeter Eile dem Schlosse zu. Aber plötzlich bannte ein gar lieblicher Anblick sie auf ihren Platz.

Aus dem Hofe kam, einen Korb am Arme, ein junges Mädchen in Bauerntracht; zierlich und schlank und fein gegliedert. Sie hatte die schweren

braunen Haarzöpfe um den wundervoll geformten Kopf geschlungen; auf ihrem zarten, rosig angehauchten Gesichte lag ein sanfter, still in sich beglückter Friede, wie er aus den Augen ganz junger, ahnungslos in die Welt blickender Kinder spricht. Sie schritt dahin sanft und sicher, im unbewußten Genuß ihrer blühenden Jugend, daheim auf dieser schönen Erde, in wonniger Uebereinstimmung mit dem Frühlingsleben, in dem ihr eigenes knospte und prangte.

‚O Du Glückskind!‘ dachte die arme, in steter Bangniß schwebende Gräfin beim Anblick des holden Geschöpfes, das ihr erschien wie die verkörperte Anmuth und Seelenruhe. Sie war im Begriffe, aus dem Gebüsche hervor zu treten, als sie den Reitknecht Stephan vom Stalle herüber dem jungen Mädchen entgegen kommen sah und unwillkürlich dachte: ‚Ich möchte doch sehen, ob er an der Schönheit gleichgültig vorbei geht.‘ Stephan führte an jeder Hand ein gesatteltes Pferd am Zügel und ging zwischen den zwei edlen Thieren gemächlich dem Schlosse zu. Er hatte offenbar noch keine Eile. Ein paar Schritte vor dem jungen Mädchen blieb er stehen und betrachtete sie wohlgefällig und sie nicht weniger wohlgefällig ihn oder vielmehr — seinen Anzug. Der gefiel ihr über die Maßen. Die seltsame Mütze, der dunkelgrüne Leibrock aus feinstem Tuch mit den goldenen Knöpfen, die weißen Lederhosen, die blinkenden Stulpstiefel, das war Alles so kostbar und so eigenthümlich, daß sie vor Staunen über den Anzug kaum beachtete, wie hübsch der braune Bursche war, der in ihm steckte.

„Du!“ rief er sie an, „Du bist gewiß die Ilona aus der Czárda, die der Herr von Sáskay unlängst aufgenommen hat. Bist Du's nicht?“

„Warum soll ich's nicht sein?“ erwiderte sie; „freilich bin ich's. Und Sie, wer sind Sie?“

„Sag' nur ‚Du‘. Ich dien' im Stall und bin ein Reitknecht.“

„Nur ein Reitknecht und hast so schöne Kleider? Ist Dir nicht leid um die schönen Kleider drin im Stall?“

„Im Stall trag' ich sie nicht. Nur zum Ausreiten mit dem Herrn Grafen.“

„So — Du reitest aus mit dem Grafen?“ fragte sie und besann sich der Warnungen des Predigers und Sáskay's vor jedem Zusammentreffen mit dem Herrn. „Fürchtest Du Dich nicht vor ihm? Er soll so bös sein.“

„Hej, ja! Bös ist er schon. Mir hat er aber noch nichts gethan.“ Während er sprach, hatte eines der Pferde nach dem anderen die weiche Nase seinem Gesichte genähert und ihn sanft und freundschaftlich angetupft.

„Mir scheint,“ meinte Ilona, „Deine Pferde haben Dich gern.“

„Ja, ja, die dummen Thiere — ich sie auch.“

„Das glaub' ich, sie sind so schön.“

„Schön sind sie schon. Pferde sind das Schönste auf der Welt, außer, ja — was denn?“ Er blinzte sie pfiffig an: „außer vielleicht die schönen, jungen Mädchen. Hej! da müßte aber eines ganz schön, ganz jung sein, es müßte sein . . .“ wie ‚Du‘ schwebte es ihm auf den Lippen, leuchtete es ihm aus den Augen.

Sie hob drohend den Finger: „Sprich keinen Unsinn! sonst verklag' ich Dich beim Prediger.“

„Der Dich hergebracht hat?“

„Der mich hergebracht hat. Vergelt's ihm Gott! Ich bin so froh! so froh!“

„Ich bin auch froh, weiß Gott warum?“ sagte er lachend und setzte seinen Weg fort.

Die Gräfin hatte von dem Gespräch nur die letzten Worte deutlich verstanden. Sie klangen wie ein leises Jauchzen und erquickten das Herz der armen Frau, die fast nie allein und doch schrecklich einsam, fast immer von lärmender Lustigkeit umgeben und selbst doch so traurig war. Sie hatte viele Kinder und entbehrte die Nähe aller. Wie der Stephan hergekommen war mit den Pferden, hatte sein längliches Gesicht, hatten die feine, etwas aufgestülpte Nase, der frische Mund und besonders der gutmüthige Ausdruck der dunkelblauen Augen sie an ihren Aeltesten, ihren Ludwig, gemahnt. Ihr, die an Wahrzeichen glaubte, hatte Stephan's: „Auch ich bin froh!“ wohlgethan. Vielleicht war das eine gute Vorbedeutung. Vielleicht erwarb sich ihr Ludwig eben neue Ehren zu den vielen, die er als Zögling der Theresianischen Ritterakademie in Wien schon errungen hatte.

Am selben Tage noch ließ sie Sáskay rufen und erkundigte sich bei ihm nach der jungen Schönheit, die in seiner Küche aufgetaucht war, und sagte ungefähr dasselbe, was der Prediger gesagt hatte. Sáskay wußte auch ihr nichts Anderes zu erwidern als er seinem Verwandten erwidert hatte.

Bald aber konnten Alle, die an Ilona's Geschicken Theil nahmen, sie für geborgen halten.

Stephan hatte dem Herrn Chef gehorsamst angezeigt, daß er sich mit ihr verlobt habe und auf sie Acht geben und Jedem die Zähne einschlagen werde, der sich erfrechen sollte, einen „unrechten“ Blick nach ihr zu werfen. „Denn,“ schloß er seine Anrede, „gnädiger Herr von Sáskay, eifersüchtig bin ich schon wie der Teufel.“

„Sei nur auch eifersüchtig auf Dich selbst,“ sprach der Chef; „halte Deine zukünftige Frau in Ehren.“

Mit einem schönen Aufleuchten in seinen Augen versicherte der Bursche, darauf könne der Herr von Sáskay sich verlassen, und dieselbe Versicherung gab er auch dem Prediger.

Von Heirathen war freilich noch keine Rede, die Brautleute mußten noch so manches Jahr dienen und sparen, bevor sie daran denken durften, einen Haushalt zu gründen. Aber die Gegenwart wurde ihnen durch die Aussicht in die Zukunft vergoldet, und auch diese Gegenwart war ja so übel nicht. Selten verging ein Tag, an dem sie einander nicht sahen und nicht wenigstens ein paar Worte wechseln konnten. Am Sonntag-Nachmittag aber, wenn Alles, was „frei“ hatte und junge Beine, ins Wirthshaus tanzen ging, trafen die Verlobten beim Prediger zusammen, der ihre kleinen Ersparnisse verwaltete. Sie überzählten ihre Kreutzer und Gulden und bauten in Gedanken an einer zukünftigen Wohnstätte, einem kleinen, allerkleinsten Hause. Sie richteten es in Gedanken auch ein, und in einen Grund, den sie sich dazu träumten, säten sie Mais und legten Gemüsebeete an.

Rasch wie noch nie floß ihnen der Sommer dahin. Der Herbst kam heran und mit ihm die Jagdzeit, die Scharen von Gästen nach Ovàros brachte. In den Küchen und in den Stallungen gab's so viel zu thun, daß manche Woche verging, in der Stephan und Ilona einander nicht einmal von Weitem erblickten, und mancher Sonntag, an dem von einem Besuch beim Prediger nicht die Rede sein konnte.

Im Leben des Herrn Chefs bildeten die Jagdzeiten die Glanzperioden, da zeigte er sich in seiner Gloria, da bethätigte sich die Unerschöpflichkeit seiner Phantasie bei der Zusammenstellung der Mahlzeiten ebenso glänzend wie seine Kunst bei der Ausführung jedes einzelnen Gerichtes. Die schmeichelhaftesten Botschaften wurden ihm schon von der Tafel aus zugeschickt, und Nachmittags erschienen die Leutseligen unter den Herrschaften persönlich in seiner Küche und spendeten ihm die überschwänglichsten Lobeserhebungen. Er nahm sie würdevoll, beinahe mit Herablassung entgegen; Niemand hätte ahnen können, wie sehnsüchtig er nach dieser Anerkennung gelechzt hatte, wie entsetzlich ihm ihr Ausbleiben gewesen wäre.

Nun geschah's, daß eines Vormittags, kaum eine Stunde ehe das Diner servirt werden sollte, und als der Koch vor seinen der Vollendung entgegen reifenden Werken am Herde stand, ein Küchenjunge herein stürzte. Er war puterroth vor Entzücken, der Ueberbringer einer schlimmen Botschaft zu sein und rief: „Herr von Sáskay! Herr von Sáskay! Der Herr Beschließer läßt Ihnen sagen, daß Gäste gekommen sind, zwei Wagen voll! Acht Personen! Bleiben Alle beim Diner, Herr von Sáskay!"

Das war nun doch auch seinem an Auskunftsmitteln so reichen Geiste zu viel. Der Chef murmelte etwas von Schlagtreffen, ließ sich seine zwei Sessel in die Mitte der Küche rücken, stemmte beide Arme in die Seite, so daß er den ganz ungewöhnlichen Anblick eines Mehlsackes mit Henkeln bot, und dachte nach. Das Küchenpersonal sah ihm zu. Niemand gab einen Laut von sich. Plötzlich rief Sáskay die Namen der beiden Mehlspeiseköchinnen.

„Marina! Susi! Hierher! Und Du, Ilona, Du hast die schnellsten Beine, Du läufst, was Du kannst, zum Fischmeister, verstehst? Er soll gleich — gleich! verstehst? — das Beste schicken, was er hat. Nimm den kürzesten Weg durch den Park in den Thiergarten und gradaus zum Bach, dann sind's nur noch ein paar Schritte bis zur Fischerei. Lauf! lauf! solltest schon wieder da sein."

Und Ilona lief. Ach, so gern, so freudig. Lange war sie nicht mehr gerannt wie früher als Kind und als ganz junges Mädchen, daß die Zöpfe flogen, gerannt ohne Ziel und Zweck, aus purer Lust am tollen Laufe.

Wie der Blitz geht's über die Wiesen dem Thore des Thiergartens zu ... Es ist geschlossen; nachzusehen, ob versperrt oder nur eingeklinkt, hat sie keine Zeit. Der Zaun ist nicht allzu hoch — mit einem tüchtigen Anlauf nimmt sie das Hinderniß. Vorwärts! Hurrah! Sie springt, ist drüber und — liegt an der Brust eines Mannes, der quer durchs Wäldchen gekommen und eben hinter den Bäumen hervor getreten ist.

Sie schnellt zurück, von Entsetzen erfaßt. Der Graf! Es ist der Graf, an den sie angeprallt. Sie hat ihn schon mehrmals gesehen zu Pferde, und das

mächtigste war ihr unter ihm klein erschienen und Stephan wie ein Knabe, wenn er hinter ihm herritt. Aber so groß, so furchtbar wie jetzt ist der Gebieter ihr noch nie erschienen.

„Herr Jesus! Herr Jesus!“ stammelt sie und starrt in Todesangst zu ihm hinauf. In seinen tief liegenden, stechenden Augen blinkt es so merkwürdig, so unheimlich. Eines Herzschlags Dauer hat Schrecken sie gelähmt, dann ist sie auf der Flucht. Leichtfüßig, angstgepeitscht rennt sie über den Fußsteig im Gehölz.

Der Graf war stehen geblieben und sah ihr nach, bis ihre schlanke, elastische Gestalt im Grün verschwand.

Am Abend, als Ilona und ihre zwei Kameradinnen sich nach dem Zimmer in der Nähe der Küche, das sie mit einander theilten, begeben wollten, kam ihnen im noch hell erleuchteten Gang der Secretär entgegen. Auf seinem olivenfarbigen Gesichte lag der gewohnte Ausdruck höhnischer Freundlichkeit. Er verlor ihn nie, selbst nicht nach einem Auftritt mit dem Herrn, der — was oft vorkam — in thätlicher Mißhandlung des treuen Dieners geendet hatte. Auch jetzt trat er bissig lächelnd auf Ilona zu, drehte die nadelfeinen Spitzen seines Schnurrbarts und sprach nachläßig:

„Gut, daß ich Dich treffe. Du sollst zur Frau Gräfin. Komm gleich mit. Und Ihr,“ wandte er sich an die anderen Mädchen, „geht schlafen.“

Zur Gebieterin, die ihr die Pflege ihrer Blumen anvertraut hatte, gerufen zu werden, war für Ilona nichts Ungewöhnliches; nur war es bisher zu so später Stunde nie geschehen.

„Was befiehlt die Frau Gräfin?“ fragte sie.

„Weiß nicht,“ antwortete er. „Solltest Du es nicht besser wissen als ich?“

Als sie die große Treppe betreten wollte, zog er sie lachend zurück: „Nicht dorthin, dort wartet die Frau Gräfin nicht.“ Er führte sie zu einem Eingang, der sonst immer geschlossen blieb, eine teppichbelegte, bildergeschmückte Seitentreppe hinauf. Sie standen vor einer in dunkelm Getäfel angebrachten Thür. Der Secretär stieß sie auf:

„Da hinein und verstell' Dich nicht! Du weißt, wer Dich rufen läßt.“

Sie schauderte; ihr war, als grinse der leibhaftige Böse sie aus seinen gelben Zügen an. „Ich . . . ich . . .“ stöhnte sie verwirrt, außer sich . . . „ich habe gedacht . . .“

„Denk' nicht, gehorche!“ war das Letzte, was sie vernahm, als die Thür des halb dunkeln, hoch gewölbten Raumes, in den der Secretär sie gestoßen hatte, hinter ihr ins Schloß fiel.

Das war eine andere Ilona, die von gestern und die von heute und die von all' den Tagen, die dem Heute folgten. Eine, der aus der Seele gerissen worden mit Stumpf und Stiel und bis aufs letzte Würzelchen, was in ihr geblüht hatte an stiller Heiterkeit, an Lebensfreude und an schöner Zuversicht. Eine, die statt Sehnsucht nach ihrem Stephan unsagbare Scheu vor ihm empfand. — Nur ihm, Herrgott im Himmel, nur ihm nicht unter die Augen

kommen! In weitem Bogen wich sie ihm aus, wenn sie ihn in der Ferne erspähte. Lieber todtgeschlagen werden, lieber verbrennen bei lebendigem Leibe als ihm in die Augen sehen müssen.

Er war rathlos, wußte nicht, was er denken sollte; er glaubte Anfangs an einen Scherz, eine Ueberraschung, die sie vorbereite. Er schickte ihr Botschaft auf Botschaft, und da keine Antwort kam, fing er endlich an zu schmollen und wartete, daß sie einlenken werde . . . Wartete umsonst. Ilona ließ sich nicht mehr blicken; weder bei den Versammlungen in der Schloßküche noch außerhalb des Hauses.

Durch den Prediger, dem Stephan sein Leid klagen ging, erfuhr er eines Tages die ganze, furchtbare Wahrheit, und mußte sie, aus diesem Munde kommend, gelten lassen. Die Andeutungen seiner Mitdiener hatte er mit Faustschlägen beantwortet.

Im Schlosse konnte, was geschehen war, kein Geheimniß bleiben, Ilona selbst verrieth es durch ihre Verzweiflung. Einige der Hausleute bemitleideten sie, von den meisten wurde sie verspottet.

„Was die für Geschichten macht!“ sagte die hübsche Köchin Marina, „als ob sie eine Prinzessin wäre, die Keiner anrühren darf, der sie nicht gleich zum Traualtar führt.“

Ein kecker Küchenjunge setzte den Zeigefinger an die Stirn, that als ob er nachsänne, und schlug dann ein Schnippchen: „Wer weiß? Vielleicht ist sie eine Prinzessin und wäscht nur zum Vergnügen Geschirr ab.“

Die Schlafkameradin Ilona's, die sich zuerst und am meisten über sie lustig gemacht hatte, war auch die Erste, die Erbarmen mit ihr fühlte. Das Mädchen erwachte einmal des Nachts, vom Mondenschein geweckt, der ihr durch das halb geöffnete Gitterfenster hell ins Gesicht fiel, und sah Ilona noch angekleidet am anderen Ende des Zimmers vor ihrem Bette knieen. Sie vergrub den Kopf in das Kissen und suchte ihr herzbrechendes Schluchzen zu unterdrücken.

Ein Weilchen zögerte die Gefährtin; bald aber stand sie auf, trat leise zu der Weinenden heran, legte ihr liebkosend die Hand auf den Nacken und beugte sich und flüsterte ihr ins Ohr: „Du bist dumm, Ilona. Kränkst Dich, eine Andere wäre froh . . . Hätte doch der Secretär sich geirrt und statt Deiner mich zum Grafen gerufen!“

Ilona fuhr empor: „Sprich nicht so, sprich nicht so! — So etwas zu denken ist schon Sünde.“

„Glaub' das nicht,“ erwiderte die kleine Erzsi; „gar keine Sünde wär's; etwas Gutes käme dabei heraus.“

„Etwas Gutes?“

„Ja. Mir würde jetzt der Beutel mit dem vielen Geld gehören, den der Secretär in Deine Truhe gelegt hat, und ich würde meinen János vom Militär loskaufen und wir könnten heirathen und glücklich sein.“

Ilona blickte sie lange schweigend mit maßlosem Staunen an: „Heirathen?... Würde er Dich denn noch nehmen?“

„Noch nehmen?“ wiederholte Erzsi, „o wie gern — er hat mich ja lieb, er wäre froh, daß er mich früher bekommt, als wir je gehofft haben.“

Wieder blickte Ilona nachdenklich zu ihr hinauf und sagte unendlich traurig: „Mein Stephan ist anders.“

„Ach was! Das bildest Du Dir ein.“

„Das weiß ich. Zwischen ihm und mir ist Alles aus, und ich will und brauche in der Welt nichts mehr. So geh Du nur zu meiner Truhe, nimm das Geld heraus und kaufe Deinen János los.“

Der Freudenschrei, den Erzsi ausstieß, weckte die dritte der Kameradinnen. Sie richtete sich zürnend auf in ihrem Bette und befahl Ruhe.

Dem bewegten Herbste folgte ein stiller Winter. Wie alljährlich verlebte ihn der Graf auf einem anderen seiner Güter. Einige Diener und Stephan mit den Lieblingspferden waren dahin voraus geschickt worden.

In Ovàros führte, während der Abwesenheit ihres Bruders, die Gräfin eine sogenannte Herrschaft. Wem es gefiel, der beugte sich ihrem milden Scepter. Die Weihnachtszeit, die freudig erwartete goldene Zeit, brachte ihr das Wiedersehen mit ihren Söhnen. Da waren sie Alle bei ihr, da schwelgte sie in Mutterstolz und Mutterglück. Ein wonniges Beisammensein, ein schweres Scheiden. Nach Neujahr waren die Kinder wieder fortgezogen, und Elisabeth wanderte blaß und verweint durch das Haus, durch die Gärten, saß Mittags und Abends allein bei ihrem traurigen Mahle, empfand mit bitterem Wehgefühl ihre tiefe Einsamkeit und fürchtete doch die Stunde, die den Grafen und mit ihm eine lästige, ihr widerstrebende Geselligkeit zurück bringen werde.

Woche um Woche verging. Eines Tages klopfte es sachte an ihrer Thür. Aus den Gewächshäusern waren frische Blumenstöcke gebracht worden. Ilona kam, um sie mit den welkenden zu vertauschen, ging ein und aus und ordnete die Pflanzen in den Körben und auf den Tischen.

Die Gräfin sah ihr zu. Sie waltete mit Ernst, mit großer Sorgfalt ihres Amtes. Und doch, was konnte ihr daran liegen, ob es etwas besser oder etwas schlechter versehen wurde? Ihr, mit ihrem schweren Herzen, ihr, der Trostlosigkeit mit steinernen Zügen auf der Stirn geschrieben stand?

Wohin war der selige Frieden gekommen, um den Elisabeth das arme Kind beneidet hatte?

Gewiß, später als jedem Anderen im Schlosse war ihr zur Kenntniß gelangt, wie es um Ilona stand, und auch dann noch wollte sie den Schein des Nichtwissens wahren, wollte sie nicht hören noch sehen. Das ihr selbst unerklärliche Gefühl einer Art Abneigung gegen die Unglückliche hatte sich mit der Erkenntniß der Schuld, die an ihr begangen worden, ins Herz der Gräfin gestohlen. Heute schmolz die ihrem eigensten Wesen völlig fremde Härte. Sie erhob sich, ging auf Ilona zu und klopfte ihr sanft auf die Schulter:

„Kränke Dich nicht so herunter, liebes Kind,“ sprach sie; „es kann noch Alles gut werden.“

Wie aus dem Schlummer aufgeschreckt fuhr das Mädchen zusammen, brennende Röthe flammte auf ihren Wangen, ihre Augen blieben gesenkt: „Nichts kann mehr gut werden,“ stammelte sie, „nichts mehr, hochgeborne Frau Gräfin.“

Elisabeth suchte ihr Trost zuzusprechen, fühlte aber bald, daß ihr Bemühen eitel war, und hielt auf einmal inne. Alles, was sie sagte, erschien ihr selbst als hohles Gerede, diesem armen, seines Elends so klar bewußten Geschöpfe gegenüber.

Ilona schlich die Treppe hinab und langsam durch den Gang; am Morgen schon müde, erschöpft vor Beginn des Tagewerks. Draußen lag dichter, frisch gefallener Schnee, Märzschnee. Traumhaft schön war das Licht, das durch die hohen Fenster mit den steilen Spitzbogen drang, auf dem ziegelgepflasterten Boden ruhte, einen zarten Schmelz auf die altersgrauen Steinmauern zauberte und sie stellenweise wie angehauchte Spiegel erscheinen ließ.

O heiliges Licht! silbern glänzender Himmel, lilienhaft schimmernde Erde! Dumpf und leidvoll empfand ein entwürdigtes Menschenkind Euern Anblick als Symbol der Reinheit und weinte über sich.

„Du!“ rief plötzlich eine wutherstickte Stimme hinter ihr, und sie wandte sich. Nun ja! all' die Tage hatte sie davor gezittert. Man wußte schon im Schlosse: der Stephan wird nächstens da sein mit den Pferden.

Und da war er, hatte ihr in einer Fenstervertiefung im Gang aufgelauert, sie vorüber gehen lassen, schrie ihr jetzt zu und näherte sich dräuend. Ihre Knie wollten versagen, sie lehnte sich, um nicht umzusinken, mit dem Rücken gegen die Wand, an die sie auch krampfhaft die herabhängenden Arme, die flachen Hände preßte.

Stephan trat dicht vor sie hin, bleich vor Zorn; unbarmherzig maß sie sein Blick vom Wirbel bis zur Sohle, zwischen den knirschenden Zähnen stieß er sinnlose, unzusammenhängende Reden und Schimpfwörter hervor. Sie zuckte unter jedem wie gepeitscht, aber ihre Qual blieb stumm und ohne Laut, bis endlich seine Maßlosigkeit ihren Widerstand weckte. Als er keuchend, athemlos einen Augenblick inne hielt, sagte sie:

„Ich habe gewußt, was ich von Dir zu erwarten habe, wie arg Du sein kannst und schrecklich.“

„Gewußt hast Du's, gefürchtet hast Dich nicht!“ Er hielt ihr die geballte Faust vor die Augen: „ich müßt' noch viel ärger sein, Du Schlechte!“

„Ich bin nicht schlecht,“ brachte sie mühsam hervor. „Ich kann nicht für mein Unglück ... Wie soll ich dafür können? ... Wer ist stärker, der Herr oder ich?“

„Du hast Zähne, Du hast Nägel, hast eine Stimme, kannst schreien.“

„Und wer kommt auf mein Geschrei? Wer getraut sich? Wer hat dem Herrn etwas zu befehlen, Stephan, Stephan — Du Narr!“

Er stutzte, er fand keine Antwort.

„Wenn ich das ganze Schloß zu Hülfe rufe, wer hilft mir, sag' mir, wer mir hilft?“

Auch darauf wußte er nichts zu sagen, aber daß er es nicht wußte, war keine Milderung seiner Pein — gefoltert wand er sich in ihren Krallen.

Die ihn liebte, wurde von einem großen Erbarmen mit ihm erfaßt.

„Beschimpf' mich nicht, Stephan,“ bat sie gepreßt und leise; „wenn Du wieder zu Dir kommst, wird Dir's leid sein ... Schau Dich nicht mehr um

nach mir, schau mich nicht an! Schau mich nicht an! . . . Ich vergeh' vor Scham, und ich kann ja nichts dafür — und ich bitte Dich, spare nicht mehr, geh tanzen am Sonntag. Suche Dir eine Andere aus — Du brauchst nur auszusuchen . . . wie Viele haben mich beneidet . . ."

Ein der Rührung verwandtes Gefühl wollte ihn erfassen; er rang dagegen, er trieb sich selbst in einen neuen Zornesausbruch hinein. Diesem aber blieb Ilona nicht mehr schutzlos ausgesetzt.

Stephan's Toben hatte Zeugen herbeigelockt. Die Einen, die ihn auf den veränderten Stand der Dinge aufmerksam gemacht und dafür Faustschläge geerntet hatten, triumphirten; die Neugier der Anderen, die voll Spannung das Wiedersehen der Brautleute kaum mehr erwarten konnten, war befriedigt. In schönster Einmüthigkeit legten Alle sich ins Mittel, Ilona wurde von Allen vertheidigt. Die kleine Erzsi schlang die Arme um ihre Freundin und rief empört dem schonungslosen Ankläger zu:

„Fort! Schäm' Dich! Versteck' Dich! . . . Etwas Besseres, heißt es immer, bist Du . . . Du etwas Besseres! . . . Ein Finger meines János, ein Haar ist mehr werth als Du!" Sie glühte, sie schrie: „Was würde er thun, wenn ich etwas Schlechtes gethan hätte, wenn ich's gern gethan hätte? — Durchprügeln würde er mich, und dann wäre Alles wieder gut. So macht's Einer, der Einen lieb hat. Du hast nur Dich selbst lieb, denkst nicht an sie, fragst nicht einmal: ‚Hat sie's gern gethan? Kann sie dafür? Kränkt sie sich nicht ab Tag und Nacht, weint sie sich nicht zu todt?'" Die kleine Erzsi war in ihrer flammenden Entrüstung ein wenig lächerlich und sehr bewunderungswürdig, und ihre Beschuldigungen übten auf Stephan, statt ihn zu reizen, einen beschwichtigenden Einfluß aus.

Am nächsten Tage kam der Graf zurück, und schon wenige Stunden nach seiner Heimkehr wurde Stephan mit den Pferden zum Ritte nach dem entlegensten Gestüt befohlen.

Nun ging's im bequemen, gleichmäßigen Galopp über die Haide. Sie schien sich ins Unendliche zu dehnen in ihrer melancholischen Einförmigkeit, trübselig, wie der Gedanke an ein freudenbares, ewiges Leben. Der fast verwehte, fast geschmolzene Schnee breitete nur noch in den seichten Mulden des Bodens mißfarbige Laken aus. Ein weißlich schimmernder Fleck am trüben Himmel bezeichnete die Stelle, an der die Sonne schon ziemlich niedrig stand. So eisig scharf strich der Wind, als ob jede Hoffnung auf den nahenden Frühling in den Herzen der Menschen abgeschnitten werden sollte. Den Stempel der Trostlosigkeit trug diese große Ebene, auf der ein junger Reiter hinter einem alten einher jagte. Der alte hatte den breiten Rücken gebeugt, den Kopf gesenkt, wie wenn er Sturm laufen wollte gegen den Sturm.

„Du Mörder! o Mörder Du, vermaledeiter!" fluchte der junge lautlos vor sich hin. „Mörder der Ehre, der Unschuld, Mörder meines Glückes. Da reitet der Verdammte und ist voll Galle und denkt: Die Kerle dort im Gestüt erwarten mich nicht, die will ich überraschen . . . Gewiß bei einer Fahrlässigkeit, und dann — weh ihnen! . . . Immer ein Richter über Andere, Du Mörder, Du Henker . . . Und Du sollst nie gerichtet werden? Du sollst

nie erfahren, wie das thut, immer unter Deiner Fuchtel zu stehen? Sollst die Fuchtel nie sausen hören über Deinem verruchten Haupte?“

‚Einmal doch!‘ erfaßte es ihn mit tollkühnem, mit unwiderstehlichem Entschluß ‚und henken sie mich dafür, mir ist's recht!‘

Er gab seinem Braunen die Sporen, überholte den Grafen, wendete plötzlich und sprengte mit geschwungener Peitsche heran, Schaum auf den Lippen, Wahnsinn in den Augen. Aber schon sank der zum Hieb ins Gesicht des Herrn erhobene Arm. Mit einem Griff am Kragen gepackt, aus dem Sattel gerissen, lag Stephan auf dem Boden hingeschmettert wie todt.

Hatte er den Hals gebrochen? Sein Gebieter sah zu ihm hinab. Nein, er war nur betäubt, regte sich jetzt und machte Versuche, sich aufzurichten. ‚Betrunken ist der Kerl,‘ dachte der Graf. Es gab gestern tolles Spectakel im Orte. Drei Hochzeiten wurden zugleich gefeiert. Da betrinkt sich auch ein so nüchterner Bursche, wie der Stephan sonst ist, und auch gleich gehörig.

„Verflucht! seien Sie, verflucht!“ schrie der zu ihm hinauf, „Sie haben mir meine Ilona gestohlen ... unglücklich gemacht meine Ilona, meine Braut ...“

Braut ... Ilona? — Der Graf besann sich. — War das nicht die Hübsche, die Widerspenstige, die ihn so inbrünstig angefleht hatte, auf den Knien vor ihm herum gerutscht war? ... Ja, fast hätte sie ihn dahin gebracht, sie unberührt zu entlassen. Aber sie gefiel ihm ... hol' der Teufel den Bräutigam, dem's nicht recht ist, und der es jetzt im Rausche verräth!

Stephan war aufgesprungen, stierte den Herrn an, die Verrücktheit der Wuth im blutrothen Gesicht, und schrie:

„Ich hab' nichts mehr auf der Welt, Sie haben mir Alles genommen, lassen Sie mir das elende Leben nicht! Ich hab' Sie hauen wollen, hauen! Ein Magnat wird Keinen am Leben lassen, der ihn hauen wollt'!“

„Schlaf' Deinen Rausch aus, dann kriegst Du Dein Theil,“ sprach der Graf zwischen den Zähnen. Eine flüchtige Regung des Mitleids milderte einen Augenblick seinen Widerwillen gegen den Betrunkenen: „Geh' aus dem Wege!“

In einer Raserei der Verzweiflung warf sich Stephan vor die Hufe des Rosses. „Ich nicht. Sie sollen auch mich auf dem Gewissen haben. Reiten Sie mich nieder, — ich will sterben!“

Der Graf war am Ende seiner Geduld. „So probir, wie's schmeckt!“ knirschte er und trieb sein Pferd gegen ihn an.

Das edle Thier bäumte sich, wich zurück voll Scheu, seinen Pfleger zu verletzen. Stützig gemacht durch die grausamen Hülfen, die der Reiter ihm gab, versagte es den Gehorsam, blies die Nüstern auf, schüttelte den Kopf und stob in wilder Flucht über die Haide, taub für den Zuruf, unempfindlich für den Zügel.

Stephan's Brauner war ledig in den Stall gekommen, auf ihn wartete man vergeblich und suchte ihn dann vergeblich zwei Tage lang. Endlich fand ihn ein Stallpage schwer betrunken in einer verrufenen Schenke. Dort wurde er abgeholt und mit Gewalt nach Hause gebracht.

Wenige Stunden später ereignete sich etwas Unerhörtes.

Der Reitknecht war auf Befehl des Herrn sogleich hinter Schloß und Riegel gesetzt worden und hatte in seiner Armensünderzelle den Besuch des Predigers empfangen. Von ihm weg begab sich Déry stehenden Fußes ins Castell und ließ sich bei der Frau Gräfin melden. Nach einer langen Unterredung, die er mit ihr gehabt hatte, geschah dann das Wunder. Die Gräfin ließ fragen, ob ihr Bruder zu sprechen sei, und nachdem sie eine bejahende Antwort erhalten hatte, begab sie sich zu ihm. „Von selbst!" raunten die Leute einander zu. Sie geht „von selbst" zu ihm, sie, die seine Gemächer noch nie unaufgefordert betreten hat und, wenn sie dazu aufgefordert wurde, nur mit Zittern und Zagen.

Was geht vor? Wessen hat man sich zu versehen?

Kürzlich, nachdem der Graf auf schweißtriefendem Pferde — vermuthlich war es mit ihm durchgegangen — ins Gestüt gesaust kam, hatte es dort ein fürchterliches Gericht gegeben. Vielleicht erbarmt sich die Gräfin und geht bitten für die Unglücklichen; unter den zum Bettelstab Verurtheilten befinden sich viele Unschuldige . . . Aber nein, die Hoffnung ist ausgeschlossen, die Gräfin ist zu ängstlich, — eine Fürbitte einzulegen wagt sie nicht.

Ihr Besuch hat eine andere Veranlassung, — aber welche?

Der Secretär, vor Neugier unwohl, würde ums Leben gern gehorcht haben, er wagte es nur nicht, aus Furcht vor dem alten Hußaren, der im Vorzimmer saß. ‚Verfluchte alte Canaille!' dachte er, nachdem er die Thür ein wenig geöffnet und das Befremden gesehen hatte, mit dem der Hußar seine treuherzigen Jagdhundaugen sofort auf ihn richtete. ‚Die alte Canaille hört, — gewiß hört sie!' Es erfüllte ihn mit grimmigem Neide. Jeder Zweifel schwand, als er nach einer Weile den Kopf wieder durch den Thürspalt steckte und gewahrte, daß der Hußar aufgestanden war, die Hände der Gräfin, die eben aus dem Zimmer ihres Bruders trat, ergriff und mit unaussprechlicher Ehrfurcht küßte. Dabei flüsterte er etwas von unterthänigster Bewunderung und glühendsten Segenswünschen.

Ganz zufällig traf dann Elisabeth den Secretär auf dem Corridor. Aeußerst dienstfertig näherte er sich mit der Frage, ob sie keine Befehle für ihn habe? Sie hatte nur eine Bitte: den Reitknecht Stephan rufen zu lassen und zu ihr zu schicken. —

Den Reitknecht Stephan? Wollte die gnädigste Frau Gräfin nicht gleich den Secretär zu ihrem Boten machen? Durfte er nicht ihren Auftrag bestellen an den — hochgräfliche Gnaden werden sich besinnen — zur Zeit im Gefängniß befindlichen Reitknecht. Dort solle man ihn abholen, erwiderte die Gräfin sehr freundlich, aber mit ungewohnter Entschiedenheit. In ihren Augen war ein feuchter Glanz, und sie sah so glücklich aus wie sonst nur während der Anwesenheit ihrer Söhne in Ováros.

„Lieber Stephan," sagte sie, als der Bursche vor ihr erschien, verstört, verwildert, mit einer Miene stumpfsinnigen Trotzes, aus der es sprach: ‚Thut mit mir, was Ihr wollt, — ich bin auf Alles gefaßt, was liegt an mir? „lieber Stephan, der Graf hat Dich aus seinem Dienst entlassen, mir aber erlaubt, Dich in den meinen zu nehmen. Hörst Du?"

„Ja," antwortete er gedankenlos und gab sich keine Rechenschaft von dem, was er bestätigte.

„Als Kutscher," setzte sie hinzu, „Du kannst ja doch kutschiren?"

„Zweispännig, vierspännig ist mir gleich."

„Also, Du wirst die Schecken führen."

Er wiederholte: „Die Schecken führen," und dachte: Das muß heute sein, denn morgen steht er gewiß vor Gericht.

„Die Schecken, lieber Stephan. Aber keinen Rausch mehr!" — sie erhob warnend den Zeigefinger, „das bitte ich mir aus. Du würdest Dich zu Tode schämen, wenn man Dir erzählen würde, was Du neulich im Rausche gethan hast. Ich will Dir auch nur sagen: Du hast meine arme Ilona beschimpft. O wie häßlich! wie grausam! . . . Du bist auch im Rausche vom Pferde gefallen, lieber Stephan, man hat Dich drei Tage später, immer noch oder vermuthlich frisch betrunken, weiß Gott, in welcher Schenke, aufgelesen. An alles das erinnerst Du Dich nicht mehr, lieber Stephan."

Während sie redete, hatten seine Augen, die anfangs halb zugedrückt aus ihren geschwollenen Lidern mißtrauisch und scheu hervor geblinzelt, sich immer weiter geöffnet. Nun sah er die Gräfin mit dem Blick eines Menschen an, der etwas Räthselhaftes zu errathen beginnt.

„Versprich mir, lieber Stephan," schloß sie, „daß es bei diesem ersten Rausche — er hat lang genug gedauert — bleiben wird. Versprich es mir, und ich werde Dir glauben. Ich weiß ja, daß Du im Grund ein braver Mensch bist."

„Ich verspreche es der hochgeborenen Frau Gräfin," sagte Stephan und brach in leidenschaftliches, unaufhaltsames Schluchzen aus. —

Im Mai genas Ilona eines Knäbleins. Die Natur hatte ihr Werk gethan, unbekümmert darum, ob es in Leid oder in Lust entstanden war. Kräftig und gesund kam das Kind zur Welt, lieblich und schön blühte es heran. Als man es seiner Mutter zum ersten Male an die Brust gelegt, hatte ein Schauer ihren ganzen Körper durchlaufen, hatte sie die Augen zugedrückt, und unter ihren geschlossenen Lidern waren große Thränen hervor gequollen.

„Du liebst Dein Kind nicht," sagte die Gräfin vorwurfsvoll zu ihr, und sie antwortete:

„Gerechter Gott, wie soll ich's lieben?"

Sie war mit ihrem kleinen Akos bei zwei alten Jungfrauen, den Schwestern Maria und Etelka Zátonyi, den Beherrscherinnen des Hühnerhofs, untergebracht. Diese bewohnten, knapp am Eingang zu ihrem Bereich, ein nettes Häuschen. Vier steinerne Stufen führten zu seiner schmalen, aber doppelflügeligen Eingangsthür hinauf. Mit seinen alljährlich frisch getünchten Mauern, mit seinen blanken Fenstern, die alle voll Blumentöpfen standen, mit seinem rothen Ziegeldache lachte es jedem Vorübergehenden freundlich entgegen. Zu beiden Seiten schmückten große Hollunderbüsche seine Wände und durchdufteten die ganze

Umgebung, wenn sie sich über und über mit Blüthen bedeckten. Die äußere Freundlichkeit des Häuschens war das passendste Futteral für die Freundlichkeit, die es in seinem Inneren barg. Welcher von den Schwestern die Palme der Liebenswürdigkeit gebührte, wäre zu sagen unmöglich gewesen. Immer verbindlich, zutraulich, hülfbereit, von einer Nächstenliebe beseelt, die nur darnach verlangte, ihre Unerschöpflichkeit bethätigen zu dürfen, waren sie das Stichblatt des Spottes der Uebermüthigen und die Zuflucht der Betrübten.

Die Gräfin wußte, daß sie ihren Schützling in bessere Hut als in die der Jungfrauen Zátonyi nicht hätte geben können, und ihr Vertrauen wurde glänzend gerechtfertigt. Wenn sie fragte: „Sind sie gut mit Dir, Ilona? Pflegen sie Dich? Geben sie Acht auf Dich?“, erhielt sie zur Antwort:

„Viel zu viel, hochgeborne Frau Gräfin. Sie plagen sich, und ich darf keine Hand rühren, muß immer dasitzen und“ ... ‚denken,‘ hätte sie hinzufügen können, wollte es aber nicht aussprechen; die Gräfin gab ihr oft zu hören: „Denk nicht zu viel, vertraue auf Gott. Er wird Alles gut machen. Wie würde es aussehen in der Welt, wenn er nicht gut machen würde, was die Menschen Böses thun!“

Einmal antwortete Ilona: „O gnädigste Frau Gräfin, Gott selbst kann Geschehenes nicht ungeschehen machen.“ Da seufzte Elisabeth, legte ihr die Hand auf den Kopf und ermahnte:

„Liebe! Liebe! verliere nur Deinen Glauben nicht.“

Sie empfahl an dem Tage ihren Schützling ganz besonders der Pflege der beiden Schwestern, und die Schwestern knicksten so tief, als ob sie sich niedersetzen wollten, und durften versichern, daß sie nicht einmal an die Goldfasanin und ihre Brut mehr Sorgfalt gewendet hatten als an die junge Wöchnerin.

Wenn sie Ilona traurig und in sich versunken im Zimmer oder vor dem Hause antrafen, liefen sie zur Wiege, holten das Kind heraus und legten es ihr in den Arm. Und sie wartete nur, bis sie ihr aus den Augen kamen, um es wieder zurückzutragen und sich von ihm fortzuschleichen. Seine unausgebildeten Züge waren doch unverkennbar wie durch einen Schleier und in verkleinertem Maßstab gesehen die des Urhebers seines Lebens. Sie riefen eine stete Erinnerung hervor an eine Stunde voll Grauen, in der ein junges, stolzes Geschöpf um Glück und Würde, um die Lauterkeit seiner Gedanken, um den Frieden seiner Seele gebracht worden war.

So bald der Säugling entwöhnt werden konnte, trat Ilona ihren Dienst wieder an. Ihr Söhnchen blieb bei den alten Jungfrauen zurück, die Götzendienst mit ihm trieben und in dieser erziehlichen Thätigkeit sanft und still, aber sehr nachdrücklich von der Gräfin unterstützt wurden. Ihr dürstendes Mutterherz hatte nun Befriedigung gefunden. Der Reichthum an zärtlicher und ängstlicher Liebe, mit dem sie ihre eigenen Kinder nicht überschütten konnte, ergoß sich über den kleinen, illegitimen Neffen. Sie besuchte ihn täglich und fand immer Gründe zu neuen Sorgen und zu neuen Entzückungen.

„Maria, meine Liebe,“ hieß es, „finden Sie ihn heute nicht recht blaß? Seine Händchen kommen mir kalt vor, Maria. — Etelka, meine Gute, sehen Sie ihn doch an! Die Augen, nicht wahr?“

„Schön! Schön!“ hauchte Etelka, so überwältigt von der Pracht des Anblicks, daß sie nicht Athem genug hatte, um ihre Bewunderung laut auszusprechen.

Sie genoß das besondere Vertrauen der Gräfin, die ohne eigentlichen Grund noch größere Stücke auf sie hielt als auf Maria. Nur mit Etelka tauschte sie manchmal eine Bemerkung aus über die außerordentliche Aehnlichkeit des Knäbleins Ákos mit einer gewissen hohen Person. In ihrer Zerstreutheit verwechselte sie gar oft die Schwestern, die einander sehr ähnlich sahen, und flüsterte der Maria geheimnißvoll ins Ohr: „Er, nicht wahr? wie er leibt und lebt: in jedem Zug, sogar schon in jeder Bewegung, nicht wahr? . . . Aber nicht reden! kein Wort, Etelka!“

Maria gab keinen Laut von sich und ignorirte, zartfühlend, wie sie war, die wider Willen erlauschten Worte. Sie wisperte mit zu einem O zusammengezogenen Munde: „Hochgräfliche Gnaden, ich bin die Maria,“ schob sich in sich zusammen und verschwand der Gräfin gleichsam unter der Hand.

Auch der Prediger erschien oft in der Hühnerhofvilla, seitdem das Knäblein dort eingenistet war und bemühte sich, dem Einfluß der verwöhnenden Liebe der drei Anbeterinnen entgegen zu wirken. Er sagte ihnen sehr ernsthaft, daß ein Kind durch Zärtlichkeiten belästigt und durch die fortwährende Bezeichnung mit Kosenamen lächerlich gemacht wird. Um etwas Gleichgewicht herbeizuführen, sprach er von ihm nie anders als von dem Jungen und rief ihn rauh mit „Ákos!“ an. Er stellte ihn zwischen seine Beine wie zwischen zwei Schragen und theilte ihm mit, daß er weder ein Schatz noch ein Seelchen, noch ein Engel sei, sondern vorläufig noch ganz einfach der Niemand.

Und Ákos lachte und wiederholte: „Der Niemand.“ Ihm gefiel die männliche Art des Predigers, er warb um die Gunst des Alten, dem an seiner Gunst nichts zu liegen schien, der ihn nie küßte, ihm nie schmeichelte, auch nicht unhörbar herum schwirrte wie die Fräulein, sondern wuchtig einher schritt mit seinen großen Stiefeln, die so stolz knarrten und die Bewunderung des Bübchens ausmachten.

Er wuchs auf zwischen Gockeln und Hühnern, Tauben und Pfauen, Gänsen und Enten und befreundet mit Allem, was in der Nähe nistete, zwitscherte und flog. Er jauchzte und schlug beglückt in die Händchen, wenn Singvögel und Spatzen sich heran wagten und den rechtmäßigen Besitzern des ausgestreuten Futters einige Körnlein vor den Schnäbeln wegstahlen. Stunden lang konnte er auf den Stufen des Hauses sitzen und dem Thun und Treiben des gackernden, gefräßigen, streitsüchtigen Gethiers zusehen. Ákos maßte sich eine Herrschaft über das Völkchen an, er machte sich zum Beschützer der Schwachen und Aengstlichen, gegen die Starken und Kecken. „Du Hahn fort!“ rief er dem gierigen und geizigen Familienvater zu, der vor Allem sich dem Wohle der Gesammtheit erhalten wollte. „Du Hahn fort!“ und er suchte den Ton des Herrn Déry nachzumachen und hieb mit seiner kleinen Peitsche nach dem bunt befiederten Sultan. Maria und Etelka blickten einander an und flüsterten: „Ja, das Befehlen liegt ihm im Blute.“ Immer flüsterten sie, thaten immer geheimnißvoll, und doch wußte das ganze Schloß, wußte das ganze Dorf,

daß bei ihnen ein falsches Gräflein hauste und gehalten wurde wie ein echtes. Die Bemühungen seiner Erzieherinnen, ihn vor jeder Berührung mit der Außenwelt zu bewahren, blieben fruchtlos. Beständig konnten sie ihm doch nicht auf den Fersen sein, und so bald er die Gitterthür des Hausgärtchens offen fand, lief er auf die Straße und hob von jedem Vorübergehenden den Zoll eines Grußes, eines freundlichen Wortes ein. Für den Spott, der sie oft begleitete, hatte er kein Verständniß. Sein liebevolles Herzchen nahm Alles, was ihm mit dem Scheine des Wohlwollens gespendet wurde, als echte, baare Münze an. Sie einzuheimsen war ihm Bedürfniß, er geizte nach ihr und Niemand versagte sie ihm. Nur der stillen Frau, die ihn von Zeit zu Zeit auf Befehl der Gräfin besuchte, hatte er noch nie ein Zeichen der Zuneigung abgewonnen und gerade deshalb warb er um diese Zuneigung in unbewußtem, kindischem Eigensinn, wie er um die Herrn Déry's warb.

Er empfing sie mit jubelndem Aufschrei, lief ihr mit offenen Armen entgegen, trug seine Spielereien herbei, wollte sie ihr schenken und fragte bei jeder: „Willst Du die? Willst Du diese da?" Er setzte ihr sein Kaninchen auf den Schoß und erlaubte ihr, es zu streicheln, was nicht einmal die Gräfin, nicht einmal Déry durfte. Sie hatte an alledem keine Freude, war nicht zu zerstreuen, nicht zu gewinnen. Allmählich ging ihre Beklommenheit auf den Kleinen über, und er wurde schweigsam und traurig in ihrer Nähe. Aber seine junge Energie bäumte sich bald auf gegen den Druck eines peinlich lastenden Gefühls und reizte ihn zum Kampfe gegen den stummen Widerstand der jungen Frau. Eines Tages, da sie nach kurzem Verweilen Abschied nehmen wollte, sprang er auf sie zu, hielt sie am Kleide fest, stampfte mit den Füßchen, schrie und befahl: „Dableiben! Ilona dableiben! Mich lieb haben, Ilona!"

Es überrieselte sie. Dieses Fordern, dieses Heischen, der jäh erwachte Zorn in den Augen des Kindes mahnten mit unheimlicher Deutlichkeit an andere zornige Augen, an ein in Drohung verwandeltes Werben um Willfährigkeit, an eine unsagbar häßliche Stunde. Gequält wandte sie den Kopf und streckte die Hand abwehrend aus.

Die gute Gräfin, die das Unglück hatte, Unausgesprochenes meistens mißzuverstehen, gab der Gebärde Ilona's eine ihren eigenen Empfindungen entsprechende Deutung. Sie zog Akos an sich und belehrte ihn: „Du darfst nicht so zu ihr reden, Du mußt schön bitten, und Du sollst nicht ‚Ilona' sagen, Du sollst sagen: ‚Mutter'!

Ein kaum unterdrückter Ausruf antwortete ihr: „O nein, Frau Gräfin! ich bitte, nein!" und Ilona eilte hinweg wie von einem Schreckniß verfolgt und wich von dem Tage scheuer denn je den Aufforderungen Elisabeth's aus, sie zu dem Kinde zu begleiten.

Die Gräfin wußte keinen Rath, marterte sich ab für Andere in Gewissensqualen. Es war eine stete Verletzung ihres religiösen, ihres sittlichen Gefühls, ein Kind in der Nähe seiner Eltern aufwachsen zu sehen — als Waise. Und doch vermochte sie unter dem Mißverhältniß nur zu leiden, es umzugestalten vermochte sie nicht. Daß ihr Bruder von der Existenz des Knäbleins wußte, konnte sie kaum bezweifeln, und ebenso wenig, daß er von ihr nichts wissen

wollte. Er wies Alles, was auch nur dem Schatten einer Anspielung glich, barsch zurück, er wurde seiner Schwester gegenüber schroff und unzugänglich bis zur Unerträglichkeit.

Da begab es sich, daß sie einmal, nach Hause zurückkehrend, den Grafen in ihrem Zimmer fand. Er wartete schon seit einigen Minuten und war voll Ungeduld: „Wo steckst Du den ganzen Tag?“ fragte er, und sie erwiderte bestürzt:

„Ich war bei den Zátonyi.“

„Ja so“ — ein wegwerfendes Wort trat ihm auf die Lippen, die Gräfin kam dem zuvor. Ihr selbst unbegreiflich blitzte in der ängstlichen Frau eine Regung der Tollkühnheit auf.

„Ich bin oft bei ihnen. Sie haben ein Pflegekind,“ brachte sie stoßweise hervor.

„Was geht's Dich an?“

„Was es mich“ . . . Vorwärts! ermuthigte sie sich selbst. Wenn sie heute schweigt, schweigt sie immer; so verwegen wie heute würde sie nie mehr sein. „Es geht mich an,“ fuhr sie fort mit verzweifelter Entschlossenheit; „es ist das Kind der Ilona und Deins, und Du hast heilige Pflichten gegen sie und gegen das Kind.“

Er blieb unbeweglich. Fast hatte er die Aeußerung erwartet. Das milderte aber nicht im geringsten ihren schlimmen Eindruck. Seine Schwester sollte wissen, daß es sein unantastbares Herrenrecht war, zu bestimmen, worüber gesprochen und worüber nicht gesprochen werden durfte. Ihr unbegreiflich kühner Ausfall rief ihm überdies die Warnungen ins Gedächtniß, die seine nächsten Verwandten und ihr Anhang von Zeit zu Zeit verdeckt oder offen ins Gespräch einflochten: „Man erzieht Dir in aller Stille einen Sohn. Was man nur will? sich vielleicht die Zukunft sichern. Man spinnt da ein Lügennetz“ . . .

Er errieth, wer unter dem „man“ verstanden werden sollte, und rief: „Meine Schwester spinnt kein Lügennetz!“

„Sie nicht! Da sei Gott vor, daß so etwas behauptet würde; aber ihre Arglosigkeit wird mißbraucht.“

„Arglosigkeit, soll heißen Dummheit,“ spöttelte der Graf und ließ die Ohrenbläser in Unkenntniß über die Wirkung ihrer Insinuationen. Die Sorge dieser Leute um die Schmälerung ihres Erbes machte ihm Vergnügen, es fiel ihm nicht ein, sie zu verringern. Seine Schwester jedoch sollte geweckt werden aus dem Dusel ihrer „Arglosigkeit.“

„Lasse Dich nicht narren von dem Gesindel,“ sprach er, und als sie einzuwenden wagte: „O Lieber, Du begehst ein schweres Unrecht!“ sah er sie mit verächtlichem Mitleid an.

„Meine Sache. Kein Wort mehr, — Du verstehst mich, Du kennst mich.“

Ja, sie kannte ihn, — und sie schwieg.

Sehr bald darauf kam er eines Mittags bei glühender Sonnenhitze von der Jagd zurück. Seine Stimmung war schlecht, denn er fühlte sich müde. Müde nach ein paar elenden Stunden auf der Hühnerjagd in einem nahen

Reviere. Verflucht! Traten Zeichen des Alters ihn an? Waren denn die Jahre darnach? — Er zählte: — sechzig und fünf. Ja, eine Nummer, die ausgibt, aber was sind Nummern? Und was hat eine mehr oder weniger zu bedeuten? Wie seltsam, daß er im vorigen Jahre noch Jeden einen Weichling schalt, der Empfindlichkeit gegen Hitze oder Kälte verrieth, und daß er jetzt selbst ein Weichling war, der die drückende Schwüle des Hochsommertages bleischwer in allen seinen Gliedern fühlte. In Gedanken hinschreitend, hatte er versäumt den Fußsteig einzuschlagen, der über die Wiese zum Thiergarten führte, verfolgte die gerade Straße und sank bei jedem Schritte bis an die Knöchel in den Staub. Ihm auf den Fersen folgte sein Hund mit gesenktem Kopfe, melancholisch herabhängenden Ohren und triefender Zunge. Sie kamen nun an der Mauer vorbei, die den Hühnerhof begrenzte, und Herr und Hund blinzelten, geblendet bis zum Schmerze durch den Lichtstrom, der sich über die helle Mauer, den hellen Straßenstaub ergoß. Nun plötzlich bewegte sich vor ihnen etwas Kleines, Rundes und sprang in Bogenlinien über den Weg. Im selben Augenblick der Hund darauf los und zugleich das Erklingen des grellen Aufschreis einer Kinderstimme und des Grafen zorniger Ausruf: „Pfui Has'! Pfui Has'! Herein! Wirst kuschen?“ Der Hund gehorchte, doch hatte ein rascher Kampf zwischen ihm und dem Kinde, das eiligst herbei gestürzt war, schon stattgefunden und seine Spuren machten sich an dem Knäblein sichtbar. Es stand da verwundet, aber keck und herausfordernd, schrie seinerseits den Hund an: „Wirst kuschen?“ und drückte voll Zärtlichkeit sein gerettetes Kaninchen an sich, mit nackten sonnenverbrannten Armen, und von einem der Arme floß Blut und röthete das Fell des Thierchens.

‚Ein couragirter kleiner Schlingel,‘ dachte der Graf und wußte gar gut, daß er Den vor sich hatte, den er bisher so sorgfältig gemieden. Als das Kind sich jetzt abermals abwandte und dem Eingang zum Hofe entgegen ging, rief er ihm zu: „Bleib da!“ und forschend betrachtete er ihn. Ammenmärchen, was sie schwatzen von der Stimme des Blutes; er wartete vergeblich, daß sie sich rege. Eine große Gleichgültigkeit war in ihm, während er doch zugab: „'s ist so, 's ist schon so, es ist mein Kind.“ Er sah sich selbst, wie er als dreijähriges Knäblein auf dem schönen Bilde dargestellt war, das im Zimmer Elisabeths — einst das Zimmer seiner Mutter — hing. Wie oft hatte sie ihn, als er übermäßig in die Höhe schoß, eckig und ungeschlacht wurde, vor das Bild hingeführt und halb lachend, halb gekränkt gesagt: „So bist Du gewesen, so gertenschlank und anmuthig, so haben Deine rabenschwarzen Haare sich gelockt und Dein braunes Gesichtchen umkost mit wilder Zärtlichkeit. Ja, lache Du nur, — wie ich's sage, so war's. Und in Deinen Augen mit den langen, gebogenen Wimpern lag ein süßer Kinderernst, der Jeden rührte und ergriff. Und die Nase, die jetzt schon anfängt, sich — pfui, wie häßlich! — zur Adlernase zu krümmen, wie fein war sie, und Dein Mund, der jetzt in die Breite geht, war der Mund eines Eros. O wie wurde ich beneidet um mein schönes Kind!“ — Arme Mutter, der Gegenstand dieses Neides — da war er in dem weißgekleideten Schlingel wieder lebendig geworden! Sie hätte sich seiner gefreut, — vorausgesetzt, daß er in der Ehe und von einer

Ebenbürtigen geboren worden wäre. Herzig war der Junge, der furchtlos zu dem Grafen hinauf sah, und dessen Blick fragte: „Was willst Du von mir?“ Als Erwiderung kam eine Gegenfrage: „Wie heißt Du? Wer bist Du?“

Akos überlegte. Déry ist ein Herr, ist alt, ist groß, und dem muß man antworten: „Ganz einfach der Niemand.“ Da ist wieder Einer, der ein Herr ist und groß und alt, dem muß man dieselbe Antwort geben. So gab er sie, und sie erweckte ein unangenehmes Staunen — „Ganz einfach der Niemand.“ Was das heißen sollte? Dummes, eingelerntes Zeug. Wenn sie glauben, ihn damit zu gewinnen, zu rühren, verrechnen sie sich.

Akos, des langen Betrachtetwerdens müde, ballte zum Abschied die Faust gegen den Hund, der das Kaninchen nicht aus den Augen ließ, schrie ihn noch aus allen Kräften an: „Kuschen Du!“ und lief seinen Beschützerinnen entgegen, die am Eingang zum Hofe sichtbar geworden waren.

Der Anblick des Grafen, der finster drein sah — „stockfinster“ berichteten sie später seiner Schwester — hatte sie mitten in einem auf ungewöhnliche Tiefe berechneten Knickse erstarren gemacht. Er mußte lächeln, als er sie gewahrte in ihrer einem Versinken in den Boden so nahen Situation. „Sie sind eingeschnappt, schnappen Sie wieder auf,“ sprach er, „und verbinden Sie Ihren Niemand; mein Hund hat ihn gebissen.“

Damit setzte er seinen Weg fort, ohne sich umzusehen.

Von nun an war es nichts Seltenes mehr, daß der Graf am Zátonyhaus vorüber kam und dabei flüchtig durchs Gitterthor hinein sah. Wenn er eine der Schwestern erblickte, drehte er den Kopf zur Seite und beschleunigte seine Schritte. Ein Ereigniß von hoher Bedeutung war es, als die Fräulein der Gräfin mittheilen konnten, Akos habe ihnen erzählt, daß der Hund heute bei ihm im Hofe gewesen sei. „Er hat mir aber nichts gethan,“ sagte das Kind. — „Und der Herr,“ hatten die Schwestern gefragt, „war der auch da?“ — „Ja, der Herr auch.“ — „Und was hat er gethan.“ — „Nichts gethan.“ — „Und nichts gesagt?“ Akos besann sich: „Etwas schon.“ — „Und was?“ — „Er hat gesagt: ‚Wie geht's?‘“

Die Gräfin sah ihre höchsten Erwartungen übertroffen; dringend schärfte sie den Schwestern Verhaltungsmaßregeln ein. „Nur nichts dergleichen thun! Euch vor dem Grafen verstecken, ihn immer allein lassen mit dem Kinde!“

Maria und Etelka entflohen, so bald sie den Herrn von Weitem erspähten, verschwanden hinter der ersten besten Hühnersteige; sie wären bereitwillig hinein gekrochen, um eine Unterredung zwischen Vater und Sohn nicht zu stören.

Eines Tages stand Akos am offenen Thor des Geflügelparks als Hüter und sah den großen alten Herrn auf der Straße einherschreiten. Der Hund lief voraus, an dem Kinde vorbei, blieb stehen und wandte einer Perlhühnerfamilie, die in der Nähe spazierte, seine ganze, offenbar übelwollende Aufmerksamkeit zu. Dem Knäblein wurde bang um seine Schützlinge:

„Halten den Hund! Halten den Hund!“ rief er dem heran nahenden Grafen zu.

„Halt ihn doch selbst!“ klang es ihm zurück, und rasch entschlossen hing sich Akos mit beiden Händen an das Halsband des Thieres. Voll Mißtrauen

schielte es zum Gebieter hin: ‚Geschieht das mit Deiner Erlaubniß?‘ Ein Wink, und Czigány ließ sich geduldig halten und zerren und hörte den Ermahnungen, die eine Kinderstimme ihm halb drohend, halb zärtlich ertheilte, mit nachdenklichem Ernste zu. Plötzlich streckte er die Vorderbeine aus, zog das Kreuz ein, — der ganze Hund war gespannt wie eine Sehne. Er hob den Hals, sah mit seinen glänzenden Topasaugen unverwandt in die Augen des Knäbleins und brachte das lang gedehnte pfeifende Gähnen hervor, das in der Hundesprache unter Anderem auch bedeutet: „Jetzt kenne ich Dich. Sei gegrüßt!“

Das war die Geburtsstunde einer Freundschaft, wie sie nie treuer bestanden hat zwischen einem kleinen Kinde und einem großen Hunde. Czigány besuchte von nun an das Knäblein täglich und brachte immer den alten Herrn mit. Wenn die Beiden ihre Wanderung fortsetzten, gab ihnen Akos ein Stück Weges das Geleite. Anfangs eine kurze Strecke, allmählich eine längere. Der Graf nahm zwar keine Notiz von dem Spielgefährten seines Hundes, duldete aber, daß Akos hinter ihm her lief, bis zum Garten und endlich bis zum Schlosse. Er machte auch keine Einwendung, als die Gräfin sich ein Herz faßte und den Kleinen mit nahm auf ihr Zimmer. Sie durfte sogar wagen, ihn Tage lang bei sich zu behalten, und nach einiger Zeit wurde das Schloß sein ständiger Aufenthalt.

Die Gäste, die Verwandten waren rathlos, wie sie sich gegen ihn stellen sollten. Einige schmeichelten ihm, andere begegneten ihm mit der liebreichen Nachsicht, die man der Verirrung einer verehrten Persönlichkeit an den Tag zu legen hat. Es flog ein entschuldigendes Lächeln über ihre Gesichter, wenn sie dem Kinde im Hause begegneten oder es im Garten mit Czigány umher tollen oder den Ball, den Reif schlagen sahen. Nie richtete der Graf in Gegenwart eines Dritten, und wenn es der geringste Diener war, das Wort an Akos, außer um ihn hart anzulassen:

„Marsch fort! Laß den Hund in Ruh'!“ — etwas Anderes hatte man ihn noch nie zu dem Kinde sagen gehört. Es erschien aber Jedem seltsam, daß der Gebieter dem Kleinen so gar keine Furcht einflößte. Nicht im Geringsten erschrocken zog er still davon, wenn er fortgeschickt, behielt seinen heiteren Gleichmuth, wenn er angefahren wurde.

Das Geheimniß dieser Furchtlosigkeit wurde der Gräfin durch einen Zufall gelöst.

Sie hatte scheidende Gäste zum Wagen geleitet und kam die Treppe herauf gehastet in einem der Angstanfälle, denen sie unterworfen war. Ihre Phantasie spielte wieder grausam mit ihr. Als sie über den Hof ging, wurde das Pferd ihres Bruders eben in den Stall geführt, schaumbedeckt, mit Striemen auf dem feinen Fell. Wenn seine Pferde so aussahen, war er in bedrohlicher Laune heimgekehrt. Elisabeth zitterte. Vielleicht hat er einen Auftrag für sie, ist auf ihr Zimmer gegangen und findet dort das Kind. Es ist keck und plaudert in den Tag hinein, ärgert ihn, und er läßt seinen Unmuth an ihm aus . . .

„Ist der Graf da?“ fragte sie, ins Vorzimmer tretend, den Lakai.

„Ist da, will die Frau Gräfin sprechen.“

Sie eilte durch den kleinen Salon, der von dem großen durch einen schweren Vorhang getrennt war. Auf den ging sie zu, schob ihn zur Seite

und sah — und traute ihren Augen nicht. Einen Augenblick stand sie wie gebannt, im nächsten ließ sie den Vorhang sachte zurückgleiten. Unhörbar, mit Feenschritten durchglitt sie wieder ihren kleinen Salon und flüchtete aus ihm ins Schlafzimmer. Dort trat sie an das Fenster, öffnete es weit und sang mit bebender leiser Stimme in den Abendhimmel den schönen Psalm hinaus: „Laudate Dominum omnes gentes“.

Durch einige Tage war ihr schmales, weißes Gesicht wie durchleuchtet vom Ausdruck tiefinnerlicher Freudigkeit, und sogar ihr Bruder bemerkte, daß sie in dieser Zeit kein einziges Mal erschrak. Sie machte aber nur den Prediger zum Vertrauten ihres Glückes.

„Ich will ins Zimmer treten,“ erzählte sie ihm, „ich bin von bangen Ahnungen erfüllt — wie gar oft, leider, Sie kennen mich ja. — Er hat das Kind bei mir gefunden, ist vielleicht aufgeregt, worüber? — weiß man's denn? . . . Statt dessen — o Herr Pastor! was sehe ich auf den ersten Blick? — Ich habe nur einen gethan, aber man kann viel sehen auf einen Blick! — Er hält das Kind in seinen Armen, liebreich, zärtlich, wie ich ihm nie zugetraut hätte mit einem Wesen auf Erden sein zu können: ‚Mein Bub, mein Bub,‘ sagt er zu ihm, und der Kleine umschlingt den Hals des Vaters mit beiden Aermchen und drückt den Kopf an sein Gesicht“ . . .

Sie konnte vor Rührung nicht weiter sprechen, und Déry war mit ergriffen von ihrer Ergriffenheit, dachte aber: Weiß Gott, was die gute Gräfin, exaltirt wie sie schon ist, sich einbildet, gesehen zu haben.

„Das ist recht schön,“ sagte er nach einer Pause, „wenn der Herr Graf den Akos lieb gewinnt. Er wird dann nichts dagegen haben, daß man dem Jungen eine gute Erziehung angedeihen lasse, auch dankbar sein, daß Euer Gräfliche Gnaden sich seiner von je her christlich angenommen haben. Es ist das etwas sehr Seltenes; die meisten hohen Damen hätten sich von dem Kind der Sünde verschämt und sogar mit Widerwillen abgewendet.“

„Nur die kalten!“ rief Elisabeth, „nur die, denen die Liebeslehre unseres Heilands ein todtes Wort geblieben ist. Ich sehe in diesem Kinde das Werkzeug, dessen der Herr sich bedient, um ein steinernes Herz zu erweichen, um Einen, dem es nie einfiel, ein Unrecht gut zu machen, endlich, endlich einmal zur Sühne zu bewegen. O Herr Pastor! jetzt wage ich zu hoffen, daß Akos den Namen tragen wird, der ihm gebührt. Ich bin ohnmächtig, ich kann nichts dazu thun, nur wünschen und beten kann ich. Und auch das geschähe nicht so innig und heiß, wenn nicht dieses Gotteskind Ilona die Mutter des kleinen Akos wäre . . . Ich glaube an eine Gerechtigkeit schon hier auf Erden, an einen Ausgleich, glaube, daß sie auf ihren Sohn einst so stolz werden soll als sie sich jetzt seiner schämt.“

Déry schwieg, sah zu Boden und dachte: Die edle und vortreffliche Frau lebt in ihren Phantasien; sie kennt nicht einmal ihre nächsten Menschen.

Noch eifriger als bisher bemühte sich die Gräfin, Ilona an sich zu ziehen, an ihren Umgang zu gewöhnen, ließ sie unter allerlei Vorwänden rufen, suchte sie in ihren Zimmern festzuhalten. Sie legte ihr eine Stickerei, eine feine Näharbeit in die Hand oder machte sie auf die Eigenthümlichkeiten und Lebensbedingungen der Blumen aufmerksam, die sie so gern und so gewissen-

haft pflegte. An irgend etwas würde sie doch Interesse nehmen, irgend etwas würde sie doch freuen und sie veranlassen, von selbst wieder zu kommen und ihre Scheu und ihr Fremdthun aufzugeben.

Dieses von der Gräfin innig erwünschte Ziel blieb unerreicht. Sie mußte zuletzt einsehen, daß Ilona's sehnsüchtige Aufmerksamkeit bei jeder Beschäftigung, die ihr auferlegt wurde, nach dem Augenblicke gerichtet war, in dem sie erhoffte, entlassen zu werden. Sie fühlte sich unselig dort oben in den Prunkgemächern, und auch schlecht und herzlos fühlte sie sich. Das Kind war immer da, lief aber nicht mehr auf sie zu, sprach sie, außer auf Befehl der Gräfin, nicht mehr an. Es saß an seinem Tischchen oder drückte sich in eine Ecke und verfolgte mit ernsten Augen jede ihrer Bewegungen, und sie bildete sich ein, einen Vorwurf in diesen ernsten Augen zu lesen, und führte einen lautlosen Kampf mit dem Kleinen.

Mache mir keinen Vorwurf! Die gut sein soll mit einem Kinde, darf seinen Vater nicht verabscheuen und einen Anderen lieb haben.

Zwischen ihr und dem „Anderen" war ein wehmuthsvoller Frieden geschlossen worden. Stephan hatte den Rath befolgt, den sie ihm vor Zeiten gegeben, er hatte sein Geld im Wirthshaus verthan, getrunken, getanzt, geküßt, der errathenden Liebe Ilona's aber nicht verbergen können, daß er dabei innerlich immer elender wurde. Und einmal wandte sie sich nicht ab, als sie ihm begegnete, eilte nicht an ihm vorüber, sie blieb stehen und sprach leise und zagend seinen Namen. Es war wieder unter den alten, windbrüchigen Eichen, und es war wieder Frühling, und sie und der Tag waren ebenso schön, wie sie damals gewesen bei der ersten Begegnung eines wie von Ewigkeit her für einander bestimmten Menschenpaares.

„Du!" rief er, und eine feurige Gluth schoß ihm ins Gesicht, „Du kennst mich noch?"

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, preßte die gekreuzten Arme fest ans ungestüm pochende Herz und sprach: „Der Herr Pastor hat mit mir geredet, der Herr Pastor". — wie dankte sie ihm, daß sie sich auf ihn berufen durfte —, „meint, wir sollen Frieden machen."

Ein grausamer Zug verzerrte seinen Mund: „Frieden? Ich wüßt' nicht, daß wir streiten." Er wollte etwas hinzusetzen, aber die Stimme versagte ihm, eine trostlose Rathlosigkeit malte sich plötzlich in seinem Gesichte, und Thränen schossen ihm in die Augen. „Glaube Du nur nicht," preßte er hervor, „daß ich Dir etwas nachtrage. Ich weiß ja, Du kränkst Dich ohnehin." Heftig strich er mit der Hand über die Wange, von der eine Thräne herab rinnen wollte, warf den Kopf ins Genick und eilte hinweg.

Dann kamen neue Kämpfe. Wieder lauerte er ihr auf im Wirthschaftshofe oder in einem der langen, einsamen Gänge des Schlosses. Einmal suchte er sie an sich zu reißen und beschwor sie, ihn zu erlösen von seiner Liebesqual. Sie hatte Mühe, sich seiner zu erwehren.

„So war's nicht gemeint, Stephan, — das ist aus."

Und er schrie und stöhnte: „Werde mein Weib! Alles soll wieder sein wie früher, und das Andere werden wir vergessen und glücklich sein."

„Nein,“ erwiderte sie, „danach bist Du nicht, und ich bin auch nicht danach. Wenn Du bös würdest, wie Du manchmal wirst, und dann im Zorn sagst und thust, was Einen aufs Blut kränken muß, und ich bekäme zu hören, daß ich ... daß ... Ich kann es nicht aussprechen, und Du weißt ohnehin, was ich meine. — Also, Stephan, so käme es gewiß, und gewiß! das könnte ich nicht ertragen, und darauf will ich es nicht ankommen lassen.“

Sie blieb unerschütterlich, aber sie war bemüht, sich ihren Widerstand verzeihen zu machen. Sie hatte, wenn sie den Geliebten traf, immer einen demüthig-freundlichen Blick für ihn, eine schüchterne Erkundigung, einen leisen Gruß. Und er rang seinen Groll und seinen Schmerz mannhaft nieder. Doch ging eine Wandlung mit ihm vor. Aus dem übermüthigen Stephan, dem Lebensfreudigkeit in allen Adern gepocht hatte, wurde ein stiller, in sich gekehrter Mensch. Die jungen Mädchen, mit denen er gekost und geliebelt und von denen jede sich Hoffnung auf die Dauer seiner Zuneigung gemacht hatte, waren überzeugt: Der lebt nicht mehr lang.

Déry aber sah mit Befriedigung die Zeit und die Gelegenheit gekommen, eine Seele zu fischen. Wie die Gräfin sich Ilona's annahm, nahm er sich Stephan's an; und er hatte mehr Glück als sie. Sein Einfluß wurde dankbar erfahren und wirkte segensreich, und der allem schmeichlerischen Selbstbetrug abgeneigte Pastor träumte nun doch auch von einer freundlichen Zukunft für Ilona, die freilich eine ganz andere war als die, die ihr die Gräfin zu bereiten wünschte.

Im Schlosse gingen indessen merkwürdige Dinge vor. Alle Söhne Elisabeth's waren in Ováros versammelt. Der Graf selbst hatte für die beiden älteren, die schon im Staatsdienst standen, einen Urlaub erwirkt, und sie verlebten ihn während der Ferien ihrer jüngeren Brüder zugleich mit diesen in seinem Hause.

Seine Schwester hatte an einen grausamen Scherz geglaubt, als er sagte: „Deine Fünf kommen, — lasse Vorbereitungen zu ihrem Empfang treffen.“

„Alle? — alle fünf?“ — das war ja nicht denkbar, das war ja noch nie gewesen, das konnte ja nicht sein. Ein solches Glück konnte ihr nicht beschieden sein.

Ihre Zweifel, ihre Gemüthsbewegung machten ihn ungeduldig, und er sprach in seiner herbsten Art: „Nur nicht immer sentimental! und merke Dir: Keine Verhaltungsmaßregeln wegen des Buben. Die Deinen sind, wie sie sind, und Alles ist recht, außer — die Komödie.“

Die jüngeren Söhne Elisabeth's fragten sogleich: „Wer ist der? woher kommt der?“ stellten sich aber zufrieden mit der Antwort, daß er Ákos heiße, ein herziger Junge und der besondere Schützling ihrer Mutter sei. Sie befreundeten sich bald mit ihm, er war abwechselnd ihr Tyrann und ihr Sklave und immer ihr sehr lieber Spielgefährte.

Die beiden älteren Söhne staunten das Knäblein an, schwiegen, verstanden. In ihrer stolzen Jugendherrlichkeit belächelten sie die leidenschaftliche Wallung eines alten Mannes, in ihren Augen ein Greis, deren lebendiger Zeuge vor ihnen wandelte. Sie glaubten ihn zu durchschauen: das Bastardchen, um das

er sich scheinbar nicht kümmerte, war ihm lieber als das Licht seiner Augen. Seinetwegen hatte er die Neffen berufen. Vermuthlich sollten sie in Zukunft so viel bei dem Wohlthäter gelten, als das Bastardchen sie schätzen werde. Wie bäumte da ihr Stolz sich auf! Wie rasch und fest war es bei ihnen ausgemacht: Für sie ist der Fratz, vor dem die erbschleichende Sippschaft kriecht, nicht auf der Welt. Der Fratz ist aufs Einkassiren von Bücklingen dressirt, — auf die ihren kann er warten.

Es kam aber ganz anders als sie sich eingebildet hatten. Der „Fratz“ wartete durchaus nicht auf Bücklinge, er machte sie selbst. Nicht aus Wohldienerei, nicht im Auszug auf Eroberungen, sondern mit dem sehnlichen Wunsche, sich Die geneigt zu machen, denen sein Herz entgegen flog. Ein wunderbar richtiges Empfinden leitete ihn, das sogar die jungen Leute entwaffnete, die es als Ehrensache ansahen, ihm Uebelwollen zu bezeigen. Das Benehmen des Grafen hatte ihn zu der Meinung erzogen: Erwachsene beschäftigen sich wohl mit einem Kinde, aber nur, wenn nicht andere Erwachsene dabei sind. Vor anderen Erwachsenen sehen sie das Kind nicht an, und wenn es etwas fragt, antworten sie: „Sei nicht so keck.“ Es verstand sich ihm von selbst, daß er fern von ihnen zu bleiben habe bei ihren Zusammenkünften.

Auf die Dauer widerstand keiner der Voreingenommenen der Anziehungskraft seiner holden Unbefangenheit und dem Wunsche, ihn zu belohnen für sein angeborenes, instinctmäßiges Zartgefühl. Ihre Spartanermaske legten die angehenden Staatsmänner vor einander nicht ab, aber jeder von ihnen freute sich, wenn er den Kleinen allein oder in Gesellschaft der jüngeren Brüder, vor denen die älteren sich nicht genirten, antraf. Da wurde Akos in die Luft geschwungen, da half man ihm einen Drachen steigen lassen, einen verschossenen Pfeil suchen, und etwas von der Glückseligkeit, die dabei aus den schönen Zügen des Kindes leuchtete, weckte einen Reflex in dem, der sich zu ihm herabließ.

Einer war, der, ohne es sich im Geringsten merken zu lassen, Alles sah, wußte, errieth. Er belächelte die Bestürzung Elisabeth's über die zur Schau getragene verächtliche Gleichgültigkeit ihrer großen Söhne gegen Akos. Niemals hatten die Neffen ihren Onkel Wohlthäter so „umgänglich“ gefunden wie eben jetzt, und wenn er etwas Böses gegen sie im Schilde führte, verstand er sich zu verstellen. Daß irgend eine große Action im Werke war, konnte man nicht bezweifeln. Rechtsfreunde aus der Hauptstadt kamen angefahren und hatten lange Unterredungen mit dem Grafen, zu denen Niemand außer Déry zugelassen wurde. Er versah auch bei der eifrigen Correspondenz, die der Herr mit hohen Stellen führte, den Dienst des Secretärs, gegen dessen Verschwiegenheit einige Verdachtsgründe vorlagen. Ob sie berechtigt waren, darüber hätten die nächsten Agnaten Auskunft geben können. Was den alten bocksteifen Déry betraf, würde man leichter ein verrostetes Kunstschloß durch Zureden geöffnet als ihm ein indiscretes Wort abgeschmeichelt haben.

~~~~~~~~~~

Im Spätherbst, kurz vor seiner wie alljährlich um diese Zeit bevorstehenden Abreise von Ovàros, erkrankte der Graf. Mit bedrohlicher Heftigkeit trat das Leiden auf und machte alle ärztliche Kunst zu Schanden. Die großen, aus der Ferne herbeigerufenen Doctoren wußten ebenso wenig Rath wie der
~~~~~~~~~~

Bezirksphysikus Semen Isaak, der bald nach dem Ausbruch des Uebels zu Déry gesagt hatte:

„Ein Wunder kann ihn retten; beten Sie, daß es geschieht, wenn Ihnen darum zu thun ist.“

Ihm selbst, dem runden Männchen, dem Selbstschätzung aus allen Poren schwitzte, war nicht darum zu thun. Zu oft hatte ihn der Graf zum Curschmied erniedrigt, ihm zu viele „Esel“ an den Kopf geworfen. Dennoch erfüllte er seine ärztliche Pflicht an dem Patienten mit unübertrefflicher Gewissenhaftigkeit. „Bitte, ruhig zu sein,“ antwortete er der Gräfin, die ihn beschwor, den Kranken nicht aufzugeben, zu seiner Rettung das Menschenmögliche zu thun. „Bitte, darüber ruhig zu sein. Ein schlechter Soldat, der den Kampf aufgibt, weil er die Schlacht verloren sieht.“

Der Graf selbst war sich der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes vollkommen bewußt. Er litt mit heldenhaftem Gleichmuth und sah dem Tode grollend und finster, aber ohne Bangigkeit entgegen. Aus seiner großartigen Fassung kam er nur, wenn Jemand versuchte, ihm Hoffnung auf Genesung einzuflößen. „Bildet Euch nicht ein, mir etwas weis machen zu können, weil ich sterbend bin,“ keuchte er dann, und furchtbar funkelten seine fieberrothen Augen.

Elisabeth, sein ältester Neffe Ludwig, den er hatte bescheiden lassen, und der Pastor durften oft um ihn sein. Akos und Czigány, der Lieblingshund, mußten fern gehalten werden.

„Er fürchtet, daß ihn ihr Anblick weich machen würde; sie sind ihm ja das Liebste auf der Welt,“ meinte Ludwig.

Trotz aller Vorsicht entwischte aber Akos eines Tages seiner Wärterin und schlich, gefolgt von Czigány, in das ans Schlafzimmer des Herrn stoßende Gemach. Die Gräfin und Déry waren da und waren beide eingenickt, Elisabeth auf dem Sopha, der Pastor auf einem Sessel neben der zur Hälfte geöffneten Thür der Krankenstube. An ihm vorbei stahlen sich leise das Kind und der Hund und traten ein.

Der Doctor saß an einem der Fenster. Er hatte soeben die dichten Rouleaux herab gelassen, weil die untergehende Sonne ihre grellen Strahlen auf das Bett warf. Nun herrschte so tiefe Dämmerung, daß er nicht unterschied, wer sich dem Bette näherte. Dieses stand, dem Eingang gegenüber, von drei Seiten frei, mit dem Kopfende an der Wand. Es war von einem reich decorirten Himmel überwölbt und ruhte auf zwei niedrigen, mit Tuch überzogenen Stufen.

Die Augen des Arztes waren — obwohl er das um keinen Preis zugab — nicht mehr sehr scharf, sein Gehör war nicht mehr sehr fein. Er sah anfangs nur undeutliche Umrisse, vernahm nur ein, wie ihm schien, zärtliches Geflüster. Zwischendurch ein klagendes, demüthiges Winseln, das nicht von einer menschlichen Stimme herrührte.

„Zum Teufel, der Hund! Jetzt haben sie den Hund herein gelassen ... Und wen noch? Ich glaube gar ...“ Obwohl der Doctor sich unbeobachtet wußte, zog er ganz verstohlen seine Brille hervor und steckte sie, nachdem er

sich ihrer bedient hatte, wieder ein. Ihr mußte er trauen, seinen Augen allein würde er nicht getraut haben.

Der Kopf des kleinen Akos lag auf dem Kissen neben dem des Kranken, und der Arm des Kindes umschmiegte ihn zärtlich. Semen wagte sich näher; er erlauschte nun einzelne Sätze.

„Nicht wahr, Herr Graf, ich darf zu Ihnen kommen? . . . Ich darf und der Czigány auch . . . Sehen Sie, Czigány, der arme! er küßt Ihnen die Hand, er weint."

Ein schweres Schluchzen — der Verräther mannhaft bis an die Grenzen der Möglichkeit niedergepreßter Rührung — unterbrach erschütternd die Reden des Kindes. Dem Doctor wurde eiskalt. Nein! das hatte er nicht zu erleben gedacht. Der Graf, der große Graf schluchzte! . . .

Jetzt aber fort! Weh dem, der als ein Zeuge dieser Erniedrigung ertappt worden wäre! Der Sterbende noch hätte ihn zu bestrafen gewußt . . . Semen entschwand, glitt wie ein Schatten ins Nebenzimmer und berichtete der Gräfin, was sich begeben hatte. Elisabeth faltete die Hände und betete.

Nach einer Weile erschienen das Kind und der Hund auf der Schwelle. Akos hielt den Finger an die Lippen gedrückt: „Still! man muß ganz still sein, der Herr Graf ist eingeschlafen."

Wirklich schlief er durch einige Stunden. Als er kurz vor Mitternacht erwachte, kniete Semen neben ihm und fühlte seinen aussetzenden, rieselnden Puls. Der Kranke öffnete die Augen und sah ihn fest an: „Haben Sie ein Gewissen?"

„Ein gutes," erwiderte der Doctor mit seinem hochmüthigsten Lächeln.

„Auf Ihr gutes Gewissen also: wie lang kann ich noch leben?"

„So lang es Gott beliebt."

Der Graf stieß die Hand des Arztes hinweg: „Hüten Sie sich! keine Scherze! . . . kann ich den Morgen erleben?"

„Den Morgen kaum."

„Dann also ist es Zeit: Rufen Sie die Frau Gräfin und den Pastor. Hierher. Sogleich." Eiserne Entschlossenheit klang aus dem Befehle, die alte, unbeugsame Willenskraft.

* * *

An diesem Abende fehlte nicht einer vom ganzen dienstfreien Personal in der Corona, die sich um Herrn von Sáskay versammelt hatte. Sogar der alte Husar war gekommen, den Ausspruch des Doctors mitzutheilen, daß der Graf die Nacht nicht überleben werde.

Er wird die Nacht nicht überleben, er wird den Morgen nicht mehr sehen.

Es setzte Keinen in Erstaunen — es ergriff mehr oder weniger Alle. Der Graf, vor dem seine Untergebenen gezittert hatten, der große Graf, von dem ihr Wohl und Weh abhing, stirbt. Nie hatten sie sich vorgestellt, anders als unter seiner Faust leben zu können, und nun lag der Riese, der für die Ewigkeit gebaut schien, gefällt. In den Kleinen und Schwachen regte sich instinctmäßig ein Gefühl des Triumphes über den Sturz eines Starken und ebenso instinctmäßig ein Bangen vor dem Unbekannten, das die Zukunft ihnen bringen werde.

Die Küche war heute schlecht beleuchtet, die Lampe, die vom hohen Gewölbe herab hing, rußte und mußte ausgelöscht werden. Sáskay ließ einige Kerzen auf dem längst schon kalten Herde und auf den Geschirrbrettern aufstellen. Sie flackerten, sie warfen einen unsteten Schein auf die Gesichter der vielen Leute, die sich zusammengefunden hatten, von demselben Gedanken und von den verschiedensten Empfindungen erfüllt.

Der steife alte Tafeldecker, der hinter Maria Zátonyi stand, beugte sich zu ihr herab und sprach: „Wissen Sie schon? der Neujahrstag fällt dieses Mal auf einen Freitag.“

Maria seufzte: „Das stimmt. O, wie das stimmt!“

„Kann ich nicht finden,“ versetzte der Kammerdiener und glättete mit beiden wohlgepflegten Händen die rabenschwarzen, flügelartigen Scheitel an seinen Schläfen. „Auf einen Feiertag sollt' er fallen. Lauter Feiertage eröffnen.“

„Einen Ball von Feiertagen, ja, wartet nur!“ fiel Sáskay ein. „Freut Euch nur auf das, was Euch erwartet. Der nächste Agnat — je nun, Herr ist Herr. Aber Frau ist nicht Frau, und ich gratulir' Euch zu Der, die dann kommt.“

„Wahr ist's, Frau ist nicht Frau,“ wiederholte der Büchsenspanner, lächelte und coquettirte mit drei hübschen Mädchen zugleich. Sie saßen auf einem Bänkchen ihm gegenüber, Eine stieß die Andere an, und sie kicherten.

„Ja,“ schallte es plötzlich laut und lang gedehnt mit düsterer Stimme aus der Fenstervertiefung, in die Etelka Zátonyi sich zurückgezogen hatte, „ja, der große, große Graf!“

Ein unwillkürliches, sogleich unterdrücktes Lachen beantwortete den Ausruf.

Ganz still lehnte Stephan in einer Ecke, halb versteckt durch die stattliche Figur des Leibkutschers, einer seltenen Erscheinung in diesem Raume und in diesem Kreise. Er sah sich von Zeit zu Zeit nach Stephan um, der dann die Augen niederschlug, um sie gleich wieder auf Ilona zu richten. Wie war ihr zu Muthe, was ging in ihr vor? Wenn er sie hätte fragen können, sie würde keine Antwort gewußt haben. Unklar regte sich in ihr das Gefühl einer großen Befreiung. Nicht mehr zittern vor dem Anblick des Entsetzlichen, nie mehr der Gefahr einer zufälligen Begegnung ausgesetzt sein — wie gut! Sie gab sich nicht dem Wahne hin, daß er noch von ihr wußte, sich ihrer je erinnern werde, und war doch nicht im Stande, sich von der Angst vor ihm zu befreien . . . Aber er. Für ihn begannen bald die Schrecknisse der Hölle, er wird bald vor seinem Richter stehen und verdammt werden. Ihr schauderte. Er lag im Sterben . . . Was für ein Versöhner ist der Tod! Wenn ihre Verzeihung ihn retten könnte — sie würde ihm verzeihen.

Im Gegensatz zu ihrer tiefen Ergriffenheit äußerte die gute Laune ihrer Nachbarinnen sich immer unbefangener und lauter. Herr von Sáskay verlor die Geduld und ließ die Uebermüthigen hart an. Aber ein Geist der Unbotmäßigkeit war in das junge Volk gefahren, der Ausbruch des Unwillens erweckte einen Ausbruch der Heiterkeit.

In diesem Augenblick wurde die Thür, die auf den Gang führte, geöffnet; ein Lichtstrahl fiel herein, und wie von goldenem Grunde hob sich von ihm die schmale, schwarze Silhouette des Pastors ab.

„Ilona!“ rief er in die plötzlich eingetretene Stille, und Ilona erhob sich und ging auf ihn zu. Beinahe fremd hatte seine Stimme ihr geklungen, beinahe fremd erschien er ihr in seinem feierlichen Ernst.

„Was befehlen Euer Ehrwürden?“ fragte sie scheu und beklommen.

Schweigend faßte er ihre Hand, gehorsam und schweigend folgte ihm seine Schutzbefohlene. —

Am frühen Morgen wurde die Beamten- und die Dienerschaft in den Salon beschieden, der neben dem Krankenzimmer lag. Durch die geöffnete Flügelthür sah man den Grafen leblos auf seinem Lager ausgestreckt. Den Zügen der Leiche waren die Spuren eines schweren Todeskampfes eingeprägt.

Auf den Stufen neben dem Bette knieten die Gräfin und Ilona, und ihnen gegenüber standen der Pastor, der Doctor, Ludwig und zwei Anwälte. Die Gräfin erhob sich, legte sachte die Hand auf die Schulter Ilona's, zog sie empor und schloß sie in die Arme. Beide Frauen verließen das Sterbezimmer, von dem Doctor und von Ludwig begleitet. Die Gräfin hatte rothgeweinte Augen, aber der Ausdruck eines edlen Triumphes verklärte ihr Gesicht. Ilona schritt zu ihrer Rechten, bleich und wie im Traume. Ihr Blick war starr und gerade aus gerichtet, in ihrer Miene malte sich weder Stolz noch Demuth, als die Gräfin, auf sie deutend, zu den Versammelten sprach:

„Meine Lieben, die Frau, die Wittwe unseres Grafen.“

* * *

Beim Begräbniß schritt Ilona an der Seite der Gräfin. Dann, noch am selben Tage, reiste Elisabeth mit Akos fort. Als es Abschied nehmen hieß, kam Ilona erst zum Bewußtsein dessen, was von ihr gefordert worden war, und worein sie gewilligt hatte — in die vollkommene Lossagung von ihrem Kinde.

Wie in einem Traume, in dem das Wunderbare geschieht und nicht überrascht, war ihr ja zu Muthe gewesen, als man sie dem sterbenden Grafen angetraut hatte. Sie besann sich, allerlei versprochen und gelobt zu haben, was der Pastor ihr vorgesagt, etwas unterschrieben zu haben, das die Anwälte ihr vorgelegt. Die Verzichtleistung auf ihr Kind und auf ein Recht befand sich darunter. Worin das Recht bestand, wurde ihr nicht klar, obwohl man es ihr auseinandersetzte; deutlich aber erwachte und wurde mit der Zeit immer lebendiger die Erinnerung an die Verzichtleistung. Sie lautete:

„Du siehst Deinen Sohn nie mehr. Er wird fern von Dir, von Solchen erzogen, die seinen Vater liebten und ehrten. Du wirst die Gegend meiden, in der er wohnt. Du wirst das Haus, in dem er lebt, nie betreten. Er wird das Haus, in dem Du lebst, nie betreten. Es wird zwischen Euch kein Verkehr, nicht schriftlich, nicht durch eine dritte Person, stattfinden.“

Der Wagen war gemeldet worden, Alles war zur Abfahrt bereit. Ilona hielt immer noch die Hand der Gräfin fest, zog sie immer von Neuem an die Lippen und sah durch einen Thränenschleier zu Akos hin. Er kümmerte sich heute zum ersten Mal nicht um sie; sein ganzes Interesse war in Anspruch genommen von einer kleinen Reisetasche, die man ihm umgehängt hatte.

Die Gräfin, kaum Herrin ihrer Rührung, umarmte Ilona und flüsterte ihr zu: „Gott segne Dich. Er lasse Dich glücklich werden mit Deinem Stephan, den Du jetzt in Ehren heirathen kannst.“

Ilona ließ sich auf die Kniee nieder, streckte die Hand nach dem Kleinen aus und fragte mit unterdrücktem Schluchzen: „Willst Du mir nicht auch Lebewohl sagen, Akos?“ Er stutzte, er kam ganz verwundert auf sie zu.

„O ja, o ja, ich sag' Dir Lebewohl.“

„Leb' wohl,“ wiederholte sie und küßte ihn zärtlich, mütterlich, zum ersten Mal — zum letzten Mal.

Er hatte namenlos beglückt ausgesehen, und sie blieb am Fenster und schaute dem Wagen nach, aus dem, so lange das Schloß in Sicht blieb, ein Kinderköpfchen sich heraus bog, ein Kinderhändchen winkte.

* * *

Vor zehn Jahren war's und von dem Tag an hatte ihr stiller Kampf begonnen und den Schatten gebildet, tief im Hintergrunde ihres sonnigen Glückes.

„Nicht denken! nicht denken!“ Die meinten es gut mir ihr, die ihr den Befehl ertheilten. Sie hätten ihm nur auch die Fähigkeit mitgeben sollen, ihn zu befolgen. Aber nach dieser rang Ilona umsonst. Eine unbestimmte Sehnsucht, von der es keine Erlösung gab, begleitete sie durch alle Stunden ihres Lebens. Meist dumpf und leise, bei der geringsten Veranlassung auflodernd wie eine verdeckte Flamme, zu der ein Luftzug dringt.

Der Mann, dem sie das Liebste auf Erden war, ahnte nichts von ihrem unausgesprochenen Leiden; dem elenden Weibe, das heute Nachts an ihr Fenster gepocht, hatte giftiger Haß die Augen geöffnet. Vilma Reßza wußte, was sie that, als sie das Bild des Jünglings in Ováros vor sie hin zauberte und jäh verschwinden ließ, eine fieberhafte Spannung in ihr erweckte, die unbefriedigt bleiben sollte.

Die Nacht war vorgeschritten und Ilona noch schlaflos. Der jüngere der Knäblein schrie aus dem Traume und erwachte weinend. Sie ging zu ihm, er klammerte sich an sie und lallte mit schwerer Zunge: „Mutterchen, mein Mutterchen, Du bist ganz allein mein Mutterchen!“

Ilona beschwichtigte ihn, streichelte ihn, ließ sich das Versprechen abschmeicheln, bei ihm zu bleiben. Da zu bleiben, auf seinem Bette sitzend, da bei ihm, bis es Morgen wurde. Sie hielt Wort; auf ihrem Lager hätte sie ebenso wenig Ruhe gefunden wie auf der Wacht bei ihrem kleinen Buben.

Ein Rad drehte sich in ihrem Kopfe, und jetzt stieg ein Gedanke empor und jetzt der andre. Der eine: ‚Er wächst auf in Glanz und Reichthum und ist doch arm. Hat nie gehabt, was die Beiden . . . ach Gott! was die Kinder der Zigeunerfrau haben — der Bettlerin.‘ Gleich darauf der andere Gedanke: ‚Gut, daß er's nicht hatte, daß ich ihm eine schlechte Mutter war. Eine liebevolle Mutter zu verleugnen fiele ihm doch schwer.‘

Sie hatte die Augen geschlossen, lehnte sich an die Bettwand, fiel allmählich in leisen Schlummer, aus dem sie plötzlich erschrocken auffuhr. Deutlich hatte sie eine andere Stimme als die ihres Letztgeborenen zu hören geglaubt, eine junge, junge Stimme, die zornig und voll Schmerz zu ihr schrie: „Bei mir bleiben, mich lieb haben, Ilona!“

(Schluß folgt.)

Die Bayreuther Schwester Friedrich's des Großen.

Von
Richard Fester.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Im Jahre 1810 erschien eine deutsche und eine französische Ausgabe der von der ältesten Schwester Friedrich's des Großen, Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, hinterlassenen Memoiren. Die deutsche Ausgabe wurde von Cotta in Tübingen, die französische von Vieweg in Braunschweig verlegt. Jener hatte der Uebersetzung eine Abschrift des französischen Originals zu Grunde gelegt. Dieser rühmte sich, Wilhelmine's eigene Handschrift zu besitzen. Aus der Machtsphäre Napoleon's, aus den neu geschaffenen Königreichen Württemberg und Westfalen empfing die Welt die intimsten Aufschlüsse über die Regierung Friedrich Wilhelm's I., über die Jugend und die ersten Königsjahre Friedrich's des Großen. Was die Herausgeber auch veranlaßt haben mochte, die vielfach von einander abweichenden Handschriften, der eine in Uebersetzung, der andere im Wortlaut, zu veröffentlichen, die Wirkung blieb in beiden Fällen die gleiche. Seit 1806 war Preußen keine tiefere Demüthigung widerfahren. Auf dem Schlachtfelde von Jena hatte das Fridericianische System eine vernichtende Niederlage erlitten. Die Memoiren der Markgräfin ließen die furchtbare Katastrophe der jüngsten Großmacht nicht länger räthselhaft erscheinen. Das Fridericianische System hatte sich nur darum überlebt, sich nur darum überleben können, weil seine Wurzeln faul waren. König Friedrich würde mit jedem Heere gesiegt haben. Die Potsdamer Wachtparade hatte lediglich das Glück gehabt, von dem größten General des achtzehnten Jahrhunderts commandirt zu werden. Das Wesen der preußischen Armee war trotz Friedrich der geisttödtende Gamaschendienst. Nicht der flötenspielende Philosoph von Sanssouci, sondern der ewig fuchtelnde und polternde königliche Exercirmeister, nicht der Held des siebenjährigen Krieges, sondern sein kriegsscheuer, tyrannischer Vater schien der wahre Repräsentant des preußischen Staates zu sein. Eine historische Quelle ersten Ranges über die

barbarischen Anfänge des Königthums der Hohenzollern schien erschlossen. Wer unbefangenen Sinnes daraus schöpfte, wurde auch von übermäßiger Bewunderung des Siegers von Leuthen geheilt. Macaulay's bekannter Essay hat noch 1842 das naive Entsetzen des freigeborenen Engländers über das preußische Sklaven- und Hundeleben zu lebhaftem Ausdrucke gebracht. Die Vorurtheile gegen Preußen sind so alt wie Preußens Weltgeltung. Die Memoiren Wilhelmine's haben an ihrem Theile viel dazu beigetragen, daß sich das Vorurtheil für ein Urtheil ausgeben konnte.

Es soll daher dem alten Schlosser nicht vergessen sein, daß er zuerst (1836) in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" eine historische Werthschätzung der Memoiren angebahnt hat. Er that es freilich in seiner Weise. Nachprüfung der historischen Glaubwürdigkeit einer Quelle war im Allgemeinen nicht seine Sache. Um so kräftiger sprach er seine Sympathien und Antipathien aus. Die Roheit und Barbarei Friedrich Wilhelm's I. waren ihm lieber als das Wesen der Tochter. Jener hatte in seinen Augen den Vorzug, „teutsch" zu sein, während die Hofbildung der Tochter, weil sie eine französische war, eben darum eine „falsche, prahlende, eitle, boshafte, verschwenderische" sein mußte. Der historische Poltron sympathisirte mit dem königlichen Polterer. Die Generation der Befreiungskriege mit ihrer Teutomanie saß über das Jahrhundert der Aufklärung zu Gericht.

Auch Macaulay's Zeit- und Lebensbild sollte nicht länger unangefochten bleiben. Wenn dem Deutschen die Erinnerung an nationale Helden eine Herzenssache wäre, so müßte die geharnischte Antwort Ludwig Häusser's dieselbe Verbreitung gefunden haben wie der Essay des Engländers. In ultramontanen Kreisen beherrscht die Darstellung des britischen Protestanten auch heute noch die historische Auffassung der Fridericianischen Epoche. Der Hannoveraner Onno Klopp ist keine vereinzelte Erscheinung. Janssen hat seine Schüler am Frankfurter Gymnasium mit Vorliebe auf Macaulay verwiesen. Der historisch gebildete Deutsche aber weiß seit 1859 aus Häusser's kräftiger Abwehr, daß nur insulare Bornirtheit ein Zerrbild für ein Zeitbild ausgeben konnte. Auch jenseits des Kanals lernte man über große Menschen und Weltperioden anders urtheilen, als gleichzeitig mit Häusser's Arbeit die ersten Bände der Biographie des großen Königs von Thomas Carlyle erschienen. Carlyle dachte wie sein Weimarer Abgott. Wie Goethe war er nicht preußisch, sondern Fritzisch gesinnt. Sein Lieblingsthema war die Heldenverehrung, keine krankhaft verstiegene Theorie vom Uebermenschen, sondern die schlichte, alte Wahrheit, daß alles Göttliche menschlich werden muß, wenn es zum Menschen sprechen soll, daß Menschen und Völker zu beklagen sind, wenn sie sich an menschlicher Größe nicht mehr aufrichten und erbauen können. Den Tiefsinn seiner Heldenverehrung hat man in Deutschland noch besser erkannt, als, zunächst noch verkannt, ein Held auf die Weltbühne trat, wie ihn die Nation seit Martin Luther und Friedrich nicht mehr gesehen hatte. Ein Lehrer historischer Kritik ist Carlyle nicht gewesen, aber er lehrte uns, Menschen, bei denen es sich der Mühe lohnt, in ihrer Totalität zu erfassen. Gegen die deutsche Todsünde des Nörgelns gibt es kein besseres

Gegengift als die Befreundung mit seiner Denkart. Ohne historische Schulung entdeckte dieser ungebärdigste aller Autodidakten Goldadern, wo Andere nur taubes Gestein sahen. Schlosser hatte gewünscht, die Memoiren der Markgräfin wären nie gedruckt worden. Carlyle begnügte sich, zu constatiren, daß man von allen Angaben Wilhelmine's 25—75 Procent abziehen müsse. Das Was und das Wie blieb freilich sein Geheimniß. Er fing da an, wo der Historiker gemeinhin aufhört. An die Stelle der Kritik, die sich von jedem ihrer Schritte Rechenschaft ablegt, trat bei ihm der historische Tact, der geübt werden kann, in der Hauptsache aber doch angeboren sein muß.

Wie aber hätte man sich in Deutschland dabei beruhigen können. Friedrich der Große hatte in seinen brandenburgischen Memoiren nicht umsonst bekannt, daß man den Schatten der Eiche der Kraft der Eichel verdanke, daß sein Vater in seinem arbeitsreichen Leben den Grund zu der Größe Preußens gelegt habe. Förster, Ranke, Johann Gustav Droysen, Gustav Schmoller und ihre Schüler haben uns Friedrich Wilhelm I. bei der Arbeit sehen lassen. Der für Vater und Sohn gleich ehrenvolle Nachruf König Friedrich's findet durch jede neue Publication erneute Bestätigung. Friedrich Wilhelm I. ist längst als der rauhe Zuchtmeister seines Volkes, als der Erzieher zum Staate erkannt und gewürdigt. Er hat seinem Sohne nicht nur die Waffen geschmiedet, mit denen Friedrich seine Schlachten schlug. Er ist auch der größte Verwaltungskönig aller Zeiten gewesen. Wie verblaßte das alte Mährlein von der Knauserei Friedrich Wilhelm's, als man seiner unermüdlichen Thätigkeit für die Landescultur Preußens näher trat. Der banausische Verächter der Wissenschaften und Künste entpuppte sich in der harten Erziehungsarbeit an Kassuben und Wenden als ein Wohlthäter der Menschheit.

So war es denn nicht mehr schwer, nachdem man den König lieben und achten gelernt hatte, auch an dem Menschen liebenswerthe Seiten zu entdecken. Seine Tüchtigkeit wie die tyrannische Ader seines Wesens wird heute kein Historiker mit dem Schlosser'schen Lieblingswort „teutsch" erschöpfen wollen. Die historische Glaubwürdigkeit der Memoiren der Markgräfin wurde, seitdem Ranke 1849 den kritischen Reigen eröffnet hatte, mit jedem Tage fragwürdiger. 1856 erschien in der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's II. seine Correspondenz mit Wilhelmine. In die Memoiren aufgenommene Briefe hatten im Original einen anderen Wortlaut. Wenn man bis dahin der Memoirenschreiberin geglaubt hatte, daß nach der Thronbesteigung Friedrich's, wenn nicht schon früher, eine Erkältung zwischen den Geschwistern eingetreten sei, daß Friedrich ihr Monate lang überhaupt nicht geschrieben habe, war man nicht wenig erstaunt, gerade aus den ersten drangvollen Wochen der Regierung Friedrich's eine Reihe der zärtlichsten, brüderlichsten Briefe des Königs an seine Lieblingsschwester zu finden. Mildernde Umstände schienen hier ausgeschlossen. Das Priestersprüchlein in Mozart's „Zauberflöte": „Ein Weib denkt wenig, plaudert viel!" wäre der Freundin Voltaire's gegenüber unangebracht. Das „Zungenspiel" einer so geistreichen Dame schien mehr als leichtfertig, ihr Charakter verlogen. Nach dem Briefwechsel schien das Verhältniß der Geschwister nur vorübergehend von 1744

bis 1746 getrübt gewesen zu sein, kein Mißton in der Folge die Harmonie ihrer Freundschaft zu stören. In den Memoiren wird auch der Lieblingsbruder nicht geschont. Wilhelmine's Bitte an den Leser, sein Urtheil über Friedrich bis auf Weiteres zu verschieben, weckt unerfüllte Erwartungen. Bis zum Jahre 1742, dem Schlußjahre der Braunschweiger Handschrift, hat die Markgräfin keine Gelegenheit gefunden, den Ausfällen gegen ihren Bruder die Spitze abzubrechen. Wann hat sie die letzte Hand an ihre Erinnerungen gelegt? Als sie mit Friedrich schmollte oder als sie sich wechselseitig mit der ganzen Ueberschwänglichkeit des Jahrhunderts unermüdlich ihrer „tendresse parfaite" versicherten? Ist ihr Zeugniß nur darum ein falsches, weil sie selbst falsch gewesen ist?

Wir sehen, welche Wendung die historische Kritik hier mit einer gewissen Nothwendigkeit vollzog. Man lehnte nicht nur die Zeugenaussage ab, man griff auch den Zeugen an. Der Herausgeber der „Œuvres de Frédéric le Grand", Preuß, und Pertz, hatten die Entstehung der Memoiren in die Jahre der Spannung zwischen den Geschwistern verlegt. Der Geschichtschreiber der preußischen Politik, J. G. Droysen, erweiterte (1870) die Zeitgrenze nach vorwärts und rückwärts. Ohne zwingende Beweise vorzubringen, hielt er es für ausgemacht, daß Wilhelmine auch nach dem Jahre 1747, bis kurz vor ihrem Tode, an ihren Memoiren gearbeitet und gefeilt habe. Friedrich der Große wäre also durch das Liebste, das er auf dieser Erde hatte, betrogen worden. Böse Worte verwehen. Hier aber hätte dieselbe Feder Liebesbetheuerungen und eine lieblose Charakteristik des „cher frère" aufs Papier geworfen. Die Memoirenschreiberin richtet sich selbst. Darf man es Droysen verübeln, daß er im Eifer für eine gute Sache sogar der Frauenehre Wilhelmine's zu nahe getreten ist? Darf man sich wundern, daß in der biographischen Ruhmeshalle der Nation, in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", der Markgräfin eine Schandsäule errichtet wurde, vor der jeder Fritzisch Gesinnte das Kreuz schlägt? Die Memoiren sind historisch völlig werthlos. Ihre Verfasserin ist ein entarteter Sprößling des Hohenzollernstammes. Den Bayreuther Landen war sie durch ihre maßlose Verschwendungssucht eine Landplage. So ungefähr lautet das letzte Wort der Droysen'schen Schule über die Lieblingsschwester Friedrich's des Großen.

Erst neuerdings hat eine mildere Beurtheilung Platz gegriffen. Der neueste Biograph Friedrich's, Reinhold Koser, hat in früheren Jahren Droysen's Auffassung getheilt. Wie er über Wilhelmine's Charakter heute denkt, hätte ich noch vor zwei Jahren nicht recht zu sagen vermocht, wenn er auch die Memoiren bereits 1886 in seinem schönen Buche über „Friedrich's Kronprinzenzeit" in discreter Weise benützt hatte. Seitdem ist seine „Darstellung des siebenjährigen Krieges" erschienen, eine rauschende Heldensymphonie, von wenigen Adagiotacten unterbrochen. Die stille Ergriffenheit des Erzählers der letzten Jahre Wilhelmine's theilt sich auch dem Leser mit. Hier bedurfte es keiner Jericho-Posaune. Auch Schalmeienklang vermag Schandsäulen zu stürzen.

Weit eingehender als Koser hat sich vor einigen Jahren der feinsinnigste Historiker Frankreichs, Ernst Lavisse, über Wilhelmine's Charakter aus-

gesprochen. Indem er die Ergebnisse der deutschen Quellenkritik sorgsam berücksichtigt, kommt er zugleich auf Carlyle's Recept zurück. Da er historischen Tact in hohem Maße besitzt, gelingt es ihm ganz vortrefflich, einen tüchtigen Procentsatz von der Erzählung Wilhelmine's abzuziehen, ohne sie im Ganzen zu verwerfen. Seine psychologische Analyse, an und für sich meisterhaft, hat nur einen Fehler. Bei Vater, Sohn und Tochter stößt sie auf etwas Unauflösliches, auf einen Erdenrest, der ihm peinlich ist. Er würde sich mit dem jungen Fritz, ja sogar mit Friedrich Wilhelm I. und dem ganzen Hohenzollernhause noch mehr befreundet haben, nicht nur sein Verstand, auch sein Herz wäre bei einer für den Historiker und den Dramatiker gleich reizvollen Aufgabe gewesen, wenn diese Hohenzollern nicht sammt und sonders „Prussiens“ wären. Die historische Auffassung kehrt bei Lavisse, wenn auch unendlich bereichert, vertieft und individualisirt, in gewissem Sinne wieder dahin zurück, wo sie Jahrzehnte lang nach dem Erscheinen der Memoiren gestanden hatte.

Für einen Autor wird es immer verhängnißvoll sein, wenn sich ein Werk seines Geistes zwischen ihn und die Nachwelt schiebt. Eines der merkwürdigsten Beispiele ist wohl der „Principe“ Machiavelli's. Je nach der Deutung des Büchleins ist auch der Charakter des Florentiners gedeutet oder mißdeutet worden. Mag es tausendmal wiederholt werden, daß Rousseau, als er seine „Confessions“ schrieb, am Verfolgungswahne litt, mag man gegen seine Auffassung der Menschen und Dinge noch so mißtrauisch sein, die Selbstanklagen des „citoyen de Genève“ werden bereitwillig geglaubt und nacherzählt. Niemand würde es einfallen, aus „Werther's Leiden“ und den „Räubern“ über Goethe's und Schiller's Charakter einseitige Schlüsse zu ziehen, hier nur schwärmerische Empfindsamkeit, dort nur wilden Freiheitsdrang sehen zu wollen, während Jahrhunderte vergingen, bis man sich gewöhnte, den „Principe“ im Zusammenhange der übrigen weit umfangreicheren Schriften Machiavelli's zu betrachten, während die Beichte eines Kranken noch heute, auch da, wo er unser einziger Gewährsmann ist, unkritisch in das Schuldbuch Rousseau's geschrieben wird. Die Markgräfin von Bayreuth aber hat bis zur Veröffentlichung ihrer Memoiren völlig in dem Riesenschatten ihres Bruders gestanden. Ihre Erzählungen wurden seit 1810 geglaubt und bestritten. Das Interesse für ihre eigene Person kam erst in zweiter Linie. Aus der Kritik des Buches ist so allmählich eine Anklage der Verfasserin, keine Charakteristik, erwachsen. Auch ihre jüngsten Beurtheiler betonen doch zu wenig, daß ihre Persönlichkeit Anspruch darauf hat, von Neuem gehört zu werden, daß man ein zartes Pastellbild aus dem mächtigen Prunkrahmen der preußischen Geschichte heraus nehmen muß, wenn es nicht erdrückt werden soll. Wilhelmine war nicht nur preußische Prinzessin, sondern Markgräfin von Bayreuth. Ohne sie wäre ihr Gemahl niemals auf den Gedanken gekommen, in Erlangen eine Hochschule zu stiften. In Bayreuth wandelt man allenthalben in ihren Spuren. Wem für die Sprache der Steine und Denkmäler die Sinne geschärft sind, der kann dort im Gedränge der Gralspilger, noch besser, wenn es wieder stille geworden ist, ein Stück deutscher Cultur-

geschichte studiren. In der Rollwenzelei das Arbeitszimmer des Dichters, der Sterne'sche Empfindsamkeit und Sterne'schen Humor nach Deutschland verpflanzte; in der Eremitage die Bosketts, in deren Schatten sich die Markgräfin mit Voltaire über Descartes und Newton, über die beste aller Welten und die Pucelle unterhalten hat. Größer als der rothe Main ziehen durch die kleine fränkische Residenz die beiden Ströme der englischen und französischen Aufklärung, denen die deutsche Renaissance der Goethe- und Schiller-Zeit ihre Nahrung, wenn auch nicht ihren Ursprung, verdanken sollte. Das alles deutet auf eine Persönlichkeit, die an sich Beachtung verdient. Wollen wir uns nicht ewig im Cirkel bewegen, so müssen wir die Memoiren zunächst einmal ganz auf sich beruhen lassen. Der Deutsche greift im Allgemeinen lieber zur Literaturgeschichte als zur Literatur, liebt es, Andere für sich lesen und sehen zu lassen. Aber auch eine Selbstbiographie ist nicht im Stande, dieses nationale Trägheitsgesetz zu rechtfertigen. Auch sie ersetzt nicht die unmittelbaren Zeugnisse und Niederschläge des Lebens, die Briefe, Tagebücher und Acten. Hinter das Geheimniß der Memoirenschreiberin werden wir niemals kommen, wenn wir die Memoiren immer wieder zum Ausgangspunkte nehmen. Wir müssen den Versuch wagen, die Markgräfin nicht durch die Memoiren, sondern die Memoiren durch die Markgräfin zu charakterisiren.

Nur kann dieser Versuch vorläufig nicht mehr als eine Skizze sein. Der gedruckte Briefwechsel der Geschwister gibt ein ganz falsches Bild ihres Austausches. Friedrich ist darin mit 302, Wilhelmine, die fleißigere Correspondentin, mit nur 45 Schreiben vertreten. Die Herausgeber der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen" haben diesem Material 127 Briefe des Königs, 15 Brieffragmente der Markgräfin hinzugefügt. Drei weitere Fragmente finden sich bei Droysen. Arme Wilhelmine; möchte man mit Carlyle'scher Apostrophe ausrufen, wirst du dich mit der Zahl 63 gegen die 429 eines Bruders behaupten, der mit Minderheiten zu siegen gewohnt ist; würde es nicht besser für dich sein, wenn das Zahlenverhältniß gerade umgekehrt wäre? Was ist diese Correspondenz anders als ein Duett, von dem wir nur die Oberstimme nahezu lückenlos besitzen? Wird Wilhelmine's schwache Stimme gegen die starke Begleitung, die Märsche und das Trompetengeschmetter der schlesischen Kriege, die Dissonanzen der Fehde mit Voltaire aufkommen? Wenn man die Aufgabe stellt, wie ich sie soeben gestellt habe, sieht man erst, wie wenig Zeugnisse erster Hand uns eigentlich zu Gebote stehen. Von der großen Correspondenz der Markgräfin mit ihren Verwandten, ihren Eltern, ihren anderen Geschwistern, vor Allem dem Prinzen von Preußen und der Prinzessin Amalie, mit ihrer Tochter, mit fürstlichen Persönlichkeiten, Berliner Hofleuten, Gelehrten und Künstlern ist bis auf ihren Briefwechsel mit Voltaire nur ganz Weniges bekannt und veröffentlicht. Die Bayreuther Geschichte jener Zeit ist noch nie ernstlich an der Quelle studirt worden. Die folgende Skizze will und kann daher künftigen Veröffentlichungen und Forschungen nicht vorgreifen. Das Denkmal an Stelle der umgestürzten Schandsäule mag einer hoffentlich nicht zu fernen Zukunft vorbehalten bleiben.

Mir genügt es, wenn mein Entwurf[1]) wenigstens den Beweis der Nothwendigkeit eines Denkmals erbringt, wenn er das Verlangen nach ausführlicherer Kunde auch außerhalb der Zunft Fridericianischer Specialisten erregt.

II.

Ueber Wilhelmine's Wiege hat sich noch ihr Großvater, Preußens erster König, gebeugt. Als am 9. Juli 1713 zum vierten Male die Wiederkehr ihres Geburtstages gefeiert wurde, hatte der prunkvolle Hofstaat Friedrich's I. bereits soldatischer Einfachheit Platz gemacht. Die Bestürzung ihrer Umgebung über die Reform an Haupt und Gliedern mit zu empfinden, war das älteste Töchterlein des neuen Königs viel zu jung. Das Andenken an die gute alte Zeit wurde nur durch die Erzählungen der Mutter und Höflinge, nicht durch eigene Erinnerung, wach gehalten. In der Kinderstube blieb auch in der Folge Alles beim Alten. Wenn Friedrich Wilhelm I. seine Gemahlin alsbald nicht gerade freundlich „zu ihrem Nähewerk verwiesen" hatte, so respectirte er wenigstens die Grenzen ihres Ressorts. Sein eigenes Erziehungswerk beschränkte sich auf seine Söhne, begann erst mit dem Augenblicke ihrer Einkleidung in den blauen Rock des Officiers.

Wer hätte nicht schon davon gehört, wie dieser Monarch seine Souveränetät als einen „rocher de bronce" stabilirte. Er kannte seine Rheinländer, Märker und Preußen. Selbst mit den „vornehmsten und schlimmsten" seiner altmärkischen Vasallen, den Schulenburg, Alvensleben und Bismarck, getraute er sich fertig zu werden. Auch den Kampf mit dem „Weibervolk" hat er nicht gescheut, wenn das Interesse seines Staates in Frage kam. In allen anderen Dingen ließ er die Königin gewähren. Die Regel, sich um Alles zu kümmern, erfuhr, wie nicht selten bei Haustyrannen, eine verhängnißvolle Ausnahme. Der sonst so scharfblickende Fürst schien, wenn er von des Tages Mühsal im Schoße seiner Familie Erholung suchte, die Fähigkeit verloren zu haben, mit eigenen Augen zu sehen. Seine Donnerwetter kamen meist zu spät, so daß die luftreinigende Wirkung ausblieb. Eigene Lässigkeit und weibliche Ueberlegenheit sorgten dafür, daß sein Absolutismus nicht schrankenlos wurde. Um den Kronprinzen hat er mit der Königin gerungen. Seine Töchter ließ er achtlos verbilden.

„Die älteste Prinzessin" — schreibt der englische Gesandte im September 1716 — „ist eines der lieblichsten Kinder, das ich je gesehen habe. Sie tanzt reizend, ihre Haltung und ihr Verstand sind weit über ihre Jahre". Ungefähr um dieselbe Zeit wird Antoine Pesne Wilhelmine und den Kronprinzen gemalt haben. Gewiß eine hübsche Idee, die unzertrennlichen Geschwister im Bilde festzuhalten. Der kleine Trommler, das drei Jahre ältere Schwesterchen mit Blumen im Ueberwurfe, Brüderchen stürmisch, Schwesterlein zurückhaltender, das alles erscheint nicht unkindlich. An dem Gegenstande und der ersten Conception wäre nichts auszusetzen. Nur die Ausführung des ersten Porträts

---

[1]) Auf Anmerkungen an dieser Stelle muß ich verzichten. Bisher unbenütztes Material verdanke ich der Erlanger Universitätsbibliothek und den liebenswürdigen Mittheilungen des Herrn Archivrath Professor E. Berner aus Wilhelmine's Briefen im Hausarchive in Charlottenburg.

des großen Königs und seiner Schwester frappirt. Wie der Mohr mit seinem Schirm, so posiren auch die beiden Königskinder. Ordensband und Barrett und Kinderkleid und Trommel des kleinen Fritz contrastiren seltsam mit einander. Aus dem Kinderhälschen der siebenjährigen Schwester ist der entblößte Busen einer kleinen erwachsenen Dame geworden. An die entzückende Naivetät van Dyck'scher Kinderporträts darf man dabei nicht denken. Das Zeitalter liebte und verlangte nun einmal Anderes. Am Hofe Friedrich Wilhelm's I. würde man nichtsdestoweniger mehr Natürlichkeit erwarten. Das unkindliche Nachäffen Erwachsener ist nicht so sehr an gewisse Zeiten und Oertlichkeiten gebunden, als man gemeinhin glaubt. Die angeborene Natürlichkeit des Römers nimmt an den Kinderpredigten in Santa Maria in Aracoeli keinen Anstoß. Kinder-Visitenkarten und gedruckte Einladungen zu Kinderbällen sind auch in unserem forcirten Zeitalter nicht Jedermanns Sache. Keine Modenarrheit ohne Ausnahme. Neben unvernünftigen hat es alle Zeit vernünftige Eltern gegeben. An dem Bilde von Pesne würden wir nichts Auffallendes finden, wenn es etwa Kinder August's des Starken von Sachsen darstellte. Was uns stutzig macht, ist allein der Gedanke an den Vater dieser Aeffchen.

Man weiß, wie sehr dem Könige an seinem ältesten Sohne der „air de marquis“ mißfallen hat. Ist ihm die siebenjährige Weltdame erträglicher gewesen oder hat er, in der Kemnate mit Blindheit geschlagen, die Verbildung wirklich nicht bemerkt? Ich denke, die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, wenn wir erst den zweiten Theil des mütterlichen Erziehungswerkes kennen gelernt haben.

Die erste Königin von Preußen, Sophie Charlotte von Hannover, hat mit ihrem Gatten die Vorliebe für ein Scheinwesen getheilt. Der kleine Friedrich Wilhelm muß vor versammeltem Hofe eine Paradeprüfung bestehen. Die Mutter hält lustwandelnd mit ihrem Sohne ein tugendhaftes Gespräch über Fénélon's „Telemach“, um es zu ewigem Andenken wohl stilisirt aufzeichnen zu lassen. Ein Glück, daß an dem kleinen Wildling nichts zu verbilden ist, daß Sophie Charlotte sich mit dem Scheine begnügt. Die geistvolle Königin amüsirt sich, ohne daß ihr Kind dabei Schaden litte. Die zweite Welfin auf dem preußischen Königsthrone hat es dagegen ernster gemeint und sich in Folge dessen an Körper und Seele ihres zarten Kindes versündigt. Mit acht Jahren hat Wilhelmine den Elementarunterricht bereits absolvirt. Im Juli 1717 beginnt, um vom Unterricht in Sprachen und technischen Fertigkeiten zu schweigen, der gelehrteste Mann Berlins, La Croze, den Unterricht in der Universalgeschichte. Im Alter von zwölf Jahren wird sie 1721 nach vierjährigem Cursus dieser gesundheitsmörderischen Schule entlassen. Die aus dem Januar 1723 datirte Dedication der „Histoire du Christianisme des Indes“ ihres alten Lehrers ist gleichsam das Reifezeugniß für die altklügste aller Prinzessinnen.

„Dans un âge peu avancé“ — darf er ihr schreiben — „Votre Altesse Roiale a fait des progrès dont il faut avoir été témoin comme moi pour en être pleinement persuadé. Elevée sous les yeux et par les soins de la reine vôtre auguste mère, vous avez surpassé jusqu'aux espérances des personnes qui s'intéressaient le plus à votre éducation“.

Auch La Croze ist von seinem Landsmanne Pesne gemalt worden. Ein wahrer Fleischberg, sitzt er, den Kopf zum Beschauer gewendet, an einem Tische vor seinem aufgeschlagenen Hauptwerk, eben jener „Histoire“. Alle Linien gehen bei ihm ins Rundliche. Die Finger der wulstigen Hände gleichen dicklichen Würsten. Der alle Zeit spottlustige Philosoph von Sanssouci hat in der That Recht. Angesichts dieser Erscheinung müssen wir unbedenklich zugeben, daß die Materie denke. Denn nicht geistlos blicken die kleinen, freundlichen Augen. Der Eindruck einer so gewichtigen Persönlichkeit wäre noch reiner, wenn La Croze die Mönchskutte trüge, die er 1696 abgeworfen hatte. Auch im Gelehrtenhabit kann der Bibliothekar des Königs die Behaglichkeit des ehemaligen Benedictiner nicht verleugnen.

Ein nie versagendes Gedächtniß hatte La Croze, wie Friedrich 1739 nach seinem Tode an Voltaire schrieb, zu einem „Repertorium aller deutschen Gelehrten, zu einem wahren Magazin der Wissenschaften“ gemacht. Seiner Fruchtbarkeit stand die gewaltige Polyhistorie des Mannes im Wege. Den Respect vor seiner Person konnte sie, durch ein würdevolles Auftreten unterstützt, nur erhöhen. Als Anekdotenerzähler war er bei Alt und Jung beliebt. Seinen Histörchen soll die melancholische, häufig durch schluchzende Töne unterbrochene Vortragsweise des kränkelnden Hypochonders einen eigenthümlichen, ans Komische streifenden Reiz verliehen haben. Alles in Allem also kein übel gewählter Instructor für ein aufgewecktes, munteres Fürstenkind, wenn nur dieses Kind nicht erst acht Jahre alt wäre, wenn nur der Lehrauftrag der Königin nicht das Unmögliche verlangte.

Das Widerspruchsvolle einer Weltgeschichte für Kinder hat das Jahrhundert der Aufklärung allerdings nicht einsehen wollen. In der Vaterstadt des weltbekannten „Trichters“ ist noch 1730 von dem Rector der Heiliggeistschule, Colmar, der lieben Jugend „die Welt in einer Nuß“ dargereicht worden. Für jedes Jahrhundert seit Erschaffung der Welt hat der Nürnberger Schulmann einen artigen Memorirvers ersonnen. Das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird mit zehn Verszeilen umschrieben:

Der Varus beist ins Gras.
Tiber verweigert was.
Pilatus quält die Jüden,
Eh' Christus abgeschieden.
Da Cajus muste fort,
Folgt Nero's Muttermord.
Vitellius entehret.
Jerusalem zerstöret.
Schaut hier die Gäste quälen
Und den Trajan erwehlen.

Das Kind plappert verständnißlos das Verslein her, um sich darauf vom Lehrer fragen zu lassen: Wer war Tiberius, was hat er verweigert, weshalb, wieso, warum? Eine an sich nicht so üble Sokratische Methode und alberne Spielerei sind der Trichter, Namen und Daten die Erbsen, das Kinderköpfchen wird als hohle Nuß angesehen, und nun wird eingefüllt und gestopft, bis die Nähte platzen.

Der Fürstenerziehung aber fing man an, höhere Ziele zu stecken, seitdem Bossuet 1681 seinen „Discours sur l'histoire universelle" herausgegeben hatte. Die franzosenfeindliche Gesinnung Kaiser Leopold's I. hielt ihn nicht ab, das Unterrichtsbuch des Dauphin für den künftigen Träger der Kaiserkrone, Erzherzog Joseph, übersetzen zu lassen. Wenn man auch an protestantischen Höfen Deutschlands mit der nationalen und katholischen Tendenz des Bischofs von Meaux nichts zu machen wußte, so empfahl sich doch sein Buch theologischen Erziehern durch die teleologische Weltanschauung des Verfassers. Wer es nicht unvorbereitet kennen lernte, wer, wie der Sohn Ludwig' XIV., bereits geschichtlichen Unterricht genossen, alte und neue Historiker gelesen hatte, mochte auch in jugendlichem Alter nicht ohne Nutzen Religionen und Reiche noch einmal in Bossuet's Projection an sich vorüber ziehen lassen.

La Croze sah sich hingegen in der Zwangslage, das elementare Frag- und Antwortspiel mit Bossuet'scher Repetition vereinigen zu müssen. Seufzend und schluchzend wird er im Sommer 1717 sich an die saure Arbeit gemacht haben, nicht so wie Bossuet einem Jüngling, sondern einem achtjährigen Mädchen auseinanderzusetzen, was wir unter Geschichte verstehen, was eine Epoche und eine Periode sei. Am 13. Februar 1719 ist er auf seinem methodisch bedächtigen Weltspaziergange bei Christi Geburt angelangt. Am 12. Mai 1721 hat seine rastlos trippelnde Begleiterin noch zehn Jahrhunderte vor sich. In seinen Fragen geschmackvoller als sein Nürnberger pädagogischer College, legt er doch seiner Schülerin ihren Horizont weit übersteigende Antworten in den Mund, läßt sie mit Olympiaden rechnen und treibt es mit gleichgültigen Jahreszahlen so toll, daß sich am Ende doch einige kleine Abstriche als nöthig erweisen. In der Hauptsache aber läßt sich die Pedanterie des Exbenedictiners nichts abhandeln. Kein gekröntes Haupt wird übergangen. In endloser Folge halten die regierenden Geschlechter der Welt ihren Einzug in Wilhelmine's Gedächtniß, sogar die späteren oströmischen Kaiser und die Nachfolger des Propheten bis zu des regierenden Sultanes Majestät. Anfangs befinden sich hie und da noch einige Dichter und Denker in ihrem Gefolge. Von der Völkerwanderung an hat auch das ein Ende. Die Weltgeschichte ist Geschichte der Höfe. Auf Legitimität wird großes Gewicht gelegt, wenn auch die Ausnahmen nicht ganz vergessen werden. Alcibiades ist charakterisirt als „jeune homme de naissance et plein d'esprit, mais brouillon et libertin". Von Vespasian läßt sich leider nicht sagen, daß er „homme de naissance" war; „mais il avait beaucoup de mérite et de valeur".

Für den Historiker sind manche Urtheile und Charakteristiken la Croze's auch heute noch von Interesse. Den ungünstigen Aussagen der römischen und griechischen Kirchenhistoriker zum Trotz nennt der reformirte Theologe Leo den Isaurier wegen seines Vorgehens gegen den heidnischen Bilderdienst einen großen Fürsten. Wenn er mit den Päpsten im Allgemeinen nicht allzu glimpflich verfährt, ist er doch unbefangen genug, die Erzählung von der Päpstin Johanna in das Reich der Fabel zu verweisen. In der beständigen Verwechslung des römischen Kaiser- und Königstitel verräth sich der Ausländer. Von den Hohenzollern weiß er bis auf Joachim II. nur Kriege und

Annexionen zu erzählen. Albrecht Achilles schlägt gegen die Nürnberger neun „Schlachten“, darunter acht siegreiche. Der große Kurfürst wird respectvoll, aber kurz behandelt. Von Fehrbellin hat Wilhelmine wohl zum ersten Male durch die brandenburgischen Memoiren ihres Bruders nähere Kunde erhalten.

Man könnte versucht sein, auch diese höfische Anleitung zu anmaßlicher Oberflächlichkeit für eitel Spiegelfechterei zu halten, wenn nicht die Markgräfin außer dem handschriftlichen Leitfaden ihres Lehrers eine Prüfungsarbeit der Aufbewahrung werth gehalten hätte. Schon ihre Handschrift zeugt von ihrer Frühreife; denn sie hat sich nicht mehr wesentlich verändert. Ihr kindliches Gedächtniß aber erscheint in der That staunenswerth. Bis auf Septimius Severus schreibt sie die Namen aller römischen Imperatoren lückenlos nieder. Von jedem hat sie irgend etwas behalten. Auch die Anekdötchen ihres Präceptors fehlen nicht, wenn sie auch nach Kinderart die Pointe vergißt. Vespasian — wir wissen schon, daß er kein „homme de naissance“ gewesen ist — war so geizig und unfein, „qu'il mit un impôt sur les urines“. Die witzige Bemerkung des ersten Flavier über die Geruchlosigkeit des Steuergeldes ist ihr entfallen. Ein Kind des Commodus von einer Concubine, das bei der Ermordung des Kaisers eine Rolle gespielt hat, führt sie folgendermaßen ein: „Les dames romaines avoit coutumes d'avoir des enfans qu'il portoit sur les bras touts nus et pour ainsi dire en guise de chiens“. Nicht ohne eine gewisse Beruhigung werden wir gewahr, daß auch eine verfehlte Erziehung die Natur nicht ganz ersticken, ein kleines Mädchen nicht in eine große Dame verwandeln kann. Der Unterricht La Croze's hat auch die Geister des Humors geweckt. Mit heimlichem Entzücken vernimmt Wilhelmine die Charakteristik Johann Cicero's: „Il était d'un embonpoint excessif, ce qui l'incommodait extrêmement; il emploia divers remèdes pour diminuer la pesanteur de son corps, mais aucun ne réussit“. Das ist ja dein Lehrer, wird es in ihr gejubelt haben, und, fragt sie sich schon, ist es nicht auch ein wenig der Papa?

Friedrich hat es seiner Schwester später nachgerühmt, daß sie ihm den Geschmack an Büchern beigebracht habe. Ohne ihre Stachelreden würde er, wie er seinem Vorleser erzählte, in seiner Neigung zu träumerischem Müßiggang, seine Talente nicht geübt haben. In Wahrheit ist auch er in einer Treibhausatmosphäre herangewachsen. Dem Sechzehnjährigen richtet sein Lehrer Duhan de Jandun insgeheim eine Universalbibliothek ein. So groß die Frühreife der Königskinder ist, so sind doch die unvernünftigen Anticipationen noch größer gewesen. Erwägt man die Gefahren ihrer Stellung, so erscheint es fast wie ein Wunder, daß sich kein fortbildungsfeindlicher Hochmuth in ihren jungen Köpfen eingenistet hat. Die harte Schule des Lebens erklärt nicht Alles. Wer nach solcher Schule noch einmal zu lernen anfängt, wer sich alsdann noch seiner alten Lehrer erinnert, hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Wenn Wilhelmine und Friedrich in ihren jungen Jahren zu besitzen glaubten, was sie sich erst erwerben sollten, wenn Friedrich sich 1728 nach dem Besuche an dem üppigen Hofe August's des Starken zum ersten Male einen Philosophen nannte, so erkennt man die Früchte der mütterlichen Erziehung. Wenn sie sich dessen ungeachtet in der Folge des eingebildeten

Besitzes wirklich versichern sollten, so haben sie das nächst ihrer Begabung der väterlichen Mitgift an geistiger Gesundheit zu danken gehabt.

Nicht als ob Friedrich Wilhelm I. sich darüber klar gewesen wäre, was man eigentlich verpfuscht hatte. Die Wirkung hat er alle Zeit für die Ursache genommen. La Croze ist als Erzieher wohl überhaupt nicht in seinen Gesichtskreis getreten. An Duhan schätzte er nur den unterrichteten Soldaten. In den Berliner Réfugiés noch etwas Anderes als Unterthanen des Königs von Preußen zu sehen, kam ihm nicht in den Sinn. Dem Gesandten La Chetardie hat er 1732 gleich in der ersten Audienz die curiose Frage gestellt, weshalb die Franzosen jetzt meist Comödianten seien, während sie sich früher durch ein ernstes, gesetztes Wesen ausgezeichnet hätten. Die gesetzten Leute von ehemals waren die Flüchtlinge von 1685, die Schützlinge seines Großvaters, die Hanswurste von heute, die von seinem Sohne nachgeäfften Marquis und Mignons des Versailler Hofes. Tiefer ist sein teutonischer Eifer gegen alle Ausländerei nicht gegangen. Das Bildungsproblem einer französischen Erziehung hat er ebenso wenig wie Sophie Dorothea begriffen. Nur der Zufall hat es gefügt, daß Wilhelmine und Friedrich von Franzosen erzogen wurden. Die centrale Stellung der Geschwister in der Culturentwicklung des Aufklärungszeitalters führt auf den Verkünder des Potsdamer Edictes, nicht auf den Willen der Eltern zurück.

Erst spätere Zeiten haben dem Helden der Nation die Abkehr von einer noch gar nicht vorhandenen nationalen Bildung zum Vorwurf gemacht. Der junge Goethe ist immer wieder gegen den alten Fritz ausgespielt worden, als ob der Gegensatz zweier Generationen irgend etwas bewiese. Die Schrift „de la littérature allemande“ wiederholt nur die Gedanken der Einleitung der „Histoire de mon temps“. Was 1780 ein Anachrönismus war, hat mehr als ein Menschenalter früher einen Culturfortschritt bedeutet. Eine Weltsprache wie das Griechisch des Römerreiches gab es nicht. Die Vorherrschaft der lateinischen Gelehrtensprache war gebrochen. Deutschland hatte dem Kampfe um eine nationale Form des religiösen Lebens seine nationale Cultur geopfert. In Italien und Spanien war die Mittagshöhe der Renaissance längst überschritten. Wer sich im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts der Bildungsschätze der Vergangenheit und Gegenwart versichern wollte, fand nur in England und Frankreich keinen Schutt vor seiner Thüre. Für England sprach der Reichthum, für Frankreich die Einheitlichkeit seiner Entwicklung. Die Aera der Königin Anna that durch ihre relative Nähe dem Zeitalter Elisabeth's Abbruch. Pope und Addison entstellten die Aussicht auf Shakespeare und Milton. Das „siècle de Louis XIV.“ glich einer prächtigen Terrasse, von der man gemächlich zu den unteren Partien des Gartens mit ihren Verstecken und Grotten hinab steigt. Die englische Literatur barg in sich eine Welt, die französische hat wie die deutsche im Zeitalter der Voßischen Odyssee und der Romantik durch ihre Uebersetzungen den Zugang zur alten und neuen Welt durch eine breite Heerstraße eröffnet.

Der principielle Standpunkt des Geschichtsschreibers der schlesischen Kriege und seiner Schwester hat also mit der von Bismarck getadelten deutschfürst-

lichen Ausländerei nichts gemein. Die „Histoire de mon temps“ und die Bibliothek der Markgräfin von Bayreuth beweisen, daß viele mit Unrecht ein Vorurtheil nennen, was in Wahrheit ein wohl fundirtes Urtheil gewesen ist. In ihren unmündigen Jahren aber hat ihnen das Bewußtsein ihres Thuns und Lassens noch gefehlt. Die Neigungen der Mutter waren ganz und gar England zugewandt. Der König sprach wohl im Zorn von ihrer englischen Familie und meinte damit seine Kinder. Wenn es auf den Willen Sophie Dorothea's angekommen wäre, hätten Wilhelmine und Friedrich von Kindesbeinen an eine englische Erziehung erhalten. In dem Berlin von 1720 konnte freilich nur die französische Colonie der Nährboden ihrer Bildung werden. Zu Führern der englisch-französischen Aufklärung sind sie dann aus sich selbst, nicht durch Eltern und Erzieher geworden.

Man hat Goethe's genealogisches Sprüchlein vom väterlichen Ernst und der mütterlichen Frohnatur bei passenden und unpassenden Gelegenheiten so oft wiederholt, daß es fast die Geltung eines Vererbungsgesetzes beansprucht. Auch der Mutter Friedrich's II. ist die Pietät ihres großen Sohnes zu Gute gekommen. Mit Ausnahme von Lavisse haben alle Historiker sie mehr oder weniger durch die Fridericianische Brille gesehen und zu sehr außer Acht gelassen, daß der Prometheusfunke sich nicht vererbt. An geistiger Regsamkeit ist in der mütterlichen Ahnenreihe König Friedrich's gewiß kein Mangel. Vom Mutterwitz der Kinder Friedrich Wilhelm's I. hätte man nicht sprechen sollen. Die Briefe Sophie Dorothea's in den „Œuvres“ lassen, so gering auch ihre Zahl ist, über ihre geistige Beschränktheit keinen Zweifel. Den Contrast zu ihrem Gatten darf man sich überhaupt nicht allzu groß denken. Starkknochig, robust, mehr westfälisch als Stuartisch, unterschied sie sich in der äußeren Erscheinung von dem Könige nur durch die hochmüthige Miene der Welfentochter. Im Ertragen von Strapazen hat es die gesunde Mutter von vierzehn Kinder mit der Parforcenatur Friedrich Wilhelm's I. alle Zeit aufgenommen. Das Hofleben hätte wohl noch anstrengender sein dürfen, wenn es nur höfischer und glanzvoller gewesen wäre. An der stereotypen, nicht gerade philosophischen Frage der philosophischen Geschwister: „ist er von Stand?“ erkennt man die mütterliche Art. Auch mag man die Abneigung des Kronprinzen gegen die derberen fürstlichen Passionen, wie Jagd, Bier- und Tabaksymposien, die Theaterfreude Wilhelmine's und ihre Gleichgültigkeit gegen militärische Schauspiele, Manöver und Paraden auf Sophie Dorothea zurückführen. In der Hauptsache aber ist der Hausgeist in Sanssouci und der Bayreuther Eremitage doch ein anderer gewesen als in Schloß Monbijou, und es lag nicht an der Königin, daß sie sich nicht nach dem Muster von Windsor Castle eine größere, wenn auch nicht geistig bewegtere Welt geschaffen hat.

Lavisse geht wohl zu weit, wenn er in dem Verhältniß Sophie Dorothea's zu ihren Kindern überall Berechnung sieht. Als Bismarck seiner Braut seine scheinbar gemüthlose, kühl verständige Mutter aus der Erinnerung schilderte, bemerkte er gleichzeitig, daß „die mittelmäßigste Mutterliebe, mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht, doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe“ sei. Mutterliebe und Selbstsucht lassen sich nicht auf der Goldwage gegen

einander abwägen. Friedrich's jüngere Geschwister haben an der Königin eine wahre, selbstlose Mutter gehabt. So schwer jedoch die Grenze zwischen Liebe und Berechnung zu ziehen ist, wird man immerhin so viel sagen dürfen, daß Sophie Dorothea in dem Kronprinzen und ihrer ältesten Tochter die eigne Zukunft mit geliebt hat. Die wachsende Erkältung zwischen den Gatten gehört in das letzte Jahrzehnt des Königs. Wann und ob sich der Gedanke an die Erlösung von ihrem Haustyrannen zum Wunsche gesteigert hat, vermögen wir bei dem Mangel an Selbstbekenntnissen überhaupt nicht zu sagen. Der Gedanke selbst aber wird sich in Folge der schwankenden Gesundheit Friedrich Wilhelm's I. verhältnißmäßig früh eingestellt haben. Wenn sich die Königin im Geiste als Königin-Wittwe sah, schien ihr die Vermählung Wilhelmine's und Friedrich's mit Sohn und Tochter ihres englischen Bruders einen glanzerfüllten Lebensabend zu versprechen. So gut sie es verstand, äußerlich, und dennoch schwerfällig, hatte sie einen König und eine Königin erzogen. Von halber Arbeit wollte sie, wie ihr Gemahl, nichts wissen. Die Erziehung war in ihren Augen nur der Weg. Die englische Doppelheirath wurde ihr zum Ziel. Sie war bereit, wenn nöthig, „ganz Europa auf den Kopf zu stellen", um es nach ihren Wünschen zu erreichen.

III.

Es kann nicht meine Absicht sein, die oft erzählten Vorgänge im preußischen Königshause bis zur endgültigen Aufgabe des englischen Heirathsprojectes und dem Fluchtversuch des Kronprinzen noch einmal eingehender darzustellen. Der Biograph Wilhelmine's darf sich kürzer fassen, als es dem Darsteller der Jugendgeschichte des großen Königs gestattet wäre. An das Capitel über die Erziehung reiht sich ein zweites, dem schon Carlyle die schnurrige Ueberschrift gegeben hat: „Wilhelmine soll stracks unter die Haube". Die gelehrige Schülerin des gelehrtesten Mannes von Berlin hat kaum gelernt, wie aus den geraubten „dames sabines" „dames romaines" wurden, als sie sich mit der Verwandlung der „princesse royale" in die „princess of Glocester" zu beschäftigen anfängt. Der Ablegung des calvinistischen Glaubensbekenntnisses folgt die Beschäftigung mit der Liturgie der englischen Hochkirche auf dem Fuße. Die komischen Romanfiguren Scarron's und „Pierre de Provence" werden zeitweise in ihrer Phantasie durch die repräsentativen Figuren der dialogischen Wochenschriften Addison's und Steele's abgelöst. Ohne eine Spur von Neigung für einen nur von Hörensagen bekannten Vetter lebt sich Wilhelmine fünf Jahre hindurch in ihre englische Lebensrolle vollkommen ein. Die Königin darf mit ihrer Tochter zufrieden sein. Verlobung und Vermählung würden sie nur an einen Platz stellen, den sie in Gedanken längst eingenommen und mit königlichem Anstande ausgefüllt hat. Die beginnende Zerrüttung des Familienlebens macht vorläufig noch an der Schwelle ihrer Gemächer Halt. Wenn sie schwesterlich mit dem mißhandelten Kronprinzen leidet, darf sie sich andererseits doch sagen, daß auch der Vater ihr das dem Bruder versagte Glück von Herzen gönnen würde. Eine preußische Prinzessin kann dereinst als Königin von England ihrem Vaterlande gute Dienste erweisen. Für den preußischen Thron-

folger ist es besser, wenn keine allzu mächtige Familienverbindung ihn und seine Politik unter Umständen auf Abwege drängen kann.

Der später Geborene ist immer klüger. Wir wissen heute, daß Wilhelmine niemals Königin von England geworden wäre. Als Prinz von Wales ist Friedrich von Glocester 1751, neun Jahre vor Georg II., gestorben. Die Tochter Friedrich Wilhelm's I. hätte an seiner Seite in der „Welt, in der man sich langweilt", wohl eine glänzendere, aber gewiß keine bedeutendere Rolle gespielt, als die Bayreuther principessa. Auch als Gemahl der englischen Prinzessin Amalie würde Friedrich der Große nie etwas Anderes als preußische Politik getrieben haben. Vom Standpunkte der Nachwelt ist in der Comödie der englisch-preußischen Irrungen „viel Lärmen um nichts" gemacht worden. Wer billig denkt, wird zugeben, daß für beide Theile, so wie ihnen die Dinge in den Jahren 1725 bis 1730 erscheinen mußten, in der That viel auf dem Spiele stand. Die Sentimentalitäten Sophie Dorothea's fanden in London kein Echo. Aus den gleichen Gründen wie Friedrich Wilhelm I. Wilhelmine, wollten Georg I. und sein gleichnamiger Sohn und Nachfolger die Prinzessin Amalie vermählen. Auf die Vermählung Friedrich's von Glocester mit Wilhelmine hat man jenseits des Kanals keinen Werth gelegt. Das Haus Hannover wollte in Berlin, der Hohenzoller in London in nächster Nähe des Staatsoberhauptes unter dem nämlichen Thronhimmel vertreten sein. Das Project einer Doppelheirath wäre ohne die unablässigen Bemühungen Sophie Dorothea's wohl überhaupt nicht auf die Bahn gebracht worden. Friedrich Wilhelm I. ist niemals aufrichtig darauf eingegangen. Georg II. hat bis zum letzten Augenblick die preußische Heirath seines Sohnes davon abhängig gemacht, daß seine Tochter Amalie als preußische Kronprinzessin in Berlin ihren Einzug halte.

Es gehört zum Wesen der Eigensucht, daß man nicht objectiv genug ist, auch Anderen das Recht der gleichen Eigensucht einzuräumen. Hier aber wurde den Schwägern durch die unselige Mittlerschaft Sophie Dorothea's lange Zeit geradezu unmöglich gemacht, ihre eignen Pläne und Absichten zu durchschauen. Zum Machiavellisten ist Friedrich Wilhelm I. verdorben gewesen. Ein Politiker würde an seiner Stelle der Königin die englische Familiencorrespondenz in der Heirathsangelegenheit keinen Augenblick überlassen haben. Improvisirte Diplomaten verwendet der Staatsmann nur, wenn er sie jeder Zeit von seinen Rockschößen wieder abschütteln kann. Wer seiner Frau den kleinen Finger reicht, darf sich nicht beklagen, daß er keine freie Hand mehr hat. Die Hauptschuld an der Katastrophe von 1730 trägt wohl Sophie Dorothea. Während der König mit der Arglosigkeit eines Kindes seinen geraden Weg ging, kabalirte die österreichische Hofpartei gegen die Partei der Mutter, die Mutter mit „ihrer englischen Familie" gegen den Gatten. Aber auch Friedrich Wilhelm I. hat zu der traurigen Entwicklung der Dinge durch seine souveräne Mißachtung der elementarsten politischen Regeln mehr noch als durch seinen Jähzorn das Seinige redlich beigetragen.

In den „Œuvres" setzt der Briefwechsel der Geschwister erst nach der Katastrophe mit einem Schreiben des Kronprinzen aus Küstrin vom 1. November

1730 ein. Die früheren Briefe, viele oder wenige, hat der Herausgeber wegen ihres „unbedeutenden Inhaltes“ unterdrückt, obwohl sich darunter die von ihm selbst citirte Dresdener Epistel von „Frédéric le philosophe“ befindet. Flüchtige, an sich vielleicht unbedeutende und dennoch unschätzbare Billets, von Zimmer zu Zimmer gewechselt, harren noch der Auferstehung. An Stelle eigenhändiger Selbstbekenntnisse müssen uns auch für diese Zeit noch von fremder Hand aufgenommene Augenblicksbilder zur Vergegenwärtigung der Unzertrennlichen genügen. Zehn bis elf Jahre sind verflossen, seit Pesne sie in seiner Weise im Bilde festgehalten hat. Die kindliche Munterkeit ist längst durch ein nachdenkliches Wesen verdrängt. Welch ein Unterschied zwischen der allerliebsten Zutraulichkeit des kleinen Prinzen Wilhelm, des Ahnherrn Kaiser Wilhelm's I., und dem „temperamentum melancholicum“ der beiden ältesten, wenn schon Wilhelmine, sobald „sie spricht, viel artiger ist, als man ihr ansehen sollte“. Dem einen der Wusterhausener Beobachter im Herbst 1727, dem Sohne des Hallenser Waisenhausstifters Hermann August Francke, entgeht allerdings nicht, daß der Kronprinz, je nachdem der Vater nah oder fern ist, zwei Gesichter hat. Der Andere, Francke's Schwiegersohn, Professor Freylinghausen, lernt Friedrich bei Tisch eigentlich nur als stummen Bratenschneider kennen, während ihm Wilhelmine mit höflicher Danksagung seine pietistischen Traktätchen abnimmt, um sie wie eine Leichenpredigt Francke's ungelesen bei Seite zu legen. Die Königstöchter in dem engen, düsteren Jagdschloß, im Empfangszimmer der Mutter hinter einem Schirm bei ihrem Nähwerk, die leutselige Bewirthung des Hallenser Theologen mit einer Tasse Kaffee, bis Sophie Dorothea durchs Fenster den König von einem Spazierritt heimkehren sieht und den Professor entläßt, um den Gatten zu empfangen — freundliche, gewiß nicht gestellte Bilder häuslichen Behagens und dennoch täuschend, weil Freylinghausen nicht hinter den Schirm sehen konnte. Auch ein dritter, weit schärferer Beobachter, der Spion des Kaisers, Graf Seckendorf, muß vor der jungen Diplomatin die Waffen strecken. In einem Momente der Spannung zwischen Berlin und Hannover im Januar 1727 kann er den Verstand Wilhelmine's nicht genug bewundern. Mit der gleichgültigsten Miene ist sie bei Tisch Ohrenzeugin der Gespräche ihrer Eltern über ihr Lebensschicksal. Reden darf sie nicht. Aber sie verräth auch sonst nicht ihre Gedanken, „so daß man nicht sagen kann, ob sie die Vermählung wünscht oder lieber wegen der bekannten Coquetterie und Libertinage des Prinzen Friedrich von Hannover unterlassen sähe“. Die rauhe Zärtlichkeit Friedrich Wilhelm's I. läßt sich durch die maskenhafte Starrheit seines „Mädchens“ nicht irre machen. Wenn er die Königin bei Gelegenheit durch weniger genehme Schwiegersöhne zweiten, dritten Ranges schreckt, hofft er doch bis zur letzten Stunde sein liebes Kind mit der guten englischen Partie persönlich überraschen zu können.

Wir wissen bereits, was dem im Wege stand. Als Georg II. endlich auf das Doppelheirathsproject seiner Schwester einging und Sir Charles Hotham nach Berlin schickte, konnte das Hinderniß einer Einigung nicht länger verborgen bleiben. In seiner Herzensfreude über die englische Werbung hatte der König zunächst nur gehört, was er zu hören wünschte. Zur Bestürzung

des Gesandten brachte er bei dem Diner in Charlottenburg am 4. April 1730 die Gesundheit Wilhelmine's und des Prinzen von Wales aus. Ohne es verhindern zu können, mußte Hotham mit ansehen, wie die je nach ihrer Parteirichtung erfreuten oder bestürzten Höflinge dem Könige gratulirten. Der Wein floß zu Ehren der künftigen Prinzessin von Wales in Strömen. Friedrich Wilhelm verlor wie immer bei solchen Gelagen die Haltung. Mit seiner brutalen und doch zärtlichen Offenherzigkeit sagte er zu dem an solche Sprache gar nicht gewöhnten Engländer: „Meine Tochter ist häßlich und blatternarbig, aber trotzdem ein braves Ding. Vor drei Jahren hättet Ihr sie noch schöner haben können". Bei alledem vergaß er nicht, Hotham um Verschwiegenheit zu bitten, damit er selbst in Gegenwart des Briten Wilhelmine's Einwilligung einhole. Erst in dem Katzenjammer der folgenden Wochen kam ihm die Erkenntniß, daß Georg II. die preußische Schwiegertochter nur um den Preis der Vermählung seiner Tochter mit dem Kronprinzen mit in Kauf nehmen wolle. Die oft erzählte Plumpheit Sir Hotham's hatte lediglich die Bedeutung, den Abbruch längst zwecklos gewordener Verhandlungen herbeizuführen. Auch der Kronprinz überzeugte sich, daß sein Versuch, den väterlichen Mißhandlungen durch die englische Heirath und die Statthalterschaft in Hannover zu entfliehen, mißglückt sei. Dem ersten folgte der zweite verzweifelte Fluchtversuch, um ebenso wie dieser vereitelt zu werden.

Als Friedrich Wilhelm I. kurz nach seiner Thronbesteigung am 26. Februar 1713 seine Minister um sich versammelte, hatte er ihnen angekündigt, sie nicht als guter Herr, sondern als Bruder und Kamerad behandeln zu wollen, wenn sie ihm treu seien. Sollten sie aber nicht aufhören, gegen einander zu intriguiren, so werde er dazwischen fahren, daß sie sich wunderten. Zum ersten Male erfuhr die Welt sein Ideal des patriarchalischen Absolutismus: die Diener gehorsam und pflichteifrig bei der Arbeit, die Gattin in der Kinderstube, er selbst unermüdlich festen Sinnes am Steuer. Von den unvermeidlichen Frictionen des Lebens hatte der Idealismus des neuen Herrn damals noch so wenig gewußt, daß er, nach solcher Ansprache die Anwesenden umarmend, auf die neue Eidesleistung verzichten konnte, da sie ja seinem Vater geschworen hätten. Wie ein Bruder, aufrichtig, streichelnd und Püffe austheilend, hatte er auch das Verhältniß zu seinem ältesten Sohne aufgefaßt. Er selbst war sich treu geblieben. Den vornehmsten Theil seines Regierungsprogramms hat er durchgeführt. In 27 sauren Arbeitsjahren ist seine erstaunliche Willenskraft niemals erlahmt. Den Geist der Intrigue zu bannen, sollte diesem ganz unpolitischen Charakter nicht gelingen. Im eignen Hause, in dem Thronfolger vor Allem, hat er ihn unnachsichtlich bekämpft. Nicht ohne seine Schuld hatte sich in seltsamer Verstrickung der Gefühle die brüderliche Vaterliebe in Haß gegen sein eigenes Blut verwandelt. Der Vater vergaß, daß die Püffe des Bruders und Kameraden ertragen werden, weil sie erwidert werden dürfen. Dem Könige entging, daß auch dem väterlichen Züchtigungsrecht durch die Würde des Menschen und des königlichen Geblütes natürliche Grenzen gesteckt waren. Zu der Sorge um die Zukunft seines Staates, zu der Eifersucht auf die Liebe des Muttersohnes zu seiner Mutter gesellte sich das kurzsichtige

Mißtrauen in die unbegriffene Genialität des Kronprinzen, die tragische Eifersucht auf „die aufgehende Sonne“. Was wohl auch sonst den Hohenzollern zuweilen den Blick getrübt hat, was Friedrich Wilhelm III. geniale Naturen wie den Freiherrn von Stein nur schwer ertragen, Wilhelm I. wenigstens in seinen Anfängen vor dem Pakte mit Bismarck zurückschrecken ließ, artete bei der schroffen Disharmonie zwischen eng begrenztem Intellect und schöpferischem Willen in Friedrich Wilhelm I. in elementare Wildheit aus. Der Charakter Friedrich's ist in dieser Feueresse gehärtet worden, weil er wie eine edle Damascenerklinge nach langem Schmieden sich biegen ließ. Die älteste Tochter des Königs hat sein Zorn plötzlich wie ein lähmender Blitzstrahl getroffen.

Auch ohne ihre, vorläufig geflissentlich bei Seite gelegten, Memoiren zu Rathe zu ziehen, läßt sich denken, daß Wilhelmine im August 1730 mit Schrecken der Rückkehr ihres Vaters aus dem Reiche mit „Fritz, dem Deserteur“ entgegengesehen hat. Wir kennen nicht den Inhalt jener Briefe, die man unter den Papieren Friedrich's fand. Vielleicht ist der Antheil der Prinzessin an der Intrigue doch activer gewesen, als sie es später Wort haben wollte. Nur so viel steht fest, daß sie compromittirt war. Das Verhör des Leutnants von Katte ergab, daß sie ihn kurz nach der Abreise ihres Vaters und Bruders gesprochen, daß sie von seiner Absicht, dem Kronprinzen nach England zu folgen, gewußt hatte. Ihr Porträt von Katte's Hand in seiner Wohnung, die Copie nach einem dem Kronprinzen gehörigen Bilde von Pesne, mußte in diesem Zusammenhange dem blindwüthenden Monarchen wie ein Beweis eines unerlaubten Verhältnisses seiner Tochter zu dem Genossen des „Hochverräthers“ erscheinen. Die Feder sträubt sich, die Erzählungen der englischen und französischen Residenten, Guy Dickens und Sauveterre, über die fürchterlichen Scenen im Berliner Schlosse Wort für Wort zu wiederholen. Der Deserteur war vor ein Kriegsgericht gestellt worden. Die Züchtigung der Tochter übernahm der König selbst. Man mag es für übertrieben halten, daß er sie am 1. September 1730 an den Haaren durch das Zimmer geschleift habe. Thatsache ist, daß sie noch am 19. September an Leib und Seele gebrochen ihr Bett nicht verlassen konnte. Die Zeit der erheuchelten Bettlägerigkeit, des öfter bewährten Hausmittels Sophie Dorothea's gegen ihren Tyrannen, war vorüber. Was auch bis dahin gegen die schwache Constitution Wilhelmine's gesündigt sein mochte, ihre eigentliche nervöse Krankheitsgeschichte nimmt hier ihren Anfang.

Es folgten Wochen, Monate der härtesten Prüfungen für ein Frauenherz. Zarter und weniger elastisch als Friedrich wird sie sich schwerlich wie dieser mit dem leichtsinnigen Jugendsprüchlein getröstet haben: „chi ha tempo ha vita“. Während ihr Bruder Mittel und Wege fand, sechs Tage vor Katte's Hinrichtung, am 1. November, ihr aus seinem Küstriner Gefängniß ein zuversichtliches, nur Besorgniß um die Lieblingsschwester verrathendes Brieflein zukommen zu lassen, spielte sich in Berlin eine neue, von Friedrich später seinem Vorleser erzählte Scene ab. Auf Veranlassung Sophie Dorothea's werfen sich dem Könige seine Kinder zu Füßen und bitten für ihren Bruder

um Gnade. Die Sprecherin, Wilhelmine, erhält eine Ohrfeige. Die Kleinen verkriechen sich unter dem Tische. Friedrich Wilhelm will mit dem Stock hinterher. Da vertritt ihm die Hofmeisterin der Königin, Gräfin Kameke, den Weg. „Macht, daß Ihr fortkommt, Vettel", herrscht er sie an. Mit den Worten: „Der Teufel soll Sie holen, wenn Sie meine Kinder nicht in Ruhe lassen", schiebt sie die kleine Gesellschaft ins Nebenzimmer. So wenig sich der König in diesen Tagen zu beherrschen weiß, dankt er doch am anderen Morgen der braven Frau für ihr Einschreiten.

Denn die Kleinen sollen nicht büßen, was die Mutter mit ihren beiden Aeltesten verschuldet hat. Auch über Wilhelmine wurde jetzt eine Art Kriegsgericht gehalten. Noch in der zweiten Novemberwoche legte Friedrich Wilhelm acht Predigern, je vier Lutheranern und Reformirten, die Frage vor, ob die patria potestas ihm erlaube, seine Tochter „zu zwingen, den zu heirathen, der ihm gefalle". Nur der Prediger der Garnisonkirche sprach dem Vater die absolute Zwangsgewalt zu. Die anderen sieben erklärten sich unbedingt gegen eine derartige Auslegung der väterlichen Rechte. Wie Katte wäre Wilhelmine gerettet gewesen, wenn nicht der König von dem Spruchcollegium nur sein eigenes, längst feststehendes Urtheil zu hören verlangt hätte. Die Ueberstimmung des Garnisonpredigers war nicht im Stande, ihr Schicksal aufzuhalten. In der schleunigen Vermählung seiner Tochter erblickte der König das sicherste Mittel, „allen englischen Wind aus seinem Hause zu extrahiren". Die früheren Heirathscandidaten, der dicke Herzog von Weißenfels und der Markgraf von Schwedt, waren ihm nur eine Waffe im häuslichen Kriege gewesen. In seinem Eifer, „mit dem schelmischen englisch-hannöverischen Hause recht zu rompiren", verstieg er sich bis zu der kühnen Behauptung, daß „Mariagen zum guten Vernehmen nichts helfen, wohl aber die Interessen der Häuser". Thatsächlich hatte er sich längst mit dem Gedanken an eine deutsche Interessenheirath befreundet.

Die Bayreuther Lande hätten schon 1726, nach dem Ableben des Markgrafen Georg Wilhelm, an Preußen fallen sollen, weil der Vater des präsumtiven Nachfolgers, Georg Friedrich Karl von der jüngeren Bayreuther Linie, 1708 in seiner Bedürftigkeit gegen eine jährliche Pension und Schloß Weferlingen im Halberstädtischen seine damals noch unsicheren Erbaussichten darangegeben und seine Ansprüche an die brandenburgische Kurlinie abgetreten hatte. Wenn Friedrich Wilhelm selbst 1723 die Hand zu einem Vergleich geboten und gegen allmähliche Rückzahlung der verbrauchten Weferlinger Einkünfte auf seine Rechte zu Gunsten Georg Friedrich Karl's verzichtet hatte, mußte es ihm doch willkommen erscheinen, durch die Vermählung des Erbprinzen Friedrich mit seiner Tochter auf die beste Manier auf seine Kosten zu kommen und die alte Erbeinung mit Bayreuth aufs Neue zu bekräftigen. Die englische Mariage hätte seinem Ehrgeiz, in Europa Figur zu machen, geschmeichelt. Mit der Bayreuther Mariage lenkte er wieder in die Bahnen deutschfürstlicher Territorialpolitik ein. Durch die Vermählung seiner Tochter Friederike mit dem jungen Markgrafen von Ansbach nahegelegt, empfahl sie sich dem haushälterischsten aller Monarchen von selbst. Während der Kronprinz in der Kammer

zu Küstrin „Oekonomie und gute Menage" lernen sollte, wurde Wilhelmine's kleine Person wie eine Capitalanlage für die Zukunft behandelt. Um Mittel, sie mürbe zu machen, war der Veranstalter der Hinrichtung Katte's vor dem Fenster des kronprinzlichen Gefängnisses nicht verlegen. Den ganzen Winter dauerte der Kampf zwischen Vater und Tochter. Furcht und Mitleid brachen die letzten Widerstandsversuche Wilhelmine's. Nicht umsonst war die Potsdamer Cantorstochter Dorothea Ritter zur Auspeitschung und dreijährigem Gefängniß verurtheilt worden, weil sie mit Bruder Fritz in ihrem Hause musicirt und in allen Ehren kleine Geschenke empfangen hatte. Die Drohung des Königs, Wilhelmine's Hofmeisterin, Fräulein von Sonsfeld, in das Spinnhaus zu den öffentlichen Dirnen zu stecken, wenn sie die Prinzessin nicht herum bringe, verdiente sehr ernst genommen zu werden. Das Uebrige that die Insinuation, das Schicksal ihres Bruders in ihren Händen zu haben. Die englische Mariage hatte der König selbst ihr ankündigen wollen. Die Bayreuther ließ er ihr feierlich durch vier seiner Räthe eröffnen. Wie Schiller's Luise Millerin den selbstmörderischen Brief an Kalb, schrieb sie unter dem Dictat des Staatsministers von Grumbkow den Unterwerfungsbrief an ihren Vater. Seit dem vergangenen August war sie im Berliner Schlosse wie eine Gefangene behandelt worden. Erst jetzt, Mitte Mai 1731, schlug die Stunde ihrer Befreiung. Sie aber blieb drei Tage nach jenem Briefe ohne Trank und Speise.

Wie schlecht kannte doch Sophie Dorothea ihren Gemahl, wenn sie auch jetzt noch nicht auf ihr englisches Heirathsprojekt Verzicht leisten wollte. Bis zum letzten Augenblicke hat sie mit dem englischen Geschäftsträger verhandelt und die Genugthuung gehabt, daß in der Nacht auf den 3. Juni 1731 Guy Dickens dem Minister von Podewils mittheilen konnte, soeben sei die Einwilligung des leitenden englischen Staatsmannes, Lord Chesterfield, zur Vermählung Wilhelmine's mit dem Prinzen von Wales, unter Preisgebung des Doppelheirathsprojectes, eingetroffen. Wie eine Verzweifelte focht sie, von Allen im Stiche gelassen, für eine verlorene Sache. Schon weilte der Erbprinz von Bayreuth seit einigen Tagen in Berlin. Schon war er am 26. Mai Wilhelminen, bevor sie noch von seiner Ankunft gehört hatte, bei einer Parade vorgestellt worden. Schon hatte ihn der König bei der Galatafel neben seine Tochter, mit Umgehung der Rangordnung, gesetzt und dem jungen Paare zugetrunken. Auch jetzt noch auf eine Schicksalswendung zu hoffen, war Wahnsinn. Am Tage nach jener Eröffnung des englischen Residenten wechselten Wilhelmine und der Erbprinz vor versammeltem Hofe die Ringe. Todtenblaß, am ganzen Leibe zitternd, hielt sich die Braut nur mit Unterstützung der Königin und der Herzogin von Braunschweig-Bevern aufrecht. Ein melancholischeres Fest hatte das Berliner Schloß noch nicht gesehen. Alles empfand Mitleid mit der Prinzessin. Vielen liefen die Thränen über die Wangen.

Die unvermuthete Einwilligung Lord Chesterfield's in die einfache Heirath wäre ganz unverständlich, wenn nicht die Regierung Georg's II. sich in Erwartung einer nicht allzufernen Thronerledigung in Preußen an das heimliche Versprechen des Kronprinzen gehalten hätte, Prinzessin Amalie, sobald es in seiner

Macht stehe, zu heirathen. Nur so versteht man es, daß auch nach der Verlobung Wilhelmine's die Verhandlungen zwischen Schloß Monbijou und London weiter gehen konnten. Die englische Verschwörung war entdeckt und bestraft. Die Verschwörer aber wagten, noch immer zu hoffen. Noch schien nicht Alles verloren, wenn der Bayreuther freiwillig zurücktrat. Die Königin übernahm es, ihren englischen Bruder auf diesen Fall zu vertrösten. Der Kronprinz suchte durch scheinbare Offenheit und Unterwürfigkeit das Mißtrauen des Vaters und seines von Oesterreich bestochenen Berathers einzuschläfern. Der Prinzessin-Braut fiel die gehässige Rolle zu, dem Bräutigam durch abstoßende Kälte den Rücktritt nahe zu legen. Schwächliche, wenn man will kindische Intriguen, deren Zwecklosigkeit Friedrich, wie es scheint, zuerst eingesehen hat, während Sophie Dorothea das mit Händen zu Greifende nie begreifen wollte. Der künftige Staatsmann kündigte sich in der entschlossenen Preisgebung eines verlorenen Postens an. Bei der ersten Begegnung mit dem Vater nach den vorjährigen Scenen, am 15. August 1731, hatte ihm der König die Folgen der gelungenen Flucht nach England geschildert. Nicht alle väterlichen Drohungen mochte er ernst genommen haben. An die Folgen für Mutter und Schwester hat er geglaubt. „Eure Schwester“ — klang es in seinem Ohre fort — „hätte ich Lebens lang an einen Ort gesetzt, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätte“. Der Augenblick der bedingungslosen Capitulation war gekommen. Aus einem Briefe Friedrich's erfuhr der König jetzt erst das hinter seinem Rücken gegebene Eheversprechen. Der Kronprinz sagte der englischen Partei und einer hochverrätherischen kronprinzlichen Politik durch sein freimüthiges Geständniß Valet. Bei der Hochzeit Wilhelmine's im November 1731 durfte er endlich wieder in Berlin erscheinen, um die in Gedanken mit der glänzendsten Krone Europa's geschmückte Schwester am Arme des fränkischen Duodezfürsten zu sehen.

Dann aber kam auch an ihn die Reihe. Dem Küstriner Gefangenen hatte Grumbkow vorgespiegelt, daß der König seiner Tochter die Wahl unter drei Candidaten gelassen habe. Auch er schmeichelte sich Anfangs mit der trügerischen Hoffnung, unter drei Prinzessinnen wählen zu dürfen, und erklärte, daß er seine Gemahlin nur aus den Händen der Markgräfin von Bayreuth empfangen wolle. Der Gedanke, wie ein unvernünftiges Thier ins Ehejoch gespannt zu werden, war ihm um so unerträglicher, als ihm die von seinem Vater ausgesuchte Braut, Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, höchlichst mißfiel. Man hat an den unritterlichen Cynismen seiner Briefe an Grumbkow Anstoß genommen, ohne darauf zu achten, daß in den Briefen an Wilhelmine sein Urtheil über die Braunschweigerin weit feiner und gerechter lautet. Denn der Widerstand, den er seinem Vater nicht zu leisten wagte, wurde Grumbkow geleistet. Da kratzt und beißt er wie ein Junge, der sich von dem ehernen Griffe eines Erwachsenen befreien will. Der indirekte Widerstand Friedrich's gegen den väterlichen Willen ist die beste Rechtfertigung der Widerstandslosigkeit Wilhelmine's. Man begreift es, daß ihr das Gleichgewicht der Seele damals verloren ging. Auch die Wunden Friedrich's haben niemals ganz aufgehört zu schmerzen, aber sie vernarbten wenigstens. In das Dasein Wilhelmine's ist durch ihre Vermählung ein Bruch gekommen.

IV.

Dem oberflächlichen Betrachter könnte es scheinen, daß Wilhelmine das bessere Loos gezogen habe. Friedrich hat seiner Gemahlin vor der Welt alle schuldige Rücksicht erwiesen. Für ihn selbst war sie nicht vorhanden. Das kurze Rheinsberger Glück der Beklagenswerthen wird am einfachsten durch das Versprechen Friedrich Wilhelm's I. erklärt, den Kronprinzen reisen zu lassen, sobald er einen Sohn habe. Weniger der Gedanke an die Dynastie, als ein verzehrender Freiheitsdurst hat Friedrich die episodische Rolle des Ehemannes spielen lassen. Die fast allgemein erwartete Ehescheidung ist nicht erfolgt, doch schritt er nach seiner Thronbesteigung wie ein Cölibatär durch das Leben. Seine Windspiele standen seinem Herzen näher als die Gattin. Nicht bei ihr, sondern bei seinen Geschwistern und Freunden, vor Allem in einem antiken Stoicismus hat der Philosoph von Sanssouci im Unglück Trost gesucht.

Wilhelmine dagegen befand sich, als sie dem Bayreuther die Hand zum ewigen Bunde reichte, in der Lage eines Ertrinkenden, der den Strohhalm liebt, an den er sich klammert. Die Rolle der Marmorbraut war mit dem Schwinden jeder Hoffnung ausgespielt. Auch in ihr rief, je näher ihr Hochzeitstag heranrückte, eine innere Stimme: Fort, Fort! Auch sie hat im Zwange der Convenienzehe die Freiheit gesucht und war angenehm überrascht, den Erbprinzen nicht unliebenswürdig zu finden.

Nichtsdestoweniger war der Bruder besser daran. Dem Manne ist die Ehe nicht Alles. Resignirt hat Friedrich der Große in dem Buche seines Lebens das Widmungsblatt leer gelassen. Während er in seinem königlichen Amte, in dem „attachement religieux à ses devoirs“, aufging, zerfloß die Hoffnung Wilhelmine's auf einen Wirkungskreis in Nichts. Ein vortreffliches Porträt ihres Gatten aus späterer Zeit, im Besitze der Universität Erlangen, qualificirt ihn als vorzüglich geeignet, der unbedeutende Gemahl einer bedeutenden Frau zu sein. Zwei Jahre jünger als Wilhelmine (geboren 1711), hatte er sich frühzeitig nach der Decke strecken müssen. Sogar die Pension bei einem Altdorfer Professor scheint seinem Vater in den Hungerjahren der Bayreuther Anwartschaft unerschwinglich gewesen zu sein. Der Heimath des „Trichters“ weit näher als die Schülerin von La Croze, ist er am Wohnorte des Vaters in Rothenburg an der Tauber verbauert, bis ihm 1722 die Geldunterstützung seiner Tante, der Königin von Dänemark, gestattete, mit seinem Präceptor Erkert die Universität Genf zu beziehen. Ein erhaltenes Kollegienheft aus dem Jahre 1728 zeigt, daß er dort unter Anderem mit nicht allzu heißem Bemühen Geometrie studirt hat. Seit 1726 Erbprinz von Bayreuth, war er 1731 über Paris kaum in seiner zukünftigen Residenz angelangt, als ihn der Wille Friedrich Wilhelm's I. nach Berlin berief. Niemand hätte ihm abstreiten können, daß er „homme de naissance“ war. Aber er war vielleicht zu wenig „brouillon“ und „libertin“ gewesen, um als Ehemann auch auf die zweite Silbe den gehörigen Nachdruck zu legen. Bei dem „Mann von Stand“ ist es allezeit geblieben, ohne daß sich „mérite“ und „valeur“ dazu gesellt hätten. Eine fast weinerliche Willenslosigkeit spricht aus seinen schlaffen Zügen. Der Schwager lernte in ihm den seiner Schwester blindlings ergebenen „guten

Kerl“ schätzen, obwohl er ihm schon frühzeitig die Hinneigung zu unziemlichen „distractions“ vorgeworfen hat. Dem Schwiegervater konnte er auf die Dauer durch seine mehr negativen Tugenden nicht imponiren. Als Friedrich von Wales, als stattliche, für den Staatshaushalt unschädliche Repräsentationsfigur, wäre er vielleicht für Wilhelmine der richtige Mann gewesen. Als Friedrich von Bayreuth, als ziemlich absoluter Principe eines deutschen stark verschuldeten Kleinstaates, hat er in einer geistig überlegenen Frau gerade den Halt, dessen er bedurfte, nicht gefunden.

Denn nur Friedrich II. ist von seinem Vater in die Wissenschaft eingeführt worden: „wieviel Groschen zu einem Thaler gehören,“ und wie man ein guter Wirth „in eigener Menage und Haushaltung“ werde. Auch Friedrich hat nicht an eine Landesmutter im modernen Sinne gedacht, als er in einer Ode an seiner Schwester 1749 den Vers niederschrieb:

Nos états sont divers, nos devoirs sont communs.

Nur ausnahmsweise haben sich Fürstinnen im Zeitalter des Absolutismus den Werken der christlichen charitas, der Sorge für Arme und Kranke, für Wittwen und Waisen gewidmet. In Minerva, nicht in der heiligen Elisabeth pflegten die Begabteren unter ihnen ihr Ideal zu sehen. Ihr Wirkungskreis war die glänzende Repräsentation des Staates, gelegentlich auch die hohe Politik, vor Allem das Protectorat über Künste und Wissenschaften. Wie sollte Wilhelmine in Bayreuth heimisch werden, wenn ihre Mutter in Berlin eine Fremde blieb. Das klägliche Miau einer von ihr geschossenen Wildkatze erinnerte sie noch 1735 an ihre Bayreuther Hofcapelle. In den engen, drückenden Verhältnissen ihres fränkischen Ländchens glaubte die Königstochter zu ersticken. Wer will es ihr verdenken, daß sie von der Erfüllung ihr selbstverständlich dünkender landesfürstlicher Pflichten nicht Abstand nehmen wollte, daß sie, des nach der Decke Streckens in der sparsamen väterlichen Haushaltung von Herzen satt, sich nach Genüssen sehnte, die mit den markgräflichen Finanzen in fortwährenden Zwiespalt geriethen. Nicht sie, sondern die Kleinstaaterei, in die sie mit fürstlichen Ansprüchen hinein versetzt wurde, war eine Landplage. Im Mittelalter, mit seinen abgeschlosseneren Lebenskreisen, weniger empfunden, hat dieses seltsame Zwitterding von Staat im achtzehnten Jahrhundert die wirthschaftlichen Kräfte eines großen Theiles unseres Vaterlandes gebunden. Erst Napoleon Bonaparte hat uns bis auf einige fossile Reste davon befreit.

Vorerst freilich hatte es bis zur Verschwendung noch gute Wege. Wenn demüthigende Armuth vermöchte, was nur der Einsicht und freiwilligem Entschluß zu gelingen pflegt, wenn sie zur Sparsamkeit erziehen könnte, hätte die Erbprinzessin von Bayreuth die sparsamste aller Landesmütter werden müssen. Ihr Bruder hat später in Ostpreußen erfahren, daß Friedrich Wilhelm I., wo es Noth that, mit vollen Händen zu spenden pflegte; aber auch der Kronprinz hat wenige Tage vor dem Einladungspatent für die vertriebenen Salzburger Bauern am 29. Januar 1732 an Grumbkow schreiben dürfen, daß Armuth glücklicher Weise kein Laster sei, weil Wilhelmine und er sonst die größten Spitzbuben sein müßten. Gewohnt, am eigenen Leibe zu sparen, glaubte der

König für seine Töchter am besten zu sorgen, indem er dem Ansbacher Schwiegersohn und dem Bayreuther Schwiegervater Wilhelmine's bedeutende Summen zur Abtragung der Ansbacher Schulden und zur Einlösung der verpfändeten Einkünfte aus einigen Bayreuther Aemtern vorschoß. Schon in seinen jungen Jahren ein besserer Menschenkenner als sein Vater, war Friedrich gar nicht erbaut darüber, daß der König dem etwas thörichten Schwager „Vogelsteller“ in Ansbach keine bessere Bürgschaft wegen der Rückzahlung abverlangt habe. Bei aller Parteilichkeit für Wilhelmine wollte er auch in Bayreuth sichere Bürgschaften nicht missen, war aber zugleich der Ansicht, daß der König in der Sorge um den sächlichen königlichen und markgräflichen Fiscus die seinem Herzen am nächsten stehenden Personen nicht darben lassen dürfe. Von dem Markgrafen mit der leeren Tasche nach Berlin gewiesen und von dem Könige auf Wohlthaten, die nicht kommen wollten, vertröstet, floh das „Unglückspaar ohne Dach und Fach“ nach Friedrich's Worten, „vor den väterlichen Launen in Bayreuth, um sich an der schwiegerväterlichen Krippe in Berlin zu trösten“. Nach allen bitteren Erfahrungen der letzten Jahre harrte der Königskinder die grausamste aller Demüthigungen. Die „Interessenallianz“ mit ihren bisherigen Todfeinden, Grumbkow und Seckendorf, verwandelte sich in pecuniäre Abhängigkeit. Bereit, sein Hemd mit ihr zu theilen, hat Friedrich von seinem durch Seckendorf vermittelten kaiserlichen Gnadengehalt seiner Schwester so lange ausgeholfen, bis auch ihr 1733 die Summe von 1000 Speciesducaten ausgehändigt wurde. Friedrich Wilhelm I. war gewiß kein kleinlicher Knauser, aber der Oberst in Ruppin und die Erbprinzessin von Bayreuth, Friedrich und Wilhelmine, als kaiserliche Pensionäre sind doch auch für ihn belastend genug.

Ranke hat aus unveröffentlichten Briefen Wilhelmine's nachzuweisen gesucht, daß auch sie wie ihr Bruder hie und da vergnügt wie ein Buchfink gewesen sei. Zu schwarzer Melancholie war sie ja auch wohl noch zu jung. Aber die vorwaltende Stimmung dürfte doch eine recht trübselige gewesen sein. Vom Vater aufgefordert, ihr erstes und einziges Wochenbett (1732) in Berlin abzuhalten, blieb sie nur auf die Bitten ihres Schwiegervaters und aus Rücksicht auf den ausgesprochenen Wunsch ihrer Bayreuther Unterthanen in Schloß Himmelskron, um erst mehrere Monate nach ihrer Entbindung von einer Tochter, von allen Mitteln entblößt, der väterlichen Einladung zu folgen. Aber auch in Berlin sollte sie ihres Lebens nicht froh werden. Die einzige Unterstützung bestand vorläufig darin, daß Friedrich Wilhelm seinen Schwiegersohn zum Oberst des Regiments Dragoner in Pasewalk ernannte. Nur verstand es sich bei dem Könige von selbst, daß der Erbprinz seinen Gehalt nicht in die Tasche stecken durfte, sondern in dem öden Städtchen an der Uker, fern von seiner Gemahlin, nach dem Beispiel des Ruppiner Oberst sein Regiment Tag aus Tag ein wie ein Teufel exerciren mußte. Statt selbst zu spenden, war die stolzeste aller Prinzessinnen zu einer Almosenempfängerin geworden und dankte einem Grumbkow für den stärkenden Ungarwein, den sie sich selbst nicht anschaffen konnte. Dieselben Höflinge, die bei ihrer Verlobung geweint hatten, lächelten jetzt spöttisch über die Provinzlerin, die nach Berlin komme, um sich

satt zu essen. Vor den Sticheleien an der Berliner Krippe zu dem launenhaften Schwiegervater und ihrem Kinde zurück geflüchtet, machte sie die seltsame Entdeckung, daß der von seiner Gemahlin seit 1716 geschiedene Markgraf die Schwester ihrer Oberhofmeisterin, Flora von Sonsfeld, mit Heirathsanträgen verfolge. In ihren Memoiren hat Wilhelmine von dem Vater ihres Gemahls kein sehr schmeichelhaftes Bild entworfen. Mit welchen Augen ihn die Erbprinzessin ansah, verräth uns ein Brief ihres Bruders an Grumbkow, worin er ihr „von Herzen wünscht, daß der beau-père bald heimzugehen geruhe". An der gefälligen Bereitwilligkeit des Markgrafen zweifelt der Kronprinz keinen Augenblick, „wenn der Herr Schwiegervater nur die Gewißheit habe, daß man im Himmel schnäpsle".

Als Grumbkow mit der wieder aufgehenden Sonne einen Rückversicherungsvertrag schloß, hatte ihm Friedrich verrathen, daß er an der Natürlichkeit oder Geschraubtheit seiner Briefe stets erkennen könne, ob sie aufrichtig oder unaufrichtig seien. Der erste selbständige diplomatische Feldzug des Kronprinzen begann damit, daß er mit der treuherzigsten Miene dem zweifelhaften neuen Freunde einen falschen Chiffernschlüssel einhändigte. Ohne dem ehrlichen Idealismus der kronprinzlichen Jugendschrift zu nahe zu treten, wird man doch sagen dürfen, daß in dieser hohen Schule der Verstellung kein Antimachiavell heranwachsen konnte. Auch in der Verstellung hat Friedrich gelernt, natürlich zu bleiben. Um so merkwürdiger, wie dann seine Wahrheitsliebe immer wieder, selbst in kritischen Momenten, höchst undiplomatisch mit impulsiver Gewalt von dem Grunde seiner Seele an die Oberfläche hervordrängt. Aus seinen Briefen an den Küstriner Kammerdirector Hille und Grumbkow, aus seinen Unterredungen mit Seckendorf und Schulenburg seine innerste Meinung heraus zu buchstabiren, ist ebenso reizvoll wie schwierig. Die Schwester gibt sich auch jetzt, wie schon früher, weit consequenter. Die Verstellung mag wohl dem Genius der Frau noch natürlicher lassen. Den Kronprinz glauben Grumbkow und Seckendorf zu durchschauen. Die Erbprinzessin versteht sich besser auf die Zahlung mit gleicher Münze. Ihre Versicherung, daß sie ihren ganzen Einfluß bei Friedrich zu Gunsten der Braunschweigischen Heirath geltend machen wolle, wird auf Treu und Glauben dahingenommen. Mit aufrichtiger Genugthuung meldet Seckendorf nach Wien, Wilhelmine sei der festen Ueberzeugung, ihr Bruder werde seine Braut bald ebenso lieben, wie er sie jetzt verabscheue. Der Kronprinz wird vom Kaiser unterstützt, um ihn bei guter Laune zu halten, die Erbprinzessin zur Belohnung für vermeinte gute Dienste.

Da wird sich denn schon hier die Frage nicht ganz abweisen lassen, ob so viel Selbstbeherrschung nicht zu theuer erkauft worden sei. So viel ist wohl gewiß, daß sie nur gefahrlos ist, so lange ausreichend für Ventile gesorgt ist. Vereinsamung oder auch nur der Wahn, keinen wahren Freund zu besitzen, kann zur Verzweiflung führen. Das Fundament der Freundschaft der Königskinder ist eine grenzenlose, mitunter cynische Aufrichtigkeit, die Grundtonart ihres Verkehres, in der sie sich immer wieder harmonisch finden, wie ihre musikalischen Tröster Flöte und Laute. Der Bruder verdankt ihr sein bestes Lebensgefühl; der Schwester ist sie zum Leben schlechterdings unentbehrlich. Die

Flöte kann noch gerade zur Noth ohne die Laute, die Laute auf die Dauer nicht ohne die Flöte sein, wenn die Saiten nicht springen sollen. Als Kinder haben sie in sicherem Versteck dem süßen Regenlied gelauscht, in ihren späteren Jahren sich vor dem daher brausenden Sturme eng an einander geschmiegt zu schützen gesucht, wohl auch manch schreckliches Lied in die schwarze Nacht hinaus gesungen, nicht allen Trostes beraubt, so lange sie sich an den Händen halten. An der Unveränderlichkeit und Dauer dieses Bundes hängt Wilhelmine's Geschick. So lange sie gegen Friedrich offen sein darf, kann sie nicht ganz unglücklich sein.

Wir beklagen den Verlust der Briefe der Frau von Stein, insofern wir in Goethe's Briefen „aus der Hand der Wahrheit" nur den „Schleier der Dichtung" besitzen, wenn wir auch sicher sind, daß wir in den Briefen der Geliebten nur das Spiegelbild des Dichters finden würden. Hier aber handelt es sich um „solch ebenbürtig Paar, wie noch die Welt kein zweites sah". Weder der Denker noch der König kommt in dem Briefwechsel Friedrich's mit Wilhelmine ganz zu seinem Rechte. Den Briefkünstler mag man in anderen Correspondenzen, mit Voltaire, d'Alembert, Maupertuis, suchen. Der Mensch aber — „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" — steht nirgendwo so greifbar vor uns, wie hier. Der Wortschwall einer wortreicheren Zeit hat hier nichts Ermüdendes. Fast immer gibt es doch einen vollen Klang. Auch die leise mitklingenden Nebentöne fehlen nicht. Die Antwort aber ist kein bloßes Echo, kein weiblicher Nachhall männlicher Empfindungen. Die Freude, sich im Andern wieder zu erkennen, ist auf beiden Seiten die gleiche. Nur wir können sie nicht, so wie wir wohl möchten, theilen. Denn auch in diesem Briefwechsel hat das kleinste Billet seinen Werth. Kein Biograph wird sich vermessen, je das Labyrinth der Brust seines Helden ganz zu erhellen. Wir aber dürfen mit dem zugänglichen Materiale schon froh sein, vorsichtig weiter tastend der Tageshelle am Ausgange allmählich näher zu kommen.

Wer von der denkwürdigsten Geschwisterfreundschaft, der „amitié de vieille roche", einen Begriff bekommen will, lese die drei Briefe Friedrich's vom 2. und 3. Juli 1734. Auf der Reise zur kaiserlichen Rheinarmee als „Volontär" in Hof angelangt, schreibt er seiner Schwester von dort und von Münchberg unmittelbar vor ihrer Zusammenkunft in dem Weiherhause bei Bayreuth zwei lange stürmische Briefe, um schon am Abend danach in Nürnberg von Neuem zur Feder zu greifen. In dem ersten, noch ungewiß, ob die knapp bemessene Reisezeit ihm erlaubt, sie zu sehen, kramt er in der Eile Alles aus, was er auf dem Herzen hat: veränderte Haltung der Königin, die ihm ebenso wie der Schwester wegen seines Gehorsames in der Heirathssache grollt, Unzufriedenheit mit einer jüngeren Schwester, Sophie, die jetzt gegen ihn zur Mutter hält, und das unerschöpfliche Thema seines unerfreulichen Verhältnisses zu dem kranken Vater; im zweiten folgt ein Hin und Her von Vorschlägen, das Unmögliche, den vom Vater untersagten Besuch Bayreuths dennoch möglich zu machen, und endlich, mit dem dritten ein Brief für Wilhelmine, den er ihr in der Freude des Wiedersehens und der Aussprache zu geben vergessen hatte.

So unzertrennlich wie in ihren Kinderjahren theilen sie Alles: großen Kummer und kleine Freuden, ihr Taschengeld, ihre keimende Philosophie, die Gesellschaft des Flötenvirtuosen Quantz, nicht zuletzt die Erwartung. Die verschwiegensten Gedanken werden laut. Was sich sonst nur dem Dichter zu enthüllen pflegt, die Nachtseite der Menschenbrust, tritt schreckensvoll zu Tage. Die erste Ode Friedrich's an seine Schwester gilt der Beförderung zur Markgräfin von Bayreuth. Die Freude, daß der beau-père (1735) eher, als nach seinem Alter anzunehmen war, das Feld geräumt hat, macht ihn zum Dichter. Für Wilhelmine beginnt es, seitdem Markgraf Georg Friedrich Karl die Augen geschlossen hat, zu tagen. Für Friedrich will die ersehnte Stunde nicht kommen. Wie Prinz Heinz muß er noch einmal die aufs Haupt gedrückte Krone auf das Kissen am Krankenbette des Vaters zurücklegen. „Will er denn ewig leben", tönt es von den Lippen der Kinder, und zum ersten Mal findet Friedrich, daß ihr Geschick nicht das gleiche sei.

Die älteren Darstellungen vor Koser und Lavisse haben den Eindruck so außerordentlicher Menschenschicksale durch Abschwächung gefälscht. Als König und Geschichtschreiber hat Friedrich mit dem Andenken seines Vaters verdientermaßen Frieden geschlossen. Zwischen dem Kronprinzen und dem Könige ist seit den Küstriner Tagen eine dauerhafte Versöhnung nicht mehr möglich gewesen. An der Echtheit der sporadischen kindlichen Anwandelungen der Geschwister darf nicht gezweifelt werden. Die Natur hat in beiden vernehmlich genug gesprochen. Das Armensünderglöcklein wollte trotzalledem nicht verstummen. Die mißhandelte Natur empört sich gegen das heiligste der Gefühle. Kein Zweifel, der erlaubte Ehrgeiz des Thronfolgers nimmt hier die gehässigste Wendung. Auch bei der Schwester gesellt sich zu dem Mitleid mit dem wahrlich nicht auf Rosen gebetteten Bruder, zu der Erinnerung an den Blitzstrahl von 1730 und die Schmach ihrer erzwungenen Ehe der mit Zukunftsneugier untermischte Eigennutz. „Le cas de changement" kann nicht schrecklicher und kälter erörtert werden, als es 1734 und 1739 während der schweren Wassersuchtsanfälle des Vaters durch diese jungen, heißblütigen Wesen geschehen ist.

Im Uebrigen ist Wilhelmine weit entfernt, die Zuversicht ihres thatenlustigen, ruhmbegierigen Bruders zu theilen. „Die Königin" — schreibt sie schon im September 1734 — „muß in Verzweiflung sein; es wird ein fürchterlicher Schlag für sie sein, obgleich sie, um die Wahrheit zu sagen, glücklicher sein würde". Königin-Mutter ist eben doch nicht dasselbe wie Königin. Man glaubt die bange Frage mit heraus zu hören: wird auch die Schwester dem Könige sein, was sie dem Kronprinzen gewesen ist. Während Jung-Friedrich's Gedanken und Erwägungen Europa umspannen, grübelt Wilhelmine über das beängstigende Problem, ob die bevorstehende große Veränderung den Charakter des Bruders unverändert lassen werde. Wer erst einmal zu zweifeln angefangen hat, wird für seinen Zweifel überall Nahrung finden. Die Vertheidigung der Mutter, die Betonung ihrer Gutherzigkeit klingt dann in Friedrich's Munde weniger aufrichtig. Der brüderliche Freimuth scheint der officiellen Redeweise der gekrönten Häupter Platz zu machen.

Die schroffe Zurückweisung der markgräflichen Ansprüche auf Jülich und Berg, die kurzangebundene Erklärung des Kronprinzen, daß ein Anwärter Geld und Truppen wie sein Vater haben müsse, mag wohl daran erinnern, daß auf Salomo ein Rehabeam, auf die Peitsche der Scorpion gefolgt ist. Wenn je ein Brief mit Herzklopfen geschrieben worden ist, so ist es Wilhelmine's erster Brief an König Friedrich II. mit der ungewohnten Ueberschrift: „Sire". Die innige Bitte um Fortdauer seiner Freundschaft ist nichts weniger, als eine bloße Floskel. Die Freundschaft des Bruders war in der That, wie sie versichert, ihr ganzes Lebensglück.

Der Leser des Briefwechsels muß Friedrich das Zeugniß ausstellen, daß er an seinem Theile Alles gethan hat, derartige Besorgnisse, so weit er sie überhaupt bemerkte, zu zerstreuen. Noch in den Agonien Friedrich Wilhelm's I. tröstet er Wilhelmine, daß sie für die Liebe eines Vaters in der Anbetung eines Bruders Ersatz finden werde. Einer der ersten Briefe des jungen Königs verbittet sich von ihr alle Unterthänigkeiten. Für sie ist und bleibt er auch als König nur der Bruder. Um Alles in der Welt möchte er die Anrede: „cher frère" nicht mit dem Titel eines allerchristlichsten oder katholischen Königs oder eines defensor fidei vertauschen. Schon im August 1740 sucht er Wilhelmine in der Eremitage auf. Wie in all' diesen ersten Wochen seiner Regierung ist auch dort sein Auftreten lichtfreudig, königlich und frisch. Den ewigen Häkeleien zwischen seiner Ansbacher Schwester und ihrem Gemahl wird ein Ende gemacht durch eine donnernde Ansprache an die Ansbacher, an dem Feuer des Ehezwistes sich wärmenden Höflinge. Den Bayreuthern macht er in echter Hülfsbereitschaft freundlich ernste Vorschläge zur Ordnung ihrer Finanzen. Selbst im ersten schlesischen Kriege hat er diese Angelegenheit nicht aus dem Auge verloren. Ein Brief aus Brieg vom 3. März 1741 theilt der Schwester mit, daß er seinen Etatsminister von Boden beauftragt habe, sich vom Markgrafen instruiren zu lassen.

Noch im Juni 1739 hatte der Kronprinz seiner Schwester nachgerühmt:

> Plus que par Apollon, Minerve et Uranie
> Dans le sentier du vrai par vous je suis conduit.

Zur Victoria, der Führerin seiner ersten Königsjahre, mochte sie sich wohl weniger eignen. Das „Brandenburger Herz" und die Soldatenfreude ihrer jüngeren Schwester Ulrike hat Wilhelmine nicht besessen. Trommeln und Querpfeifen lassen ihr für italienischen bel canto so empfängliches Herz nicht höher schlagen. Dem Eroberer Schlesiens macht sie das artige Compliment, daß er bei Maupertuis außerordentlich viel gelernt habe. „Celui-ci" — schreibt sie (1741) mit unübersetzbarem Doppelsinn — a arrondi la terre, et vous avez arrondi votre pays". In die kriegerische Rolle Friedrich's kann sie sich nicht sogleich finden. An die Stelle des naiven unmittelbaren Mitgefühles einer Ulrike treten bei ihr vermittelnde, nur auf die Person des Königs sich beziehende Empfindungen: Stolz auf diesen Bruder, Sorge um seine Gesundheit und sein Leben, Trauer und Trost, die harmonische Begleitung zu allen Schwingungen seiner Heldenseele.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

H. C. Andersen als Mensch und Märchendichter.

Von

Georg Brandes.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Nicht leicht vermöchte man ein Antlitz, so lebensvoll und veränderlich, wie das von Hans Christian Andersen, zu sehen. Die ganze Empfänglichkeit und Empfindlichkeit seines Wesens kam in dieser Unruhe, in diesem nervösen Sich-heben und -senken der Augenlider zum Ausdruck. Auch das schöpferische Leben gab sich darin kund, in den hundert kleinen Grimassen dieser beweglichen Züge, im Blitz des Humors, der über dies Angesicht zuckte und es verschönte, in der Stimme mit den mannigfach wechselnden, doch immer deutlichen Betonungen des Ernstes wie des Scherzes. Er sprach viel, doch erzählte er lieber als er sprach, und lieber als er erzählte, las er vor, was er gedichtet hatte.

H. C. Andersen war von Haus aus (und blieb bis an den Tod) das arme, verwahrloste, tausendfach gedemüthigte Kind des Volkes, das nur durch guter Leute Wohlwollen emporzukommen vermochte, von früher Jugend auf gezwungen, zu Wohlthätern und Gönnern seine Zuflucht zu nehmen und mühsam durch Protection sich die Wege zu bahnen. Seine Haltung war davon bestimmt, selbst dann, als er weltberühmt, welterfahren war und — zumal im Auslande, wo man ihm huldigte — recht wohl verstand, als „der große Mann" sich geltend zu machen.

Denn ein großer Mann wurde er. Ein Mann wurde er nicht. In dem Gemüthe des Kindes aus dem Volke schlummerte auch nicht der leiseste Keim von Mannhaftigkeit. Er erlangte späterhin Selbstbewußtsein, erlangte es durch das Lob des Auslandes, nie aber Manneskraft, Mannesmuth. Sein Geist entbehrte gänzlich der Angriffswaffen. Nie im Leben ist ihm auch nur für eine Secunde der Gedanke gekommen, im Dienst einer guten Sache einen Mächtigen anzugreifen. Er war selbst allzu lange Zeit ein armer Teufel gewesen, der Liebe, der Güte, des Entgegenkommens und vor Allem der Anerkennung bedürftig. Führte er eine Waffe, so geschah es zur Abwehr und stets in dichterischer Form: sein Fleuret hatte eine abgestumpfte Spitze.

Er war milde und weich, leicht wehmüthig gestimmt, wie voll übersprudelnder Laune; leicht zum Besten zu halten, leicht zu gewinnen; ein Gemüthsmensch, insofern er gut und mitleidig, ein Verstandesmensch, insofern er äußerst vorsichtig war. Noch lange, lange könnte man fortfahren, ihm Eigenschaften beizulegen. In seinem Wesen aber war nichtsdestoweniger von vorn herein nur eine einzige Grundeigenschaft, ein einziges, diesem zu Grunde liegendes Streben: ein unersättlicher, allverzehrender, allverschlingender Ehrgeiz, der nie auch nur einen Augenblick in seinem langen Leben versiegte oder erlahmte, dem fast alle Freuden und Leiden seines langen Lebens entsprangen. Berühmt werden, geehrt und angesehen, gefeiert, mit Huldigungen überschüttet werden, das klang ihm anfeuernd Tag aus Tag ein ins Ohr in all' den vielen Jahren, da er, zuerst unbekannt, später halb gewürdigt, die Rolle eines Menschen spielte, über den sich Viele aufhielten, und der sich nur auf einen fraglichen Ruf zu stützen vermochte. Berühmt sein, geehrt und angesehen, gefeiert, mit Huldigungen überschüttet sein! Das war, als sich das Alter nahte, die liebliche Musik in seinem Ohr, und er zitterte vor jedem Windhauch, der von seinem Lorbeerbaum ein paar Blätter reißen konnte.

Die volle Empfänglichkeit für Alles, was über ihn geschrieben und gesagt wurde, hatte er sich selbst nach dem endlichen Triumphe bewahrt. So erzählte Welhaven, er habe in einem Kopenhagener Café mit ihm gesessen, als er Andersen's Antlitz plötzlich einen schmerzlich erregten Ausdruck annehmen sah und bemerkte, daß sein Blick an einem Blättchen hing, in dem irgend ein Schmierer sich eine vorlaute Anspielung auf sein Aeußeres erlaubt hatte. „Wie können Sie," rief Welhaven aus, „Sie, mit Ihrem Weltruf, sich darum kümmern, was so ein Gelbschnabel in einem solchen Blatte von Ihnen sagt!" „Ich kümmere mich doch ein bißchen darum," erwiderte Andersen mit Thränen in den Augen.

Sein Ehrgeiz war von besonderer Art. Macht in irgend einer Form ersehnte er nicht. Es gab ja auch nichts, das er hätte durchsetzen wollen, nicht einmal den Sieg eines gewissen künstlerischen Stils oder einer neuen Kunstrichtung. Er wollte nur gelobt werden, das war Alles, nur anerkannt, oder wie er es mit einer komischen Anwendung des Wortes nannte, erkannt werden. Er schreibt selbst mit verblüffender Offenherzigkeit: „Nur von allseitiger Bewunderung fühlt meine Seele sich beglückt. Wird sie mir auch nur von dem Geringsten vorenthalten, macht mich dies mißmuthig." Er freute sich über den Beifall, selbst des dümmsten Menschen, er kränkte sich über Sticheleien und Spöttereien, selbst des unwissendsten und boshaftesten Gesellen, er grüßte einen elenden Federfuchser bis auf die Erde, wenn er nur wußte oder vermuthete, der Mann könnte eine Besprechung in ein Blatt einrücken lassen. Aus seinem Ehrgeiz erfloß seine Vorsicht, seine Angst, sich durch eine freimüthige Aeußerung Feinde zu schaffen. Daher auch sein Verkehr mit den Großen, sein Eifer, bei Höfen Zutritt zu erlangen, seine Glückseligkeit über die ihm seitens fürstlicher Personen erwiesenen Artigkeiten. All' dies erhöhte seinen Ruhm, den von ihm angehäuften Schatz. Zuletzt konnte er nicht umhin, in diesem Ruhm ein Nationalkleinod zu erblicken. Eines

Tages stürzte er, als ich eben am Thorwaldsen-Museum vorüber ging, und er vom Strande her mir entgegen kam, quer über die Straße mit dem Ausruf auf mich zu: „Haben Sie schon von meiner Erkenntniß in Portugal gehört?", theilte mir in fliegender Eile mit, daß dort unten Einer etwas von ihm übersetzt, ein Anderer dies oder das über ihn geschrieben habe, und war im Nu wieder fort. Weß das Herz voll ist, deß ging ihm der Mund über.

Bei denen, die ihm geneigt waren und ihn verstanden, schadete diese ungemeine Eingenommenheit von sich selbst ihm nicht sonderlich, gerade weil sie so naiv und offen zur Schau getragen wurde. Sie wußten recht wohl, daß Manche, die weder Andersen's Gemüth noch sein Genie hatten, ihm an Selbstgefälligkeit nichts nachgaben, sie nur eben besser zu verbergen verstanden. Im Auslande aber, unter Fremden, hatte so etwas kein gutes Gesicht. Würdigte man auch seine Gaben, so hielt man sich doch über seine Person auf. Als eines Tages, noch zu Andersen's Lebzeiten, der alte Philarète Chasles dies in meiner Gegenwart that, gab ich entschuldigend zur Antwort: „Er ist ja ein Kind." — „Ein Kind," rief Chasles, „er ist noch nicht entwöhnt." — Fanny Lewald erzählte eines Abends eine Geschichte, wie sie in ihrer Jugend einmal in einer Speisewirthschaft in Rom, wohin ihre Landsleute täglich zu kommen pflegten (vermuthlich die Osteria Lepre, die damals stark von Skandinaviern und Deutschen besucht wurde), in einem großen Kreise von Deutschen bei Tische saß, als Andersen, eben erst von der Reise gekommen, eintrat, und kaum, daß er noch recht ‚Guten Tag' gesagt und die Gesellschaft kennen gelernt hatte, ein Heft aus der Tasche zog und sich erbot, sein Märchen, „Das häßliche Entlein", deutsch vorzulesen. Ihre Landsleute, die gerade in der Stimmung waren, zu plaudern, nicht aber eine Vorlesung anzuhören, fragten nun Andersen, ob er nicht lieber erst das Forum Romanum, das Colosseum oder die Peterskirche besichtigen möchte, erhielten jedoch zur Antwort, er möchte lieber „Das häßliche Entlein" vorlesen. Dieses drollige Geschichtchen stimmt nicht recht zu der Darstellung, die Andersen in seinem autobiographischen Werke, „Das Märchen meines Lebens", von der Art gibt, wie er seinen ersten Tag in Rom verbrachte, wird aber auch nicht geradezu von ihr widerlegt, und Fanny Lewald war die Wahrhaftigkeit selbst.

Es war nur eine Folge von Andersen's Harmlosigkeit, daß er selbst keine Ahnung davon hatte, welch' unvortheilhaften Eindruck sein ewiger Drang nach Lobeserhebungen, sein Eifer, sich vornehmen Leuten und Hofkreisen zu nähern, auf Menschen machte, die für eine Idee lebten, oder überhaupt auf Männer von strengerer Denkart, mit anderen Zielen noch, als sich allein. Ein merkwürdiges Zeugniß dafür liegt in seinem „Märchen meines Lebens" vor, in der Stelle, wo er seiner Begegnung mit dem aus Deutschland exilirten Dichter der Revolution, Ferdinand Freiligrath, sowie seiner Besuche bei ihm gedenkt. Andersen erfuhr niemals, daß Freiligrath ihn im Hinblick auf diese Begegnung mit einer Kraft und einer Leidenschaft geschildert und gekennzeichnet hat, wie sie nur Dante gegenüber einer seiner Verdammten in der Hölle entfaltet. (Das Gedicht auf Seite 235 im dritten Bande von Ferdinand Freiligrath's „Gesammelten Dichtungen".) Obwohl ein geringschätziges, ist dieses Porträt

eines der wahrsten, das jemals von Andersen entworfen wurde. Sein Gang, sein Blick, seine Art und Weise, zu sprechen, seine Schilderung, wie gefeiert er sei und welche vergeblichen Versuche er gemacht habe, im Buckingham-Palaste Zulaß zu finden: Alles ist aufs Korn genommen. Da indeß Andersen's Schilderung seines Verhältnisses zu Freiligrath den vollen Eindruck der Ehrlichkeit und Verläßlichkeit macht, und er, ohne dringende und wiederholte Aufforderung unmöglich zweimal zu Freiligrath hätte aufs Land fahren können, so läßt sich das allerdings mit dem Gedichte Freiligrath's, der doch auch ein wahrhafter Mann war, nicht recht in Einklang bringen. Aus Andersen's Darstellung geht auch klar hervor, daß es, wenn er Freiligrath nicht im ersten Augenblick auf der Straße in London wieder erkannte, keineswegs von der Angst kam, sich zu Beziehungen mit einem Revolutionär zu bekennen, sondern einfach daher, daß Freiligrath sich seinen dichten schwarzen Bart hatte abnehmen lassen und daß sein Haar ergraut war.

II.

Wenn nun der liebenswürdige und sanfte Andersen sich als Mensch so einseitig entwickelte, und das Hangen und Bangen nach Anerkennung und Auszeichnung, nach Verhätschelung und Bewunderung alle anderen Triebe und Neigungen bei ihm in den Hintergrund drängte, so beruhte dies vorwiegend auf seiner Stellung in Dänemark während des größten Theils seines Lebens. In einer überaus umfangreichen Schrift einer ihm nahestehenden Persönlichkeit wurde 1882 Einsprache gegen eine gelegentlich von mir gemachte Aeußerung erhoben, Andersen sei zu der Zeit (1838), als „Nur ein Geiger" erschien, noch „das gehetzte Wild in der dänischen Literatur" gewesen. Der Protest wurde theils mit der allerdings gerechtfertigten Behauptung begründet, Andersen sei jede Kritik seiner Arbeiten als ein Angriff auf seine Person erschienen, theils mit dem Hinweis auf die Thatsache, daß Andere um Nichts glimpflicher behandelt worden seien, theils endlich mit dem Wiederabdruck einiger nicht unbilliger Kritiken. Die Schrift machte übrigens sehr richtig geltend, daß sich bei Andersen jeder Freude über eine Ehrenbezeigung der grollende Gedanke an die Zeit beimischte, in der er nicht die Anerkennung genoß, auf die er Anspruch zu haben glaubte. So richtig dies aber auch ist, so stößt es dennoch meine Behauptung keineswegs um. Ja, spricht man von der dänischen Gesellschaft und nicht von der Literatur allein, so wird man wohl sagen dürfen, daß die ungerechte, unbillige Behandlung Andersen's noch an zwanzig Jahre später Statt hatte.

Seine Märchen waren allerdings durchgedrungen; aber stets lobte man die älteren auf Kosten der spätern, was Andersen doch nicht lieb sein konnte. Als Mensch aber hielt man ihn geradezu für einen Narren. Seine lange, etwas linkische Gestalt begrüßte man mit einem Lächeln, seine Eitelkeit war sprichwörtlich geworden, und unzählige wahre oder erdichtete Anekdoten waren darüber im Umlauf. Erst spät, als man von allen Seiten erfuhr, daß sein großer Ruf im Auslande, mit dem man, wie Heiberg in seinem Werke: „Eine Seele nach dem Tode", lange sein Gespött getrieben hatte, eine leibhafte Wirklich-

keit sei, schlug man plötzlich um, und er, der gewesen war Gegenstand allgemeiner Satire, wurde mit einem Schlage unantastbar, sacrosanct, — bis nach seinem Tode sich die Spottlust neuerdings Luft machte.

Von frühester Jugend an war ich mit bedeutenden, hervorragenden Männern der älteren Generation in Dänemark bekannt; nicht Einer von ihnen schätzte Andersen. Wurde sein Name genannt, so geschah es nur, um Beispiele von seiner Oberflächlichkeit und Unwissenheit, insbesondere in Sprachen, anzuführen und Heiterkeit damit zu entfesseln. Verdrehungen italienischer Namen in der ältesten Ausgabe des „Improvisator“, angebliche stilistische, ja orthographische Fehler, komische Eigenheiten in seinem Auftreten wurden ins Unendliche zum Besten gegeben. Es hat durchaus nichts Unglaubwürdiges, was er an einer Stelle berichtet, daß ein eleganter Herr im Vorbeigehen so laut, daß er es hören konnte, und damit er es höre, zu einem Andern sagte: „Dort steht unser ausländischer Orang-Utang.“ Mancher würde auf dergleichen nicht achten, geschweige denn, sich darüber aufhalten; für Andersen war es ein Dolchstoß in die Brust. Seine, zu jener Zeit, als man mit dem Postwagen fuhr, ganz merkwürdige Reiselust, die ihn nach Ländern und Gegenden führte, wie sie vor ihm kein dänischer Dichter besucht hatte, und die so stark von seiner Wißbegierde, seiner jugendlichen Neigung und Gabe zeugte, sich neue Eindrücke anzueignen, ja, die im innersten Kern der Ausfluß des Weltbürgergeistes in ihm war, wurde dazumal fast nur als eine Wunderlichkeit, als ein Zeichen von unruhigem Blut und Mangel an Sinn für das Werthvolle im Vaterlande aufgefaßt.

Er erzählt, als er von Griechenland zurückkam, habe eine alte Kopenhagener Dame die Worte an ihn gerichtet: „Nun, Herr Andersen, haben Sie auf Ihren vielen weiten Reisen etwas kennen gelernt, das so herrlich wäre wie unser kleines Dänemark?“ — „Ja, weiß Gott,“ antwortete er, „dem ist so. Ich habe viel Schöneres gesehen.“ — „Pfui,“ rief sie aus, „Sie sind kein Patriot.“ — Es ist bezeichnend, daß er, der das erzählt, das bekannte Gedicht mit dem Kehrreim schrieb: „Am schönsten ist's, glaub' ich, in Dänemark!“

Andersen's Schriften boten ja gar mancherlei Anlaß zu verständiger Kritik, und wer weiß, ob er so unempfänglich gegen sie gewesen wäre, wie man annimmt, hätte er den Eindruck gewonnen, daß der betreffende Kritiker nicht nur ihm wohlwolle, sondern ihn auch verstehe. Wie dankbar er für jede Belehrung war, das zeigt unter Anderem sein Verhältniß zu H. C. Oersted, der als ästhetischer Kritiker in den beschränktesten Anschauungen befangen war. Unleugbar aber war die Kritik, die er zu hören bekam, zumeist nur ein Ausfluß der kleinlichsten Kleinlichkeit, die er ergötzlich „Dummheitsklugheit“ nennt. Er hat ein paar Beispiele von ihr angeführt, und man kann nur mit ihm fühlen, wenn er schreibt: „Es ist etwas so Jämmerliches, so Lumpiges an derartiger Kritik, daß man nicht verletzt ist, wohl aber, und sei man selbst der friedfertigste Mensch, Lust verspürt, diese nassen Pudel durchzubläuen, die in unsere Stube kommen und sich dort auf die besten Plätze legen.“

Es wäre vergeblich, die Dänen von ihrer gehätschelsten Sünde, der kleinlichen Verfolgungssucht, freisprechen zu wollen. Mit Genugthuung konnte

Andersen in seiner Biographie mittheilen, daß Thorwaldsen, als er ihm eines Tages in Rom von einem Schmähgedichte sprach, das man ihm nach Paris geschickt hatte, die Zähne heftig über einander gebissen und in aufflammendem Zorn gerufen habe: „Ja, ja, ich kenne die daheim! Mir wär's nicht besser ergangen, wenn ich dort geblieben wäre. Vielleicht hätte ich nicht einmal eine Modellfigur aufstellen dürfen. Gott sei Dank, daß ich ihrer nicht bedarf! Ist man in der Lage, wie sie Einen da zu quälen und zu peinigen wissen!"

Andersen selbst ist in seinen Schriften zu zaghaft und vorsichtig, um sich so scharf auszudrücken. Doch in seinen Briefen, besonders in denen, die er den Adressaten sofort zu verbrennen bittet, nimmt er kein Blatt vor den Mund, und spricht in seines Herzens Bitterkeit von seinem Mißgeschick. So schreibt er aus Paris im April 1843 an eine Freundin:

„Ich hasse Den, der mich haßt, ich fluche Dem, der mir flucht. Aus Dänemark kommt stets der eisige Hauch, der mich da draußen erstarren läßt. Sie speien mich an, sie treten mich in den Koth. Ich bin doch eine Dichternatur, wie ihnen Gott deren nicht Viele gegeben hat, die ich ihn aber in meinem Todesaugenblick bitten will, diesem Volke niemals wieder zu bescheren . . . Ja, und sollte ich nach meinem Tode ebenso verdammt sein wie hier im Leben, ich sage: die Dänen haben etwas Böses, Kaltes, Satanisches! Es ist ein Volk, das für die feuchten, schimmelgrünen Wiesen paßt, von denen Tycho Brahe vertrieben wurde, wo Eleonore Ulfeld im Kerker schmachtete, Ambrosius Stub von den Gutsbesitzern zum Narren gehalten ward, und wo noch Viele, wie Jene, eine üble Behandlung erfahren werden, bis der Name des Volkes zum Hohne und zum Sprichwort unter den Menschen geworden ist."

Dieser Erbitterung über wirkliche oder vermeintliche Verkennung entsprach als ihr Gegenpol die glühende Dankbarkeit für Erfolge, besonders Auszeichnungen, die bei Andersen die Grundlage seiner Religiosität bildete. So wie er den Unmuth als Etwas betrachtete, das unterdrückt und ausgemerzt, dessen unverfälschte Aeußerungen verbrannt werden sollten, so erachtete er die Dankbarkeit als etwas, das Pflicht sei und wie der Glaube geheischt werde, Etwas, dessen Aeußerungen der Welt nie genug wiederholt und entgegengehalten werden könnten. In den Erfolgen und in den Auszeichnungen, in dem Ruf, den er so lange ersehnt und verhältnißmäßig früh errungen hatte, erblickte er das Walten einer Vorsehung, und nicht einer allgemeinen und unbestimmten, nein einer Sondervorsehung, die beständig über ihm gewacht, seine Schritte gelenkt, ihn zu guten Menschen, Wohlthätern, Helfern, Beschützern geführt, ihn aus der Niedrigkeit hatte hervorgehen lassen, auf daß seine Größe sich von dem düsteren Hintergrund der Armuth und Verlassenheit um so blendender abhebe, ihm mit einem Wort Genugthuung und Anerkennung, zuletzt die Krone des Ruhms verschafft hatte. — Wie es in den ersten Zeilen seiner Biographie heißt: „Meine Lebensgeschichte wird der Welt sagen, was sie mir sagt: ‚Es gibt einen liebreichen Gott, der Alles zum Besten lenkt'."

Und da der Mensch, wenn es einen Gott gibt, Alles von ihm haben, ihm Alles danken muß, so machten die vielen Ehren, die ihm zuletzt erwiesen wurden, Andersen keineswegs hoffährtig, sondern demüthig. Es geschah nur in der Aufrichtigkeit und Unschuld seines Herzens, wenn er den ihm dargebrachten Huldigungen gegenüber so häufig schriftlich und mündlich erklärte, es sei zuviel, allzuviel. Dem Gedanken Raum zu geben, daß es sich für einen

Mann, ja auch für einen Dichter ziemen könnte, seinen Lebensinhalt noch in etwas Anderem als dem Lob oder Tadel Anderer zu suchen, war er außer Stande. Nie ist ihm die Erkenntniß aufgegangen, daß die Bewunderung der Menschen, gleich wie ihr Widerstreben, nicht allein Den unberührt läßt, der von einer Sache oder einer Idee erfüllt ist, sondern auch Den, der ein für allemal seine Fähigkeiten und ihre Begrenzung kennt. In einem trefflichen kleinen Verse bringt Paul Heyse dies mit Kraft zum Ausdruck:

Wer sich an Andre hält,
Dem wankt die Welt.
Wer auf sich selber ruht,
Steht gut.

Und wie der Ausdruck der Liebe und Dankbarkeit der väterlichen Vorsehung gegenüber sein ganzes Lebenswerk durchwebt, während die Schwermuth, die seine eigentliche Grundstimmung bildete, sich in die erstrebte und bewußte, aber etwas seichte Harmonie verflüchtigte, so erging es im Kleinen mit Andersen's Groll gegen Dänemark. Er wurde theils aus Pflichtgefühl, theils aus Vorsicht von ihm niedergehalten, und in seinen Versen, wie in seiner Prosa zeigt er sich nimmermüde, das Lob seines Vaterlandes zu verkünden. Wenige haben Dänemark so weich in Versen besungen und es in so farbenprächtigem Stil, mit so lyrischem Schwung in Prosa verherrlicht wie H. C. Andersen. Er war stolz darauf, ein Däne zu sein, und wohl auch ein bißchen stolz, in nicht geringem Maß den Ruhm Dänemarks erhöht und dessen Flagge in den fernsten Häfen gezeigt zu haben.

III.

Dieser Drang, Wohlwollen und womöglich liebevolle Bewunderung zu finden, hatte unter anderen Folgen die gute, daß Niemand einfacher in seinem Wesen und herzlicher in seiner Haltung sein konnte als er. So reichliche Gelegenheit ihm auch geboten war, mit den höchstgestellten Personen der Gesellschaft zu verkehren, war er doch über die Maßen höflich und gut und schlicht gegen Jeden, Mann oder Frau, ob noch so niedrigen Standes. Und wo er die Ehrerbietung und Bewunderung, die man seinen Gaben schuldete, heraus zu fühlen glaubte, oder Grund hatte, anzunehmen, daß sie ihm gezollt wurde, da war er von überströmender Herzlichkeit. Das kann ich aus persönlicher Erfahrung bezeugen. In seinen Briefen an mich, die veröffentlicht wurden — deren letzter mir übrigens nie zugekommen ist — nennt der vierundsechzigjährige berühmte Mann mich jungen Anfänger stets: „Werther Freund!"

In der letzten Hälfte der sechziger Jahre lernte ich Andersen persönlich kennen, im Gesellschaftsleben hie und da mit ihm zusammentreffend. Hier zeigte er sich in der Regel in jeder Beziehung liebenswürdig. Auch seine Heftigkeit in der Diskussion war liebenswürdig, nur dann und wann, wenn seine empfindlichsten Seiten berührt wurden, konnte er verstimmend wirken. Kurz, nachdem „Die Kronprätendenten" erschienen waren, bildete in einem Kreise, in dem man alles Neue mit scharfer Aufmerksamkeit verfolgte, das Stück

des damals noch unbekannten Ibsen bei Tische den Gegenstand lebhafter Erörterung. Auch die schöne und feine Dame, die Andersen zur Tischnachbarin hatte, war unbesonnen genug, sich an dem Gespräche zu betheiligen und unter Anderem Fragen über den norwegischen Dichter an ihn zu richten. Die Antwort kam in Gestalt eines heftigen Ausbruches von Ungeduld: „Haben Sie, meine Gnädige, nie von einem dänischen Dichter H. C. Andersen Etwas munkeln gehört?“

Zu jener Zeit beherrschten noch Scribe und seine Schule das Kopenhagener Königliche Theater, und als ich in einem Kreise, in dem auch Andersen zugegen war, mich über den poetischen Werth eines damals äußerst bewunderten Stückes von Scribe und einem seiner Mitarbeiter sehr abfällig aussprach, fiel man von allen Seiten über mich her. Ich bin Andersen noch heute für die Wärme dankbar, mit der er meine Partei nahm und (mit einem gewissen Uebermuth) erklärte: „Alle vernünftigen Menschen“ wären mit dem, was ich gesagt habe, einverstanden. Als sich ein anderes Mal die Situation in Betreff eines Stückes erneuerte, dessen Verfasser M. Goldschmidt war, hatte ich zwar gleichfalls Ursache, ihm für guten Beistand dankbar zu sein, konnte mich jedoch des Eindruckes nicht ganz erwehren, daß Andersen darunter gelitten hätte, würde man in seiner Gegenwart das Schauspiel eines anderen zeitgenössischen dänischen Dichters besonders gut befunden haben.

Am einnehmendsten in seinem Wesen war er indeß, wenn er mir dann und wann einmal in dem kleinen, sehr hoch gelegenen Stübchen, das ich damals bewohnte, einen Besuch abstatten kam. Er trat ein, setzte sich auf den schmalen Lederpuff, den ich ihm einzig anzubieten vermochte, blickte schel nach dem Fenster, so sorgfältig es auch geschlossen war, rückte sich in Angst vor Zug ein wenig davon weg und zog ein Manuscript aus der Brusttasche hervor. Doch ehe er zu lesen begann, bereitete er seinen Zuhörer mit einigen einleitenden Worten auf das, was zu erwarten stand, vor: er habe die Geschichte schon zwei, drei Personen, just nicht den schlechtesten in Dänemark, vorgelesen, und sie seien ganz entzückt von ihr gewesen. Gade habe gesagt: Andersen hat in seinem ganzen Leben nichts Besseres geschrieben, und Professor Rasmus Nielsen in einem fort „Vortrefflich! Vortrefflich!“ gerufen. Ein jugendlicher Zuhörer sah dem zu Folge zum Voraus ein, daß ihm nichts übrig bliebe, als eine Thräne im Auge zu zerdrücken und Andersen mit einem stummen Händedruck zu danken. Doch wie er las! Man glaube ja nicht, daß er sich in der kleinen Stube, in der er mit seinem langen Körper und seinen großen Gebärden kaum Platz hatte, sich zu rühren, weniger Mühe gab, als wenn er in irgend einem großen Festsaale vorgelesen hätte. Er that sein Allerbestes und war bereit, sich auf die Erörterung so mancher Einzelheit einzulassen, vorausgesetzt, daß man sich an dem Ganzen erfreute und dafür dankbar war.

Ein Besuch von Andersen hat mir eine besonders schöne Erinnerung hinterlassen, vornehmlich um der Worte willen, die er mir im Fortgehen sagte. In einem Briefe hatte ich ihm damals vorgeworfen, daß er in seinen Werken gute und schlechte Kritik stets über einen Kamm schere, so daß der

Kritiker unabweislich als der mißgünstige und kaltherzige Besserwisser bei ihm erscheine. Ich hatte hinzugefügt, daß auch ich unter gehässiger Kritik gelitten hätte, ohne deshalb die unparteiische zu unterschätzen, wobei ich unter Anderem bemerkte: „Ich werde auch weiterhin mehr Gegnerschaft zu erdulden haben als Sie jemals erfahren haben, erfahren konnten." Bei dem Besuche, den mir Andersen kurz darauf machte, einem recht langen Besuche, in dem er mich um meine Meinung über fast alle seine bedeutenderen Arbeiten, Gedichte und Erzählungen sowohl als Romane fragte, kam er mit keinem Worte auf die zwischen uns gewechselten Briefe zurück. Mit der rührendsten Bescheidenheit äußerte er: „Sie halten gewiß nicht viel von meinen Gedichten? Ich weiß ja auch selbst, daß ich eigentlich kein lyrischer Dichter bin, aber finden Sie nicht dennoch einige darunter gut?" Und er nannte ein paar von den Gedichten. Ebenso war er eifrig bemüht, mir klar zu machen, daß ich die sprachlichen Vorzüge einzelner Erzählungen übersähe, worin er unstreitig Recht hatte. Erst als er sich erhob, um zu gehen, sagte er ohne Einleitung oder Uebergang, doch mit deutlicher Anspielung auf meine Worte im Briefe und in wärmster Weise: „Lassen Sie sich's gut gehen, und falls Sie einer Sturzsee begegnen, so halten Sie den Nacken steif."

Am schönsten und feinsten steht er vor meiner Erinnerung, wie ich im Sommer 1872 ihn öfters in der Wohnstube meiner Mutter, in einer kleinen Villa am Strandvej sah. Hierher kam er nicht, um vorzulesen, sondern um sich ein Stündchen zu zerstreuen, und nie habe ich ihn seine Erlebnisse so erzählen gehört wie hier.

Ich will nicht leugnen, daß Andersen bei einem dieser Besuche mir einen etwas peinlichen Eindruck machte. Er war gerade kein Mann von Stahl, und es lag in seiner Natur, die Töne anzuschlagen, die muthmaßlich an dem Orte, an dem er eben weilte, gern gehört wurden. Mit größerer Heftigkeit als später je eiferte und wüthete damals die dänische Geistlichkeit gegen mich. Was lag für Andersen näher, als sofort beim Eintreten mit allem Unvortheilhaften heraus zu rücken, wovon er nur je bei Geistlichen und Theologen Zeuge gewesen war, und es meiner Mutter in einem Bouquet zu serviren! Daß er sich in anderen Kreisen in ganz anderem Sinne aussprechen würde, mußte Jedem einleuchten. Ich sah mich daher veranlaßt, für die Angegriffenen Partei zu nehmen und Züge von ehrenwerthen und liebenswürdigen Geistlichen zu erzählen. Andersen empfand dies offenbar als Erleichterung. Er sah, daß er sein Entrée nicht zu zahlen brauche, und erzählte nun heiterer und ungezwungener.

Unter dem vielen Unterhaltenden, das er zum Besten gab, war auch eine kleine Anekdote, die er in seiner Lebensgeschichte merkwürdiger Weise übergangen hat, so bezeichnend sie für ihn ist. In seinem Buche „Das Märchen meines Lebens" theilt er mit, daß er im Herbste 1844 der tägliche Gast der dänischen Königsfamilie auf der Insel Föhr war, und mit dieser, sowie mit der herzoglich Augustenburgischen in vertrautem Verkehr stand. Aus der Zeit dieses Aufenthaltes erzählte er nun folgendes Geschichtchen: „Zu den ihm in jungen Jahren zugefügten Kränkungen habe auch die gehört, daß der

Stiftsprobst, der ihn confirmirte und wenig glimpflich behandelte, ihm damals den Tort anthat, ihn als armen Burschen am untersten Ende der Kirche unter die armen Confirmanden des Kaplans einzureihen, obschon er nach oben, unter die des Probstes selbst gehörte. Zufällig erfuhr Andersen, daß dieser Mann nun auf der Insel Föhr angestellt sei. „Daraufhin bat ich dann den König," sagte Andersen, „mir ausnahmsweise einmal zu gestatten, in einer der königlichen Equipagen mit rothem Kutscher und rothem Livréebedienten, wie ihn die allerhöchsten Herrschaften selbst benutzen, eine Visite zu machen." Der König antwortete lächelnd: „Sehr gern," und so fuhr ich denn in dem königlichen Wagen mit Federbüschen auf den Pferden, mit Kutscher und Diener, meinem alten Stiftsprobst einen Besuch abzustatten; der Wagen hielt, während ich drinnen war, vor der Thür. Das war die Rache, die ich nahm." Mir scheint der ganze Andersen mit seiner Lust an Abenteuern, seinen einstigen Demüthigungen und seiner heftigen, halb kindlichen Ehrsucht in dieser kleinen Erzählung zu liegen.

IV.

Nimmt man das Wort Geistesleben in seinem engeren Sinne, so scheint H. C. Andersen auf das dänische, wie das allgemeine so gut wie keinen Einfluß geübt zu haben. Wie ungeheuer, ja für weite Kreise fast überwältigend, war nicht in Skandinavien der Einfluß anderer großer Schriftsteller und Dichter seiner Zeit, derjenige Oehlenschläger's, Grundtvig's, Kierkegaard's und Heiberg's, während kein Mensch sich jemals einen Anhänger von Andersen genannt oder sein inneres Leben durch dessen Anschauungen bestimmt gefühlt hat. Wenn nichtsdestoweniger er der Einzige von ihnen Allen ist, dessen Name den Klang des Weltrufs hat, so beruht dies nicht auf der Tiefe oder dem Umfange seines Geistes, sondern auf der Stärke und der Eigenthümlichkeit seiner künstlerischen Begabung, vermöge deren er schon in unserer zartesten Kindheit auf uns Alle eingewirkt hat.

Er war in dem Werke, womit er sich Bahn brach, den Märchen, gemeinfaßlich wie kein zweiter Däne, schlicht, kindlich, ursprünglich, allgemein menschlich. Das war die erste Bedingung für deren Verbreitung über die ganze Erde. Die zweite und entscheidende aber war seine Anfangs unbewußte, stets anspruchslose, allmählich bewußte und hohe Kunst. Durch sie ist ihm jenes Allerseltenste zu schaffen gelungen: ein unsterbliches Werk.

Zu den Kennzeichen der Genialität gehört fast immer ein starker Schaffensdrang, und in der Regel wird man bei den Genies Ursache haben, nicht nur über die Vorzüglichkeit des Besten, das sie hervorbrachten, sondern auch über die Fülle der Schöpfungen zu staunen, deren Urheber sie waren. Alle die schöpferischen Geister, deren Schaffen nicht von Krankheit beeinträchtigt oder durch einen allzu frühen Tod abgeschnitten wurde, haben eine Massenproduction hinterlassen. Doch der Nachwelt gegenüber kommt es keineswegs darauf an, Vieles hervorgebracht zu haben, selbst wenn Alles mit einander gut genannt werden muß. Es ist sozusagen unmöglich, mit einem so ungeheuren Ballast durch das Nadelöhr zu kommen, das zum Reiche der Unsterblichkeit führt.

Auf dem himmlischen Boden ist kein Platz für das gesammte Lebenswerk eines modernen Dichters. Worauf es ankommt, das ist, etwas noch so Kleines, Ewiges geschrieben zu haben, das nicht in Vergessenheit gerathen kann, weil die Form so außerordentlich fest und dicht ist, daß keine Macht ihr Etwas anhaben kann. Solche Werke sind in der Weltliteratur „Don Quijote", oder „Robinson Crusoe" oder „Manon Lescaut", deren Verfasser sammt und sonders eine Unzahl Bücher geschrieben haben, die nur in der Heimath der Dichter bekannt sind, und kaum dort. Ein solches unvergeßliches, einzig dastehendes Buch ist die Sammlung der vorzüglichsten Märchen von Andersen.

Es macht einen merkwürdigen Eindruck, zu sehen, wie zufällig Andersen auf seine Kunstform, die einzige, stieß, die er zur Form für sein Genie zu gestalten vermochte, und wie erst die Anerkennung von außen her, obgleich sie sich nicht plötzlich und bereitwillig einfand, ihn darüber belehrte, daß er hier sein Krongut erobert habe.

Er pflegte in Kopenhagen in Kreise zu kommen, wo kleine Kinder waren, ließ sich mit ihnen ein, erzählte ihnen Geschichten, die er theils erfand, theils nacherzählte, aber umformte. Was hier am unstreitigsten ihm selbst gehörte, das war die Erzählungsweise, ihre übersprudelnde Lebendigkeit, ihre tollkühne Kindlichkeit, ihre wilde tolle Laune, die vielen Grimassen, Gesichter und Gebärden, die die Kinder in solchem Maße fesselten und munter hielten, daß sie nicht selten aufschrieen vor Entzücken.

Wie die Dichter des Alterthums sangen, ehe sie schrieben, so hat Andersen seine Märchen erzählt und durch das Erzählen ihren malenden, trällernden, lachenden, tanzenden, springenden Stil herausgebildet, ehe er den Versuch machte, beim Niederschreiben die Betonungen, das Lächeln, das Stirnrunzeln, die musikalischen Ergüsse, die sprechenden Handbewegungen und die bezeichnenden Gesten in seiner Prosa herauf zu beschwören. Damit aber wurde er der Schöpfer einer ganz neuen Abart malerischer und melodischer dänischer Erzählungsart, derselben, die J. P. Jacobsen von ihm erbte und weiter ausbildete, dieselbe, von der auch Björnstjerne Björnson lernte.

Den Anfang als Märchenerzähler machte er im Druck mit einem ganz dünnen Heftchen im winzigsten Format. Es fand Absatz, doch keine verständige Beurtheilung. Allein Andersen schritt auf dem neugebahnten Wege rüstig weiter, und in den Jahren 1835—1842 wuchs die Sammlung von Märchen zu zwei Bänden an. Welche Beurtheilung seine ersten Märchen fanden, die nun in der Erinnerung aller Erwachsenen leben, und auch auf den Lippen aller Kinder sind, ist geradezu erschreckend. In der Zeitschrift „Dannora" von 1836 bedeutet der Recensent Andersen, daß Jemand, der Kindern Etwas zu lesen geben wolle, „zum mindesten insgeheim" ein höheres Ziel verfolgen müsse, als einzig das, sie zu unterhalten.

„Es liegt in der Natur der Dinge, daß man auf diesem Wege niemals im Stande sein wird, ihnen nützliche Kenntnisse von der Natur und dem Menschen beizubringen, sondern höchstens diese oder jene Lebensregel: und selbst da ist es noch fraglich, ob der Nutzen, der sich gewinnen läßt, nicht reichlich von dem Schaden aufgewogen wird; den man durch das Vollpfropfen der kindlichen Einbildungskraft mit phantastischen Vorstellungen anrichtet."

„Das Feuerzeug" wird getadelt, weil es das Schicklichkeitsgefühl der Kinder schädige, von einer Prinzessin zu lesen, die auf dem Rücken eines Hundes schlafend, zu einem Soldaten reitet und von ihm geküßt wird. „Der große und der kleine Klaus", weil es den Sinn des Kindes für Ehrbarkeit just nicht stärke, wenn es von einer Bauersfrau liest, die in der Abwesenheit ihres Mannes mit dem Küster allein bei Tische sitzt u. s. w.; „Die Prinzessin auf der Erbse" wird als eine nicht nur undelicate, sondern unverzeihliche Geschichte bezeichnet, insofern das Kind die falsche Vorstellung davon einsaugen könne: eine hochgestellte Dame müsse auch immer schrecklich wehleidig sein.

In einer anderen damaligen Zeitschrift, „Die Literaturzeitung", deren Recension nicht minder aufgeblasen und gesucht tiefsinnig ist, zieht der Verfasser einen Vergleich zwischen Andersen's Märchen und denen des älteren Molbech, die heutigen Tags kein Mensch auch nur dem Namen nach kennt, und räumt letztere den Vorrang vor ihm ein.

„In Andersen's Methode gibt sich das Bestreben kund, den lebhafteren und minder geordneten Vortrag der mündlichen Erzählung nachzuahmen. Molbech's Vortragsweise ist hingegen im höchsten Grade ruhig und einfach, und wir können nicht umhin, dem letzteren den Vorzug zu geben. Nicht als ob Andersen in diesem Bestreben geradezu erfolglos gewesen wäre, es läßt sich nur eben unseres Erachtens nach höchst unvollkommen verwirklichen . . . es ist keine Sache der leeren Convenienz, daß im Druck die Worte nicht in so ungeordneter Weise gefügt werden dürfen, wie dies im mündlichen Vortrag recht wohl angeht."

Bei Molbech hebt die Recension überdies rühmend hervor, daß er die Kinder anhalte, Aufmerksamkeit auf die in die Form des Märchens eingekleideten moralischen Lehren zu richten.

Welcher Triumph für Andersen's alten, kritischen Verfolger und Silbenmängler, daß er ihn in den Augen der zeitgenössischen Kritik nun auch als Märchenerzähler in den Schatten stellte!

Die spärlichen Blätter mit den lakonischen Notizen über die Entstehung der Märchen, die Andersen 1862 niederschrieb, enthalten höchst werthvolle Fingerzeige über die Art und Weise, wie die vom Erzähler selbst erfundenen Märchen in seiner Phantasie entsprangen. Interessant ist so der Aufschluß, den Mittelpunkt, um den sich „Das alte Haus" aufbaute, habe der Umstand gebildet, daß das Söhnchen des Dichters Julius Mosen bei der Abreise aus Oldenburg Andersen einen seiner Zinnsoldaten schenkte, damit er sich nicht so schrecklich einsam fühle. In dem großen Werke Eduard Collin's wird über die Entstehung der „Springer" die Aufklärung gegeben, daß ein kleines Mädchen Andersen eine Springgans gezeigt und ihn gefragt habe, ob er nicht meine, daß sie ebenso hoch springen könne wie ein Floh. Noch am selben Tage hatte der Dichter die „Springer" fertig. Lehrreich ist auch die Mittheilung, wie Collin recht unverschuldetermaßen dazu kam, das Modell zu der Hauptperson im „Schatten" abzugeben.

Daß Samenkörnern, die Andern bloße Fäserchen erscheinen, Meisterwerke wie die oben genannten Märchen, entkeimen konnten, beweist, wie fruchtbar das Erdreich war, in das sie fielen.

V.

Wenn man als Däne die Andersen'schen Märchen durchblättert, so fällt Einem vor Allen auf, wie dänisch sie sind. Dänisch nicht nur durch die Weichheit, die Schelmerei, die Harmlosigkeit des Scherzes, die Arabesken der Laune, die Geschmeidigkeit aller Uebergänge, sondern dänisch vor Allem in ihrem ganz eigenthümlichen Sprachton. Unmöglich, ihn in einer fremden Sprache wieder zu geben. Viele Wendungen sind völlig unübersetzbar. Wie viele Witze und Scherze müssen da unterwegs verloren gehen. Für den Fremden dürften sonach besonders diejenigen darunter leiden, in denen Andersen's Humor, der so fein und wohlthuend ist, sich auf Kosten seiner mitunter etwas peinlich berührenden Empfindsamkeit geltend macht. Indes kommen gerade hier häufig Einfälle vor, deren Genialität rein poetisch, reine Schwärmerei ist. So z. B. in der „Nachtigall". Man beachte die Stelle, wo die vor dem Fenster singende Nachtigall mit dem Tod um das Leben des kranken Kaisers ringt. Erst fordert sie vom Tode als Lohn für ihre Lieder den prächtigen Goldsäbel des Kaisers, seine reiche Fahne, selbst seine Krone, und der Tod gibt ihr jedes Kleinod für ihren Gesang. Dann heißt es weiter: „Und die Nachtigall fuhr fort zu singen. Und sie sang von dem stillen Kirchhof, wo die weißen Rosen blühen, wo der Fliederbaum duftet und das frische Gras benetzt wird von den Thränen der Hinterbliebenen. Da erfaßte den Tod Sehnsucht nach seinem Garten, und er schwebte als ein kalter, weißer Nebel zum Fenster hinaus". Diese schönen Zeilen lassen den Leser, der Andersen nicht kennt — wenn es einen solchen gibt — gleich ahnen, welch' ein echter Dichter er ist.

Doch das typische Kunstwerk unter Andersen's Märchen ist und bleibt „Das häßliche Entlein", die kleine Geschichte von einigen wenigen Blättern, die er im Alter von etwa vierzig Jahren schrieb, und in welcher in verklärter, unvergänglicher Form all' das erzählt ist, was mit Recht „Das Märchen seines Lebens" genannt werden kann, und das nichts dadurch gewonnen hat, daß es zu dem dicken, schweren Buch verwässert wurde, das diesen Titel trägt. Dieses eine Märchen ist der Succus alles dessen, was Andersen am Herzen lag und ein Zeugniß der Stärke und Feinheit seiner Begabung, an dem sich kaum etwas mäkeln läßt.

In einem einzigen kurzen Satz wird der Grundaccord mit Sicherheit angeschlagen: „Prächtig war es draußen auf dem Lande." Die Einleitung gibt Andersen's typische dänische Landschaft mit den Schobern Heu auf dem Rasen wieder; er bringt auch hier gleich den Storch an, seinen ureigenen Vogel, den Vogel, dem er als Mensch förmlich glich, den Wandervogel, den Vogel der Kinder. Der stolzirt auf seinen langen rothen Beinen umher und plappert ägyptisch. Nun in einigen Worten die Schilderung von Andersen's typischem Gebäude auf dem Lande: der alte Herrensitz mit den tiefen Kanälen und den großen, von der Mauer bis zum Wasser reichenden Klettenblättern, die so hoch sind, daß ein Kind aufrecht unter ihnen stehen kann. Hier liegt die brütende Ente, die sich allmählich zu der braven, aber unvernünftigen Stiefmutter des häßlichen Entleins entwickelt.

Es folgt die Wochenstubenstimmung während des Ausbrütens und das herrliche Gespräch mit der alten Ente, die gekommen ist, „ihre Visite zu machen.“ (Ich erinnere mich noch, wie ich mir bei meiner ersten Lectüre des „Häßlichen Entleins“ das Wort „Visite“ erklären lassen mußte.) Hierauf nun, gleich der Exposition eines Dramas, die ersten Erfahrungen des häßlichen Entleins von dem Augenblicke an, wo es groß und garstig sich aus dem Ei wälzt; seine Einführung in die Welt, die vom Entenhofe gebildet wird, eine Welt, die alle Merkmale der großen an sich trägt, den Kampf um den Aalkopf und die Auszeichnung durch den rothen Lappen um das Bein; ferner der Empfang, der ihm von den Schnäbeln der Enten zu Theil wird; es ist zu groß und apart, es muß gezaust werden.

Nicht mehr als ein Dutzend Zeilen braucht Andersen zu der Darstellung, wie der Haß, den das häßliche Entlein erregt, allmählich in eine förmliche Verfolgung von allen Seiten ausartet, bis es entflieht.

Es befindet sich nun außerhalb des Entenhofes, und der zweite Abschnitt seines Lebens beginnt. Es trifft die flotten Wildgänse, erlebt eine Jagd und wird von der Nähe des bissigen Jagdhundes in Angst versetzt, lernt den Tod und das Entsetzen kennen und flieht in sausendem Sturme aus dem Blutbade. Jedes einzelne der bisher aufgetretenen Thiere ist mit Meisterschaft gezeichnet, Andersen scheint Enten und Gänse mit einer Schärfe beobachtet zu haben, wie die vorzüglichsten japanischen Maler es bei den Vögeln thun, die sie malen. Jetzt führt er sein Entlein wieder in die Menschenwelt ein, insofern das Bauernhaus mit der Henne und der Katze einem alten Weibe gehört, das ebenfalls sein Wörtlein drein zu reden hat. Doch bilden auch hier die Thiere das vorherrschende Element. Und der Spaß wird für den Leser immer größer, je klarer es ihm wird, daß die Henne und die Katze, ohne auch nur ein Wort zu sagen, das unnatürlich genannt werden kann, oder das Mindeste zu erwähnen, daß außer ihrem Gesichtskreise läge, für sich allein den ganzen dänischen Entenhof wieder aufleben lassen. Henne und Katze berufen sich denn auf die alte Frau, und „klüger als sie ist Niemand auf der Welt.“ Sie fragen das Entlein, ob es glaube, daß selbst sie je seine Sehnsucht gekannt habe, auf dem Wasser zu schwimmen, sich den Kopf mit Wasser zu benetzen, auf den Grund zu tauchen?“ „Ihr versteht mich nicht,“ sagte das Entlein. „So? Wer anders sollte dich verstehen, wenn nicht wir!“ An diesem Punkte fiel die Fortsetzung Andersen offenbar schwer, denn erst nach einem halben Jahre schrieb er den Schluß.

Das Entlein flieht aufs Neue, schwimmt und taucht unter, wird jedoch von allen Thieren seiner Häßlichkeit wegen über die Achsel angesehen. In der nun folgenden kurzen, aber malerischen Schilderung des Herbstes hat Andersen mit Kunst und Wirkung das Motiv eingeflochten, daß das Entlein zum ersten Mal einen Schwarm Schwäne sieht. Die schimmernd weißen Vögel mit den geschmeidigen Hälsen breiten die langen Flügel aus und fliegen gen Süden. Das Entlein stößt bei ihrem Anblick einen schrillen, seltsamen Schrei aus, den es selbst nicht versteht.

Mit wenigen starken Strichen werden das Kommen des Winters und die Leiden des Entleins, als das Wasser allmählich zufriert, beschrieben. Ganz glänzend ist die kleine Schilderung der Angst des Vogels und der von ihm in der Bauernstube angerichteten Verwirrung, als der Mann, der das eingefrorene Entlein aus dem Eis herausgeschlagen hat, es mit nach Hause bringt. Hier macht jedoch Andersen eine Pause, eine Verlegenheitspause, weil die Logik den Tod des häßlichen Entleins zu erheischen scheint, wofern es in der Winterkälte kein Obdach findet, andernfalls aber eine Schilderung, wie es irgendwo unter Schutz und Pflege überwintert, mit der Idee der Erzählung nicht wohl im Einklang zu bringen war und insbesondere den Schluß weit weniger wirksam gestaltet haben würde.

Daher es mit eins wieder herrlicher Lenz ist; das Entlein erhebt seine Flügel; sie rauschen und tragen es dahin, und es gelangt in den großen Garten, in dessen Kanälen die drei Schwäne ihm entgegen schwimmen. Um den Effect aufs Aeußerste zu steigern, läßt jetzt Andersen sein häßliches Entlein glauben, daß die königlichen Thiere es tödten wollen, weil es in seiner Häßlichkeit sich ihnen zu nahen wage. Und indem er es den Kopf hinab zum Wasser senken läßt, erreicht er mit einem Schlage eine doppelte Wirkung. Das Entlein gewahrt, daß es nicht länger klotzig und garstig, sondern selbst ein Schwan sei, und es erlebt, daß die alten Schwäne sich vor ihm neigen. Zur stillen Huldigung von seinesgleichen gesellt sich die lärmende der Menschenkinder, und nun folgt seine unheimliche Mästung als Gartenvogel mit Brot und Kuchen, gegen die ich mir vor mehr als einem Menschenalter Einsprache zu erheben gestattete. Aber die schließliche Verzärtelung bis zur Widerlichkeit gehörte nun einmal zu Andersen's Programm eines glücklichen Lebens und seiner Hoffnung auf ein solches. Und dieser kleine Fleck am Schlusse stört daher nicht mehr als die Signatur eines Malers in der Ecke seines Gemäldes.

„Das häßliche Entlein" ist denn unleugbar eine der Perlen der Weltliteratur und wird sich nie entwerthen. Denn in ihr ist die Quintessenz des ganzen Wesens ihres Urhebers enthalten, jenes Ehrgeizes, der den Grundzug seines Charakters bildete; jener Schwermuth, die über sein Temperament entschied, jenes Martyriums, zu dem in seinen Augen seine Dichterlaufbahn sich verwandelte, jenes Triumphes, den, bei aller Demuth seines Herzens, Anerkennung und Huldigungen ihn empfinden ließen, vor Allem aber jener Betrachtungsgabe, jenes sprühenden Witzes und übersprudelnden, sieghaften Humors, mit dem er sich für Verkennung und Mangel an Verständniß an der trägen Dummheit und Bosheit rächte — der Gaben alle, welche in ihrem Verein sein Genie ausmachten.

Dieses Genie war sein wirkliches Glück, nicht der Triumph, der (wie bei dem ihm zu Ehren in Odense veranstalteten Feste) durch Zahnschmerzen ihm vergällt werden konnte.

Als er in der Einleitung zu den „Galoschen des Glücks" dem Leser das Glück und die Sorge als zwei Feen vorstellt, die im Vorzimmer beisammen sitzen, bemerkt er in seiner schalkhaften Feinheit, daß zwar nicht die Fee des Glücks selbst dort gesessen habe, sondern das Kammermädchen einer ihrer Zofen. Damit will er sagen, daß nur wenige Sterbliche mehr vom Glück kennen

lernen. Von der Sorge bemerkt er dagegen nicht minder fein, sie besorge ihre Geschäfte stets in höchsteigener Person. Unstreitig hat er wirkliche Sorge kennen gelernt, und sein bestes Glück in seinem Innern, in seiner leichtbeschwingten Phantasie, seinem kindlich liebenswürdigen Genie gefunden.

Denn liebenswürdig ist es, selten grandios, niemals himmelstürmend. Bei erneuter Lectüre fällt es Einem auf, wie holländisch im malerischen Sinne des Wortes diese Märchen im Grunde sind, trotz aller Phantasterei sich gern an das Allbekannte, das Allereinfachste und Kleinste haltend, an Hausthiere und Hausrath und Blumen und Spielzeug. Erst von da aus bewegen sie sich weiter, hinaus in den Wald, wo der Tannenbaum wächst und die Glocken läuten, hinaus an den Belt, wo der Wind saust und von Valdemar Daa singt, auf das Meer hinaus, wo die Meerjungfrau schwimmt und vorüber die wilden Schwäne fliegen, zurück in die Vergangenheit, als König Hans oder der Börglumer Bischof regierten und weit vor in die Zukunft, in der die Muse des neuen Jahrhunderts geboren wird.

Andersen stand sonach mit seinen beiden langen Beinen fest auf dem Kopenhagener Grund und Boden, wenn auch sein Kopf hoch in das Wolkenschloß der Fata Morgana ragte.

Das heutige Geschlecht ist in dem Schlosse nicht mehr so heimisch, wie es jenes war, dem Andersen seine Märchen erzählte. Es ergeht den jetzt Lebenden wie seiner Prinzessin Elisa auf ihrem Himmelsfluge. Halb in der Luft schwimmend liegt ein Bergland vor ihr mit schimmernden Eismassen auf den Höhen, und mitten auf diesen zieht sich ein meilenlanges Schloß mit einem kühnen Säulengange hoch über dem andern dahin. Sie fragt die wilden Schwäne, ihre Brüder, ob es das Land sei, wohin sie zögen, und erfährt, daß es nur der Fata Morgana sich ewig wandelndes Wolkenschloß sei. Sie starrt darauf hin, da stürzen Berge, Wälder und selbst das Schloß zusammen. Aus dem Schlosse werden Kirchen, aus den Kirchen eine Flotte, die unter ihr dahinsegelt. Der Orgelklang ist nur das Brausen des Meeres. Zuletzt zerrinnt Alles, und nichts bleibt als der Meernebel, der über den Wassern jagt.

Die Jugend des heutigen Geschlechts sieht keine Schlösser und keine Kirchen mehr vor sich, und in der Musik der Elemente bergen sich alle ihre Orgelmelodien. Weder Andersen's königstreue Gesinnung noch die Form seiner Religiosität machen heute noch Eindruck, und wo er seiner Phantasie freies Spiel läßt, ist selbst die Fata Morgana, die er in die Wolken zaubert, nicht kühn genug in ihrem Bau, um unsere Herzen höher schlagen zu lassen, nicht von einer so übermenschlich gewaltigen Feen- und Geisterwelt bevölkert, daß sie unsere Einbildungskraft zu reizen vermöchte. Doch ist ja auch die Fata Morgana eine südländische Schöpfung, gestaltet von der Phantasie romanischer Völker. Andersen aber hat keinen Tropfen romanischen Blutes in seinen Adern, ist nur ein Beschauer der Luftschlösser und Traumgebilde des Südens. Baumeister ist er einzig auf nordischem Grunde.

Er ist ein Nordländer und ein Däne, nicht groß angelegt, doch weich, witzig, launig und neckisch, wirklichkeitsgetreu bis ins Kleinste, selbst in der Traumwelt des Märchens.

Er ist, genauer genommen, das Kind der unteren Schichten des dänischen Volkes, das zum Dichter und Genie wurde; d. h. das dänische niedere Volk, wie es zu Anfang des 19. Jahrhunderts war, hat sich in ihm personificirt, so daß er zum Erben alles dessen wurde, was dieses Volk ein volles Jahrtausend an Sagen und Märchen, an schauervollen und lustigen Erdichtungen und Erzählungen hervorgebracht und umgestaltet hatte. Er nahm es in sich auf, er schuf es nach den Forderungen seiner Persönlichkeit und seines Zeitalters um und begann selbst in verwandtem Geiste zu erfinden.

Endlich ist Andersen nicht bloß der personificirte Volksgeist und Volkswitz, er war vermöge seiner merkwürdig elementaren seelischen Anlage wie kein zweiter Däne geschaffen, sich in das Kindergemüth zu versetzen, sich mittelst der Phantasie voll und treuherzig auf den Standpunkt des Kindes zu stellen. So wurde er der große, volksthümliche, den Kindern theuere Märchendichter. Doch da der Natur der Sache nach das so von ihm Hervorgebrachte sich zu lauter sinnbildlicher Kunst gestaltete, war er zugleich und ist er heute noch als Märchenerzähler in Wahrheit ein Dichter für Erwachsene, ja vor Allem für diese.

Englands militärische Lage.

Eine Studie
von
Theodor von Sosnosky.

[Nachdruck untersagt.]

Das goldene Zeitalter des ewigen Friedens, dessen Anbruch uns so oft schon in Aussicht gestellt worden ist, scheint noch sehr, sehr fern zu sein; gegenwärtig wenigstens leben wir in einem Zeitalter, das viel eher das eiserne genannt zu werden verdient. Ein Krieg hat den andern abgelöst: 1894—1895 war es der japanisch-chinesische, 1897 der griechisch-türkische, 1898 der spanisch-amerikanische, 1899 begann der südafrikanische, der heute noch nicht zu Ende ist, und 1900 kamen die Kämpfe in China dazu. Das Friedensgeläute der Haager Conferenz war noch nicht verklungen, als die Kanonen vor Ladysmith ihr grimmiges Echo nach Europa herüber donnerten.

Bei einer so kriegerischen Weltlage ist es nur natürlich, wenn kein Staat ernstlich an die Abrüstung denkt, die den „ewigen Frieden" einleiten soll, sondern, jeder im Gegentheil, soweit seine Mittel es gestatten, Alles aufbietet, um in der Stunde der Gefahr, die jederzeit schlagen kann, gerüstet zu sein und dem Gegner womöglich überlegen.

Die Ueberzeugung von der unerläßlichen Nothwendigkeit dieser Rüstungen ist allgemein so mächtig geworden, daß selbst solche Staaten, die sich gegen das, was man als Militarismus zu bezeichnen pflegt, bisher ablehnend verhalten haben, sich nun wohl oder übel gezwungen sehen, auch ihrerseits energische Anstrengungen zu machen, um in dem allgemeinen Wettrüsten nicht zurück zu bleiben.

Das sehen wir an den Vereinigten Staaten von Amerika, deren Kaufmannsvolk seit den billigen Erfolgen über Spanien von einem wahren Taumel imperialistischer Gelüste ergriffen zu sein scheint, und an England, das sich endlich bemüßigt findet, ernstlich an die Reform seines Heeres zu gehen, um es für die großen Aufgaben vorzubereiten, die ihm bevorstehen.

Der Zustand des Unionheeres ist sicherlich weitaus der schlechteste von allen Armeen, die für die Weltpolitik überhaupt in Betracht kommen. Der

Krieg mit Spanien hat gezeigt, daß es einem ernsten Gegner gegenüber die kläglichste Rolle spielen würde. Sicherlich bedürfte also keine Armee an sich einer gründlichen Umgestaltung so sehr wie diese. Dennoch ist die Reform — vorläufig wenigstens — für sie keine unerläßliche Bedingung wie für die britische Armee. Begnügen sich die Vereinigten Staaten auch weiterhin mit der ziemlich bescheidenen Rolle, die sie bis vor kurzem in der Weltpolitik gespielt haben, so fänden sie mit den spärlichen Söldnerscharen, die bis zum Kriege mit Spanien ihr stehendes Heer darstellten, zur Noth ihr Auskommen, denn es dürfte keiner Macht einfallen, sie in ihrem Besitzstande schmälern zu wollen. Nur wenn die Union ihre neuester Zeit bethätigte Expansions- und Aggressivpolitik fortsetzen wollte, so bedürfte sie eines bessern und größern Heeres. Die Nothwendigkeit eines solchen hängt also ganz von ihr ab.

Ganz anders liegen die Dinge beim britischen Reiche: dieses bedarf eines starken, wohlgeschulten Heeres auch dann, wenn es die friedlichste Politik der Welt triebe; denn es ist in allen fünf Welttheilen Angriffen ausgesetzt, es stößt mit seiner Interessensphäre überall an die anderer Mächte, und daraus entstehen unaufhörliche Reibungen, die einen bedenklichen Hitzegrad und oft auch gefährliche Funken erzeugen, Funken, die einen Weltbrand zu entflammen vermögen. Nun ist die Politik Englands aber thatsächlich nichts weniger als friedlich, sie strebt vielmehr immer deutlicher nach der Weltherrschaft und langt mit ihren gewaltigen Armen über die ganze Erde. Um so zwingender ergibt sich daher für dieses Reich die Nothwendigkeit eines Heeres, das allen diesen großen Anforderungen vollauf gewachsen ist.

Trifft das beim britischen Heere aber zu? Bietet es dem Reiche genügenden Schutz? Vermag es den Kampf mit einer europäischen Großmacht aufzunehmen? Entspricht es der Machtstellung des britischen Weltreiches?

Die Antwort auf alle diese Fragen kann nicht anders lauten als: Nein! Den schwerwiegenden Sinn, die volle Berechtigung dieses absprechenden Wortes zu begründen und zu erklären, soll die Aufgabe der folgenden Erörterungen sein.

I.

Auf dem Continent, und nicht nur beim Laienpublicum, sondern auch in politischen und militärischen Kreisen, war man es, wenigstens bis vor Kurzem gewöhnt, die britische Armee als eine quantité négligeable anzusehen und nur mit der englischen Flotte zu rechnen.

Und nicht ganz mit Unrecht. Seit den Napoleonischen Kriegen ist sie nur ein einziges Mal auf einem europäischen Kriegsschauplatz erschienen, im Krimfeldzuge, und dieses eine Mal war nicht darnach angethan, den Respect vor ihr zu erhöhen; denn die Rolle, die sie neben der verbündeten französischen Armee spielte, war trotz aller zuweilen sogar heroischen Tapferkeit — Todesritt von Balaklawa! — eine recht bescheidene. Seither sind alle europäischen Kriege ohne sie ausgetragen worden, selbst solche, bei denen Englands Interessen im Spiele waren, wie der russisch-türkische 1877—1878. England hat es stets bei drohendem Säbelrasseln bewenden lassen, ohne wirklich das Schwert zu ziehen. So hatte man sich auf dem Continent daran gewöhnt, in der englischen

Armee nur eine für den Colonialdienst bestimmte und auch nur dazu geeignete Söldnerschar zu sehen, die für Europa gar nicht in Betracht kam. In dieser geringschätzenden Meinung wurde man durch die schweren und beschämenden Niederlagen bestärkt, die sie in den Colonien erlitt, so bei Isandula (22. Januar 1879), Maiwand (27. Juli 1880), Majuba (27. Februar 1881). Wenn sie nicht einmal im Stande war, die ungeschulten Horden wilder und halbwilder Völker zu bezwingen, wenn sie von ihnen bis zur Vernichtung geschlagen werden konnte: wie sollte sie dann den Kampf gegen ein europäisches Großmachtheer bestehen? Die klägliche Ohnmacht, die die britische Armee trotz erdrückender Ueberzahl im südafrikanischen Kriege den Boeren gegenüber an den Tag legte und noch legt, konnte und mußte diese üble Meinung nur bestätigen. Wenn Jemand auf dem Continent noch daran gezweifelt haben sollte: die nun bald zwei Jahre dauernde Tragikomödie des Boerenkrieges hat es mit unverkennbarer Deutlichkeit geoffenbart, daß das britische Heer in seinem gegenwärtigen Zustande den Aufgaben, die ihm die Stellung des Reiches und die Natur der Verhältnisse zuweisen, ganz und gar nicht gewachsen ist.

Wie kommt es aber, wird man fragen, daß diese Erkenntniß in England, wo man die Unzulänglichkeit des Heeres am besten, weil nächsten, sehen sollte, wo man sie schon so oft auf das schmerzlichste und beschämendste gefühlt hat, noch immer nicht Platz gegriffen hat?

Die Gründe dafür sind mannigfacher Art:

Vor Allem ist es der britische Conservatismus, der sich dagegen sträubt, der hartnäckig am Althergebrachten festhält und in jeder Aenderung daran eine Art Entheiligung, ein Sacrileg, erblickt. Dieser Conservatismus findet seine Stütze im britischen Stolz: das britische Heer hat einst unter Wellington Sieg auf Sieg erfochten, es ist das einzige gewesen, das den Kampf gegen Napoleon nie aufgegeben hat; es hat ferner unter Campbell und Havelock im indischen Aufstand 1857—1858 einen wohl zehnfach so zahlreichen Gegner niedergerungen und ein ungeheueres Reich unterworfen; es hat trotz mancher Niederlagen zum Schlusse doch immer die Oberhand behalten und der britischen Krone Land um Land erobert; ihm dankt sie neben der Flotte ihren riesigen Länderbesitz: muß ein Heer, das so gewaltige Erfolge aufzuweisen hat, nicht ausgezeichnet, nicht das beste der Welt sein? So denkt der britische Stolz.

Und das britische Unabhängigkeitsgefühl empört sich gegen die Idee der allgemeinen Wehrpflicht; es sieht in ihr eine unerhörte Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit. Des Königs Rock erscheint ihm weniger als Ehrenkleid denn als bunte Zwangsjacke.

Aber so mächtig Conservatismus, Nationalstolz und Freiheitsgefühl in England zweifellos auch sind, sie wären doch nicht im Stande gewesen, das alte Wehrsystem, allen Forderungen der Zeit zum Trotz, so lange aufrecht zu erhalten, wenn sie in der geographischen Lage des Reiches und in dessen mächtiger Flotte nicht einen kräftigen und scheinbar überzeugenden Halt gefunden hätten. Auf allen Seiten vom Meer umgeben, gleicht das britische Reich einer riesigen Festung mit unüberwindbarem Ringgraben, und eine Flotte, die — nach englischer Schätzung — den vereinigten Marinen Rußlands und

Frankreichs an Zahl überlegen ist, trägt dafür Sorge, daß keine fremde Armee den Versuch wage, ihren Fuß auf Albions jungfräulichen Boden zu setzen. Das sind gewiß sehr günstige Momente, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden soll; man darf sie anderseits aber auch nicht überschätzen, nicht glauben, daß sie das starre Festhalten an den alten Wehrverhältnissen zu rechtfertigen im Stande seien. Zunächst schon darum nicht, weil der Schutz des Mutterlandes nicht zugleich auch den der Colonien bedeutet, weil ein Gegner das britische Reich nicht in Europa anzugreifen braucht, um es tödtlich, bis zur Vernichtung seiner Weltmacht zu treffen — man denke nur an Indien! — Aber die insulare Lage und die starke Flotte bieten nicht einmal für England selbst einen absolut sicheren Schutz. Zum Beweise dafür läge es nahe, sich auf die Landung Wilhelm's des Eroberers zu berufen; aber das ist lange her, die Vertheidigungsmittel — freilich auch die Angriffsmittel — von damals lassen sich mit denen von heute nicht vergleichen, und darum sei hiervon abgesehen. Doch zu Ende des 18. Jahrhunderts gelangen zwei Landungsversuche französischer Truppen, beidemale an der irischen Küste. Der des Generals Hoche im Jahre 1796 blieb zwar nur auf einige wenige Schiffe beschränkt; aber daß er im Uebrigen mißglückte, war nicht das Verdienst der britischen Flotte, sondern der mangelhafte Zustand der französischen, wozu sich noch ungünstige Witterungsverhältnisse gesellten. Der Versuch, den General Humbert zwei Jahre später unternahm, glückte völlig, wenn er in Folge der ungenügenden Zahl des Landungscorps auch ohne praktische Folgen blieb. Jedenfalls bewiesen diese beiden Versuche die Möglichkeit einer Landung. Einsichtsvolle britische Militärs ließen diese Möglichkeit auch keineswegs unbeachtet, denn bereits im Jahre 1847 schrieb Wellington an Sir John Fox Burgoyne: „Wenn die Anstrengungen unserer Flotte zu unserer Vertheidigung nicht ausreichen, so stehe ich keine acht Tage lang für die Sicherheit Englands, sobald der Krieg erklärt ist“. Wenn Englands größter Feldherr dies gesagt hat, so mußte er seinen triftigen Grund dafür haben.

Er starb, aber seine Befürchtung blieb; immer wieder ließen sich warnende Stimmen vernehmen, die auf die Gefahr einer Invasion hinwiesen; aber sie blieben vereinzelt und vermochten sich der erdrückenden Mehrheit der Zuversichtlichen gegenüber keine Geltung verschaffen.

Ganz spurlos verhallten sie allerdings nicht; die Hartnäckigkeit, mit der diese einsichtigen Patrioten unbekümmert um alle nationalen Vorurtheile ihren Kassandraruf stets von Neuem erhoben, hatte immerhin zur Folge, daß man sich in den maßgebenden Kreisen bemüßigt fand, an eine Verbesserung des Heeres im modernen Sinne zu gehen. Die Armeereform ist seitdem — es sind nun schon dreißig Jahre her — eine ständige Frage geworden, die wie ein Gespenst im englischen Parlament herumgeistert und — im Gegensatz zur sonstigen Gespenstersitte — mit unfehlbarer Sicherheit nach jeder militärischen Niederlage auftaucht, ohne je zur Ruhe zu kommen. Es wurde in dieser Zeit an der britischen Armee zwar viel herumexperimentirt, aber alle Aenderungen waren nur kleine Zugeständnisse, die dem britischen Conservatismus mühsam abgerungen werden mußten, waren nur kümmerliches Flickwerk; im Grunde

blieb das Heer nach wie vor ein schlecht organisirtes, an Zahl ganz unzureichendes Söldnerconglomerat.

Wie kläglich es hinter den rastlos und mit Riesenschritten vorwärts eilenden Armeen der continentalen Großmächte zurückgeblieben ist, mögen folgende Zahlen beweisen:

Seit dem Anfang der sechziger Jahre, als die Regimenter der Ostindischen Compagnie nach Beendigung des Sepoy-Aufstandes der britischen Armee einverleibt wurden, ist die Anzahl der Truppeneinheiten in ihr kaum vermehrt worden.

Bei der Infanterie ist die Zahl der Bataillone bis zum Jahre 1898 unverändert 148 geblieben; erst kurz vor dem Ausbruch des Boerenkrieges wurde sie auf 153 gebracht. Bei der deutschen Infanterie dagegen wuchs die Zahl der Bataillone seit dem Kriege von 1870/71 von 470 auf 624, und in der französischen gar von 373 auf 741. Während die britische also in nahezu vierzig Jahren um 5 Bataillone vermehrt worden ist, hat die deutsche in einer um zehn Jahre kürzeren Frist um 154, die französische um 368 zugenommen.

Bei der Cavallerie ist die Zahl der Regimenter in der britischen Armee während dieser vierzig Jahre ganz dieselbe geblieben: 31 mit 124 Schwadronen; in der deutschen seit 1870 allerdings auch, aber mit dem Unterschiede, daß sie einer Vermehrung nicht bedurfte; sie war schon damals 93 Regimenter stark, nur die Zahl der Schwadronen wurde von 465 auf 472 gebracht, also um 7 erhöht.

Bei der Artillerie stellt sich die Zunahme von 1879 bis 1899 in diesen drei Heeren folgendermaßen:

	1879	1899	Zuwachs
Deutsches Reich . . .	300	541	241 Batterien
Frankreich.	437	508	71 „
Großbritannien . . .	123	126	3 „

Diese Zahlen führen eine sehr beredte Sprache. Das deutlichste Bild von der numerischen Unzulänglichkeit des britischen Heeres ergibt sich aus nachstehender Tabelle[1]:

Rußland.

	Flächeninhalt □km	Einwohnerzahl	Recrutenzahl	Heeresstärke (im Frieden)
Mutterland . . .	5 389 985	106 304 876		
Colonien	16 760 951	24 651 931		
Zusammen	22 150 936	130 956 807	280 000	893 900

[1]) Die auf Flächeninhalt und Einwohnerzahl bezüglichen Angaben sind nach der letzten Ausgabe (Juni 1901) der „Geographisch-Statistischen Tabellen“ von Otto Hübner gegeben; die militärischen nach den v. Löbell'schen „Jahresberichten“ Jahrgang 1899 und 1900. Die Angaben über die Heeresstärke beziehen sich nicht auf die Gegenwart, sondern auf das Jahr 1899 als die Zeit vor Ausbruch des Burenkrieges.

	Flächeninhalt □km	Einwohnerzahl	Recrutenzahl	Heeresstärke (im Frieden)
Frankreich.				
Mutterland . . .	536 408	38 517 975		
Colonien	128 581	45 125 656		
Zusammen	6 664 989	83 643 631	206 000	605 200
Deutsches Reich.				
Mutterland . . .	540 657	56 345 014		
Schutzgebiet. . .	2 657 229	12 466 315		
Zusammen	3 197 886	68 811 329	221 471	595 429
Oesterreich-Ungarn.				
Mutterland . . .	625 336	45 310 835		
Occupationsgebiet	51 110	1 703 000		
Zusammen	676 236	47 013 835	125 600	352 429
Italien.				
Mutterland . . .	286 589	32 449 754		
Colonien	247 300	329 516		
Zusammen	533 889	32 779 270	106 943	230 618
Britisches Reich.				
Mutterland . . .	314 339	41 444 097		
Colonien	27 836 026	347 877 729		
Zusammen	28 150 365	389 321 826	42 700	251 313

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß das britische Reich zwar weitaus das größte Gebiet und die meisten Einwohner besitzt, dabei jedoch das zweitkleinste Heer. Aber nur in Bezug auf die absolute Zahl übertrifft dieses das italienische, verhältnißmäßig ist es unendlich viel schwächer; während die 230 000 Mann des italienischen Heeres nur in Italien selbst[1]) stehen, das bloß 286 000 □km und 32 000 000 Einwohner umfaßt, sind die 250 000 Mann des britischen Heeres auf das ungeheure Gebiet von mehr als 28 000 000 □km mit 389 000 000 Einwohnern vertheilt; mit anderen Worten: in Italien kommt 1 Soldat auf etwa 1,2 □km und auf 140 Einwohner; im britischen Reiche auf 112 □km und 1556 Einwohner; Italien besitzt somit in Bezug auf den Flächeninhalt fast hundert, in Bezug auf die Einwohnerzahl über elf mal so viel Soldaten als das britische Reich. Man könnte vielleicht einwenden, dieser Vergleich sei nicht ganz zulässig, denn die britische Krone unterhalte in manchen Colonien überhaupt keine regulären britischen Truppen, so in Australien und Canada (mit Ausnahme von Halifax); diese Gebiete, die einen gewaltigen Umfang haben (über 17 000 000 □km), dürften daher nicht mitgerechnet werden. Dieser Einwand zu Gunsten Englands belastet dieses zwar,

---

[1]) Die in der erythräischen Colonie stehenden italienischen Truppen, deren Zahl nicht viel über 1000 Mann beträgt, sind hier nicht in Betracht gezogen, da sie nicht zum regulären Heere gehören.

denn er zeigt, wie wenig es für den Schutz seiner Besitzungen gesorgt hat, aber immerhin sei zugegeben, daß die Basis jenes Vergleiches formell anfechtbar ist. Doch auch wenn man von diesen Ländern absieht und nur das wichtigste und bestgerüstete Colonialgebiet, nämlich Indien, in Betracht zieht, fällt der Vergleich für das britische Reich noch immer sehr ungünstig aus, ja bezüglich der Einwohnerzahl sogar bedeutend schlimmer:

	Flächeninhalt □km	Einwohnerzahl	Heeresstärke	Ein Soldat auf □km	Einwohner
Italien	286 589	32 449 754	230 618	1,2	140
Indien	4 867 786	290 235 996	73 157	66,6	4000

Noch ungünstiger stellt sich das Verhältniß des britischen Reiches zu den Continentalmächten in Kriegszeiten; während jene in Folge der allgemeinen Wehrpflicht alle über ein mehr oder weniger umfangreiches Reservoir geschulter Truppen verfügen, steht ihm nur die sogenannte Armeereserve zu Gebote, deren Zahl bloß 90 000 Mann beträgt; allerdings wird auch die Miliz-Reserve zur Ergänzung des stehenden Heeres verwendet, aber die 30 000 Mann, aus denen sie besteht, sind ungeschulte Truppen, die sich mit den Reservisten und Landwehrmännern der Continentalstaaten nicht vergleichen lassen. Ebensowenig können Miliz und Volunteers als gleichwerthig angesehen und in der folgenden Zusammenstellung daher auch nicht in Betracht gezogen werden. Die Kriegsstärke der europäischen Großmächte stellt sich, soweit sie sich überhaupt bestimmen läßt, in Bezug auf das reguläre Heer und die Landwehr auf nachstehende Zahlen:

Rußland	2 823 910	
Deutsches Reich	2 549 918	
Frankreich	2 500 000	(?)
Oesterreich-Ungarn	1 736 763	
Italien	1 062 522	
Großbritannien	325 672	

Man sieht: was das britische Reich an regulären Truppen ins Feld stellen kann, ist gegenüber den anderen Großmächten verschwindend. Zu diesen rund 326 000 Mann kann man allenfalls noch die Armee-Reserve für Indien mit etwa 12 000 und das Eingeborenen-Heer daselbst mit etwa 130 000 Mann rechnen, wodurch die Summe der verfügbaren Truppen auf 468 000 Mann anwüchse. Dabei ist jedoch zu beachten, daß diese Zahl sich über vier Erdtheile erstreckt, also nicht auf einem einzigen Kriegsschauplatz verwendet werden kann; mehr als 200 000 Mann sind hiervon an Indien gebunden oder doch an Asien und kommen somit für einen anderweitigen Krieg gar nicht in Betracht; nur wenn Indien der Kriegsschauplatz wäre, ließe sich an die Verwendung der ganzen Truppensumme denken; aber auch nur in der Theorie, in der Voraussetzung, daß die übrigen Colonien und das Mutterland von keiner Invasion bedroht, des Schutzes der Regulären entrathen und sich mit dem der Milizen und dem der Volunteers begnügen könnten; diese Voraussetzung dürfte jedoch kaum je zutreffen, denn es bliebe in jedem Falle ein großes Wagniß, das Mutterland und die andern Colonien ausschließlich dem

Schutze so wenig geschulter Truppen anzuvertrauen, wie es jene sind. Als eigentliche Feldtruppen waren hiervon vor dem Ausbruche des Krieges in Südafrika aber bloß etwa 120000 Mann für die Landesvertheidigung und 90000 für einen auswärtigen Krieg geplant, also wahrhaft lächerlich kleine Zahlen im Verhältniß zu den Feldarmeen der andern Mächte und zur Einwohnerzahl des britischen Reiches. Was dieses im gegenwärtigen Kriege an Regulären ins Feld gestellt hat, betrug rund 143000 Mann (1. December 1900).

Diese Zahl darf man wohl als das Maximum ansehen, das England für einen auswärtigen Krieg aufzubringen vermag, denn es hat hiezu länger als eines Jahres und der gewaltigsten Anstrengungen bedurft, und es ist nur durch eine sehr beträchtliche Reducirung der Regulären in den Colonien und namentlich im Mutterlande sowie durch die Errichtung neuer Truppenkörper möglich gewesen.

Es bedarf wohl keiner Worte mehr, um die völlige Unzulänglichkeit des britischen Heeres zu beweisen. Aber so offenkundig sie auch vor aller Welt war, in England sah man sie nicht oder wollte sie nicht sehen, und die Warnungen wollte man nicht hören. Und das Schlimme dabei war, daß das Schicksal diesem blinden und tauben Conservatismus noch Recht zu geben schien; bis zum gegenwärtigen Krieg hatte das britische Reich mit seinem kleinen, altmodischen Heere wirklich sein Auskommen gefunden; aus all' den zahlreichen Kriegen, die es in diesem Jahrhundert geführt, war es schließlich siegreich hervor gegangen. Daß diese Erfolge aber fast ausnahmslos mit außerordentlichen Anstrengungen, mit Menschen- und Geldopfern erkauft wurden, deren Größe zur geringen Kraft und Zahl der Gegner unverhältnißmäßig war; daß den Siegen von Ulundi (Zulukrieg, 4. Juli 1879), Kandahar (Afghanenkrieg 1. Sept. 1880) und Omdurman (Vernichtung der Mahdisten (2. Sept. 1899) die furchtbaren Niederlagen von Isandula und Maiwand und das jämmerliche Fiasco des Sudanfeldzuges 1884/85 voraus gegangen waren; daß die Niederlagen am Majuba-Berge und bei Laings-Neck ungerächt geblieben und das mächtige Großbritannien gezwungen hatten, vor dem kleinen Boerenvölkchen die Flagge zu streichen: an all' das dachte der britische Hochmuth nicht. Die wenigen Engländer aber, die da wußten oder doch ahnten, wie es um ihr Heer stand, die mochten stets von schwerer Sorge erfüllt sein, so oft sich der politische Horizont bewölkte; und das geschah so häufig, daß der Himmel über dem britischen Reiche nie mehr ganz rein wurde. Diese Wenigen mochten sich sagen, daß ein Krieg mit einer der rivalisirenden Continentalmächte, namentlich der stets drohende mit Rußland, für das britische Reich ein unermeßliches Unglück sein, vielleicht die Vernichtung seiner Weltmacht und den Verlust Indiens zur Folge haben könne.

II.

Nun, ein gütiges Geschick hat es vor diesem Unglück bewahrt, hat es seinen selbstbewußten Bewohnern erspart, so furchtbar aus ihrem verblendeten Optimismus geschreckt zu werden: dieses gütige Geschick hat England den Boerenkrieg beschert.

Diesen Krieg als die Gabe eines gütigen Geschicks zu bezeichnen, klingt unverständlich, ja unsinnig. Gewiß! Ein Krieg, der nun fast schon zwei Jahre dauert, das Reich über 11000 Mann an Todten gekostet und 37000 Mann

derzeit oder dauernd invalid gemacht, der einen Krankenstand von etwa 20 000 Mann mit sich bringt und die ungeheuere Summe von 815 000 Pfd. Sterling[1]), das ist ungefähr 163 000 000 Mark, bereits erheblich überstiegen haben dürfte: ein solcher Krieg ist doch wahrlich ein schweres Unglück, und dennoch bedeutet er für England ein Glück, denn er hat es vor namenlosem Unheil bewahrt, indem er die krasse Unzulänglichkeit seines Heeres offenbarte, bevor es im Kriege mit Rußland oder Frankreich geschehen, bevor es zu spät gewesen wäre.

In Folge des Boerenkrieges ist fast schon mehr Tinte als Blut vergossen worden; es soll daher von ihm hier nur so weit die Rede sein, als es zur Beleuchtung des Themas nothwendig ist; es soll nur gezeigt werden, zu welchen Schlüssen auf das Heer er berechtigt.

Fragt man, woran es im englischen Heere denn gefehlt habe, daß es so wenig erreicht hat, so darf man wohl antworten: an Allem.

In erster Linie an der obersten Heeresleitung, die den Krieg begonnen hat, ohne genügend darauf vorbereitet zu sein. Es ist immer ein unverantwortlicher, sträflicher Leichtsinn, wenn ein Staat sich vom Kriege unvorbereitet überraschen läßt; dieser Leichtsinn wird aber nachgerade zum Verbrechen, wenn der betreffende Staat diesen Krieg selber beginnt, wie das im vorliegenden Falle geschehen ist. Man denke nur an das tragische Schicksal Frankreichs im Jahre 1870, man denke an die klägliche Niederlage der Griechen in dem von ihnen selbst herauf beschworenen Kriege gegen die Türken, oder an die Tragikomödie des spanisch-amerikanischen Krieges, den beide Parteien längst vorausgesehen, den Amerika geradezu bei den Haaren herbeigezerrt, und in dem sie doch beide an Unbereitschaft gewetteifert haben.

Man sollte meinen, die britischen Staatsmänner und Militärs hätten dieser warnenden geschichtlichen Beispiele gedenken sollen; sie haben es aber, scheint es, nicht gethan, denn als der Krieg ausbrach, war England mit seinen Rüstungen noch lange nicht fertig und sah sich daher beschämender Weise gezwungen, den Boeren in der Minderzahl entgegenzutreten. Mag sein, daß Mr. Chamberlain es mit der Kriegserklärung zu eilig hatte, aber das ist noch keine Entschuldigung für die Langsamkeit des Marquis of Lansdowne; dieser hätte eben rascher sein, oder, wenn er es nicht sein konnte, energisch gegen eine Ueberstürzung protestiren müssen. Er und Lord Wolseley, der „Commander in chief“, hätten um so mehr dafür Sorge tragen müssen, daß der Krieg nicht mit unzureichenden Kräften begonnen werde, als sie wissen sollten, welche große moralische Bedeutung dem Ausgang der ersten Gefechte innezuwohnen pflegt: es ist ja kein Zufall, daß in den Kriegen von 1859, 1866, 1870, 1894/95 (japanisch-chinesischer Krieg), 1897 (griechisch-türkischer), 1898 (spanisch-amerikanischer) der Ausgang der ersten Zusammenstöße für den des ganzen Krieges symptomatisch gewesen ist. Die britische Heeresleitung hätte sich ferner sagen müssen, welch' klägliche Bloßstellung es vor der ganzen Welt sei, wenn das riesige britische Reich mit seinen nahezu 400 Millionen Unterthanen der Hand voll Boeren auf dem Kriegsschauplatze als der schwächere Theil entgegen trete.

---

[1]) So viel betrugen die Kosten im Februar 1901.

Dieser unbegreifliche Fehler in der ersten Anlage des Krieges rächte sich denn auch schwer: wenige Wochen nach Ausbruch der Feindseligkeiten besaß England in Südafrika so gut wie gar keine Feldtruppen mehr; fast Alles, was es an solchen besessen, war in Festungen lahmgelegt. Da die britischen Verstärkungen noch auf hoher See schwammen, an ein Eingreifen ihrerseits somit nicht zu denken war, so hätte die ganze Capcolonie den Boeren gegenüber fast wehrlos offen gestanden. Daß die Truppen General Sir Redvers Buller's diese bei ihrem Eintreffen nicht vom Feinde besetzt fanden und erst wieder erobern mußten, dankten sie nur dem völligen Mangel an Initiative und an strategischen Kenntnissen Seitens der Boeren.

Nicht genug mit diesem schweren Grundfehler, beging die britische Heeresleitung alsbald einen zweiten, indem sie die dort angelangten frischen Streitkräfte, die in ihrer Gesammtheit eine verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Macht darstellten, in drei Theile zersplitterte und auf drei Operationsfelder verwendete, statt sie vereint auf die Boeren zu werfen und sie durch diese Uebermacht zu erdrücken, womöglich zur Capitulation zu zwingen. Die Folge dieser verhängnißvollen Zersplitterung waren schwere Niederlagen auf allen drei Kriegsschauplätzen und eine abermalige Lahmlegung der gesammten britischen Streitkräfte in Südafrika. Man sagt wohl, die Verantwortung für diese unglückliche Verfügung treffe nicht General Buller, sondern die Presse und die Börse in London; mag sein; doch das kann wohl ihn, nicht aber die oberste Heeresleitung in der Heimath entschuldigen; im Gegentheil: es wäre nur eine neue schwere Belastung ihres Schuldcontos; denn eine Heeresleitung, die sich, vielleicht wider ihre bessere Einsicht, durch Börseaner und Journalisten beeinflussen läßt, hat über sich selber den Stab gebrochen.

Ebenso schlimm wie die strategische Anlage des Feldzuges erwies sich seine tactische Führung: weder der Oberbefehlshaber noch seine Generäle zeigten sich ihrer Aufgabe gewachsen. Ihre Tactik war — am Ende des Jahrhunderts! — noch dieselbe, welche die Oesterreicher im Jahre 1866 zu ihrem Verderben befolgt hatten, jene unselige Sturmtactik, die das ganze Heil auf die Spitze des Bajonetts setzt und aller Vernunft zum Trotze die ganze Kraft und zahllose Menschenleben in sinnlosen Sturmangriffen vergeudet. Hand in Hand mit dieser veralteten, verderblichen Tactik ging eine unbegreifliche Sorglosigkeit und Unachtsamkeit, welche die kläglichsten Ueberrumpelungen und die Gefangennahme ganzer Truppentheile zur Folge hatte. Die wahrhaft beschämende Rolle der britischen Generäle De Wet gegenüber, der mit seiner kleinen Schar mitten zwischen ihnen und ihrer vielleicht fünfzigfachen Uebermacht die verwegensten Kreuz- und Querzüge unternahm, ohne daß es ihnen gelang, sich seiner zu bemächtigen, diese unbegreifliche Ohnmacht hat sie vor der ganzen Welt unsterblich blamirt und selbst in der eigenen Presse dem bittersten Hohne preisgegeben. Die heroische Ausdauer der eingeschlossenen Führer, die kaltblütige Todesverachtung, die die Officiere, getreu dem Charakter ihres Volkes und der Tradition der Armee, jederzeit an den Tag legten, vermochten den Fehler in der höheren Leitung und wohl auch den Mangel ihrer eigenen militärischen Kenntnisse nicht wett zu machen.

Nicht viel besser als oben sah es unten aus: die Ausbildung der Mannschaft ließ sehr viel zu wünschen übrig und zwar bei jeder Truppengattung: bei der Infanterie und Artillerie im Schießen, bei der Cavallerie im Aufklärungsdienst, beim Verpflegungs- und Sanitätswesen, wie es scheint, in Allem. Auch die Haltung der Mannschaft war nicht immer einwandfrei: so tapfer sie sich im Allgemeinen auch hielt; die Fälle, wo ganze Truppenabtheilungen unverwundet gefangen genommen wurden, sind zu oft vorgekommen, um nicht Bedenken zu erwecken. Daß die Disciplin bisweilen versagte, wie berichtet wurde, erscheint um so eher glaublich, als sie ja bekanntlich schon im Frieden Manches zu wünschen übrig läßt[1]); daß sie unter der demoralisirenden Wirkung der vielen Niederlagen und erfolglosen Anstrengungen noch mehr gelockert worden ist, wäre daher nur natürlich.

Erwägt man zu alledem noch den krassen Mangel an regulären Truppen und brauchbaren Pferden und die ungeheuren Mobilisirungs-Schwierigkeiten[2]),

---

[1]) Fälle grober Insubordination sind im britischen Heere durchaus nichts Ungewöhnliches. Wie von Löbell's „Jahresberichte“ mittheilen, geht aus dem letzten officiellen Bericht der militärischen Strafanstalten hervor, daß zur Zeit nicht weniger als 301 Soldaten in den Civilgefängnissen Freiheitsstrafen wegen Vergehen gegen die Disciplin abbüßten, da sie wegen Ueberfüllung der militärischen Strafanstalten in diesen nicht mehr untergebracht werden konnten! Ein altes und unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl auch unausrottbares Uebel der britischen Armee ist ferner die Desertion. Obwohl sie in den letzten Jahren gegen frühere Zeiten beträchtlich abgenommen hat, ist sie noch immer sehr häufig; im Jahre 1899 desertirten von 42 700 Recruten des regulären Heeres nicht weniger als 4504 Mann, das ist mehr als 10 Procent; wegen fortgesetzt schlechter Führung wurden in demselben Jahre nicht weniger als 1956 Mann entlassen. Selbst das offene Meutern ganzer Truppentheile ist schon mehr als einmal vorgekommen; so bei einem Bataillon der Grenadier-Garde, das dann zur Strafe für einige Zeit nach den Bermuda-Inseln verbannt wurde.

[2]) Zur Charakterisirung der Mobilisirungsschwierigkeit im britischen Heere möge Folgendes dienen: Da im Frieden die tactischen Verbände und ihre Stäbe mit Ausnahme der Truppen in den stehenden Lagern von Aldershot und Curragh fehlen, müssen sie erst im Kriegsfalle zusammengesetzt und aufgestellt werden, was natürlich sehr umständlich und zeitraubend ist. Dabei erfolgt die Zusammensetzung der Truppen oft ganz ohne Rücksicht auf die Lage ihrer Standorte; so wurde die Hochländer-Brigade Wauchope, die bei Maggersfontein so schwere Verluste erlitten hat, in folgender Weise formirt:

2. Bataillon	Royal Highlanders,	Standort:	Aldershot (südwestlich von London)
1. „	Highland Light Infantry,	„	Devonport (Südwestküste von England)
2. „	Seaforth Highlanders,	„	Fort George (Nord-Schottland)
1. „	Argyll u. Sutherland-Highlanders,	„	Dublin (Irland).

(Die Standorte sind nach dem „Supplement to the United Service Gazette corrected up to Sept. 1899“ angegeben.)

Diese Brigade war somit aus allen drei Theilen des vereinigten Königreiches zusammengelesen worden. Noch drastischer kommt diese bunte Zusammenwürfelung bei den späteren Formationen zum Ausdruck, zum Beispiel bei der 16. Brigade der VIII. Division:

2. Bataillon	Grenadier Guards,	Standort:	Gibraltar
2. „	Scots Guards	„	London
2. „	East Yorkshire-Regiment	„	Templemore (Irland)
1. „	Leinster-Regiment	„	Halifax (Neu-Schottland in Nord-Amerika).

Was die Mobilisirung noch besonders erschwert, ist der im Frieden äußerst schwache Mannschafts- und Pferdebestand. Bei der Cavallerie fehlten durchschnittlich ein Drittel der erforderlichen

so ergibt sich daraus ein Gesammtbild des britischen Heeres, wie es ungünstiger kaum gedacht werden kann, ein Bild, das es rechtfertigen dürfte, wenn man behauptet, der Boerenkrieg bedeute den Bankerott des bisherigen britischen Heerwesens.

Man sollte nun wirklich meinen, diese erdrückende Summe von mehr oder weniger schweren Fehlern müsse in jedem Briten den Glauben an die Zulänglichkeit des britischen Heeres völlig vernichtet, müsse ihn von der unerläßlichen Nothwendigkeit einer gründlichen Umwandlung überzeugt haben und eine solche anbahnen.

Dem ist aber keineswegs so: Mr. Wyndham, der Staatssecretär des Krieges, hatte die erstaunliche Kühnheit, am 1. Februar 1900, also noch vor der durch Lord Roberts herbeigeführten günstigen Wendung, mit Stolz auf die Vorzüge des britischen Heerwesens zu weisen und auf die große Truppenzahl, die ins Feld gestellt werden konnte!

Nun, was die gerühmten „Vorzüge" betrifft, so bedarf es nach dem Gesagten wohl keiner Widerlegung mehr; was aber die große Zahl der Operationstruppen anbelangt, so hat es damit eine eigene Bewandtniß: für englische Verhältnisse und Begriffe sind 210 000 Mann[1]) (damals waren es erst 180 000) ja wirklich nicht unbedeutend; nach continentalem Maße bemessen ist diese Zahl aber nichts weniger als ansehnlich: sie entspricht ungefähr sechs deutschen Armeecorps, also 6/23 des deutschen Heeres; sie verliert aber noch mehr an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß nur 142 700 Mann davon aus Regulären bestehen, das ist etwa 4 deutsche Armeecorps; und diese Zahl schrumpft vollends zusammen, wenn man den ungeheuren Aufwand an Mühe, Zeit und Geld erwägt, dessen es bedurft hat, sie zu erreichen.

Aber nicht nur darum hat Mr. Wyndham durchaus keine Ursache gehabt, auf diese Zahl stolz zu sein, sondern auch, weil es für das britische Reich im Allgemeinen und das britische Heer im Besonderen um so beschämender und kläglicher wird, je größer die Zahl der in Südafrika verwendeten Truppen ist. Was soll man von einer Armee halten, die, über 200 000 Mann stark, nicht vermag, eines Volkes Herr zu werden, dessen gesammte Einwohnerzahl kaum größer ist und dessen streitbare Mannschaft kaum den zehnten Theil dieser Zahl

---

Pferde! Der Bedarf an Mannschaften und Pferden, um die Truppentheile vom Friedens- auf den Kriegsstand zu bringen, ist daher sehr groß und läßt sich nur schwer auftreiben. Dazu kommt noch, daß sowohl Mannschaften wie Pferde zum Theil nicht die für einen Krieg unter fremden Himmelsstrichen nothwendige physische Eignung besitzen, so daß die Truppeneinheiten im Kriegsfalle meist weit hinter dem Soll-Stande zurückbleiben, die Pferde aber, die zu enormen Preisen in der ganzen Welt zusammengekauft werden müssen, massenhaft zu Grunde gehen.

[1]) Laut officiellen Angaben war der Stand der britischen Truppen in Südafrika am 1. December 1900 folgender:

Reguläre	142 893	Mann
Miliz	18 900	"
Volunteers	7 500	"
Imperial Yeomanry . . .	8 000	"
Colonialtruppen	33 000	"
Zusammen	210 293	Mann (Nicht-Combattanten inbegriffen.)

beträgt! Mr. Wyndham war also in einer argen Begriffsverwirrung, als er sich der großen Zahl des britischen Operationsheeres rühmte; er hätte vielmehr alle Ursache gehabt, sich dieser Zahl zu schämen.

Immerhin hatte der Krieg, als der Staatssecretär diese selbstbewußte Rede hielt, erst 3 ½ Monate gedauert, und er mochte sich der gewiß nahe liegenden Hoffnung hingeben, er werde bald zu Ende sein.

Was soll man aber dazu sagen, wenn ein greiser, erfahrener Staatsmann wie der Marquis of Salisbury am 13. Mai 1901, also zu einer Zeit, da der Krieg schon länger als 1½ Jahr gedauert hatte, bei einem Bankette die Geschicklichkeit der englischen Generäle pries und die Behauptung aufstellte, der Krieg in Südafrika habe die Macht Englands geoffenbart, und dieses habe Ursache, auf die letzten zwei Jahre mit Dankbarkeit zu blicken!

III.

Trotz dieser unbegreiflichen Aeußerungen eines verblendeten, hypertrophischen Selbstgefühls, das zweifellos nicht nur bei diesen beiden Staatsmännern vorhanden ist, sondern bei der Mehrzahl ihrer Landsleute, trotzdem also hat man sich in England doch bemüßigt gefunden, die Armee einer Reform zu unterziehen, und zwar vor Allem betreffs ihrer Zahl.

Schon während des Krieges hat man damit begonnen. Bisher sind folgende Truppenkörper neu formirt worden:

	Reguläre	Reserve
Infanterie	15 Bataillone	10 Bataillone
Cavallerie	—	4 Regimenter
Artillerie { Feld- . .	53 Batterien	
Artillerie { Reitende .	7 Bataillone	
Artillerie { Festungs-.	4 Compagnien	
Genietruppen	16 „	und eine Telegraphisten-Abtheilung.
Train	5 „	

Hiervon sind die Reserve-Formationen aber nicht als bleibend geplant, auch die Batterien bloß als „semi-permanent“, so daß die Vermehrung nicht bedeutend genannt werden kann. Größer ist sie bei den Volunteers, die um 185 Infanterie-, 33 Artillerie- und 28 Genie-Compagnien verstärkt worden sind; doch kommen die Volunteers als Feldtruppe kaum in Betracht; denn welche Ausbildung kann eine Truppe besitzen, deren gesammte militärische Uebungszeit sich auf jährlich höchstens dreißig Tage, nach dem zweiten Jahre gar nur noch auf neun Tage (!) beschränkt, und deren Disciplin einzig von ihrem guten Willen abhängt, da sie durch kein Gesetz geregelt ist!

Der neue Kriegsminister, der bezeichnender Weise wieder kein Militär ist, Sir John Brodrick, hat allerdings eine beträchtliche Erhöhung der gesammten britischen Landstreitkräfte in Aussicht gestellt. Diesem Plane zufolge soll die Stärke des ganzen britischen Heeres künftig auf die — für englische Begriffe — ansehnliche Zahl von 680 000 Mann gebracht werden; davon 260 000 Mann für die Feldarmee, von der aber nur 120 000 Mann für einen auswärtigen Krieg verwendbar wären. Die Vermehrung des Heeres soll 126 500 Mann betragen, und zwar vertheilt sie sich in folgender Weise:

	Derzeit	Künftig	Vermehrung
Reguläre . . .	213 500[1])	245 000	31 500
Miliz	100 000	150 000	50 000
Yeomanry . .	10 000	35 000	25 000
Volunteers . .	230 000	250 000	20 000
Zusammen	553 500	680 000	126 500

So beträchtlich diese Vermehrung an sich auch ist, sie bedeutet für die militärische Stärke des britischen Reiches doch keinen ausgiebigen Gewinn, denn sie erstreckt sich nur zum geringeren Theil auf die Regulären; der Werth der anderen Theile des Heeres ist bei deren mangelhafter militärischer Ausbildung aber sicher kein großer und wird es auch kaum werden, obwohl dieser in Zukunft mehr Sorgfalt zugewendet werden soll.

Uebrigens ist die Möglichkeit, die geplante Vermehrung auch thatsächlich durchzuführen, bei der sattsam bekannten Abneigung des britischen Volkes gegen den Waffendienst ziemlich fraglich, denn die allgemeine Wehrpflicht bleibt nach wie vor ausgeschlossen.

Wenn schon bei den äußerst bescheidenen Anforderungen, die bisher an die Wehrkraft des Reiches gestellt worden sind, die Ist-Stärke der Armee weit hinter der Soll-Stärke zurückgeblieben ist[2]), wie soll das bei einer immerhin beträchtlichen Vermehrung möglich sein?

Aber selbst wenn alle geplanten Stärkezahlen wirklich erreicht werden sollten, so bliebe die Zahl der für einen auswärtigen Krieg bestimmten drei Armeecorps mit ihren 120 000 Mann eine äußerst dürftige im Verhältniß zur numerischen Leistungsfähigkeit des Reiches und im Vergleich mit den Riesenheeren der übrigen Großmächte. Daß sie für ihren Zweck nicht genügen kann, liegt auf der Hand, denn wenn es einem an Zahl so unbedeutenden Feinde gegenüber, wie die Boeren es sind, eines Aufgebotes von 142 000 Mann bedurfte, wie sollen dann 120 000 Mann einer europäischen Großmacht gegenüber hinreichen! Man kann nur staunen, daß man unter dem unmittelbaren Eindruck der in Südafrika gemachten bitteren Erfahrungen mit einem solchen Plan herausrücken konnte, daß man eine so unzulängliche Zahl als Norm aufzustellen wagte und für ausreichend hält. Aber dieses Ignoriren der thatsächlichen Verhältnisse, dieser leichtsinnige Optimismus, diese halben Maßregeln sind für das Verhalten der Engländer in Allem, was das Militär betrifft, überaus charakteristisch, so stark sie dem nüchternen Realismus, der kühlen Ueberlegung und dem großartigen Zuge widersprechen, die den englischen Nationalcharakter sonst zu kennzeichnen pflegen.

Will das britische Reich der Zukunft mit Ruhe entgegensehen, so muß sein Heer weit stärker sein, als es derzeit und als es geplant ist.

---

[1]) Diese Zahl ergibt sich zwar aus den vorliegenden Angaben über die Reform, stimmt aber durchaus nicht mit den sonstigen Angaben, denen zufolge sie mit Einschluß der regulären britischen Truppen in Indien höher, ohne sie bedeutend geringer sein müßte. Ueber die Armee-Reserve fehlt in den vorliegenden Berichten jede Angabe, so daß es dunkel bleibt, welche Stärke sie in Zukunft haben soll.

[2]) Der Soll-Stand der Miliz z. B. betrug am 1. Januar 1900, also während des Krieges, 123 137, der Ist-Stand bloß 98 130, so daß nicht weniger als 25 007 Mann fehlten.

Um das zu erreichen, bedürfte es aber einer gründlichen Aenderung seines bisher so hartnäckig festgehaltenen Wehrsystems, denn ein Söldnerheer in der numerischen Stärke zu unterhalten, die für die Sicherheit des Reiches nothwendig wäre, das vermöchte selbst das reiche England nicht; auch bleibt es sehr fraglich, ob sich selbst beim höchsten Solde Leute genug anwerben ließen; kurz: das Soldheer, mit dem das britische Reich so lange sein Auskommen gefunden hat, müßte durch ein modernes Volksheer ersetzt, mit andern Worten: die allgemeine Wehrpflicht müßte eingeführt werden.

Das ist für die überwiegende Mehrheit des britischen Volkes freilich eine unerhörte Zumuthung, aber es ist absolut nothwendig, daß es sich mit diesem Gedanken endlich, wenn auch nicht befreundet, so doch abfindet. Der Krieg in Südafrika hat in blutiger Weise gezeigt, daß man sich den Forderungen der Zeit, und mögen sie noch so unbequem sein, nicht ungestraft entziehen darf. Das britische Volk muß es endlich lernen, seinen Conservatismus der Nothwendigkeit unterzuordnen; das mag für ihn in diesem Falle wohl ein schweres Opfer sein, aber es wäre ein Opfer auf dem Altare des Vaterlandes.

Gewiß bringt die allgemeine Wehrpflicht manche argen Nachtheile mit sich; gewiß ist sie ein schwerer Eingriff in die persönliche Freiheit und stellt an die finanzielle Leistungskraft der Staatsbürger sehr anspruchsvolle Zumuthungen; aber sie hat doch anderseits auch ihre Vortheile: vor Allem ermöglicht sie es jedem Staate, das Heer zu haben, das seiner militärischen Leistungskraft entspricht; sie beeinflußt ferner die Erziehung des Volkes in günstigster Weise, indem sie die jungen Leute zu Gehorsam und Pflichtgefühl anhält und ihnen zahlreiche geistige und körperliche Fertigkeiten beibringt; für England im Besondern hätte die allgemeine Wehrpflicht noch den großen Vortheil, zwischen der Bevölkerung und der Armee ein freundliches Verhältniß herzustellen, das derzeit durchaus nicht besteht, und das moralische Niveau des Heeres zu heben, das recht viel zu wünschen übrig läßt; wenn einmal jeder Brite zum Waffendienste verpflichtet wäre, dann würde das Heer in den Augen der Bevölkerung nicht mehr eine Zufluchtsstätte für Taugenichtse sein, wie das jetzt der Fall ist[1]).

Was in den meisten Staaten als der schlimmste Nachtheil der allgemeinen Wehrpflicht empfunden wird, nämlich die großen Kosten der durch sie bedingten zahlreichen Heere, das kommt bei England, dem reichsten Lande der Welt, weniger in Betracht; es brauchte sein Heeresbudget nicht viel höher zu belasten als bisher. So klein das britische Heer zur Zeit auch ist, es kostet mehr als

[1]) Welche Abneigung im englischen Volke gegen das Heer besteht, geht daraus hervor, daß Wirthe den Eintritt in ihr Local Soldaten in Uniform wiederholt verweigert haben, ja daß ein Geistlicher sich widersetzt hat, einen Officier in Uniform zu trauen. Officiere in Uniform wären in großen Städten mit zahlreicher Arbeiterbevölkerung stets der Gefahr ausgesetzt, insultirt zu werden. So gilt die Uniform, die in anderen Ländern als Ehrenkleid angesehen wird, in England als Paria-Abzeichen. Im denkbar schroffsten Gegensatze hierzu steht der überschwängliche Cult, der in demselben England mit dem Heere getrieben wird. Man braucht nur die englischen illustrirten Zeitschriften „Graphic“ oder „London Illustrated News“ anzusehen, um sich hiervon zu überzeugen. Man verherrlicht in England die Armee, aber man mißachtet den Soldaten.

das bedeutend größere österreichische und mehr als doppelt so viel als das ebenfalls größere italienische:

	Heeresbudget	Heeresstärke	Heereskosten pro Kopf der Bevölkerung
Oesterreich-Ungarn . . .	320 000 000 Mark	350 000 Mann	6,8 Mark
Italien	194 000 000 „	230 000 „	5,9 „
Großbritannien	420 000 000 „	180 000[1]) „	10,2 „

Um dem britischen Volke die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht möglichst zu erleichtern, dürfte sie natürlich nicht so strenge durchgeführt werden wie in den Continentalstaaten und müßte den englischen Verhältnissen thunlichst angepaßt werden.

Was die Abneigung gegen den Waffendienst in England nicht wenig befördern dürfte, ist der keineswegs verlockende Dienst in den Colonien. Für diesen könnte nun in gewissem Sinne das Werbesystem beibehalten werden, insofern nämlich, als nicht jeder Recrut unbedingt auch für den Colonialdienst verpflichtet werden sollte, sondern nur der, welcher sich gegen eine entsprechende Erhöhung des Soldes hierzu meldet und dazu auch physisch geeignet ist. Nur dann, wenn die Anzahl dieser Freiwilligen zu gering ausgefallen, die für das Colonialheer normirte Zahl somit nicht voll werden sollte, müßte der fehlende Theil zwangsweise auch aus solchen Recruten genommen werden, die sich nicht hierzu gemeldet haben, aber dazu tauglich sind.

So würde auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht für diesen Zweck ein Werbesystem geschaffen, das sie erheblich erleichtern und ihr zweifellos mehr Freunde schaffen würde als sie jetzt besitzt. Selbstverständlich könnte diese Ausnahme nur für *Friedenszeiten* Geltung haben.

Der hier angedeutete Weg, den an dieser Stelle eingehender zu beschreiben nicht angeht[2]), ist der einzige, der dem britischen Reiche *das* Heer zu geben vermag, dessen es bedarf. Entschließt es sich, ihn zu betreten, dann darf es der Zukunft ohne Sorge entgegen sehen; es wird die Kämpfe, die ihm die Zukunft bringen mag, mit Ehren bestehen. Entschließt es sich nicht, dann könnte der Tag kommen, an dem es keine seiner drei großen Colonien mehr besitzt, an dem Indien an Rußland, Frankreich und die Eingeborenen fällt, Canada an die Vereinigten Staaten und Südafrika an die Boeren; dann könnte das mächtige *Groß*britannien zu einem ohnmächtigen *Klein*britannien werden. Wahrlich, es wäre für das britische Volk die höchste Zeit, zur Einsicht zu kommen!

---

[1]) Die 70 000 Mann in Indien fallen auf das indische Budget.

[2]) In meinem Buche „Englands Danger“ (London, Chapman & Hall, 1901) habe ich mir die Mühe genommen, einen Reformplan, auf den ich hier nur hinweisen kann, bis ins Detail auszuarbeiten.

Aus der Zeit Friedrich Wilhelm's IV.

Briefwechsel des Generals Gustav von Below.

Herausgegeben
von
Prof. Dr. **Georg von Below.**

Das lebensvolle Bild, das Treitschke von dem Hofe Friedrich Wilhelm's IV. entwirft, hat eine kleine Lücke. Nach ihm besaßen die Personen der Umgebung des Königs, abgesehen von Alexander von Humboldt, „wenig Verständniß für die Bedürfnisse der Zeit“ — Treitschke denkt in erster Linie an das Bedürfniß der Einführung von Verfassungsreformen — und gehörten ferner sämmtlich der „hochkirchlichen“ Richtung an [1]). Die im Folgenden zur Veröffentlichung gelangenden Correspondenzen gruppiren sich um eine Persönlichkeit, die auch Friedrich Wilhelm IV. nahe stand, aber in beiderlei Hinsicht einen anderen Standpunkt einnahm: um den Flügeladjutanten Gustav von Below.

Die Beziehungen Below's zum Könige sind nicht bloß darum von Interesse, weil ihm am Hofe eine gewisse Sonderstellung zukam, sondern zugleich deshalb, weil er oft den Verkehr gleichgesinnter Männer mit Friedrich Wilhelm IV. zu vermitteln in der Lage war. Unter den ihm nahe stehenden Politikern sind namentlich seine Schwäger Ernst von Saucken-Tarputschen (in zweiter Ehe vermählt mit Pauline v. Below) und August von Saucken-Julienfelde (vermählt mit Lina v. Below), Theodor von Schön, Oberburggraf von Brünneck, Rudolf und Alfred von Auerswald, sämmtlich aus der Provinz Preußen, dazu der in Schlesien begüterte Westphale Freiherr von Vincke-Olbendorf zu nennen.

Treitschke hat den Kreis ostpreußischer Adliger, aus dem die genannten wohl die hervorragendsten sind, in seiner allgemeinen Bedeutung keineswegs verkannt. Er schildert ihn in den großen Zügen zutreffend [2]): „Ein patriotischer

---

[1]) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bd. V, S. 27. Vergl. auch S. 646.

[2]) S. 43.

Adel, fest verwachsen mit seinem Staate, königstreu durch und durch, stolz auf die kriegerischen Erinnerungen der schwarz-weißen Fahnen des deutschen Ordens und des Königreichs Preußen, und dabei altväterisch einfach, unabhängig, freimüthig bis zur Schroffheit, bei weitem nicht so radical wie die Kammerredner des Südens, immerhin sehr empfänglich für die liberalen Ideen des Zeitalters." Er hat auch mehrfach Veranlassung, der Thätigkeit des Flügeladjutanten von Below zu gedenken[1]). Allein es haben ihm offenbar nähere Mittheilungen gerade über diese Kreise nicht vorgelegen[2]), und daher sind ihm insbesondere auch ihre genaueren Beziehungen zum Hofe unbekannt geblieben. Below ist ihm nur ein großer Grundbesitzer der Provinz und vertrauter Adjutant des Königs[3]), während es ihm entgeht, daß derselbe zu jenem Kreise gehört und welche bestimmtere politische Haltung er einnimmt.

Unter diesen Umständen wird eine Publication, die nähere Aufschlüsse über jenen Kreis und damit zugleich über die Frühzeit des constitutionellen Lebens in Preußen bringt, willkommen sein.

Außer dem Briefwechsel mit jenen Politikern liegen noch weitere Correspondenzen Below's in größerem Umfange vor, so vor Allem mit seiner Schwester Lydia von Wrangel und deren Gatten, dem Feldmarschall von Wrangel. Die politische Meinungsverschiedenheit, in der er sich mit seinem Schwager Wrangel befand, macht gerade diese Briefe interessant, speciell die aus den ersten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. Unter den anderen noch vorhandenen Correspondenzen seien namentlich hervorgehoben Briefe aus der mit dem Jahre 1806 beginnenden Unglückszeit Preußens, Feldzugsbriefe des Jahres 1814, ein Briefwechsel mit dem als Inspector des Militärunterrichts- und -bildungswesens der preußischen Armee 1834 gestorbenen General v. Valentini, einer mit dem Historiker Joh. Gustav Droysen, dem Below Material für die Biographie York's beisteuerte[4]). Vorerst beabsichtige ich die Correspondenzen aus der Zeit Friedrich Wilhelm's IV. zu veröffentlichen, da ihnen der größere allgemeinhistorische Werth zukommt.

Zur vorläufigen Orientirung schicke ich der Publication einen Ueberblick über Below's Lebensgang und öffentliche Stellung voraus. Es kommt mir dabei zustatten, daß er selbst eine kurze biographische Skizze niedergeschrieben hat, wie es scheint, auf Wunsch von Droysen als Grundlage für einen Artikel,

---

[1]) Vergl. z. B. S. 142 Anm. 2, S. 159, 160.

[2]) Von den Papieren der genannten Politiker sind nur solche von Th. v. Schön in größerem Umfange veröffentlicht worden.

[3]) S. 159; Ueber Below's Mitwirkung bei dem Versuche des Königs, Schön mit Rochow zu versöhnen. Below wurde hier ohne Zweifel gerade deshalb als Vermittler gebraucht, weil ein politischer Freund Schön's am meisten Gewähr für einen Erfolg bot. Viel Nachrichten über seinen Antheil an dieser Angelegenheit in: „Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen Th. v. Schön". Bd. III, S. 289 ff. Berlin 1876.

[4]) Den Briefwechsel mit Johann Gustav Droysen wird dessen Sohn, Geheimrath G. Droysen in Halle, veröffentlichen. Bisher sind Mittheilungen aus Below's Correspondenzen bei Conrady, Grolmann, Bd. III, S. 231 (vergl. Meinecke, Leben des Feldmarschalls H. v. Boyen, Bd. II, S. 486, Anm. 1) und bei Rühl, Briefwechsel Th. v. Schön's mit G. H. Pertz und J. G. Droysen, S. 233 ff., gemacht worden.

den derselbe für die zehnte Auflage von Brockhaus' Conversationslexicon verfaßt hat[1]).

Gustav Friedrich Eugen von Below, geboren am 7. März 1791 zu Trakehnen als Sohn des Landstallmeisters Friedrich C. Ludwig v. Below, trat 1807 in die Armee. An dem Feldzug von 1812 nahm er bei dem preußischen Corps unter General von York als dienstleistender Adjutant des Generalleutnants v. Massenbach theil. Im Jahre 1813 erhielt er in der Schlacht an der Katzbach eine schwere Kopfwunde, die seine dienstliche Wirksamkeit bis nach der Schlacht bei Leipzig unterbrach. Den Feldzug von 1814 machte er im Hauptquartier York's mit. Bei Ausbruch des Krieges des Jahres 1815 wurde er als Generalstabsofficier zum commandirenden General des IV. Armeecorps Bülow v. Dennewitz versetzt. Nachdem er während des Sommers von 1816 den erkrankten Adjutanten des Kronprinzen vertreten hatte, erhielt er 1820 bei dem von demselben befehligten II. Armeecorps eine Stellung als Generalstabsofficier. In diese Zeit fällt die Abfassung seiner vom Kronprinzen angeregten Denkschrift an den Kriegsminister, welche die Nothwendigkeit der Bildung einer preußischen Seewehr zur Küstenvertheidigung nachweist. Nach verschiedenen anderen Stellungen — 1833—1838 commandirte er die schwarzen Husaren in Danzig — wurde er, als der Kronprinz das II. Armeecorps abgab, mit General v. Neumann und Oberst v. Röder wieder in den Stab des Kronprinzen berufen, 1840 zum Flügeladjutanten des neuen Königs und 1842 zum General à la suite ernannt.

Sein Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. ist wohl durch die gemeinsamen literarischen Neigungen begründet worden. Er liebte die historische und noch mehr die poetische Literatur. Das poetische Gefühl des Königs fand lebhaften Widerhall in ihm. Below war namentlich ein vorzüglicher Kenner Rabelais' und Fischart's. Seine noch auf dem Familiengut Rutzau vorhandene Bibliothek ist durch Fischart- und Rabelaisausgaben ausgezeichnet. Nahe Freundschaft, die durch diese Richtung genährt wurde, verband ihn mit dem großen Bibliophilen Freiherrn von Meusebach. Einen Freund und Wohlthäter fand der Rabelaisübersetzer G. Regis an ihm. Zu den ihm befreundeten Personen von gleicher Neigung gehörte auch die Familie des Generals von Gaudy (der in Friedrich Wilhelm's IV. jungen Jahren dessen Gouverneur und militärischer Begleiter gewesen war). Der älteste Sohn des Generals ist der früh (im Jahre 1840) verstorbene Dichter Franz von Gaudy[2]). Gustav

---

[1]) Aus diesem Grunde erklärt es sich wohl auch, daß Below in jener Skizze von sich in der dritten Person spricht. — Einen kurzen biographischen Artikel über Below habe ich im ersten Supplementband der „Allgemeinen Deutschen Biographie" veröffentlicht. Vergl. auch B. v. Kleist, Die Generale der preußischen Armee. S. 88. Hannover 1891.

[2]) Ein jüngerer Sohn, Fritz (Stiefbruder von Franz), gefallen bei Trautenau 1866 als Oberstleutnant, hat das Lied „Prinz von Preußen ritterlich und bieder" verfaßt. Ueber die Rolle, die das Lied im Jahre 1848 gespielt hat, siehe Näheres bei Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, Bd. I, S. 84. Prinz Hohenlohe scheint den Verfasser übrigens nicht zu kennen.

zu Putlitz hat dankbar der Anregungen gedacht, die er als Berliner Student in Below's Hause empfangen hat [1]).

Auch die politischen Interessen Below's haben wohl lange Zeit ein Band zwischen Friedrich Wilhelm und ihm geknüpft. General von Brandt berichtet aus den dreißiger Jahren in seinen Erinnerungen [2]): „Viele Officiere, selbst solche, die dem Prinzen beigegeben waren, wie Oberst v. Below, sprachen ohne Rückhalt von der Nothwendigkeit constitutioneller Formen; man sagte sogar ganz unverhohlen, daß der Kronprinz stark dafür eingenommen sei." Gelegenheit zu praktischer Bethätigung seiner politischen Interessen gab Below der preußische Provinziallandtag. Von Geburt Ostpreuße und seit 1820 vermählt mit einer Gräfin Keyserling, deren Antheil an der westpreußischen Herrschaft Neustadt (Ost- und Westpreußen bildeten damals eine Provinz), das Gut Rutzau, er übernahm, widmete Below den ständischen Angelegenheiten seiner Heimath eifriges Interesse.

„Er blieb" — so heißt es hierüber in jener biographischen Skizze — „im Verkehr mit denjenigen Männern, die das Vertrauen der Provinz hatten, und gehörte zu den wenigen Mitgliedern des activen Heeres, welche zu den Provinziallandtagen gewählt wurden. Wir finden seinen Namen unter den Mitgliedern der Ritterschaft auf den Landtagen der Jahre 1831, 1834, 1837 und 1841, die alternirend in Königsberg und Danzig stattfanden. Auch wurde er zu dem vereinigten Ausschuß gewählt, der sich im October 1842 versuchsweise in Berlin versammelte... B. war Mitglied einer ständischen Commission, die das Provinzial-Wegereglement berieth, und Referent der Denkschriften des Landtages der Provinz Preußen, die schon im Jahre 1834 nachwiesen, daß der Provinz 100 Meilen Chaussee fehlen, um den andern Provinzen gleich gestellt zu werden. Auch gehörte er zu denen, welche die mangelhafte Vertretung der beiden Stände der Städte und der Landgemeinden anerkannten und die eine andere Vertheilung der Stimmen auf den Kreistagen, und zwar nach dem Verhältniß des Antheils am Grundbesitz, beantragten; so wie er von der Nothwendigkeit der Umbildung des Instituts der Provinziallandtage zu Reichsständen zur Erfüllung des Gesetzes vom 17. Januar 1820 und zur Kräftigung der Monarchie durchdrungen war."

Er hat sich im Laufe der vierziger Jahre überzeugen müssen, daß seine Verfassungsgedanken von denen des Königs doch wesentlich abwichen. Aber vorerst trat eine Differenz nicht hervor. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. glaubte er, wie so viele Andere, von ihm alles das erwarten zu dürfen, wovon man meinte, daß es die Forderung der Zeit sei. Der König fand in den ersten Jahren seiner Regierung in Below den eifrigsten Vertheidiger, nach rechts wie nach links.

Weiterhin kam Below dann in die Lage, die Wünsche seiner politischen Freunde oft auch gegen den König am Hofe zu vertreten. Mehrmals hat er auf jene in mäßigendem Sinne einzuwirken gesucht. In den wesentlichen Punkten aber hielt er an den einmal gewonnenen Grundsätzen fest, die ihn mit seinen alten Freunden verbanden.

Es liegt auf der Hand, daß einem Manne von der politischen Richtung Below's das Jahr 1848, so wenig ihm das Revolutionäre der Bewegung be-

---

[1]) Gustav zu Putlitz, Ein Lebensbild. Aus Briefen zusammengestellt und ergänzt von Elisabeth zu Putlitz, geb. Gräfin Königsmarck. Erster Theil. S. 17. Berlin 1894.

[2]) Aus dem Leben des Generals Dr. H. v. Brandt. Zweiter Theil. S. 37. Berlin 1869.

hagte, eine neue Thätigkeit eröffnen mußte. Wenn er jetzt wiederholt in Staatsgeschäften verwendet wurde, so hing das offenbar damit zusammen, daß er dem neuen Verfassungsleben nicht ablehnend gegenüberstand. Wolfgang Menzel erzählt[1]), daß, als er am 14. März im Auftrage des württembergischen Märzministers Römer in Berlin erschien, Below angewiesen wurde, mit ihm zu verhandeln. Am 19. März wurde Below zum Commandanten des Königl. Schlosses ernannt[2]). Im Juli überbrachte er dem Erzherzog Johann nach Wien die Zustimmung Preußens zur Uebernahme der Reichsverweserschaft[3]). Am Ende desselben Monats wurde er nochmals an den Reichsverweser gesandt, um ihn zu ersuchen, dem Könige eine Vollmacht zum Unterhandeln mit Dänemark zu geben[4]). Er empfing eine solche im August. Der dann von ihm abgeschlossene Waffenstillstand zu Malmö (26. August)[5]) ist heftig getadelt worden[6]). Below rechtfertigt sein Verhalten in jener biographischen Skizze mit folgenden Sätzen:

„Es ist bekannt, wie der von ihm in Malmö unter schwedischer Vermittelung abgeschlossene und von Preußen ratificirte Waffenstillstand zuerst einen Sturm in der Paulskirche hervorrief und von der Umsturzpartei zur Erregung der Straßenkämpfe vom 18. September in Frankfurt a. M. benutzt wurde. Daß die Bedingungen jenes Waffenstillstandes das Günstigste waren, was damals für die Herzogthümer verlangt werden konnte, indem keines ihrer Rechte vergeben wurde, er ihnen gemeinschaftliche Verwaltung, von Männern des Landes gebildet, gab und sie in den Stand setzte, eine tüchtige Armee auszubilden, ist später anerkannt worden. Daß aber die europäische Diplomatie, namentlich England als vermittelnde Macht die sieben Monate nicht besser benutzte, um einen dauernden Frieden zu Stande zu bringen, lag nicht in der Hand des Militärs, der nur zum Abschluß eines Waffenstillstandes, nicht eines Friedenstractats, bevollmächtigt war.“

Der Hauptheil der Schuld dürfte auf der Seite des damaligen Ministeriums liegen[7]). Im Mai 1850 war Below noch einmal in der Angelegenheit der Herzogthümer thätig, indem er mit den Bedingungen des sogenannten einfachen Friedens nach Kopenhagen geschickt wurde.

Inzwischen war er am 16. November 1848 zum Commandeur der ersten Division in Königsberg ernannt worden und damit aus der Umgebung des Königs ausgeschieden. Vom October 1849 bis zum Februar 1850 wohnte Below den Sitzungen der ersten Kammer, später denen des Volkshauses zu Erfurt bei, als Vertreter des Wahlbezirks, in dem er begütert war (Neustadt i. Westpr.). Sein Mandat für die neugewählte erste Kammer legte er im Januar 1851 gleichzeitig mit den Generalen v. Rohr und v. Hüser[8]) nieder.

---

[1]) W. Menzel, Denkwürdigkeiten. S. 396 ff.

[2]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold's v. Gerlach. Bd. I, S. 143.

[3]) Alfred v. Arneth, Anton Ritter v. Schmerling. S. 151.

[4]) Denkwürdigkeiten Leopold's v. Gerlach. S. 179 f. — Heinrich Abeken, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. S. 169 f.

[5]) Leopold v. Gerlach, S. 187. Ueber die weitere Thätigkeit Below's in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit s. Abeken, S. 175 f.

[6]) Vergl. z. B. H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I, S. 236. Vierte Auflage.

[7]) Vergl. R. Schleiden, Schleswig-Holsteins erste Erhebung 1848/49. S. 124 ff. Wiesbaden 1891.

[8]) Denkwürdigkeiten des Generals v. Hüser. S. 303.

In der Beurtheilung der Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 wich er theilweise von seinen alten Freunden ab. Insbesondere billigte er im Gegensatz zu seinem Schwager Ernst von Saucken, dem Frankfurter Deputirten, die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. Andererseits erregte ihn das Zurückweichen Preußens in der Zeit von Olmütz tief. Auch in andern Punkten war er mit der Politik des Ministeriums Manteuffel nicht einverstanden. Das persönliche Verhältniß zum König konnte unter diesen Umständen nicht mehr ganz das alte sein; doch blieb es äußerlich ungetrübt.

Am 30. November 1852 starb Below zu Königsberg i. Pr.

Die Anordnung der zu veröffentlichenden Briefe konnte auf zweierlei Art geschehen: entweder in rein chronologischer Reihenfolge oder in Gruppen nach den Correspondenten. Ich habe die zweite Art gewählt, weil sie den Vortheil gewährt, daß der innere Zusammenhang im Ideenaustausch mit den einzelnen Correspondenten sofort hervortritt. Die Uebersichtlichkeit für die Zwecke der wissenschaftlichen Benutzung wird bei dieser Eintheilung nicht leiden, da die Zahl der verschiedenen Gruppen nicht sonderlich groß ist.

Ich beginne mit dem Briefwechsel Below's mit E. v. Saucken-Tarputschen. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Enkels desselben, des jetzigen Besitzers von Tarputschen, August v. Saucken, bin ich in den Stand gesetzt worden, mit dieser Gruppe eine breitere Grundlage für die ganze Publication zu schaffen. Herr v. Saucken hat mir nämlich, wofür ich hier ihm meinen besonderen Dank auszusprechen nicht unterlassen möchte, auch den Briefwechsel seines Großvaters mit Friedrich Wilhelm IV. und dem Prinzen von Preußen zur Verfügung gestellt. Dadurch gewinnt man ein um so anschaulicheres Bild von den Beziehungen des Kreises jener ostpreußischen Adligen zum königlichen Hofe. Daß der Inhalt dieser Briefe aber noch weit darüber hinausgeht, braucht nur angedeutet zu werden.

Vielen Lesern der „Deutschen Rundschau“ wird die sympathische und lebhafte Charakteristik E. v. Saucken's in dem Jugendwerke des Altmeisters R. Haym, „Reden und Redner des ersten preußischen vereinigten Landtages“, Berlin 1847, S. 162 ff., in Erinnerung sein. Als dies Buch erschien, hatte Saucken soeben durch seine Thätigkeit auf dem ersten preußischen Parlament die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Briefe, die hier zur Veröffentlichung gelangen, zeigen uns ihn, wie er Beschwerden über staatliche und kirchliche Verhältnisse dem König persönlich vorträgt, wie er für seine leidende Heimathsprovinz eintritt und wie er später im ersten deutschen Parlament mitwirkt. Viele seiner Briefe sind zugleich von sehr bezeichnender Art für die Form, in der man vor Herstellung der Preßfreiheit und ausgiebiger Gelegenheit zu parlamentarischer Discussion Beschwerden über die Regierung vorzubringen pflegte.

Aus den Aeußerungen Friedrich Wilhelm's IV. sei nur auf die Ausführungen über die kirchliche Frage in dem großen Briefe vom Januar 1845 hingewiesen. Sie bilden ein wichtiges Document für die Stellung des Königs

zu seinem Minister Eichhorn und liefern einen Commentar zu seinem später[1]) ausgesprochenen Wort: „Eichhorn's Erhaltung ist für mich Selbsterhaltung". Im Uebrigen wird es nicht nöthig sein, auseinanderzusetzen, inwiefern der König im Einzelnen das Richtige trifft oder irrt, inwiefern er etwa eine kleine Gruppe für eine Bewegung verantwortlich macht, die doch eine erheblich größere Grundlage hatte. Jene Zeit liegt weit genug zurück, um uns die Unterscheidung zwischen richtiger Beobachtung und Irrthum zu erleichtern[2]).

I. Briefe Friedrich Wilhelm's IV., des Prinzen von Preußen, G. v. Below's und E. v. Saucken's.

1. Briefwechsel zwischen Friedrich Wilhelm IV. und E. v. Saucken-Tarputschen.

Zur Vorgeschichte der Beziehungen E. v. Saucken's zu Friedrich Wilhelm IV. theile ich hier zunächst zwei Briefe an einen General, dessen Namen ich nicht habe feststellen können, aus dem Jahre 1830 mit. Sie zeigen, wie er schon zur Zeit Friedrich Wilhelm's III. durch Vorstellungen bei Hofe für seine politischen Anschauungen zu wirken gesucht hat.

E. v. Saucken an einen General.

Hochwohlgeborner Herr!
Besonders hoch zu verehrender Herr General!

Saucken überreicht einliegend ein Schreiben an den König „zur sehr geneigten passenden Behändigung". S. hat sich aus Liebe zur Provinz und wahrer Anhänglichkeit an den König für verpflichtet gehalten, „einiges bei der Provinzial-Verwaltung der besonderen landesväterlichen Beachtung zu empfehlen und zu berühren, wie es auf das Volk zu wirken scheint.

„Die hohe Achtung, die allgemein für Hochdieselben besteht, hat im Lande und so auch bey mir die Zuversicht erzeugt, daß alles das Gute fördernde Dero Beystandes gewiß seyn darf. Dies läßt mich auch kein Mißdeuten meines besondern Vertrauens fürchten, indem ich nur in solcher Absicht den Schritt gethan und es mir so zum Vorzuge rechne, mit ganz besonderer Hochachtung und Verehrung mich zu nennen

Adl. Tarputschen bey Insterburg d. 13. Nov. 1830. [Cpt.] Ew. Hochw. . . . E. v. S. — Tarp."

---

[1]) Meinecke a. a. O., S. 576.

[2]) Ueber die äußere Einrichtung meiner Edition bemerke ich Folgendes. In einigen Briefen habe ich Theile des Inhalts nur durch ein Referat wieder gegeben. Bei diesen habe ich das in extenso Mitgetheilte in Anführungsstriche eingeschlossen. Auslassungen habe ich durch Punkte (. . .) gekennzeichnet. Auf die Lücken im Briefwechsel besonders hinzuweisen, habe ich für überflüssig gehalten. Eckige Klammern [ ] bedeuten Zusätze des Herausgebers; runde ( ) rühren von den Briefschreibern selbst her. Zu den Namen der allbekannten Minister und Staatsmänner habe ich keine erklärenden Anmerkungen beigegeben.

Derselbe an denselben.

S. erlaubt sich „abermals“ zur sehr geneigten Behändigung an den König ein Schreiben zu überreichen. Wenn S. sich an ihn [den General] wendet, so geschieht es in der Zuversicht, daß so „am ersten unpartheiisch und zuverlässig meine Gedanken dem König vorgetragen werden und ein so gediegener Rath als der von Ew. Hochw. gleich das unterstützen kann, was beachtenswerth und nützlich Hochdenselben erscheint. Mehr als den vom Volke entfernten Behörden möchte es mir möglich seyn, die Stimmung und die Wünsche des Volkes kennen zu lernen, der ich mit ihm und unter ihm partheylos und unbefangen und nicht umnebelt von veralteten Vorurtheilen alles prüfend im Herzen aufbewahre, was mir richtig für mein Vaterland und meinen König erscheint. . . . . .“

Den 13./12. 30. [Cpt.] E. v. Saucken.

E. v. Saucken, Eingabe an den König.

1. Die Uebergriffe der katholischen Geistlichkeit in der Excommunikation aller Personen, die in gemischter Ehe leben, gegen die gesetzlichen Bestimmungen im Ermlande.

„Zu Ostern dieses Jahres sollen nach der Aussage ehrbarer Leute alle Personen, die in gemischter Ehe leben, von ihren betreffenden Geistlichen excommunicirt sein, gleichviel, ob sie Kinder haben oder nicht, ob sie diese in der katholischen oder evangelischen Religion erziehen lassen. Diese Maasregel soll sich stützen auf ein jüngst vom römischen Stuhl erhaltenes Breve.

Ob diese Maßregel wirklich ganz allgemein von allen katholischen Geistlichen im ganzen ausgeführt ist, kann ich von meinem Standpunkt nicht ganz zuverlässig angeben, wohl aber so viel, daß es dem Landschaftsrath v. Strachowsky auf Elditten selbst von dem Geistlichen geschehen ist, den er als Patron berufen und eingesetzt hat, daß diese Excommunicirung nicht ihm allein, sondern in diesem Kirchspiel allen Personen widerfahren ist, die in gemischter Ehe leben, und zwar Personen unter den verschiedensten Verhältnissen. Ferner in der Gemeinde zu Christburg, wie der Deputirte Born es bezeugt. Dann in Heilsberg, wo auch die Frau des Landraths von Buddenbrock excommunicirt ist. Dann in Rössel, wo selbst ein Katholik, der Deputirte Lancky[1]), über den zu weitgehenden Eifer der katholischen Geistlichen klagte u. s. w. Die allgemeine Stimme spricht sich schmerzlich und sehr erregt darüber aus, und noch mehr, daß kein Schutz dagegen von den Behörden geleistet wird. Die Behörde gibt vor, keine Anzeigen davon zu haben, obgleich diese Fälle genannt worden, und ist geneigt, sie für Einzelne, durch besondere Umstände vielleicht hervorgerufen, zu bezeichnen. Und daß sie nicht kräftig einschreiten, nicht so viele preußische Unterthanen gegen solchen Mißbrauch der geistlichen Macht schützen wird, das ist eine allgemeine Besorgniß und wirkt höchst, höchst nachtheilig nicht allein auf die Excommunicirten, sondern auf die ganze evangelische Bevölkerung ein. Viele glauben, dem Gouvernement fehle der Muth und die Macht, dem katholischen Clerus die Spitze zu bieten, ihn in die [!] Schranken zu halten und zu weisen, wohin das Gesetz ihn stellt, einen Clerus, der durch alle Spalten der Geschichte es stets nur bewiesen, wie er nur bemüht ist, sich mehr Rechte anzueignen, alle andern mit Füßen zu treten, der nur der Gewalt weichend, nie aus hingebendem Gehorsam sich selbst den Königen fügt, und von dem alles zu befürchten steht, wenn auch nur ein gesetzlicher Uebergriff ihm gestattet wird. Andere aus dem Volk leben in dem sie sehr beunruhigenden Glauben, daß der Katholizismus begünstigt wird und viel Fürsprache findet, und solcher Meinung überall thatkräftig entgegenzutreten, dürfte nur wohlthuend auf die beängstigten

[1]) Der Name ist nicht ganz deutlich geschrieben.

Gemüther wirken, deren Zahl immer mehr sich verbreitet und es noch mehr wird, wenn nicht Schutz den Verstoßenen und Strafe den Verstoßenden wird. — Diese Sache nimmt daher die volle Aufmerksamkeit vieler ernsten und besonnenen Männer in Anspruch, auch abgesehen davon, daß durch solche Uebergriffe der katholischen Geistlichen eine Menge Staatsbürger außer aller kirchlichen Gemeinschaft gestellt, ohne den Segen, den die Religion zu geben vermag, zu leben und zu sterben gezwungen werden und, mit sich in Zwiespalt gerathend, ohne Beistand und Trost häufig des Unglaubens Beute werden, und das in einer Zeit, wo so viel für Kirchlichkeit geschieht und von derselben so viel erwartet wird."

2. Das dreihundertjährige Jubelfest der Universität zu Königsberg.[1])

Saucken legt hier dar, wie dieses Fest von dem gesammten Preußen mit großer Theilnahme froh erwartet werde. Im November wandte sich die Universität zum ersten Male wegen des Festes an den König. Es kam keine Antwort. Im März zum zweiten Male — und noch war keine königliche Entscheidung da. Sollte der König nicht für das Fest sein? Diese Frage richtet Einer an den Andern. Es werden Stimmen laut: der König ist nicht zufrieden mit der Universität und will sie das jetzt fühlen lassen. Er hat es ausgesprochen, früher, als die Universität, von einem andern Gesichtspunkt die Sache beurtheilend, „die Hävernick'sche[2]) Angelegenheit milde behandelte, und später zu Pr. Jakoby[3]), als er den König um sein Bild für die Universität bat. Denen aber wieder entgegengetreten und behauptet wird, ein[4]) König, und unser König am wenigsten, könne dafür einer ganzen Universität schmollen. . . ." Andere Stimmen meinen, die Minister wären gegen das Fest, wollen es beschränken und fürchten allerlei Aufregung oder noch Gefährlicheres.

Die Wünsche aller mit den Verhältnissen genau bekannten Personen und treuen Patrioten gehen dahin: der König möchte mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit dies Fest ausstatten, als ein zweiter Begründer den Grundstein zu einem besseren Universitäts- und den so nöthigen und fast fehlenden Nebengebäuden legen, in wahrhaft königlicher Huld sie glänzend und großartig ausstatten und frei und ungehindert das Fest sich nach allen Richtungen hin gestalten lassen.

Cpt. Auf der Rückseite als „Eingabe vom 10. May 1844" bezeichnet. In dem diese Eingabe (Denkschrift) begleitenden Brief d. d. Tarputschen 10/5 44 (Cpt.) heißt es: . . . „Manches, was zu diesem Zwecke [nämlich um den König darauf hinzuweisen] ich schon aufgesetzt hatte, habe ich, weil mir so lange keine Königl. Genehmigung zur Einreichung wurde, vernichtet." Will heute nur zweier Gegenstände erwähnen, „die, in der [!] Zeit gehörend, mir bei meiner längeren Anwesenheit zum Generallandtage in Königsberg, wo ich mit Männern aus allen Kreisen und allen Ständen zusammen kam, als die Gemüther erregend und bewegend erschienen sind. . . ."

---

[1]) Ueber das Königsberger Jubiläum und seine weit reichende politische Bedeutung vergl. Falkson, Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—1848), S. 90 ff. — Treitschke, Bd. V, S. 236 f.

[2]) Um dem rationalistischen Professor Cäsar v. Lengerke, dem Vertreter der alttestamentlichen Theologie an der Universität Königsberg i. Pr., ein Gegengewicht zu geben, war 1841 Hävernick (gest. 19. Juli 1845) für das gleiche Fach berufen worden, was in weiten Kreisen mit großem Unwillen aufgenommen wurde. Vergl. „Allg. Deutsche Biographie", Bd. XI, S. 118 f. — Treitschke, Bd. V, S. 171. — Prutz, Die Königl. Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im 17. Jahrhundert, S. 104.

[3]) Es ist offenbar der Professor der Mathematik Jacobi gemeint, geb. 1804, gest. 1851. Er hatte aus Gesundheitsrücksichten 1842 seine Königsberger Professur niedergelegt und lebte seitdem in Berlin.

[4]) Offenbar für: kein.

E. v. Saucken an den König.

[18. August 1844.][1])

„E. Kön. M. hat der allmächtige Gott wunderbar und gnädiglich beschützet vor dem mörderischen Anfall eines verruchten Verbrechers[2]). . . . E. K. M. haben es mir allergütigst gestattet, offen und frei die Eindrücke zu schildern, die besondere Veranlassungen im Volke hervorrufen. . . . Schwer wird es mir, jetzt, wo alles laut aufjubelt und ich dieses auch nur allein thuen möchte, Wermuth in die Schaale der Freude zu träufeln. Und dennoch treibt mich der innere Geist dazu, damit vielleicht noch mehr Heil und Segen für meinen hochverehrten König und für Preußen aus dieser wunderbaren Errettung hervorgehen. Denn nicht umsonst ließ Gott eine That zu, wie die Geschichte Preußens sie noch nie geschaut. . . . So hat dieses erschreckende Ereigniß von neuem alle die Liebe wieder entflammt. . . ., die E. K. M. bei der Huldigung im lauten Jubel von reichen Hoffnungen getragen überall entgegengebracht wurde, die in der Zeiten Lauf — ich muß es aussprechen — große Minderung, ja Abkühlung erfuhr und Besorgnisse, ja Furcht für die Zukunft eintreten ließ. Es dürfte hier nicht am Orte sein, die Veranlassungen dazu aufzuzählen. Aber soviel sei gesagt: nicht blos die getäuschten Erwartungen in [!] schnellerer und größerer Entwickelung der ständischen Verhältnisse, nicht die Hemmnisse, die die ersehnte freiere Presse erfuhr, waren allein der Grund der veränderten Volksstimmung, sondern dieser liegt viel mehr in der ernsten Besorgniß einer Beschränkung der Lehr- und Glaubensfreiheit, in der Furcht vor Religionszwang und vor Gefährdung des so schwer durch so blutige Kämpfe mühsam errungenen Princips des wahren ächten Protestantismus. Aengstlich glaubt das Volk eine Hinneigung zum starren todten Wortglauben, viele eine Vorliebe zum [!] anglikanischen, mehrere zum katholischen Glauben zu sehen. Das Volk fürchtet, daß durch Inquisition des Glaubens und durch anderes Heuchelei und Falschheit gerade in den Kreisen ausgebildet werden, aus welchen die zu den heiligsten und wichtigsten Aemtern berufenen hervorgehen sollen, denen der Geistlichen und Lehrer der Jugend, und erkennt darin die höchste Gefahr für die heranwachsende Generation. Da nun ein sehr großer Theil des preußischen Volkes der rationalen Auffassung des Christenthums zugethan ist, so fürchtet derselbe, für seine Bedürfnisse keine Kirche, keine Geistlichen, keine Lehrer bald mehr zu finden, sondern daß diese alle in einer bestimmten pietistisch orthodoxen Richtung gewählt und angestellt sein werden. Dieser Theil des Volkes besorgt, seine Kinder nicht den höheren Schulen hingeben, sie nicht Theologen werden lassen zu können, weil da nur die Anstellung finden, die in der gewünschten Glaubensrichtung sind oder, was noch schlimmer ist, diese erheucheln [am Rande: Ja selbst bei Besetzung wie Administration der anderen Stellen fürchtet es[3]) Berücksichtigung der Glaubensrichtung mer [!] als der Befähigung und des ehrenwerthen Charakters]. Er befürchtet, aus seiner Kirche vertrieben . . . und am Ende gezwungen zu werden . . ., sich abschließen und -sondern, eine freie Kirche sich bilden zu müssen. Andere befürchten Kirchenzwang, Uebergriffe der Geistlichen, Eingriffe in geistige Freiheiten. . . . Diese Besorgnisse, die öffentliche Aussprache und den[4]) amtlichen Schritten des Kultusministers, aus den Anstellungen in den höheren geistlichen und Lehrstellen, durch viele Vorgänge der neuen Zeit, in den hierarchischen Bestrebungen vieler Geistlichen und mancher Vereine und endlich selbst aus dem Geiste, der aus manchen höheren Verordnungen hindurch blickt

---

[1]) In der Antwort des Königs vom 25. August wird der Saucken'sche Brief als vom 18. August bezeichnet.

[2]) Ueber das Attentat Tschech's am 26. Juli 1844 s. Treitschke, Bd. V, S. 268 ff.

[3]) D. h. das Volk.

[4]) Der Verfasser fällt hier aus der Satzconstruction. Der Sinn ist jedoch klar. Saucken will etwa sagen: diese Besorgnisse schöpft man aus den amtlichen Schritten u. s. w.

und der protestantischen Fortentwickelung des Staats hemmend in den Weg zu treten droht.

Wenn nun die Geschichte lehrt, wie durch Glaubenszwang und beschränkte Lehrfreiheit nicht allein die fürchterlichsten Kriege, die schaudererregendsten Scenen, sondern auch Märtirer und überspannte Schwärmer hervorgerufen, die besseren Unterthanen zu Auswanderung aus dem theuren Vaterland und dergl. mehr veranlaßt werden, so wird es erklärlich, daß, wo solche Besorgnisse in einem Volke Wurzel fassen, die traurigsten Folgen zu erwarten stehen. . . ." Die wunde Stelle bleibt dem König verborgen, einmal weil seine Minister nach der Meinung des Volks „zum größten Theil in redlicher Absicht zwar, aber von einseitiger Ansicht geleitet, selbst der pietistisch orthodoxen Richtung zugewandt ihr Vorschub leisten," sodann, weil eben deshalb jeder Besorgniß hat, mit seiner Meinung hervorzutreten. Der König möchte die Bitte von Millionen „erhören und diesen hochwichtigen Gegenstand der weisen allerhöchsten Beurtheilung unterlegen und **unabhängige**, aber auch in **allen Beziehungen ganz** unabhängige Männer darum befragen und Preußen dem Hort des Protestantismus seinen höchsten geistigen Schatz allergnädigst bewahren und dem treuen Volke Gedanken- und Glaubensfreiheit erhalten" und jede Gelegenheit benutzen, um öffentlich darzulegen, daß keine Partei, keine einzelne Richtung sich des besonderen Königl. Wohlwollens erfreut, daß überall nur „die Befähigung und der ehrenwerthe Charakter, nicht die religiöse (oft nur erheuchelte) Ueberzeugung Beachtung erfährt und in Preußen nach den Worten des großen Königs es jedem überlassen bleibt, auf seine eigene Façon selig zu werden." . . .

Cpt. ohne Datum.

Friedrich Wilhelm IV. an E. v. Saucken.

Wo das "Volk" **glaubt**, daß sein König die politische wie die religiöse und Denk-Freiheit gefährdet, wo das "Volk" **glaubt**, daß sein Herrscher aus Neigung Rückschritte macht oder aus Glaubenseifer Heucheley befördert, eine "Parthey" stärkt oder durch unglückliche Wahl seiner Minister dasselbe erlaubt, wo das "Volk", das wirkliche Volk, **wirklich fürchtet**, daß der König sich durch seine Tendenzen von ihm trennt, mit einem Worte (und einem wahren Worte) seinen Beruf miskennt und eine verderbliche Bahn verfolgt — **da** thut das "Volk" seine Meinung kund, wenn es auch tausendmal im Irrthum ist, so wie das französ. Volk a° 91 wo es seinen König beim Jahrestag des Federazionsfestes mit dem Ruf „à bas le gros cochon" empfing, wie a° 92 wo es ihn vom Throne stieß, wie a° 93 wo es ihn kalt und unter Jubelgeschrey hinmorden ließ — **da** ströhmt es nicht unaufgefordert in die Tempel, um Gott zu danken, daß Er sein Leben durch ein Wunder gerettet hat.

Das teutsche Volk würde wie das französische handeln, wenn es wie dieses so empfänglich für die teuflischen Bestrebungen gottloser und wissentlich lügender Menschen wäre. In dieser geringeren Empfänglichkeit für Lüge und Verläumdung liegt einer der gesegneten Unterschiede beyder Völker. An satanischen Bestrebungen fehlt es auch unter teutschen Völkern nicht, ja leider!!! nicht einmal im eigentlichen Preußenland. Klugheit und Arglist reichen sich auch hier die Hände, um Fluch zu säen, wo Gott gesegnet hat. Und nicht bloß großstädtische Verderbtheit, Albernheit, Lauheit, Gesinnungslosigkeit lauschen dem Syrenen Gesange; sehr edle, treue, biedere Bürger- und Ritterherzen werden mit Besorgnis erfüllt und meinen, was immer wieder gesagt wird, muß doch **ein** Fundament haben. — Diese können getrost auf die Erfahrung, auf die Zukunft verwiesen werden; nur versteht sich ganz von selbst, daß sie nicht von dem Lehrsatz ausgehen: ein König sei ein für allemal in den Händen von Menschen, die ihn täuschen, verführen, die Wahrheit fern halten oder verderben.

Das Volk aber, unser Volk, ist noch nicht verführt, unser Volk unterscheidet, ob der König Freyheit oder Frechheit bekämpft, ob er Religion oder Frömmeley befördert; ja, unser Volk weiß, fühlt und glaubt, daß der Evangelische Glaube, das theuer erkämpfte Palladium, keine Parthey-Sache ist, daß wohl aber die Gottlosen und die Frömmler Partheyen bilden, eben so gut und richtig wie es weiß, fühlt und glaubt, daß die Sache des Thrones seine eigene Sache ist und nun und nimmermehr die Sache einer Parthey, wohl aber, daß die Ultra's in beiden Richtungen Parthey gegen den Thron machen. So steht es wirklich bei uns, und daher stützt der König sich und seine Unternehmungen auf "das Volk", auf seine Liebe, auf seinen gesunden Sinn, wie auf seine Treue.

Bei dem Allen aber ist es hohe Zeit, daß die Edelsten, Treusten und Besten, die etwa den erwähnten Besorgnissen gelauscht haben, nicht etwa blos die Augen aufthun und die Gefahr der schmachvollen Verleumder erkennen (deren Loosung des Basile's Worte sind: Calomniez toujours et encore, il en reste pourtant quelque chose)[1] — nein, es ist hohe Zeit, daß sie sich entschieden mit ihrem Ohre von Jenen hinwegwenden und in ritterlichem Edelmute das Werk der Nacht, das Werk wahr- und wahrhaftiger Revoluzionärs aufdecken und, sich um den Thron schaarend, dasselbe durch Wort und That bekämpfen. —

Einen solchen Mann erkennt der König, zugleich mit Freude und Dank und doch mit Schmerz, in dem Schreiber des lieb- und treugemeinten Briefes vom 18. August. Möge des Königs Schlachtruf im Verstande wie im Herzen des treuen, wahrheitsliebenden Vasallen eine gute Stätte finden! Das walte Gott!

Danzig 25. August 1844. F. W.

(Eighd. Orig.)

E. v. Saucken an den König.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

„E. Kön. M. haben mit wahrhaft königl. Huld die Worte aufgenommen, die einem Herzen entströhmten" u. s. w.

Der König folgert aus den Beweisen der Liebe, die er nach dem erschreckenden Ereigniß überall im Lande gefunden, und noch mehr aus der frommen Richtung, in der das Volk zu den Tempeln Gottes strömte, um seinen Dank für die wunderbare Rettung dem Höchsten darzubringen, daß das Volk nicht blos seinen König von Herzen liebt, sondern auch seiner landesväterlichen Vorsorge und selbst der Wahl der Minister so fest vertraut, daß es nirgend weder eine politische noch religiöse Beschränkung seiner Rechte und Freiheiten befürchtet. „So ungern ich hier in eine genauere Erörterung eingehe, so muß es doch geschehen.

„Euer Königliche Majestät haben ganz richtig die große und neu erwachte, ja begeisterte Liebe erkannt, die im gesammten Volke für den geliebten König aufloderte; und ich habe sie eben so sicher vorhergesagt als mit Freude begrüßt, aber mit und unter dem Volke lebend, auch sorgfältig ihrer Natur nachgespürt und da gefunden, daß alle diese Empfindungen und Aeußerungen nur in der hinreißenden und liebenswürdigen Persönlichkeit Euer Königlichen Majestät und in der im Volke lebenden hohen Pietät für die Idee des Königthums ihren Ursprung haben und sich selbst dann laut aussprechen, wenn selbst bange Sorgen für manche Richtung der Ver-

[1]) Der König citirt nicht wörtlich. Sein Satz geht auf die Worte Basile's in Beaumarchais' „Barbier de Seville", II, 8 und IV, 1, zurück, woranf mich mein College Wechßler aufmerksam macht. Das bekannte lateinische Citat (Büchmann, Geflügelte Worte, 20. Aufl., S. 471) hat dem König wohl auch vorgeschwebt.

waltung, für zu befürchtende Beschränkung der heiligsten Rechte das Gemüth erfüllt. Und wie das preußische Volk in gar vielem von dem Französischen abweicht, so vorzüglich auch darin, daß es das Königthum von der Verwaltung strenge sondert und, wenn es das Erstere unverändert wünscht, eine Aenderung im Gange der Anderen aber doch mit Freuden begrüßen würde, und selbst bei innerem Schmerz, ängstlich, besorgt und niedergeschlagen, in christlich demüthiger Unterwerfung, in Hoffnung auf bessere Tage duldet, anstatt in gewaltsam convulsivischen Kämpfen Aenderung sucht.

„Im August unterstand ich es mir allerunterthänigst darauf aufmerksam zu machen, daß neben manchem andern, doch besonders durch die Besorgniß, die Lehr- und Glaubensfreiheit könnte beschränkt, dem echten Protestantismus entgegen getreten werden, eine Spannung und Mißstimmung im Volke hervorgerufen ist, die ich mehr auszuführen mir erlaubte. Ob ich recht hatte oder nicht, wäre nun zu beweisen! Zunächst will ich aus der jüngsten Geschichte Preußens den Beweis nehmen, wie die hingebendsten Gefühle für die Person des Königs ganz anderer Natur gegen die Regierung sein können. Euer Königlichen Majestät Vater glorreichen Andenkens war vor dem Jahre 1806 vom Volke hochverehrt und geliebt als ein König, der große Regenten-Tugenden mit allen ritterlichen und häuslich bürgerlichen so selten vereinigte; alle Herzen waren Ihm zugewandt und aus voller Seele betete in der Zeit der Trübsal jeder Unterthan für Ihn. Aber der Gang der Regierung war nicht mit den Anforderungen der Zeit vorgeschritten, stand außer der innigen Verbindung mit den Gesammt-Interessen des Volkes und hatte weder das Vertrauen noch die Hoffnung für eine nützende Fortentwicklung für sich gewonnen. Kasten-Geist und Beamten-Bureaukratie hinderte jede Erhebung des Volksgeistes, und auf eine Soldateska stützte sich der Thron. So kam es, daß das Volk zwar tief gebeugt und unglücklich, aber doch ruhig zusahe, wie der Strom aus Westen seinen Thron erschütterte, ja umzustürzen drohte; das Volk erhob sich nicht, kein Arm griff zum Schwerdt, wo die äußere Pflicht es nicht geboth, und dies in einer Zeit, wo das Land glücklich und wohlhabend war, Handel und Gewerbe blühten und beinahe gar keine Abgaben hatte, also nach der Meinung der Personen[1]), daß die materiellen Interessen am engsten ein Volk mit seiner Regierung verbinden, es dies am ersten hätte thuen müssen! Damals war ich schon unter den Kämpfenden und durchzog ganz Preußen von der Weichsel bis zum Niemen und begriff im jugendlichen Eifer es nicht, daß sich nicht das ganze Volk uns anschloß und uns so die Stärke gab, den übermächtigen Sieger zurückzuhalten, was besonders nach der Schlacht bei Eilau so leicht gewesen wäre; ich begriff es damals noch nicht, daß die Liebe zum theuren Könige, die Achtung und Anhänglichkeit an das glücklich Bestehende allein keine solche Begeisterung zu wecken vermag, die ein Volk aufstehen läßt, in einem Panzer wie in einem Sinn, und [!] doch so viele treue Ritterherzen und treue Bürger kannte! ich erkannte es noch nicht, daß erst ein Volk mit *allen* seinen Interessen, mit all' seinem Hoffen und Wünschen *Eins* werden muß mit seiner Regierung, in ihrem gelähmten Gange auch den seinigen gefährdet erkennen muß, um im Augenblick der Gefahr auch willig und freudig Leib und Leben einzusetzen und unter dem Panier „für König und Vaterland" auch für das eigene Wohl und Wehe, nicht blos für den *eigenen* Heerd zu kämpfen, und daß nur *einzig* die *geweckten geistigen* Interessen begeisternd ein ganzes Volk zu entflammen vermögen. Habe und Gut war damals dem raubsichtigen Feinde preisgegeben, in dumpfer Starrheit sahe das Volk zu und mit Thränen im Auge ruhig seinen König bis Memel ziehen. Und wenn für dessen

---

[1]) Der Sinn ist: Nach der Meinung derjenigen Personen, welche behaupten, daß die materiellen Interessen u. s. w. Vergl. übrigens hierzu die bekannten Worte E. v. *Saucken's* auf dem vereinigten Landtage von 1847 aus Anlaß des Gesetzentwurfes über die Ostbahn. *Treitschke*, Bd. V, S. 625 f.

persönliche Gefahr Tausende dem tödlichen Stoß sich hingegeben hätten, so war kein Arm im Volke, um für Erhaltung des Staates zu kämpfen. Das Herz wollte mir bersten in der jugendlichen Brust, denn ich glaubte an der Kraft des Volkes und sahe blos nicht, wo seine Fittige gelähmt waren, und erkannte dies erst 1812, als aus Rußland kommend mein Fuß den heimathlichen Boden betrat und hier eine Begeisterung vom Niedrigsten bis zum Höchsten mit Sturmes Gewalt das ganze Land durchbrausete. Jeder wollte mitwirken, daß sein König (derselbe treffliche König, dem es 1806 nur unthätiges Mitgefühl darbrachte) zu der Macht und Unabhängigkeit gelange, um Alles aus- und durchzuführen, was zum Heil des Volkes eine bessere und weise Gesetzgebung seitdem eingeleitet, für die Zukunft vorbereitet und die Ausführung in so nahe Aussicht gestellt hatte, um seinen König und mit ihm sein Volk groß zu machen, dessen Interessen in ihm nun ihren Centralpunkt suchten. Und dies geschahe in einer Zeit, wo das Land ganz arm war und unter gleichzeitig noch erhöhten Abgaben fast erlag. Es war eine große Zeit; sie zeigte die Macht eines einigen Volkes selbst in der schwierigsten Zeit. Es giebt heute noch Menschen, die jene hohe Begeisterung für die heiligsten Güter der Menschheit blos als Folge des Hasses darlegen möchten, den die Franzosen gerade in den Jahren 1806 und 1807 beim Volke erzeugt[1]). Diese haben weder im eigenen Herzen noch im Leben eines Volkes jemals die Natur einer Begeisterung erkannt, die in Aussprache und Hingabe mit dem Hasse nichts gemein hat, denn jene stammt vom Himmel, dieser aus der Hölle, und während Preussens Frauen Männer und Söhne in den ungewissen Kampf für Thron und Vaterland antrieben, pflegten sie noch lange in christlicher Liebe die zurückgebliebenen kranken Feinde. Es giebt auch Menschen, und zwar auch unter recht hoch gestellten Personen, die wieder so blind und befangen dem guten Geiste im Volke vertrauen, daß sie meinen, es wäre gar nicht nöthig, aus Rücksicht auf die Zufriedenheit des Volkes für dasselbe etwas zu thun, denn dies wäre in seiner Pudel-Natur so anhänglich und treu, daß selbst gestoßen und getreten es wohl einmal murren könnte, aber doch stets bereit wäre zu kommen und alles hinzugeben, wenn sein König ruft; warum also aus der behaglichen Ruhe treten? Möchten diese doch nur einen klaren Blick in die Geschichte und in das Volksleben werfen, wie schnell müßten sie eines andern belehrt werden! und würde ihnen doch nie Gelegenheit, zum Schaden des Thrones wie des Landes in solchem Sinne zu handeln!

„Den zweiten Beweis muß die Gegenwart liefern. Königsberg vereinigte zur Zeit der Jubelfeier fast alle Gebildete des ganzen Landes, beinahe alle protestantische Prediger, Lehrer, Richter, und alle, die wissenschaftliche Bildung erstrebt, fanden sich mit den Ständen zusammen, die darauf durch Erziehung Anspruch machen, und die größeste Volksversammlung dürfte nicht eine so richtige Repräsentation des Geistes im Volke geben, als es hier seine Bildner, Erzieher, Leiter, Führer und Richter thaten, in deren Händen die großen Massen doch immer nur Form, Bedeutung und Leben erhalten, und in diesen Allen wehte nur der Eine, der von mir geschilderte Geist. Ich hatte mir und andern die Aufgabe gestellt, in diesen so viel als möglich einzudringen, und fand ihn überall gleich bis auf geringe Ausnahmen, bei einigen versteinerten Aristokraten, die am verrosteten mittelalterlichen Ritterthum hängen, wenigen im Bureau-Wesen verknöcherten Beamten und einigen aber sehr wenigen ultraorthodoxen Geistlichen, und so übereinstimmender noch, als ich es selbst vermuthet habe. Jedes Wort, jede That, die im Widerspruch oder nur ankämpfend gegen die so gefürchtete Richtung des Gouvernements in religiöser

---

[1]) Vergl. hierzu wie überhaupt zu dem ganzen Briefe die Rede Saucken's auf dem vereinigten Landtage am 17. Mai 1847. Haym, Reden und Redner des ersten vereinigten preußischen Landtages, S. 167 ff. Bekannt ist die Opposition, die Bismarck der Auffassung Saucken's von der Bewegung von 1813 machte. H. Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Bd. I, S. 9 und S. 278.

Beziehung und für die freie geistige Fortentwicklung des Volkes hervortrat, wurde mit einem so einstimmigen Enthusiasmus begrüßt, daß man nur darüber erstaunen konnte. Der Minister des Kultus hatte sich einige Zeit vorher gegen die sogenannte Schullehrer-Bibel des verstorbenen Doktor Dinter[1]) öffentlich erklärt, die so lange als ein ganz gutes, aber gar nicht so ausgezeichnetes Buch beachtet war, das Enthusiasmus erzeugen konnte; aber die Verwerfung desselben vom Ministerium erschien als ein neuer Angriff gegen den Rationalismus und geistige Auffassung der Glaubenslehre und konnte so nur es bewirken, daß, als der Prorektor[2]) zufällig in der Beantwortung des Glückwunsches des Provinzial-Schul-Kollegium der Wirksamkeit des weiland Schulrath Dinter gedachte, ganz unerwartet ein so donnerndes Bravo erscholl, daß alle Anwesende von solcher Übereinstimmung ergriffen wurden. Und das Auditorium-Maximum war nicht von einer Klasse, von Personen einer Richtung, von den jungen Studierenden so dicht gefüllt, sondern wiederum nur die Vertreter des gesamten Volksgeistes sprachen sich aus. Und als der überraschte Prorektor, nachdem wieder Stille eingetreten war, sagte: „dies war die Volksstimme, in ihr liegt die Wahrheit“, da hatte derselbe und für sein entschiedenes Auftreten, für die freie wissenschaftliche Forschung, für den ächten und wahren Protestantismus, auch für sich eine solche Begeisterung hervorgerufen, daß ganz extemporisirt ihm ein solennes Vivat und ein Andenken dargebracht wurde, an dem [!] Tausende, und nur Gebildete sich anschlossen. Ein gleiches wiederfuhr dem akademischen Redner für seine Festrede[3]), und in allen Gesellschaften, öffentlichen und abgeschlossenen Zusammenkünften wehte immer nur der eine und der gleiche Geist, den ich anzudeuten mir erlaubte, und manifestirte sich auch dadurch, daß kaum angeregt, gleich über 100 Geistliche zu einem Vereine zusammentraten, dessen einziger Zweck nur Ankämpfung gegen die befürchteten hierarchisch-pietistischen Bestrebungen und gegen die Verdunkelung der geläuterten Kirche sein soll. Daß diese und ähnliche Besorgnisse nicht blos in Preussen bestehen, davon geben viele Vereine, namentlich die der Lichtfreunde, die Beglückwünschungs-Adressen beinahe aller Universitäten in den kräftigsten Worten sowie solche von den ehemaligen Zöglingen und auch öffentliche Vorträge überall Kunde — ganz neuerdings der am 17ten Oktober c. in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin von Professor Böckh gehaltene[4]), und die evangelische Kirchenzeitung träufelt, indem sie löschen will, nur Öl ins Feuer. Nach allem, was die neueste Zeit gebracht, bin ich nur noch befestigt in der Ansicht, die ich Euer Königlichen Majestät allerunterthänigst darzulegen mir erlaubte, und wäre unwürdig des Allerhöchsten Vertrauens, wenn ich, sollte ich auch allein stehen gegen Alle, die Euer Königliche Majestät hören, auch nur ein Wort der erkannten Wahrheit entzöge. Euer Königliche Majestät herrliches und festes Vertrauen, daß[5]) „unser Volk noch nicht verführt, seinem erhabenen Könige vertraut und es weiß und fühlt, daß der evangelische Glaube keine Parthey-Sache ist, daß wohl aber die Gottlosen und die Frömmler Partheyen bilden und die Ultras von beiden Richtungen Parthey gegen

---

[1]) Gustav Friedrich Dinter, geb. 1760, seit 1816 Consistorial- und Schulrath in Königsberg, 1822 auch Professor der Theologie daselbst, gest. 1831. Seine im rationalistischen Geiste gehaltene „Schullehrerbibel“ erschien 1825 ff.

[2]) Professor der Anatomie Burdach.

[3]) Die akademische Festrede hielt der Philologe Lobeck.

[4]) Gedruckt in „August Böckh's Gesammelte Schriften“, Bd. II (Reden). Herausgegeben von F. Ascherson, S. 322 ff.: Einleitungsrede, gehalten zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. in der öffentlichen Sitzung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften am 17. October 1844: „Das Verhältniß des theoretischen Lebens zum praktischen“.

[5]) Saucken citirt hier die oben S. 112 mitgetheilten Worte des Königs, jedoch nicht ganz vollständig.

den Thron machen, daß aber die Sache des Thrones auch nur seine eigene sei, und daß daher Euer Königliche Majestät alle Unternehmungen nur auf das Volk stützen, auf seine Liebe, auf seinen gesunden Sinn, wie auf seine Treue!" das ist das schützende, herrliche Palladium, unter dem Preussens Völker hoffend wandeln, wenn auch selbst ein Königliches Ministerium, wie in der Person des Kultus-Minister es in der Rede am Michael-Tage 1842 zu Wittenberg gethan, erklärt: „daß die obere Leitung der kirchlichen Angelegenheiten des Staates parteiisch, ganz parteiisch sei, und das Wohl der Kirche in diesem Sinne nach Kräften fördern werde", und derselbe Minister bei seinem Besuch der Universität zu Breslau zum Dom-Veteran Professor David Schulz[1]) den Grundsatz aufstellen konnte: Credo, ut intelligam, non intelligo, ut credam! und dergleichen Schritte mehr gethan hat, um mehr wie Mißtrauen in den Herzen des Volkes hervorzurufen. Hier möchte ich mich noch auf die Verhandlungen der Sitzungen am 21.—27. und 28. März des Landtages[2]) pro 1843 beziehen und muß hinzufügen, daß die neueste Zeit keine veränderte Stimmung gebracht hat, vielmehr hat jedes öffentlich gesprochene Wort des Kultus-Minister, als nämlich seine Anrede an die versammelten Professoren im Auditorium Maximum, die Aufregung im Volke noch erhöht, und nur mit Mühe gelang es, diese zu verschiedenen mahlen nur in Hinweisung auf die schuldige Ehrfurcht für Euer Königliche Majestät Wohl nicht in extremen Ausbrüchen hervortreten zu lassen. Das Volk und zwar nicht der Arbeiter, sondern vorzugsweise der gebildete Theil wollte seine Meinung öffentlich und laut kund geben; und weil es fügsamer und sanfter sich leiten ließ als andere Völker und an andern Orten, sollte das ein Beweis gegen die herrschende Stimmung sein? Diese hat neuerdings wieder neue Nahrung erhalten durch die Aufhebung der Beschränkung beim Eintritt in westphählische Klöster, durch den vermehrten Einfluß und die gemehrte Macht, die den Geistlichen die Verordnung in Behandlung der Ehescheidungen giebt, und die wie eine kreisende Frau betrachtet wird, die noch schlimmeres gebähren kann, und dann die den berufenen Provinzial-Synoden zur Berathung vorgelegten Gegenstände, als da unter andern sind:

„1. Einführung der Privatbeichte. 2. Vermehrung der Feiertage als der Apostel u. s. w. 3. Feststellung des Vorladungsrechts der Geistlichen. 4. Ertheilung der Befugniß, von den Sakramenten, als Kommunion, Pathen-Amt u. s. w., auszuschließen. 5. Modifikation der kirchlichen Feierlichkeiten bei dem Begräbniß solcher Personen, die lasterhaft und der Kirche entfremdet gelebt haben. 6. Zurückweisung irreligiöser Menschen, beharrlicher Kirchen- und Abendmahls-Verächter von der Eidesleistung. 7. Verhütung der Eidesabnahme durch unkirchliche Richter. 8. Entbindung der Verpflichtung, geschiedene Personen, deren Verheirathung nach der heiligen Schrift unstatthaft ist, anderweitig ehelich einzusegnen (wo es das positive Gesetz auch heute erlaubt), und dergleichen mehr.

„Es herrscht nun im Volke die Ansicht, daß eine Provincial-Synode, die viel mehr die Rechte der Kirchenglieder als die der Geistlichen berührt, nicht ohne Zuziehung von eigends dazu erwählten Laien mit Nutzen stattfinden könne und daß bis jetzt es auch nie anders der Fall gewesen wäre, und daß, da die heiligsten persönlichen Interessen berührt werden, sie doch nur Vorschläge machen könne, die den Landtagen vorgelegt werden müssen, glauben[3]) aber auch hier die Absicht, die papistisch hierarchische Macht der Geistlichkeit zu vermehren, und eine Hinneigung zum Katholicismus erkennen zu müssen. Unverständige gehen in der Angst ihres

---

[1]) David Schulz, Vertreter der rationalistischen Theologie, geb. 1779, gest. 1854. Ueber die ihm gegenüber von Eichhorn gethane Aeußerung s. auch Treitschke, Bd. V, S. 235.

[2]) Ueber die Beschlüsse des Landtages der Provinz Preußen im Jahre 1843 s. „Materialien zur Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV.". Zweites Heft, S. 74 ff. Königsberg 1843. — Treitschke, Bd. V, S. 262.

[3]) Der Sinn ist: Das Volk glaubt.

Herzens noch weiter und rufen aus, man will eine Union zwischen den beiden Konfessionen vorbereiten.

„Euer Königliche Majestät gebe ich dies so baar und schmucklos hin; Allerhöchst dero Weisheit wird ermessen, welcher Grund zur Mißstimmung auch hier wieder hingegeben ist, und daß, wenn das Schifflein Vertrauen seinen Ankergrund aufgewühlt sieht, es leicht auf zerschellende Klippen antreibt, die es sinken lassen in die dunkele Tiefe des brausenden Meeres; und anstatt wahrhaft kirchliches Leben dadurch befördert zu sehen, dürfte das Gegentheil hervortreten, mit Haß und Widerwille gegen Prediger und Kirche, würde beides gemieden werden und Unkirchlichkeit recht eigentlich bilden[1]).

„Euer Königliche Majestät glauben, daß in Preussen ganz besondere Bestrebungen von einer besonderen Parthey ausgehen, das Volk von der Regierung zu trennen, den Saamen der Zwietracht in satanischer Lust zu streuen, und daß selbst edle Naturen, dem Syrenen-Gesange lauschend, mindestens mit Besorgnissen erfüllt werden. Sei es mir allergnädigst gestattet, auch hierüber frei mich äußern zu dürfen. Es wurde eine Vereinigung einiger Männer, die bei einiger Übereinstimmung in ihrer Gesinnung, sich über ihr Fürchten, Wünschen und Hoffen besprachen, als eine hochgefährliche Clique angesehen und ängstlich überwacht, weil die Befähigtsten unter ihnen auch mit Aufsätzen hervortraten, die in noch nicht gekannter Freimühtigkeit und durch den Reiz der Neuheit besonders nur anziehend, die Maasregeln der Regierung beleuchteten, auch scharf tadelten und so die Rechte und Wünsche des Volkes zu vertreten schienen. Des Volkes gesunder Sinn erkannte aber überall auch die Exaltirten und die Unzufriedenen heraus, freute sich aber doch der Energie, mit der es wie sonst nirgend über seine Rechte und für dieselben sprechen hörte und schenkte diesen Männern noch seine besondere Theilnahme, als einzelne von ihnen gerichtlich zur Untersuchung und Bestrafung gezogen wurden und durch ihr Märtirerthum eine sonst sicherlich nicht erlangte Aufmerksamkeit erfuhren. So nur konnte es kommen, daß jene Männer einige Bedeutung erlangten und Euer Königliche Majestät selbst darüber vielfältig berichtet worden. Euer Königliche Majestät beide Schreiben beim Beginn des Landtages 1843 an den Minister v. Schön und General Grafen zu Dohna[2]), die in einem mich hoch ehrenden Vertrauen auch mir mitgetheilt werden sollten, enthielten auch die direkte Aufforderung, dieser Clique entgegen zu arbeiten. Nie habe ich zwar an die Stärke derselben geglaubt, aber ein solcher Aufruf war mir eine ernste Aufforderung, den Feind in seiner Stärke zu prüfen, in seinem eigensten Lager aufzusuchen und kennen zu lernen, und was ich sonst nicht gesagt, meinem Könige sage ich es frei, ich suchte sie auf, und meinem Charakter vertrauend, erfuhr ich Achtung und Offenheit der Aussprache. Bei der Bekanntschaft dieser Männer ergab sich leicht, daß ihre ganze Bedeutung nur aus dem vorher angegebenen hervorgegangen war. Ich fand einzelne exaltirte Köpfe, unklar und im durchgehen [!] ohne alles Gewicht, dann mehrere, selbst geistig schwach, nur von der Gesammtheit getragen, nur auf der Oberfläche schwimmend, einige klare, geistreiche Köpfe, die aber klug genug sind, um nicht Extremes zu wollen, und strenge dem Gebothe des Rechtes, selbst bei Überspannung, huldigen und jede Entfernung als einen Verrath am Heiligsten erkennen, und endlich einige, die mit sich selbst zerfallen, kein Herz mehr haben fürs Vaterland, und keine Liebe für das Schöne der Erde und nur mit Spott und Witz über Alles herfallen und gar keine Bedeutung je gefunden hätten, wenn der scharfe Witz nicht Reiz für den

---

[1]) Construction! Es ist zu berücksichtigen, daß uns nur das Concept des Briefes vorliegt.

[2]) In den „Mittheilungen aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Friedrich zu Dohna" (als Manuscript gedruckt, Berlin 1873), S. 113 ff. ist ein Brief des Königs an Dohna vom 24. Februar 1843, S. 223 ff. einer an Schön vom 21. und 27. December 1842 mitgetheilt. In beiden trägt der König einen Gruß an Saucken auf. Schön wird auch ausdrücklich ermächtigt, den Brief Saucken zu geben.

Hörer hätte. Und vollständig überzeugt, daß von hier aus keine große Macht über den Geist des Volkes ausgeübt werden kann, erkannte ich es, daß, wenn der Landtag seiner Pflicht gemäß, als treues Organ des Volkes, alle seine Wünsche und seine Beschwerden und Bitten frei ausspräche und das Volk durch ihn sich überall würdig vertreten sähe, jene Männer auch die letzte Bedeutung verlieren müßten, die mir nur wie Winkel-Konsulenten vorkamen, die nur gesucht werden, wenn der rechte Weg, sein wirkliches oder vermeintes Recht zu erlangen, unbekannt ist. Ja sie selbst änderten sogleich ihr eigenes Bestreben und übergaben selbst das Eigene lieber in die Hände des Landtages, als daß sie es fördern wollten, als dieser im Geiste der ungeheuren Mehrheit im Volke für die Glaubens- und für volle Lehrfreiheit, für einen ungelähmten freien Gedanken-Austausch durch die Presse, für Gleichstellung der Rechte aller vor dem Gesetze u. s. w. sich aussprach, und so wie der letzte Schimmer eines Einflusses sank, ist auch mir bewußt [!] nicht einmahl mehr gesucht worden irgend eine Einwirkung zu üben, und jeder lebt seinen Berufsgeschäften ohne anderes Streben. Der Landtag erfüllte so Euer Königliche Majestät hohen Willen, er nahm dem fremden Treiben jede Macht, und um ihn schaarten sich fortan die Massen. Hierüber hörte ich leider von einem höheren Beamten: „Den Umtrieben ist zwar die Macht genommen, aber nur dadurch, daß der Landtag ein gleiches Panier ergriffen hätte, und es bliebe fraglich, was beßer wäre?“ worauf ich freilich nur erwiedern konnte, mein König denkt anders darüber; wünscht durch die Stände stets nur die Wünsche nicht einzelner bevorzugter Personen, sondern die der Mehrheit seines Volkes in unumwundener Wahrheit zu hören. O! möchten Euer Königliche Majestät es glauben, daß in Preussen es keine Partei giebt, die *nur Übles* will und zu verbreiten sucht, daß keine so schändliche Bestrebungen, die *nur Fluch* säen mögen, hier bestehen, daß vielmehr die Stimmung, die bei der höchsten und treuesten Liebe für den Hochverehrten König doch noch empfänglich bleibt für mancherlei Sorgen, die es als Pflicht erkannt, gerechte Wünsche auszusprechen und selbst den Schmerz über getäuschten, vielleicht zu weit gehenden Erwartungen nicht zu verbergen, daß *diese* Stimmung ein Gemeingut beinahe aller Gebildeten im ganzen Lande ist und selbst von einem Theil der Beamten getheilt wird. Diese Stimmung droht aber nirgend mit einer Gefahr, denn sie ruht auf dem Glauben, daß der so väterlich gesinnte, nur das Beste seines Volkes erstrebende König, wenn auch nicht gleich, so doch mit der Zeit geben wird, was das Wohl des Volkes erfordert, und schützen wird sein Land vor Priesterherrschaft, Lehr- und Glaubenszwang, so wie für Kirchenzucht in gefürchteter Weise.

„Wenn es eine Parthei giebt, die den inneren Frieden im Lande jetzt zu trüben vermöchte, so dürfte dies nur die Parthei des alten Adels sein, die die nächste Vergangenheit im lethargischen Schlafe zugebracht hat und wie nach einem schweren Traum erwachend, alles wieder zurückstellen möchte, wie es der dunkelnde Abend ließ. Da findet man den Wunsch, das alte patriarchalische Leben, das allerdings seine sehr lieblichen und anziehenden Seiten hat, wieder herzustellen, obgleich die Patriarchen fehlen, und Bestrebungen, das Unmögliche möglich zu machen. Jetzt, wo kontraktliche Verhältnisse überall in Stelle der hausväterlichen getreten, gesetzliche Bestimmungen alles geordnet und die Menschen überall zum Bewußtsein ihrer Rechte geführt haben, da kann es[1]) so wenig zurück als das Kind durch alle Macht der Erde nicht wieder, einmahl zur Welt geboren, in den Mutterschooß, in dem es doch so lange so behaglich und wachsend und gedeihend geruht hat. Alle solche Bemühungen können daher nur schaden, weil sie mindestens hemmen und stöhren. Bei dieser Parthei, die den Nahmen verdient, da sie in sich sich abzuschließen bemüht ist, findet man auch noch die Behauptung, der Adel allein schütze den Thron; mit seiner Brust, mit seinem Schwerdte müße *er* den König vertheidigen, die veränderte Zeit ganz übersehend, daß das gesamte Volk gleichen Anspruch an

[1]) D. h. das patriarchalische Leben.

diese Rechte erhebt, und daß die Macht des Thrones heute nicht auf der Macht des Heeres beruht, das die Ritter durch Zuführung ihrer Reisigen mehrten und verstärkten, daß heute der Thron anderer Stützen bedarf, daß sie heute nur ihre eigenen Arme darbieten können, und durch Schild und Speer einiger Wenigen kein König mehr geschützt zu werden braucht noch werden kann, wenn die Völker ihn verlaßen, und steht in solcher Anmaaßung fast lächerlich da, mehr schadend als nützend, denn mit Argwohn und Besorgniß sieht das Volk auf die Einzelnen, die besondere Vorrechte auf Unkosten desselben erhalten, ja neu wieder erwerben möchten, und erkennt einen solchen Adel als Schmarotzer-Pflanzen, die dem Baume, der sie alle gleich schirmend mit seinen Zweigen umschatten soll, die beßten Säfte aussaugen, und sehen ihn überall als stöhrende Scheidewand zwischen sich und dem Thron mit Bitterkeit an, und ohne allen Einfluß steht selbst der Begütertste seinem Könige wie dem Volke gegenüber da, denn dem Könige kann er selbst im Fall der Noth nur seinen Degen bringen, seine Hintersaaßen folgen ihm nicht, sie schließen sich den Massen an, zu denen sie gehören — was wiegt der eine Degen gegen die tausende Lanzen der andern? Und beim Volke, da führt kein äußerer Glanz und Reichthum, und wie ihn auch die Strahlen der höchsten Gunst umleuchten, zu irgend einem Einfluß. Er meidet die Versammlungen und gemieden geht er einsam in der Menge. Beßer stände es um die Einigkeit im Volke, wenn dieser Adel wie der andere Theil (gleich alt im Ursprung mit ihm) die Zeit mit ihrer Forderung richtig begriffen und es erkennete, daß blos mit Glanz und äußerlichen Dingen in der praktisch gewordenen Welt kein Einfluß, kein Ansehn zu erlangen ist, wenn er nicht mehr nach dem unwiederbringlich verlohrenen strebend, in verrostetem Rüstzeug einer veralteten Tournierzeit einen Schutzwall suchen möchte, gegen den kräftig dahin fluthenden Strom des neuen Volkslebens, der nur dadurch aufgehalten, aber nicht abgedämmt werden kann, denn seine Fluthen steigen und seine Quellen sind die unerschöpflichen Tiefen der menschlichen That- und Denkkraft, und jeder, der sich nicht von ihnen tragen läßt, wird früh oder spät von ihnen verschlungen werden. Dieser Adel hat willig die überkommenen Vorrechte dem Wohl des Vaterlandes, der Einigkeit des Volkes geopfert, strebt, nicht mehr mißtrauisch beachtet, sondern geistig gebildet, mit ritterlicher Thatkraft, in edler Richtung wahren Adels, bei Selbstverleugnung der Unterdrückten Beistand, dem Throne eine wahre Stütze, wieder an die Spitze des Volkes zu treten, sein Führer zu sein auf den Wegen der Pflicht und des Rechtes und des Gesetzes, und wo solche Gesinnung sich zeigt, da schaaren sich alle Stände, das ganze Volk mit Vertrauen zu dem Biedersinn und zu dem Kampfesmuthe um ihn, und dieser Adel tritt dann wieder, nur in veränderter Gestalt und mit vermehrten bewährteren Reisigen, vor seinen Königsthron, um ihm zu dienen, ihn zu tragen und zu schützen, so gegen äußere Macht als gegen innere Unterwühlung. Und so soll auch mich stets wach finden der Schlachtruf meines hochverehrten Königs, Seinem erhabenen Panier für Wahrheit und Recht willig folgend, ein Feind der im Verborgenen schleichenden Schlange, die durch Eigennutz und Sinnenlust zu verlocken sucht, freudig mit offenem Visir gegen alle Feinde meines Königs und Vaterlandes, sie mögen stehen auf dem Platze hoher Ehre oder in der niedern Sphähre des armen Volkes sich bewegen, selbstlos und hingebend, ohne die Sorge vor einem Mißverstehen. Denn mein König erkennt ja und vertraut der Gesinnung, die in tiefster Devotion mich ersterben läßt.

Euer Königliche Majestät
allerunterthänigster
E. v. Saucken."

Tarputschen den 14. November 1844.

(Cpt.)

Friedrich Wilhelm IV. an v. Saucken-Tarputschen.

1845 Januar 8.

Über den Brief vom 14. Nov. 1844[1]).

Der röthe Faden, der durch diesen letzten Brief des sehr geachteten, ritterlichen und begeisterungsfähigen Vasallen geht, ist — die Verneinung meiner Aufforderung Hand in Hand mit mir das von mir erkannte Böse, die Lügen- und Besorgnis Fabriken zu bekämpfen, welche einem unerschütterlich treuen Volke, da sie es nicht zum Abfall bringen können, doch den Genuß des Friedens, des Wohlstandes, den Genuß der vielen emportreibenden Früchte treuer Sorgfalt für sein Wohl, sein Bestes, seine Bedürfnisse verkümmern wollen. Und warum diese Verneinung? — O! aus der reinsten Quelle. Sonst bey Gott! schriebe ich diese Zeilen nicht. — Weil dies Böse, diese Lügen- und Besorgnis Fabriken von ihm nicht erkannt werden. — Wie nun ritterlicher Freymuth jene Zeilen vom 14. Nov. mir so lieb und werth machen, so können diese Zeilen nur durch königlichen Freymuth über die Qualität einer Schrift-Sammlungs-Curiosität erhoben werden. Die Ursache des Nichterkennens jener dem unbefangenen Auge klar vorliegenden Uebel liegt in der Stimmung des Briefstellers. Er gehört zu den Verstimmten. Einem Manne von seinem Schrot und Korn trübt die Verstimmung in keiner Hinsicht das Edle, Schöne, Ächte, die Lieb' und Treue, die ihn beseelen; aber sie trübt die Unbefangenheit seines Blickes. — Ein Verstimmter unsrer Tage und unsres Volkes ist aber Einer, dem über dem Manchen wirklich Unvollkommenen, Übeln, der Verbesserung, der reform, der Abschaffung Bedürftigen das unzählige und handgreifliche Gute, Große, Herrliche, was der reiche Segen einer gütigen Vorsehung gerade bey uns und für uns geschaffen hat und täglich neu werden läßt, in den Hintergrund tritt. Der Nichtverstimmte hingegen dankt vor Allen Dingen Gott für das, womit Er uns Preußen vor andern Völkern so hoch privilegirt hat, und greift dann und eben durch diese Freude gestärkt an's Werk, um seines Theiles und Berufes dem Bösen (dessen es überall auf Erden ein überfließend Maaß giebt) zu steuern und zu bessern, wo und wie es irgend geht. — Dem Verstimmten möge Goethes Stoßgebet im winterlichen Harze zu gute kommen: Oeffne den umwölkten Blick Über die tausend Quellen Neben dem Durstenden in der Wüste!

Schon in der herrlich geschriebenen Parallele zwischen den Jahren 6 und 13 scheint mir dieser "umwölkte" Blick bis zu einem gewissen Grade einen Fehlschluß zu machen. Anno 6 war der Enthusiasmus für den französischen Krieg grenzenlos, wenigstens diesseits der Weichsel. Der König aber hatte ein Heer von 200000 M. und der Feind war nicht stärker. Eine levée en masse schien also dem vom Feinde noch unzertretenen Volke nicht nötig. Da die "Soldateska" sich aber schlagen ließ, zum Teufel lief, alle Festungen übergab und den Feind in das wehrlos gewordene Land bis über die Weichsel mit Blitzesschnelle dringen ließ, so erlahmte natürlich und notwendig der Mut, der uns a°) 13 zur Auferstehung brachte. Der Kriegs Schrecken, nicht der Mangel der Gesetzgebung von 8 u. 11 hielt das Volk in seinen Hütten, ebenso gewiß als der Segen jener vortrefflichen Gesetzgebung bey unsrer Auferstehung Großes gewirkt hat. Eben so deucht mir, H. v. S. irre sich, wenn er meiner „Liebenswürdigkeit" (!) den Umstand zuschreibt, daß das Volk beym Attentat seine Angst vor dem "Gefährden seiner heiligsten Geistesgüter durch meine Regierung" momentan vergessen habe. Ich habe nicht die falsche Bescheidenheit zu sagen, daß ich weniger aimable als der teutsche oder fremde Fürst sey — aber ich glaube zu fest an das edle Wesen meines Volkes, um ihm ein solches Motiv unterzuschieben. Sollte nicht das ruhige Erkennen der Wahrheit, daß Preußen, wenn auch wahrlich nicht durch mich, aber doch mit mir, mächtig, groß, höchst angesehen, von den Großmächten geehrt, befragt, ja oft zum Schiedsrichter ihrer

[1]) So überschreibt der König selbst seinen Brief.

Irrungen begehrt, daß es blühend, reich und von Gewicht in der Wagschale Europas ist, daß unser Schatz gefüllt ist, unsere Finanzen glänzender als je seit Friedrich dem Großen sind, daß unsre Rechtspflege unbestechlich, unsre Verwaltung sorgfältig, daß, um auf mich selbst zu kommen, mein Streben redlich, meine Regierung mild, die Pläne für meine Zukunft das Beste des Volkes bezwecken und daß mein Wandel eben kein Aergernis giebt; ja sollte nicht noch neben diesem Erkennen der Umstand, daß ein Engel an meiner Seite, mich beglückend, glücklich ist, das Volk besser als meine "Liebenswürdigkeit" vorbereitet haben, meine wunderbare Errettung so zu begrüßen, wie es dasselbe wirklich gethan hat? — Ich glaub's. Gott helf mir! ich kann nicht anders.

Die Behauptung auf der 3ten Seite: Es gäbe hochgestellte Männer, die, der Pudel Natur des Volks vertrauend, meinen, man könne es immerhin treten, es komme doch, wenn es gerufen würde, hat mich, ich läugne es nicht, verletzt. Solche hochgestellte Menschen wären ja pure **Hochverräther.** Die muß ich kennen — Vasallen, die sie kennen und dem Könige nicht angeben, begehen Felonie. Das sag' ich nicht als rhetorische Floskel, sondern im allervollsten Ernst. Ich will damit nicht bezweifeln, daß es niedrig stehende und denkende Rittergutsbesitzer aus der zahlreichen Klasse der reichgewordenen Holzhändler, Lieferanten, Justiz-Commissare, Amtleute giebt, die praktisch so denken, allenfalls auch ein Polnischer von Adel — aber hochstehende Männer? das wäre entsetzlich! —

Auf der 4ten Seite redet mein lieber Correspondent von dem "Geist der Furcht und Besorgnis", welcher die imposante, aus allen Gebildeten in wirklich einziger erhebender Weise vereinigte Männer-Versammlung belebt hat, die zur Universitäts-Jubelfeier in Königsberg versammelt waren. Uebertreibt er auch notorisch die Zahl der (gewis entschiedenen) Majorität dieser „Männer der Furcht" — der Name gebührt ihnen von Gott und Rechtswegen! —, so ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Schilderung getreu ist. (Doch wohl mit Ausnahme des Dissensus seiner "verrosteten Aristocraten", diesseits der Weichsel wenigstens gehört diese Classe ausschließlich den Furchtmännern und Lichtfreunden an.) Hätte H. v. S. nicht dieser Männerversammlung erwähnt, so hätt' ich's notwendig gemußt, um am selben Beyspiel meine Behauptung zu beweisen, daß leider schon viele aus den „Gebildeten" in die Falle der Verruchten gegangen sind, die wissentlich lügen, um Unruhe in die Gemüter und auf diesem Wege Umsturz in den Staat zu bringen. Denn, und dafür sey Gott auf Knien gedankt, nur auf diesem Wege können unsre Revoluzionärs die Revolution (ihren einzigen Endzweck) in's Land bringen. Die Einsicht in diese Wahrheit hat mich ja allein bewegen können, einen Mann wie meinen sehr werten und edeln Correspondenten zum Widerstand gegen dies satanische Treiben und als Helfer anzurufen, um Zeugnis für Wahrheit, gegen Lüge abzulegen, da wo die Lüge sich einzuschmeicheln oder einzufürchten beginnt, zum ritterlichen Kämpfer für das bedrohte Wohl seines Landes und seines Königs. —

Aber er sieht **die** Gefahr nicht. So thue er denn nach seiner Einsicht.

Auf derselben 4ten Seite wird bei Gelegenheit eines Auftritts im Auditorio maximo der Begeisterung "des Volks"! für die Dintrische Schullehrerbibel und wider ihre Unterdrückung durch den Minister Eichhorn erwähnt. Hier zwey sehr ernste Fragen an den lieben Correspondenten 1) Kennt er diese Schullehrerbibel? 2) Glaubt er alles Ernstes an die Eichhorn'sche Unterdrückung? — Vorläufig diene zur Nachricht ad 1) daß ich sie kenne, sie ihrer Struktur und Handligkeit wegen für ein Meisterstück, ihrem Geist nach aber für eine verkappte und sehr energische Protestazion gegen Luther, Luthertum und Evangelischen Glauben erkannt habe. Meinen Eindruck davon schildre ich deutlich, wenn ich mir das Christenthum als Pflichterfüllungen in einem oberen Stock eines Hauses vorstelle. Luther fand die Treppe, die hinaufführte, durch Unrath ungangbar gemacht. Er reinigte die Treppe. Dinter verlangt dieselben Pflichterfüllungen oben, wie Luther, wie die ganze Kirche; Dinter bricht aber die Staffeln die hinaufführen ab. Die Staffeln aber sind: "die

frohe Botschaft.“ Die Behandlung ist flach und nicht immer ganz ehrlich vielleicht, so z. B. weist er bey der Abendmahlseinsetzung im Matthäus auf seine Erklärung der Abendmahlsstelle im 1. Corinther Brief und bey dieser letzteren auf seine Erklärung der eben genannten Stelle im Matth. hin!! deutet beym Wunder zu Cana auf die Verabredung eines (ich kanns nicht anders erklären) Kunststückchens zwischen Sohn und Mutter hin etc. etc. etc. Da es nun Geist und Herz erwärmende Kernwerke giebt, welche den Schullehrern rechte Anleitung geben können, so frage ich, ob es nicht eines jeden Geistlichen Ministerii gebundene Pflicht ist, auf diese bessern Werke aufmerksam zu machen? — Darum ad 2) die beruhigende Versicherung, daß Eichhorn die D.'sche Schullehrerbibel nie verboten hat und nie verbieten wird, weil er ein verständiger und kluger Mann ist, daß er aber die ebenerwähnte Empfehlung besserer Bücher und nur das wirklich gemacht hat, weil er ein edler und pflichttreuer Beamter ist. Darf ein rechtschaffener Mann dies Verfahren meines Freundes und Ministers für eine Gefährdung irgend einer denkbaren Geistigen-Forschungs-Glaubens- oder Denkfreyheit ausgeben? H. v. S., der “der allgemeinen Stimme“ geglaubt hat, wird mir für die Beruhigung, die ich ihm hier Gottlob! geben kann, dankbar seyn, aber nun auch mit mir einsehen, daß das ganze Auditorium max. — was man auf berlinisch sagt — auf einen Zopf angebissen hat. Und warum? Weil die Zopfdreher, d. h. 13 Juden [1]) mit Judengenossen, die mit ihrem frechen Tintenfaß die öffentliche Meinung von Königsberg aus durch Lüge und Angsteinjagen verdrehen wollen, in diesem Werk der Arglist und Schande terrain gewinnen. Das sind die Früchte der Bestrebungen, gegen die ich das geistige Schwerdt des sehr werthen Vasallen ins Feld gerufen — hatte. Jene “Zopfbinder“ mögen auch gut und gern gegen einen der vortrefflichsten und freysinnigsten Männer unsres Volkes Beleidigungen im Schilde gehabt haben; das ist ihrer ganz würdig — aber mein lieber Correspondent wird es gewis meinem ächt Preußischen Herzen zu Gute halten, wenn ich, nicht einmal **aus seinem Munde**, es glauben kann, daß ein, irgend über wenige Köpfe sich erhebender Teil **der** Versammlung auch nur einen Augenblick willens gewesen, sich unter den Pöbel zu erniedrigen, ja unter den schlechtesten der Pöbel, unter den Pariser!!! Das aber glaub' ich gern, daß sich 100te von ihnen zu Vereinen gegen hierarchische und pietistische Bestrebungen verbunden haben. An sich ist das recht und löblich, besonders wenn (wie ich **erwarte** zu erfahren) der Verein auch gegen die 3te Richtung der Zeit, gegen die unchristliche, gerichtet ist. In den Adressen der auswärtigen Hochschulen habe ich diese 3te Tendenz allerdings vermißt — in Bökhs Rede [2]) hingegen nur Braves, meinen Ansichten Entsprechendes gefunden — (versteht sich wenn man die wirkliche Rede und nicht die Zeitungsnachrichten über dieselbe meint). — — Das Lob meiner geschriebenen Worte auf der 5ten Seite ist Eichhorns Lob. Das sind seine Grundsätze, seine Worte, seine Thaten. Darin (und **darum** ist er mein Minister), darin sind wir beyde ein Herz und eine Seele im schönsten und erwärmendsten Sinne des Wortes — die darauf folgenden Gravamina gegen den theuren Freund u. Diener sind mir ein Labsal zu behandeln. ad 1) Eichhorn hat **nicht** gesagt, “daß die obere Leitung der kirchl. Angelegenheiten des Staates partheyisch, ganz partheyisch sei u. daß er das Wohl der Kirche in diesem Sinne nach Kräften leiten werde.“ Da hat man H. v. S. eine Verfälschung beigebracht. In den “Blättern zur Erinnerung an das Stiftungsfest des Predigerseminars zu Wittenberg“ [3]) ist Seite 68 vielmehr in E.'s Rede zu lesen: “Wir haben in unsrer

---

[1]) Die Erklärung dafür, daß der König hier gerade die Zahl 13 wählt, erhält man aus dem vorhin (S. 117, Anm. 2) erwähnten Briefe an Schön. Daselbst heißt es (S. 225) über den „Einfluß von Juden“: „beim Herweghs-Mahl waren allein 13!“

[2]) So schreibt der König statt: Böckh.

[3]) Blätter zur Erinnerung an das Stiftungsfest des Prediger-Seminariums zu Wittenberg, gefeiert am 29. und 30. September 1842. Manuscript für Brüder und Freunde.

Zeit auf einem naheliegenden Gebiet viel gehört von einer Voraussetzungslosigkeit, die für keine Sache Parthey nimmt, auf eine solche Unpartheylichkeit macht die obere Leitung der kirchl. Angel. nicht Anspruch. Sie ist vielmehr partheyisch, sie nimmt entschieden Parthey für die Sache des Christenthums." Sollte das mein lieber Correspondent nicht selber thun? — Sollte in H. v. S. (was ich gewis nicht glaube) die Fabel Nathans des Weisen von den 3 Ringen Fleisch und Blut geworden seyn, so braucht er unter Preuß. Hoheit Gottlob nicht erst Anspruch auf Duldung zu machen, denn sie besteht in der Macht unsrer Gesetze und viele Dreyringebekenner waren und sind im Staat hochgestellt und in erfreulichster, anerkanntester Wirksamkeit. Und dennoch, wäre er, mit diesem 3 Ring-Bekenntnis im Herzen, der Christlichen Landeskirche vorgesetzt, würde er selbst, Kraft seines Amtes und Eides nicht von den Dienern des Göttlichen Wortes "Parthey-Nehmen für das Christenthnm" fordern? — ad 2) findet mein lieber Correspondent "ein in den Herzen des Volkes wohlbegründetes Mistrauen" gegen Eichhorn in einem lateinischen Spruch, den er einst dem Professor Schulz in Breslau[1]) addressirt hat, demselben Schulz, der auf mehreren 100 Seiten aus den Griechischen Sylben Pis- und tis bewiesen hat, daß unser Heyland und die Apostel niemals Glauben bey ihren Jüngern, sondern nur Pistis verlangt haben. Die incriminirten Worte Credo ut intelligam, non intelligo ut credam (Worte des Anselmus) sind das Motto von Schleyermachers Dogmatik — diese Dogmatik, die man in Teutschland für unerreicht hält, und ihr Autor, der hier für einen wirklich großen Geist gilt, sind jenseits der Weichsel also für hierarchisch und pietistisch erkannt. Und so fordert es wirklich die Consequenz, denn Schleyermacher und Eichhorn waren die treusten Herzens- und Gesinnungsfreunde, und von der Höhe herabgesehen, auf welche Dinter und v. Lengerke[2]) ihre Jünger gestellt haben, ist Schl. allerdings beydes, Hierarch und Pietist, letzteres aber in enormem Grade. — 3) erhellt aus H. v. S.s Beurteilung der Rede Eichhorns an den Königsberger Univers. Senat, daß er nur die Version in der "Königsb. Zeitung" kennt, die — und wohlzumerken — eingeständig von einem Menschen herrührt, der nicht dabei war und nachher auf das frechste drucken ließ, "das thue nichts zur Sache." Die ächte, die gediegene, vortreffliche, wirklich gehaltene Rede ist in unsern "guten Zeitungen" zu lesen. Dies zur Nachricht.

Hier endigen die Gravamina gegen Eichhorns Worte. Es folgen die gegen seine Thaten und zwar als Entschuldigung der Verschlimmerung der Stimmung in Preußen — 1) Beschränkungsaufhebung beym Eintritt in die westfälischen Klöster — dies ist auf diesem Weichselufer als eine Lüge der schlechten Zeitungen bekannt. In den guten Zeitungen ist seit ¼ Jahr wenigstens die amtliche Widerlegung zu lesen — die werden aber über der Weichsel nicht gelesen. — 2) der vermehrte Geistliche Einfluß in der Verordnung über das Verfahren bey Ehescheidungen. Dieser ist mir nicht bekannt. Daß H. v. S. die Anerkennung der immer und überall geübten Sühneversuche so bezeichnen sollte, darf ich nicht voraussetzen. 3) die den provinz. Synoden vorgelegten Gegenstände. Mein lieber Correspondent weiß, da ihn die Sache so hoch interessirt und er sich wohl genau erkundigt haben wird, eh' er mir schrieb, daß das Gouvernement oder Ministerium den Provinz. Synoden ganz und gar keine Proposizionen vorgelegt hat, daß die vorgelegten Gegenstände einzig und allein aus dem Schooß der Kreissynoden hervorgegangen sind. Ich darf also seinen Tadel, der sonst völlig unerklärlich seyn würde, nur darauf beziehen, daß in jenem Material Rath und Unrath nicht durch die Behörde gesichtet worden vor der Mitteilung an die Prov. Syn. Ich hab' es aber für dienlich erachtet, daß letzteren nichts vorenthalten werde, damit 1) keine

---

[1]) S. oben S. 116, Anm. 1.

[2]) Cäsar von Lengerke, geb. 1803, gest. 1855. S. oben S. 109, Anm. 2.

Kr. Syn. Ursach zur Klage hätte, noch weit mehr aber 2) damit jeder Verdacht der Razionalisten niedergeschlagen werde, als unterschlüge man ihre Vorschläge durch die Ränke der Supernaturalisten und ebenso umgekehrt. Die Erregtheit der Parteyen machte diese Handlungsweise einer **wirklich** unpartheyischen Regierung zur Pflicht. Layen sind fürs Erste aus 2 Ursachen nicht hinzugezogen, 1) weil ich damit anfangen wollte, die seit 1817 decretirte, aber durch Altenstein nicht ausgeführte Synodal-Verfassung, wie sie der Hochsel. König gegeben hat, erst wirklich ins Leben treten zu lassen, 2) weil im Plan des hochsel. Königs diese Synoden ausschließlich der Besprechung der Geistlichen unter sich, über ausschließliche Gegenstände ihres Amtes gewidmet sein sollten; eine Ansicht, für die sich sehr viel Wichtiges sagen läßt, was nicht hierhergehört, aber in den lebendigsten und freysten Kirchen-Verfassungen lange begründet ist. Es darf, kann nicht seyn und ist wirklich nicht die Rede hier, von Rechten der Geistlichen, sondern **allein** von ihren Pflichten. Wer übrigens in einer Synodal-Verfassung überhaupt, und in dieser insbesondere, Hinneigung zum Catholizismus sehen will, der mag sich damit lächerlich machen, wenns ihm beliebt; wer es von mir glaubt, ist ein Esel, wer es von mir sagt, ist ein Schurke. — Vereinigungs-Projekte hegt natürlich Niemand, der es ehrlich meint — jetzt —. Die des Pater Gossner sind hochthöricht, die von Luther und Leibnitz nicht, aber unausführbar, die, welche die Liberalen jetzt (namentlich aus Ostpreußen) ertönen lassen, mit den Czerskianern und Rongianern, wohl ebenso und etwa nur möglich, wenn die Genannten unser Bekenntnis annähmen; über ihre Formen und Disziplin könnte man sich wohl verständigen. Ist doch in Schweden die Messe und dort wie in England ein Teil der römischen Disziplin beybehalten. Das Lob des abstrakten Vereinigungs Gedanken liegt übrigens im Sinne der eigenen Worte des Correspondenten: "die Liebe stammt aus dem Himmel, der Haß aus der Hölle". — Aber von diesen seinen, ewig wahren Worten mache ich noch eine andere Anwendung für ihn, oder gegen ihn, wie er es eben nimmt. Ich beschwöre ihn, diese Worte in Herz und Sinn, das Treiben zu beobachten, über welches er sich, unten auf der 6. Seite und durch die ganze 7te Seite bis zum Anfang der 8ten ausläßt. Dies Treiben findet mehr oder weniger in allen Provinzen und nirgend ganz erfolglos statt, aber **nirgend** in einem so Ekel erregenden Grade, nirgend das Publikum so schmachvoll **knechtend** als in Königsberg und leider!!! nicht dort allein in Preußen. Wo zeigt sich das Bestreben, Liebe zu pflanzen? bey der Regierung oder bey der Königsberger Juden Clique, und wo das Bestreben, Haß zu säen? Wer Ohren zum Hören, Augen zum Sehen hat (ich sage es dreist), der erkennt das schnöde Treiben einer unlautern Parthey, die keinen andern Zweck hat, als eine lautere Regierung zu verdächtigen und dem Hasse preiszugeben. Ja, ich sage es mit Dank gegen Gott, daß ich weiß, nicht zu lügen, wenn ich meine Regierung eine lautere nenne. Ich nenne sie weder gut noch weise, noch kräftig. Das überlaß' ich Andern. Aber lauter ist sie wahrhaftig, wie auch mein Wille, mein Thun und Lassen. Verkennt mein lieber Correspondent in meiner Regierung das Wehen der Liebe, "die vom Himmel stammt", so würde mir das leid thun, ich tröste mich aber mit dem Zeugnis meines Gewissens vor Gott. Spürt er aber etwa dies Wehen in der Opposizion? Hat er wirklich nie das des Hasses in ihr gemerkt? Gott weiß, daß ich hier nicht das Herz der Tausende bezeichne, die Opposizion machen, wie unsre Litthauer Branntwein saufen, weil sie es eben nicht mehr lassen können. Nein, gewiß nicht. Jene sind brav und treu. Aber die Litthauer sind es auch und saufen doch. Ich meine die saubern Personagen, die die alte ostpreußische Opposizions-Tendenz und Leichtgläubigkeit so unerhört misbrauchen und diese wackern, herzigen Menschen, die alles wahren Lobes werth wären, der Schmach preisgegeben haben, von Schuften gelobt zu werden, die Sänger der Herwegischen Blutlieder, die Besorgnismacher, die Angsteinjager, die Zeitungslügner von Handwerk mein'

ich, die Helfer und Applaudirer des Drucker-Betruges bey den 4 Fragen[1]), die Menschen, mit einem Wort, die ein Apostel vorbezeichnet hat, indem er sie nennt "die Verächter der Majestäten", d. h. der Gottesfurcht, der Züchtigkeit, der Sitte und dessen was im Menschen errötet. — Aber mein lieber Correspondent wird sagen, das seyen antediluvianische Zeiten. Die Fluth des letzten Landtages zu Königsberg habe das Alles, wenn es überhaupt je da war, hinweggespült. Gut; treten wir also der Sache näher. Ich übergehe ein Dutzend bekannter Thatsachen, z. B. den Vorschlag zur Beleidigung Eichhorns, Dinge die dem Blick des lieben Correspondenten unbedeutender vorkommen mögen als mir, und gehe gleich zu einer über, welche doch zu stark gefärbt zu sein scheint um unbeachtet zu bleiben, deren aber im Brief vom 14. Novbr. keine Erwähnung geschehen: die Leithold'sche[2]) Sache nemlich. Der erste Elan des Publikum's war herzerhebend, denn es war der eigene, von dem Gift jener Menschen unangehauchte — Und jetzt!!! Leider das Gegenteil von Alle dem. Hat mein Correspondent den Corruptions Plan in der Königsb. Zeitung verfolgt? Wie höllisch der verfolgt ist. Leise begonnen, dreister fortgesponnen, in Frechheit geendet (wenn er beendet ist), mit dem wiederholten Ausspruch, eine Majestätsbeleidigung gäbe es **nie**, bis die Sache vor Gericht also erkannt sey!!! Wie konnte in der Hauptstadt Ostpreußens solche, der Wahrheit, der Wirklichkeit, dem Gesetz, ja der öffentlichen Schamhaftigkeit hohnsprechende Stimme es nur wagen, sich vernehmen zu lassen? Weil ihre Führer die Qualität der Opposizions Tendenz und der Leichtgläubigkeit des Publikums längst erprobt hatten und des Erfolges gewis waren. Es ist hart, aber es ist wahr. Und eines solchen Publikums Stimme soll ich hören, soll ich befolgen? — Nein. — Dies ist aber nach dem Landtag geschehen. Es ist also hinter seinen wohlthätigen Fluthen neuerdings eine enorme Masse von Dreck angeschwemmt. Aus ihm duftet jenes Beginnen auf, jene Lügen über Eichhorn, die Lügen über Tschech's Hinrichtung und die Behandlung seiner Tochter![3]) Die Lüge über die Anleihe von 25 Millionen, über Finanzverlegenheiten, die Furcht vor dem "kreisenden" Ehegesetz, vor protestantischer Hierarchie, vor Pietismus der Regierung und was des ekeln-albernen und doch geglaubten Geschwätzes mehr ist. Daß ich unter diesen Umständen mich den "Liberalen" und "Lichtfreunden" nicht geneigt fühle, wird den Correspondenten nicht wundern. — Tschech war beydes.

Die Schilderung einer verrosteten Adels-Parthey mit retrograder Tendenz ist meisterhaft, giebt viel zu denken und gebietet Aufmerksamkeit. Mein Correspondent hat nach dem Leben gezeichnet; er ist ein ausgezeichnetes Glied des Standes und sieht da gewis unumwölbten Blickes. In Preußen thut mir diese Parthey die Ehre an, sich mir nicht zu nahen, ohne Zweifel weil sie weiß, wie sie empfangen würde. Dort kenne ich sie nicht. Aber am Rhein kenne ich sie; und da thut sie mir die Ehre mich zu hassen, seit ich ihr den sel. Grafen Bergh von Trips[4])

---

[1]) Urtheile des Königs über Jacoby's „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen", s. bei Treitschke, Bd. V, S. 138 ff.

[2]) Der Ingenieurleutnant Leithold hatte im Jahre 1844 in Königsberg einen liberalen Referendar, der in seiner Gegenwart eine Majestätsbeleidigung ausgestoßen hatte, gefordert und im Duell erschossen. Die gesammte Bürgerschaft nahm für den Erschossenen Partei. Meinecke, Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen. Bd. II, S. 577. — v. Treitschke a. a. O., S. 597.

[3]) Vergl. Treitschke, S. 268 ff.

[4]) Herr Geheimrath Lörsch in Bonn gibt mir über diese Persönlichkeit folgende Auskunft: Es kann sich nur handeln um Edmund Ignaz Graf Berghe v. Trips, geb. 27. December 1771, gest 19. April 1842, vermählt mit Elisabeth Freiin v. Lemmen. Die Ehe blieb kinderlos. Der Graf war buckelig und verwachsen. Er stimmte mit seinen rheinischen Standesgenossen in vielen Dingen nicht überein, betheiligte sich 1836 nicht an der Stiftung der sogenannten Autonomischen Genossenschaft, errichtete vielmehr selbständig 1840 aus seinem ganzen Grund-

zum Muster aufgestellt. Hier zu Lande meidet sie mich. In meinem Rath hat sie weder Sitz noch Stimme. Einige, obgleich sehr entfernte, Sympathien mit ihr sind ausgeschieden. So edle, tüchtige und freye Männer wie meine jetzigen Minister sind seit dem J. 1809 nicht um den Preuß. Thron vereint gewesen. Die, welche diese Männer in der öffentlichen Meinung herabsetzen, laden eine schreckliche Verantwortlichkeit auf sich, nicht allein, weil sie ihren Huldigungseid gefährden, auch, weil sie sich von der Wahrheit abwenden, in die immer Noth und Haß gebärenden endlosen Verstrickungen der Lüge hinein, dieser nur zu wirksamen Falle der Demagogen. Daher dies Abängstigen vor Priesterherrschaft, Geistesdruck und Kirchenzucht, Worte, die ich mit Schmerz sogar bey meinem lieben Correspondenten wiedergefunden habe. Er wisse, daß kein König und kein Kanzler die Papisten vor der Herrschaft des Beichtstuhles bewahren kann, daß es aber in unsrer Kirche gute Wege damit hat, solange Eichhorn und ich leben, daß aber die Kirchenzucht an sich Lebensbedingung der Christenheit ist, jedoch nur durch freyes Zusammenwirken von Geistlichen und Volk, also nur frey geübt werden kann. Wie ist aber an so heilsames zu denken in Zeiten so unsäglich törichter Ansichten über Kirchliches, wo man, um dem Misbrauch vorzubeugen, den Geistlichen Aufseher und Aufpasser aus dem Volk schaffen, das Volk der Kirche gegenüber stellen will und von Rechten schreyt, während es in der Kirche gar keine Rechte, allein Pflichten, und zwar Amts Pflichten giebt, Amts Pflichten des Volkes wie der Geistlichen. Unsre Kirche kann nur gedeyhen, wenn das Volk seine Amtspflicht in der Kirche erkennt und übt, nicht aber ein Aufsichtsrecht über die Kirche — der sichere, unfehlbare Ruin der Kirche. — Die Zuversicht, von der mein lieber Correspondent redet, die so Viele zu mir hegen sollen, daß ich, wenn auch nicht gleich, dem Volk geben werde, was ihm frommt, ist mir Balsam auf manche Wunde. Gebe Gott, daß er sich nicht irrt. Der nahe Landtag wird es zeigen. Doch irre er sich nicht in mir. Für die Liberalen, d. h. für die, welche von den französischen Nazional Repräsentazions Lügen Heyl für Teutsche erwarten, arbeite ich nicht. Ich bitte Gott, daß, wenn Er mir einst die Wonne gönnt, den schön begonnenen Bau des unvergeßlichen Vaters zu vollenden, ich dann meinen lieben Correspondenten nicht mehr unter den Verstimmten und Getäuschten, sondern unter meinen freudigen, frischen, ritterlichen Mitkämpfern finde, für die wahre Größe Preußens, für den rechten Frieden im Vaterland, wider die Feinde der alten Gesinnung, die uns groß gemacht, wider die Feinde, die vielgestaltigen seines Fürsten, der jüngst, dem Tode durch ein Wunder entrissen, dem Bösen erneuten, muthigern Kampf in Siegesgewisheit angekündigt und der (in seiner Gegenwart) gelobt hat, ein Schrecken der Frevler zu seyn. Dieser schönen Hoffnung getröste ich mich.

Berlin 8. Januar 1845. F. W.

(Eighd. Orig. drei voll beschriebene Foliobogen umfassend.)

E. v. Saucken an den König.

Der König hat ihm jüngst in Gumbinnen[1]) gesagt, daß er „die leitende Absicht auch meiner letzten Eingaben“ erkenne, „meiner Gesinnung“ vertraue, aber

besitz das heute noch bestehende (im Besitz des Enkels eines Vetters jetzt befindliche) Fideicommiß. Die Vermuthung spricht dafür, daß es sich in dem Briefe darum handelt, daß der Graf eine etwas weniger schroffe Haltung in Bezug auf die Kölner Wirren und die damit zusammenhängenden Fragen eingenommen hat als die meisten seiner Standesgenossen. Graf Trips wohnte auf Hemmersbach (Kreis Bergheim), in Köln und Düsseldorf. In der gedruckten Literatur findet man über Graf Trips schwerlich etwas.

[1]) Im Jahre 1845 war der König im Juni nach Ostpreußen gekommen. „Mittheilungen aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen F. zu Dohna“, S. 221.

den Vorschlägen nicht Folge geben könne. S. hätte gewünscht, sich vor dem König persönlich aussprechen zu dürfen. „Doch da mir diese hohe Gunst nicht wurde, muß ich . . . wieder schriftlich vor meinem Könige treten", um volle Wahrheit zu geben, wenngleich er (S.) hierin auch das Loos der Kassandra habe, der, weil sie unangenehmes verkündigte, nicht Glauben geschenkt wurde.

„Vor dem Huldigungslandtage erlaubte ich es mir, E. K. M. anzudeuten, was geschehen würde, ohne daß ich vorher auch nur mit einem Menschen darüber gesprochen hatte, nur aus der Kenntniß der Stimmung im Volke, und es geschahe also. Vor dem Jubelfeste der Universität zu Königsberg schilderte ich die Stimmung und wie ihr zu begegnen wäre. E. K. M. gewähren hier alles Erbethene, und der Eindruck und die Folgen waren wie angegeben. Später" machte ich darauf aufmerksam, „daß durch den Minister des Kultus, durch Maasregeln der Ministerii, durch geglaubte Begünstigung der evangelischen Kirchenzeitung und ihrer Richtung und anderer [!] Dinge mehr im Volke Befürchtungen für hierarchisch-pietistische Bestrebungen und daß diese selbst bei den hohen Behörden Unterstützung fänden, immer mehr um sich griffen, und bath um irgend einen öffentlichen Schritt oder Erklärung, um solche Furcht zu verscheuchen und die überwiegende Masse der Rationalisten zu beruhigen. E. K. M. wiesen es hart tadelnd als nur von einer Partei diesseits der Weichsel ausgehend, der ich mein Ohr geliehen, zurück. Und bald darauf erhoben sich beinahe alle protestantische Provinzen und drückten in Protesten und Petitionen es ganz so aus, wie ich die Stimmung geschildert.

Vor dem Beginn des letzten Landtages erlaubte ich es mir, die Wünsche des Volkes und sogar die Gegenstände zu bezeichnen, die der Landtag beantragen würde, ehe der Landtag zusammen war, ehe die Petitionen eingereicht waren — nur nach der Stimmung im Lande —, und alles ist geschehen, wie ich es vorhersagte.

In der unglücklichen Duellsache[1]) mußte ich, um richtig die Sache darzustellen, es erwähnen, daß die Unbeliebtheit und die Einmischung des Commandirenden Generals sehr viel, wenn nicht beinahe allein, alle das Unangenehme bewirkt hätte [!], was der Verfolg der Sache brachte, und gleich darauf bestätigte die Eingabe des Magistrats und der Stadtverordneten von Königsberg nur zu sehr die Richtigkeit meiner Angabe."

In einer Eingabe vom 15. Mai hat S. gebeten, gegen den Divisionsprediger Rupp wegen seiner Predigt über das athanasische Bekenntnis und überhaupt keine Schritte einleiten zu lassen, vielmehr ihn als Prediger bei der reformirten Kirche zu bestätigen, und, indem er den Eindruck schilderte, den eine Suspendirung des Rupp haben würde, „den Schmerz aller Derer, die der freieren Auffassung des Christenthums sich zugewandt hätten, den Riß in der protestantischen Kirche, der unfehlbar folgen, daß man sich lossagen würde von der Kirche, daß man eine neue Kirche bilden, Rupp als Prediger bei derselben berufen und Geistliche und Gemeinden sich der Bewegung anschließen würden," bezeichnet. „Ich schilderte den Anfang von unabsehbaren Folgen. Ich that dies auch zu dem Minister v. Bodelschwingh in Gumbinnen und zu dem Oberpräsident Bötticher verschiedentlich. Man glaubte nicht, hält mich für einen Exaltirten, weil ich frei ausspreche, was ich für wahr halte.

. . . . . Es ist alles gekommen so, wie ich es verkündet. . . . . . Und leider mehr steht noch zu erwarten, wenn Euer Königliche Majestät nicht schirmend eintreten. Und diese gewaltigen Umstände mit ihren unabsehbaren Folgen sind es, die mich unaufhaltsam drängen, die Stimmung und Richtung im Volke noch freier noch rückhaltsloser als je zuvor meinem Könige und Herrn darzulegen. . . . . .

Euer Königliche Majestät werden ein Volk undankbar nennen, welches bei so viel Streben zu seiner Beglückung, besonders für sein materielles Wohl, unter den Segnungen eines langen Friedens, unter der Regierung eines so milden und um sein Glück sorgenden und dauernd bemühten Herrschers nicht zufrieden ist und ruhig

---

[1]) S. oben S. 125, Anm. 2.

warten will, bis ihm von da, wo Preussen so viel empfangen hat, von seinem Könige, gegeben wird, was es braucht und wünscht. Aber haben Euer Königliche Majestät die Gnade, die veränderte Zeit zu beachten, das Treiben und Drängen der Völker überall nach dem gleichen Ziele, und weniger wird der Unwille Preussens Volk treffen, das nun 31 Jahre ruhig auf die Erfüllung des Gesetzes gewartet hat[1]), welches es nicht allein für sein Wohl, sondern zum Fortbestehen des Staates so unentbehrlich hält, und bis sein Versprechen zur That geworden ist, für jedes politische Ereigniß zusammenschreckt und Gefähr für seinen angestammten Herrscherthron wie für seine eigene Existenz fürchtet. Es wird mir sehr schwer, aber es muß ausgesprochen sein, Preussens Macht ist nicht mehr, was sie war, Preussen kann nur sich erhalten, wenn Volk und Fürst eins sind im gegenseitigen Vertrauen und Liebe. Das erste erscheint erschüttert, die Liebe mindert sich täglich. Dem Despotismus opfert kein Volk mehr Leib und Leben, Hab und Gut, und diesem glaubt es jetzt mehr zugeführt, dem wahren Volksleben immer mehr entfernt zu werden. Und doch ist dies letztere nur das Einzige, was die neuen Provinzen fester mit Preussen verschmelzen könnte. Die Rheinprovinz könnte nur gewonnen werden, wenn sie ungestöhrt im ruhigen Besitz aller ihr lieb gewordenen Institutionen blieb, wenn eine reichsständische Verfassung, die in Saft und Blut des Volkes dringt, verliehen und ihr das erhebende Gefühl gegeben wäre, einen lebendigen Theil eines großen mächtigen Staates auszumachen, der die wahre Schutzmacht deutscher Freiheit würde, der den freien Gedanken und das freie Wort nicht fürchtet, sondern schützet. In Stelle dessen lebt es in ewiger Spannung, daß ihr noch entrissen oder doch verkümmert wird, was es schon besitzt, und verzweifelt daran zu erhalten, wornach es sich so sehr sehnt, denn 30 Jahre sind im Volksleben eine lange Zeit, und immer wacher und lebendiger werden die Sympathien für Belgien und immer schwächer die für Preußen. Westphalen steht ähnlich da, Aristokratie und Geistlichkeit nicht befriedigt und die Mittelklasse nicht gewonnen, trotz aller noch so großen Zugeständnisse, und beide Provinzen wie Posen erheben den Oppositions-Schild der Religion nicht im religiösen Bedürfniß, sondern nur weil sie wissen, daß sie unter diesem Schilde am mehrsten vereinigt am sichersten und gefährlichsten die protestantische Regierung angreifen und verwunden können, und nur, weil die Provinzen mit Grund politisch unzufrieden sind, feiert Rom und die Finsterniß des Mittelalters für Deutschland so traurige schmerzliche zerreissende Triumphe, und das protestantische Preussen räumt Rom und seinen Bischöfen Rechte ein, die das streng katholische Oesterreich verweigert. Hätte Preussen seinen katholischen Unterthanen politische Freiheiten gegeben, nimmer hätte es die jesuitische Propaganda zu fürchten oder zu beachten gehabt. Elsaß giebt einen deutlichen Beweis von der Macht der politischen Freiheit über ein Volk. Deutsch in der Sprache und Gesinnung würde es nach einer Vereinigung mit Deutschland um so mehr drängen, als sein Verkehrs-Verhältniß es auch dahin zieht, wenn Deutschland freie Institutionen hätte, und wenn Elsaß seine politische Freiheit nicht aufopfern müßte, Rechte verlieren, die es heute besitzt und die ausüben zu dürfen ihn allein an Frankreich, aber mit so großer Macht fesseln, daß heute kein Elsasser deutsch werden möchte. Sie fühlen sich selbstbewußte Mitglieder eines großen Staates und das entschädigt für vieles. Man gäbe solche Zuversicht bei einem Anschluß an Deutschland, und ganz Elsaß glühte für denselben. Man gäbe jedem Staatsbürger politische Rechte in einem [?] Staate, und bald verschwindet jedes provinzielle, ja nationale. Der Staat, der ihn so aufnimmt, wird sein wahres Vaterland. Und Sachsen, ungern losgerissen vom Stammlande, selbst Posen würde am Ende gut preußisch werden, während jetzt keine Sympathien in Wahrheit für Preussen bestehen. So stehen die alten Provinzen allein da und sehen mit Besorgniß auf eine mögliche Bewegung in Frankreich, Oesterreich und Rußland, und von dem Leben einzelner

[1]) Das Gesetz vom 22. Mai 1815, das Preußen eine reichsständische Verfassung in Aussicht gestellt hatte.

Menschen [ist] das fernere Schicksaal abhängig. Die Stimmung in ganz Deutschland ist eine ähnliche, steigend aufgeregte. Alles giebt davon Kunde, die jüngste Rede des Abgeordneten Welker in Baden eine entscheidende. Kann der deutsche Bund schützen? Der Glaube ist längst aus dem Volksbewußtsein geschwunden, denn das Volk sieht seinen künstlichen Bau überall unterminirt und bei der ersten Bewegung in Deutschland zusammenstürzen. Geben die Friedens-Abschlüsse und Verträge der Staaten untereinander den Fürsten Sicherheit für die Integrität ihrer Länder? Daran ist auch kein Glauben mehr, denn die Wiener Beschlüsse erklärten Belgien für einen untrennbaren Theil Hollands, alle Mächte hatten es garantirt und Belgien ist davon losgerissen durch den Willen eines kleinen Volkes, das sich in der Vereinigung mit Holland nicht behaglich fühlte, und das noch kleinere Braunschweig wechselte seinen Regenten. Der Wiener Frieden sicherte Polen Verfassung und abgesonderte Verwaltung; wie steht es mit beiden? Trotz der Sympathien der Engländer und Franzosen für die Polen? So sind weder die Staaten noch die Völker durch Verträge und Friedensschlüsse geschützt, in ihnen allein ruht nur die Garantie ihres Bestehens. Was soll aber aus Preussen werden, wenn es im Vertrauen und in der Liebe zu seiner Regierung erschüttert sich immer mehr von dieser löst, diese auch in ganz Deutschland alle Sympathien verliert und Frankreich oder Belgien seinen Arm zugleich nach dem Rhein mit Rußland nach Preussen ausstreckt? Preussen kann den Rhein nicht wieder erobern, mit Soldaten allein ist kein Krieg mit Erfolg mehr zu führen, und wenn Preussen auch, bis auf den letzten Mann kämpfend, ein großes Grab nur bleibt! Wie viel anders gestaltet sich gleich Alles, wenn gleiche politische Rechte das ganze Volk verbinden, wenn jeder sich Staatsbürger desselben Landes fühlt, dann steht jedes Dorf unter dem Schutze des Ganzen, dann läßt, zugleich für sich selbst eintretend, niemand auch nur einen Mitbürger fallen, nicht ein Dorf nehmen. So ruht heute mehr denn je die Sicherheit der Staaten und der Throne nur in der Liebe und dem festen Vertrauen zwischen Volk und Regierung, und wem diese am Herzen liegt, der darf nicht schweigen, wenn beides gestöhrt wird. Das Volk erwartet schon mit Besorgniß, ja mit Argwohn jeden Schritt der Regierung, fürchtet überall schon mehr Uebles, als es Gutes hofft, und die Unzufriedenen freuen sich schon über die Verletzung Einzelner und ganzer Stände und sagen, erst wenn das Vertrauen des Volkes zur Regierung ganz erschüttert ist, wenn alle Hoffnungen ihm zerstört sind, wenn es des steten Wartens müde, seinen Vertretern noch Geringschätzung gezeigt wird, dann wird es sich lösen, und große Umwälzungen werden für einen Stoß von Außen am sichersten vorbereitet. Und mit tiefem Bedauern sieht der Patriot, wie dadurch und wenn gleichzeitig das Volk Angriffe auf seine Glaubensfreiheit befürchtet und Kirchenzwang geübt wird, den Unzufriedenen am sichersten und schnellsten in die Hände gearbeitet wird. So ist die Amtsentsetzung des Divisions-Prediger Rupp ein Ereigniß, das Land und Stadt, Männer und Frauen tief erschüttert und aufgeregt hat. O! wäre geschehen, worum ich früher bath, wäre Rupp als Prediger der reformirten Gemeinde bestätigt, viel, viel Uebles wäre vermieden . . .[1]) Eine solche Strenge hier bei so großen Beweisen von Nachsicht gegen andere Geistliche, als z. B. gegen die katholischen Kapläne Jüttner und Gebauer, welche nach richterlichem Urtheil zur Strafe der Amts-Entsetzung und mehrjährigem Gefängniß verurtheilt waren, von Euer Königliche Majestät ganz begnadigt, Geistliche geblieben und nur versetzt werden sollten, was aber nach 6 Monaten auch nicht einmahl ausgeführt war, . . . fällt natürlich um so mehr auf. . . . Auch die Nachricht hat unangenehm berührt, daß Bethmann-Hollweg von Preussen an die Spitze der evangelischen Konferenz gestellt ist, denn man sagt,

---

[1]) Ich lasse hier längere Ausführungen über den Fall Rupp fort. Es genügt, anzudeuten, daß derselbe in Saucken's Brief mindestens mit der gleichen Energie erörtert wird wie die Verfassungsfrage.

Bethmann-Hollweg habe in seinem Hause eine eigene Kapelle erbaut, und als Altarblatt, wie Kaiser Heinrich im Hemde baarfuß vor dem stolzen übermüthigen Papst Busse thut, und nun solle ein Mann die protestantische Kirche vertreten, der die geistliche Macht über die weltliche, den Papst über den Kaiser stellt, ein Mann unserer Gesinnung so entgegen, der in der seinigen mehr Katholik als Protestant ist, den hat das Ministerium gewählt? o! zeigt dasselbe nicht dadurch von Neuem, daß es eine Richtung verfolgt, die wir eben befürchten!! . . . Es möge nach seinem Bedürfnis jeder sich den Prediger wählen dürfen, und die Kirchen werden nicht mehr leer sein und wahre Gottesfurcht und ächte Kirchlichkeit in ihrer edelsten Natur werden wieder segensreich sich zeigen, wie dies so deutlich sich schon bei den Deutsch-Katholiken darthut. Da glaubt ein Jeder das Gleiche mit dem Prediger, denn deßhalb ist er nur sein Prediger . . . Versagen Euer Kön. Maj. den Wünschen und Bitten der Betheiligten nicht das Gehör, verleihen vielmehr allergnädigst eine wohl geordnete Presbyterial-Verfassung, den Gemeindegliedern eine wirksame Theilnahme an den Synoden und eine fördernde Mitwirkung in [der] Angelegenheit, die so recht eigentlich ihre eigene Sache ist, und die Kirchengemeinden werden zu erhalten sein, wenn sie über ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse gehört werden. In Königsberg hat die französisch-reformirte Gemeinde mit ihrem Prediger sich gegen die Symbole und für eine freiere Auffassung erklärt, und sie wird nicht die Letzte sein.

Außer diesen religiösen Ereignissen haben auch andere zur Mißstimmung im Volke wesentlich beigetragen, z. B. 1) die allerhöchste Kabinets-Ordre vom 27. Septr. 45 wegen Bestrafung der Officiere bei Duellen mit Civilisten. Nach derselben werden für ein und dasselbe Vergehen, für die gleiche Handlung die Civilisten unglaublich viel härter als die Militairs bestraft, und befremdet frägt die Menge, ist das Gleichstellung vor dem Gesetz, gleiche Gerechtigkeit, soll hier der gebildete Civilstand, denn der andere duellirt sich nicht, so unglaublich härterer Strafe als die Officiere unterworfen werden? und der Patriot hat keine Rechtfertigung für eine Bestimmung, die besonders in heutiger Zeit so tief verletzend in die Volksstimmung einschneidet, und untersteht es sich, allerunterthänigst zu bitten, Euer Königliche Majestät wolle geruhen, diese mildernde Strafbedingung für die Officiere entweder aufzuheben oder gleichmäßig über beide Theile auszudehnen, es mir aber nicht ungnädig auszulegen, wenn ich eine Abschrift des Artikels der Breslauer Zeitung beilege, der den Unterschied so recht grell herausstellt und nun die Gesammtheit zu der Erkenntniß gebracht hat, die früher nur die Aufmerksamen erlangt hatten. 2) hat die Ausdehnung der vom deutschen Bunde im Jahre 1832 nur für die Dauer der besonderen Zeitverhältnisse beschlossenen Ausnahme-Gesetze, nur für die Bundes-Staaten geltend (die damals in denselben einen sehr üblen Eindruck machten und deren Aufhebung man sehnsüchtig entgegen sah), jetzt nach 14 Jahren auch auf Preussen, so lange nicht nöthig befunden, einen tief betrübenden Eindruck gemacht. Besonders jetzt, wo sogar die unruhigsten Köpfe Preussens bei Aufhebung der Bürger-Versammlung, bei dem Verbot, daß nicht einmahl in Privat-Häuser die protestantischen Freunde zur Gesellschaft geladen zusammenkommen dürften, sich ruhig den Policei-Maasregeln unterwerfen, die ihnen ungerecht und ungesetzlich erscheinen und den Betheiligten sogar das gerichtliche Gehör verschlossen, den letzten Trost des Bürgers, wenn er glaubt, daß ihm Unrecht geschieht. Die kleine Brochüre über Rede-Freiheit und Provokation auf rechtliches Gehör drückt dies deutlich aus, und ich scheue mich nicht darauf aufmerksam zu machen, wenn gleich Dr. Jakoby der Verfasser ist, denn mein König übt Gerechtigkeit ohne Ansehn der Person und leiht dem wahren Wort sein Ohr, von wo es auch erschallen mag. Preussen, der Hort wahrer, ächter Treue, sieht sich verdächtig vor der ganzen Welt, als wenn es heute in seinem Schooße birgt, was vor 14 Jahren sträfliches in Deutschland befürchtet wurde; es sieht sich mißtrauisch überwacht, und Mißtrauen erzeugt Argwohn, und das schönste Band zwischen Volk und Fürst wird gelockert . . .

3. Die Bestimmung wegen der Gesetze vom 29. März 1844 in Bezug auf die richterlichen Beamten[1]). Der veröffentlichte Landtags-Abschied erklärt, daß diese Gesetze nicht Veränderungen in Eigenthums- und Personen-Recht zum Gegenstande haben noch auch irgend ein besonderes Interesse der Provinz berühren. Das Volk sieht dies aber so ganz anders an, es kann sich nicht daran gewöhnen, daß seine Mitbürger, sobald sie ein Königliches Amt annehmen, aufhören zum Volke zu gehören, das sie aufnimmt und wieder aufnehmen muß, sobald sie den Dienst verlassen, in dem sie doch nur das Interesse des Vaterlandes wahrzunehmen haben. Denn der Staat stellt seine Beamten doch nur einzig in dieser Absicht zu diesem alleinigen Zweck an und bezahlt sie doch auch nur mit dem Gelde, welches das Volk dazu aufbringt und dazu hergiebt. Das Volk hält sich für eine große Familie, in der jeder seine besondere Stelle und seine Verpflichtungen gegen die Gesammtheit zu erfüllen hat, stellt keinen ausgesondert, einzeln ausserhalb dem Verbande, dem Volke entfremdet hin, und daher fühlt es mit jedem Stande dessen Sorgen, dessen Leiden, dessen Bekümmernisse, und seine Vertreter haben sich bisher für berechtigt, ja für verpflichtet gehalten, bittend um Abhülfe von Übelständen dem Throne zu nahen, die einen großen Theil der Mitbürger treffen und zugleich auch dadurch das Gesammt-Interesse des Landes berühren, als die Personen- und Eigenthums-Rechte des Volkes gerade vom Richter-Stande beurtheilt und entschieden werden. Die Stellung des Richters greift also wesentlich in das Leben und in die Interessen des Volkes ein, und die Ehrenhaftigkeit, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gibt zu dem nicht anders als durch richterlichen Spruch absetzbaren Richter ein ganz anderes Vertrauen als zu dem der Disciplinar-Gewalt unterworfenen.

Vier Landtage, die diese Angelegenheit beriethen, also die Hälfte des ganzen Staates, sprachen den Wunsch des Volkes aus, dem wohl alle Landtage in der Beurtheilung der Sache beigetreten wären, hätten sie diesen Gegenstand der Berathung unterworfen, und die frohe Erwartung des Landes ging dahin, daß Euer Königliche Majestät, wenn auch selbst nicht die Besorgniß der treuen Unterthanen theilend, doch um einem so großen Theil des Volkes Ruhe zu geben und Freude zu bereiten, allergnädigst eine Bestimmung zurücknehmen würden, durch die Preussens Bewohner den Rechtsboden erschüttert halten. Man hoffte dies um so mehr, als für die Maasregel nur der eine Grund angeführt ist, daß die Entfernung richterlicher Beamten auf dem Disciplinar-Wege zur Sicherung einer unparteiischen und gründlichen Rechtspflege sowie zur Aufrechthaltung der Würde und Ehrenhaftigkeit des Richter-Standes unbedingt nothwendig wäre, und dieser Grund nicht Glauben findet, weil ohne diese verändernde Bestimmung der preußische Richterstand gerade die hohe Achtung sich erworben und durch Jahrhunderte erhalten hat, die ihn heute auszeichnet, und weil der Minister Mühler in neuester Zeit ein Lob den preußischen Richtern öffentlich giebt, welches fast unglaublich erscheint, und weil niemand befürchten mag, daß in so kurzer Zeit eine so entwürdigende Richtung im Richter-Stande sich kundgegeben hat, daß neue veränderte Maasregeln nothwendig sind, um seine Würde zu erhalten. O! hätten Euer Königliche Majestät hier, wo wohl keiner wirklich Gefahr befürchtet, so allgemein ausgesprochener Bitte gnädige Gewährung gegeben, es hätte ebenso wohlthätig als jetzt die Verweigerung niederschlagend gewirkt, während noch alle richterliche Beamte jetzt tief gebeugt den Vorwurf gesunkener Würde ihres Standes tragen müssen.

4. Untergeordnet, aber doch sehr aufregend hat auch folgendes gewirkt. Der Polizei-Präsident Abegg ward versetzt, wie man sagt, weil er Anstand nahm, nach dem Willen des Oberpräsidenten strengere Maasregeln anzuwenden, als nach den bestehenden Gesetzen erlaubt sind. Er hat in Königsberg studirt, als Doktor promovirt, als Docent Vorlesungen daselbst gehalten und in einer langen Amtsführung, die ihn so vielfach mit der Universität in Berührung gebracht, stets das

---

[1]) Gesetz vom 29. März über die Absetzung und Versetzung der Beamten (auch der richterlichen) im Disciplinarwege.

Streben bezeigt, mit der möglichsten Schonung der Personen dem Gesetze die nöthige Geltung zu verschaffen. In Anerkennung dessen wurde im akademischen Senate der Vorschlag gemacht, ihm die Inskription ohne alle weitere Beziehung zur Erinnerung zu verleihen. Der Vorschlag ging nicht durch, und dennoch sind die ehrenwerthesten Professoren auf einen direkten Befehl vom Ministerium infolge einer heimlichen Angabe zur gerichtlichen Untersuchung gezogen. Da nun Abegg nicht als Strafe versetzt ist, ihm nirgend ein Dienst- oder sonstiges Vergehen zur Last gelegt oder auch nur ein Tadel gegen ihn öffentlich ausgesprochen ist, so frägt die Menge erstaunt, was kann in dem bloßen Vorschlag unrechtes liegen, das solches Verfahren rechtfertigt? Sollen jetzt die im Staatsdienst stehenden Personen nicht nach öffentlicher Aussprache, sondern nach Muthmassungen ihre Schritte einrichten? sollen sie ablauschen, abhorchen, ob wohl jemand den Vorgesetzten mißliebig ist, und wenn dies nur scheint, aus schuldiger Rücksicht schon nicht mehr sich unterstehen, einem solchen Manne irgend eine Freundlichkeit zu beweisen, soll jede eigene Überzeugung so arg unter dem Willen der Obern aufgegeben werden, daß im andern Falle Untersuchungen und Strafen folgen? und sagt, eine solche Unterwerfung ist noch nie in Preussen gefordert worden!!

5. hat auch die Stelle im Landtags-Abschied schmerzlich überrascht, wo bei Gelegenheit der Verfassungs-Frage die Minorität so lobend über die Majorität gestellt ist. Wer richtig die Stimmung und Richtung des Landes kennt, hätte nur dagegen rathen können, denn hier ist die Majorität im Landtage auch die ungemein große im Lande. Die Minorität hat nur einen sehr kleinen abgeschlossenen Kreis und gerade durch jenes Specialvotum so sehr an Vertrauen und Achtung verlohren, daß in allen Kreisen, wo die Wahl einen größeren Spielraum hat und nicht wie in Westpreussen jeder landräthliche Kreis in sich und so in der Regel den noch die Wahl leitenden Landrath wählt, die nun zur Wahl gekommenen Mitglieder der Minorität nicht wieder gewählt sind. Es muß daher jeden Unbefangenen schmerzen, wenn Personen von seinem Könige belobt und vorgezogen werden, die das Land zurücksetzt und umgekehrt. Man darf sich nicht täuschen, die Zeit ist nicht mehr, wo durch so gesprochenes Lob oder Tadel die Gesinnung geändert wird, und daher ist es nicht gut, wenn das Wort des Königs in Widerspruch mit der allgemeinen Stimme tritt.

In meinem allerunterthänigsten Vorstellen vom 14. November 1844 bemerkte ich, daß, als der preußische Landtag 1843 seiner Bestimmung gemäß der wahre Vertreter der Volkswünsche und Interessen sich zeigte, vertrauungsvoll das gesammte Volk und auch einzelne Parteien sich dem gesetzlichen Organ wieder zu- und von der dadurch ganz bedeutungslos gewordenen Klique abgewandt hätten u. s. w. Euer Königliche Majestät geruhten darauf in der so gnädigen Erwiederung mich auf alles dasjenige aufmerksam zu machen, was nach des Landtages wohlthätigen Fluthen wieder angespült ist und wie wenig derselbe demnach genützt hätte. Darf ich allerunterthänigst darauf aufmerksam machen, wie der Landtag (um bei dem von Euer Königlichen Majestät gewählten Bilde zu bleiben) die befruchtenden Fluthen nur anstauen und es nur in Euer Königlichen Majestät Hände legen konnte, sie segensreich weithin über das ganze Land ausströhmen zu lassen. Euer Königlicher Majestät hoher Wille hielt die Schleusen noch verschlossen, und so konnten auch die gewünschten und gerechtfertigten Folgen nicht eintreten, vielmehr sehr schmerzlich getäuscht, wandten sich viele wieder zurück, wie der Mensch, wenn er hoffnungslos mit dem Strome kämpft, auch nach dem Strohhalm greift. Hätte der Landtag für die geistigen Bedürfnisse auch nur einige Gewährung gebracht, es wäre nicht also geschehen und gar vieles hätte sich ganz anders gestaltet. Stets in seinen Erwartungen getäuscht, fängt das Volk schon an, wenig mehr vom Gouvernement zu hoffen, und neigt sich zu dem Glauben, nur von großen Weltbegebenheiten, die einst die schöne Morgenröthe seiner Hoffnungen und Wünsche hervorriefen, die Erreichung des so ersehnten Zustandes zu erwarten, und klammert sich, da ihm Gewisses fehlt, an Zufälligem und Ungewissem. Es wird sich nicht auflehnen

gegen die Macht, es wird fortfahren, sich ihr zu unterwerfen und seine Pflichten zu erfüllen, aber es wird im Augenblicke der Gefahr eine solche Macht nicht mit Leib und Leben schützen und vertheidigen, sondern vielleicht läßig, müßig zusehen, wie des Schicksaals Hand damit spielt und leicht wieder losreißt und trennt, was nur Volkshingabe erstreiten, nur Volksliebe erhalten konnte. Die Auftritte im Posenschen und Westpreussen, so unvernünftig als bedeutungslos in heutiger Zeit, zeugen aber doch von dem Geiste der Unzufriedenheit, und dieser wird gefährlich, wenn äußere Kämpfe die ganze Kraft des Volkes in Anspruch nehmen. Es wird dem Bestreben einzelner Minister gelingen, daß das Volk öffentlich weniger spricht, daß es behutsamer sich zeigt, daß im eigenen Lande weniger gedruckt wird, ist aber dadurch der Geist beschwichtigt, ist das vermeintliche Übel dann aber auch wirklich gehoben? oder ist nicht vielmehr dadurch nur das Gift so recht in den Körper zurückgedrängt, damit es heimlich um so mächtiger, um so zerstöhrender um sich greife, bis an das Herz des Volkes? während, wenn dasselbe nach aussen sich Luft gemacht und richtig behandelt, zur Genesung und Stärkung geführt hätte. O! daß die Rathgeber der Fürsten solche Zustände stets anders ansehen als die Völker, daß sie stets bemüht sind, eine Macht gegen diese zu bilden, während keine Macht dauernd bestehend anders als im Vertrauen und in der Liebe des Volkes zu gründen möglich ist. Deßhalb wage ich es auch Euer Königliche Majestät um Schritte anzuflehen, die das gesunkene Vertrauen wieder beleben, das Volk mit seinen Erwartungen wieder zu seiner Regierung zurückführen, dasselbe mit seinem Thron und seinen Interessen wieder verschmelzen und bei Aufgabe alles provinziellen und individuellen im großen Volksbewußtsein des gesammten Staates seinen Stolz, sein Glück suchen und finden läßt. Es ist das eine und immer das eine, ohne dem die Völker nicht mehr zur Ruhe kommen, was der Zeitgeist fordert, der wie eine Windsbraut über die Welten dahinfährt. Auch nur erst einer oder mehrere wahrhaft freisinnige mit den Volkszuständen vertraute, mit Euer Königliche Majestät Zutrauen beehrte Männer in der Verwaltung angestellt, Aufhebung der geistigen Beschränkung, der Lehre freie Bewegung, allen Kirchen gleicher Schutz und gleiche Rechte, Freiheit der Rede und der Presse, und schon würde ein Jubelruf nicht blos Preussen, sondern ganz Deutschland, ja Europa durchtönen, und Freude würde in die Stelle des Trübsinnes und des bangen Fürchtens treten.

Ich gehöre nicht zu denen, die die Gegenwart nur behaglich wollen. Mein Leben war von früher Jugend an dem Kampfe geweiht, ich will dabei ausharren, damit es nicht nur besser werde; ich will, daß meine Kinder und Kindeskinder, umschattet von Hohenzollerns edlem Herrscherstamm, wie der Vater mit Leib und Leben freudig im äußeren Kampfe mit der blanken Waffe, im inneren Streit mit der Wahrheit in Wort und Schrift selbst vergessend und mit voller Hingebung nur den wahren Ruhm ihres Königs, das Glück des Vaterlandes erstreben mögen und nur darin ihre Zufriedenheit suchen. Jetzt, wo ich nichts weiter zu leisten vermag, finde ich eine innere Beruhigung darin, daß ich schmucklos aber wahr, parteilos und treu, mit offenem Freimuth, meinem hochverehrten Könige die Zustände und innere Stimmung seines Volkes darlegen darf. Ich bin es mir klar bewußt, klar weiß ich, daß ich erflehe, was viele und mächtige Gegner hat, ich weiß es, gegen wen ich alles meine Stimme richte, ich weiß aber auch, zu wem ich sie erhebe, und im Bewußtsein der Reinheit meiner Absicht, rufe ich mit meinem Ahn, mit Luther[1]), aus: „Gott helfe mir, ich kann nicht anders!“ und ersterbe in tiefster Devotion als Euer Königlicher Majestät

allerunterthänigster treu gehorsamster

E. v. Saucken“.

Tarputschen den 15. 1. 46. Kpt.

[1]) Ein Saucken hatte ein Fräulein v. Kunheim, Enkelin Luther's, geheirathet.

Herman Grimm.

Persönliche Erinnerungen
von
Walther Gensel.

[Nachdruck untersagt.]

Das Leben der Meisten von uns ist ein Hasten und Drängen und Sichzersplittern. Jeden Morgen und jeden Abend die Zeitung, die Politik, die Neuigkeiten aus allen Theilen der Welt und des Lebens. Und neben und nach der Tagesarbeit die Vereine und Gesellschaften, die Ausstellungen und Theater, die neuen Bücher und die Zeitschriften. Mit jeder Minute wird gegeizt, und doch gibt es nur wenige, aus denen wir dauernden Nutzen ziehen. Aber dann kommen die stillen Feiertage, an denen man, um mit Ruskin zu reden, in die Schatzkammern der Könige steigt. Wo man die „Iphigenie" oder den „Faust" oder ein Drama Shakespeare's vornimmt; oder einen Satz von Beethoven spielt; oder sich in die Malereien der sixtinischen Capelle vertieft. Und wo man meint, daß man sie noch nie so genossen habe und jetzt erst beginne, sie recht zu verstehen. Und daß alles Andere eigentlich schal und nichtig und das Leben reichlich ausgefüllt sei, wenn man nur mit diesen Größten verkehrte. Und dann beschleicht uns wohl ein heimlicher Neid auf die begnadeten Männer, die in reiner Luft auf der Höhe wandeln und mit jenen Geistern ewige Zwiesprache halten. Ein solcher begnadeter Mann war Herman Grimm.

Seine Bedeutung als Dichter, Schriftsteller und Gelehrter zu schildern, kann hier um so weniger meine Aufgabe sein, als dies gelegentlich seines siebzigsten Geburtstages von Wilhelm Bölsche in ausführlicher und schönster Weise gethan worden ist. Ich will nur versuchen, das in Worte zu fassen, was wir Jüngeren an ihm verloren haben, die wir uns mit freudigem Stolze seine Schüler nennen, denen es vergönnt war, zu seinen Füßen in der Universität und Auge in Auge in den stillen Räumen der Matthäikirchstraße an seinen Lippen zu hängen. Und wenn dabei ein Zug nicht völlig der Wirklichkeit entsprechen sollte, weil mein Bild sich nicht aus den Eindrücken eines dauernden Verkehrs, sondern aus über ein Jahrzehnt verstreuten Einzelerinnerungen zusammensetzt, so würde er, wenn er noch lebte, es mir am ersten

verzeihen, da es ihm ja weniger um den absoluten Werth der großen Männer zu thun war, als um das, was von ihrem Wesen in das seinige überging.

Zuerst lernte ich ihn als akademischen Lehrer kennen. Das war lange nach der Zeit, da er mit seinen Vorlesungen über Goethe, diesem schönsten Bekenntniß, das wir über den größten Deutschen besitzen, eine begeisterte Schar von Zuhörern um sich geworben hatte. Das Alter hatte ihm schon manche Spuren aufgedrückt. Oftmals mußten wir vor der geschlossenen Thür umkehren, in dem einen Semester so oft, daß er sich verpflichtet fühlte, uns die Hälfte des Honorars zurückzuerstatten. Das Thema lautete „Geschichte des geistigen Lebens im neunzehnten Jahrhundert“. Es war so umfassend, daß er es in einem halben Jahre nicht nur nicht zu erledigen, sondern kaum bis über die Einleitung hinauszuführen vermochte. Shakespeare wurde als die Weltmacht dargestellt, die über dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert unsichtbar thront; an Voltaire und Rousseau, die eigentlichen Beherrscher des Geisteslebens im achtzehnten Jahrhundert, wurden Klopstock und Lessing angereiht. . . . Ein mittelgroßer Hörsaal mit achtzig bis hundert Sitzplätzen, die meist schon eine Viertelstunde vor Beginn der Vorlesung besetzt waren, so daß die später Kommenden stehen mußten. Hinter uns das Skioptikon, dessen außerordentlichen Werth für die Vorlesungen Grimm zuerst in Deutschland erkannt hatte, vor uns die große, weiße Wand, auf die die Bilder geworfen wurden. Unter den Zuhörern viele Angehörige anderer Facultäten, mehrere graubärtige Männer, hin und wieder wohl auch ein Officier. Keine Damen, da er sich vor ihnen in seiner Redefreiheit beengt fühlte, was er übrigens selbst als ein Vorurtheil bezeichnete. Von der kleinen Gruppe seiner wärmsten und treusten Verehrer ist einer jetzt Theaterkritiker, einer Kunstreferent, ein Dritter den Lesern der „Deutschen Rundschau“ als treuer Gehülfe ihres Herausgebers wohlbekannt. Ein Stimmengewirr, aus dem man Meinungen über die neuesten Erlebnisse in Literatur und Kunst zu vernehmen vermochte. Dann plötzliche Stille. Der Meister trat ein.

Studenten sind ein undankbares und wenig ehrfürchtiges Volk. Daß wir immer zufrieden gewesen wären, könnte ich nicht sagen. Manche von Herman Grimm's oft kühnen und zuweilen ein wenig verwunderlichen Aussprüchen, die eben nur aus dem Augenblick heraus zu erklären waren, erregten unseren Widerspruch. Und doch verehrten wir ihn von ganzem Herzen, denn es verging kaum eine Vorlesung, die uns nicht um eine große und neue Anregung bereichert, nicht ein ganz neues Licht auf ein Werk oder einen Mann oder selbst eine ganze Zeit geworfen hätte. Es waren Gedanken, die man nicht Schwarz auf Weiß nach Hause zu tragen brauchte, sondern die sich ganz von selbst und unverlöschlich ins Gedächtniß gruben. Niemals blieb er am Gegenstande haften, immer wurden weite Ausblicke gegeben, die Werke der Größten zum Vergleiche herangezogen, der Zusammenhang der bildenden Kunst mit der Dichtung und der ganzen Cultur betont. Was man in den anderen Collegien als Einzelnes gelernt hatte, fügte sich hier zum Ganzen zusammen. Von einem Christusbilde ausgehend skizzirte Grimm mit wenigen Strichen die Stellung des Weltheilands in der gesammten Kunst; an das Gretchen vor dem

Muttergottesbilde von Cornelius schloß sich sofort die Erörterung an, wie dieselbe Scene bei den anderen Künstlern behandelt worden, und zwar so, daß ihr Stil- und Geistesunterschied in allerhöchstem Maße deutlich wurde. Am Wärmsten aber wurde unser Lehrer doch immer, wenn er auf die ganz großen Männer zu reden kam. Der Nietzsche'sche Gedanke, daß die Weltgeschichte nur der Umweg der Natur sei, um zu einigen wenigen großen Männern zu gelangen, könnte, wenn gleich nicht in dieser brutalen Fassung, auch von Grimm stammen. Die großen Männer aber waren für ihn die Dichter, Homer, Dante, Shakespeare, Goethe. „Arbeit hat die Völker groß gemacht, größer sie aber Kunst und Dichtung.“ So heißt es in den „Unüberwindlichen Mächten“, diesem seltsamen Roman, an dem man so Vieles aussetzen kann, und dem sein geistiger Gehalt doch eine hohe Stelle in unserer Literatur sichert. Und fast dasselbe lesen wir in der dritten Auflage des „Michelangelo“: „Mag in den letzten Jahren durch Staatsmänner und Feldherren geschehen sein, was da will, mögen wir diese Männer mit Alexander und Perikles vergleichen, immer werden doch die Jahre nicht ausbleiben wieder, wo das richtende Urtheil der Geschichte Homer und Phidias höher stellt als Alexander und Perikles. Die deutsche Einheit wurde durch den letzten Krieg sichtbar gemacht, aber sie stammt von den Männern her, welche, da sie eine einige deutsche Sprache schufen und ihre herrlichen Gedanken in ihr niederlegten, den Gedanken dieser Einheit zum ersten Male möglich machten.“

In seinem letzten Aufsatze, der Einleitung zur Neubearbeitung seines Raphael, hat Grimm zu präcisiren gesucht, was jeder von den genannten vier Dichtern für die Entwicklung der Menschheit bedeutet. Eigenthümlicherweise setzt er hier noch David vor ihre Reihe. Es ist wohl kein Zufall, daß der Dichter der Psalmen auf ihn erst dann einen so großen Einfluß gewonnen hat, als er selbst das Alter des Psalmisten erreicht hatte. Merkwürdig ist es nun, wie er sich mit den Männern abfindet, die er nicht minder als jene bewundert und die er ihnen doch nicht ohne Weiteres anzugliedern vermag. Da ist vor Allem Jesus Christus. Jedesmal, wenn er auf den Stifter der christlichen Religion zu sprechen kommt, wird er in seinen Ausdrücken äußerst vorsichtig. Wir erfahren nicht einmal, ob er ihn als Menschen oder als Gottessohn verehrt hat. „Christus kennen wir nicht. Ihn staunen wir an.“ Aber kennen wir Homer und David denn besser? Noch schwieriger stand es mit Bismarck, auf den doch die oben citirten Sätze nicht zum geringsten Theile gemünzt waren, den er lange gewissermaßen als seinen Gegner hatte betrachten müssen und dessen zauberhafte Persönlichkeit ihn schließlich doch bezwungen hat. Sollte er nun Alles widerrufen, was er einst geschrieben? Auch ihn sucht er als Schriftsteller zu fassen. „Dieses Buch,“ heißt es von den ‚Gedanken und Erinnerungen‘, „ist das Werk eines Geschichtschreibers höchsten Ranges, das Bismarck's Namen sicherer der Nachwelt überliefern würde als all' das, was er sonst geschrieben, ja was er gethan.“ Dazu will es dann freilich nicht recht stimmen, daß er Bismarck's Hauptverdienst darin sieht, uns „die uns heute völlig beherrschende Gewißheit unserer Einheit, verbunden mit dem Gefühle politischer Souveränität“ verliehen zu haben. Und schließlich kam er

auch dazu, in Raphael vor Allem den Dichter zu sehen. Bei meinem letzten Besuche traf ich ihn vor einer jener Photographien, die Alinari von einzelnen Köpfen der Disputa hergestellt hat. Es waren Paulus und Adam. Von der Haltung der Köpfe und dem Ausdruck der Stirn und der Augen ausgehend, erzählte er mir schließlich ein ganzes Zwiegespräch, das die Beiden da miteinander führen sollten. „Wie kann man nur die Holländer so bewundern," fuhr er dann fort, „die geben Einem ja gar keine Gedanken." Behauptungen wie diese waren natürlich Wasser auf die Mühle Derjenigen, die ihm überhaupt jedes eigentliche künstlerische Verständniß absprachen. Vom Standpunkte mancher unserer Neuesten aus, die immer das Wort „reinkünstlerisch" im Munde führen und jeden Gedanken verabscheuen, wohl weil sie selbst keinen haben, ist dieser Vorwurf begreiflich, und Grimm ist vermuthlich stolz auf ihn gewesen. Es hat eben immer zwei Richtungen bei der Betrachtung von Kunstwerken gegeben, von denen die eine in dem trivialen Worte gipfelt: „Ein Maler muß malen können", während die andere mit Ruskin dasjenige Kunstwerk als das höchste ansieht, das die größte Fülle erhabener Gedanken in uns erweckt. Es bleibt Jedem überlassen, sich mit der ersteren Anschauung zu begnügen; deswegen aber die andere zu schmähen, ist nur dem Ungebildeten gestattet. Die innere Bereicherung war für Grimm das in erster Linie in Frage Kommende. Am meisten Verwandtschaft hatte er mit Carlyle und Ruskin, diesen „Verderbern der Jugend", wie ich sie neulich erst wieder nennen hörte. Gewiß, sie — und ebenso Grimm und ebenso Treitschke — vermögen für die gefährlich zu werden, die das Nebensächliche und Bedenkliche, das nur aus bestimmten Absichten und Stimmungen heraus zu Verstehende nicht von dem Kern zu scheiden wissen. Diesen Männern aber ist das Leben in freier Schönheit und Thatkraft das Ideal, sie besitzen die durchaus persönliche Stellungnahme allen Dingen und Ereignissen gegenüber, die unbedingte Heldenverehrung, die göttliche Nichtachtung alles Kleinkrams. Das ist das Bezaubernde an ihnen.

Daß Grimm's großzügige Darstellungsweise, sein Schreiten von Gipfel zu Gipfel, seine Zusammenfassung verschiedener Disciplinen Vielen ein Dorn im Auge war, läßt sich begreifen. Auch daß er neben den Allergrößten die Großen stark in den Schatten stellte, wurde ihm verargt. Zugestanden, daß es nicht gut wäre, wenn alle Universitätslehrer so wären wie er. Aber dafür sorgt die Natur der Dinge schon hinlänglich. Wir verlieren leicht aus den Augen, daß das Studium der schönen Wissenschaften auf unseren Universitäten aus zwei sehr verschiedenen Factoren besteht, aus den Vorträgen, die anregen, Begeisterung erwecken, und den Seminarübungen, die zum wissenschaftlichen Arbeiten anleiten sollen. Nicht immer ist ein guter Redner auch ein guter Seminarlehrer und umgekehrt. Viele junge Studirende sind deshalb zunächst aufs Stärkste enttäuscht; vielen aber auch wird es ergangen sein wie mir, dem Herman Grimm das heilsame Gegengewicht bildete gegen solche Historiker, die über der Wahrheit der Dinge ihren Werth aus den Augen verlieren, gegen solche Philologen, denen am Dialekt des herrlichsten Epos mehr liegt als an seinem Inhalt, gegen solche Kunsthistoriker, denen die Verfasserfrage höher steht als das Kunstwerk. Dabei ist es aber eine Ver=

leumdung, zu sagen, daß er von seinen Schülern kein ernsthaftes Arbeiten verlangt hätte. Man müßte denn bestreiten, daß es wichtiger sei, sich in ein Werk völlig zu vertiefen und seinen künstlerischen Geist ganz auszuschöpfen, als festzustellen, ob es im Jahre 1527 oder 1528 entstanden ist.

Zu dem großen Eindruck, den Grimm's Vorträge ausübten, kam dann die Lectüre seiner Bücher, zunächst des „Goethe“ und des „Michelangelo“, dann, je nach ihrem Erscheinen oder mehr zufällig, der Essays; viel später des „Homer“ und der Dichtungen. Was hier von der unmittelbaren Wirkung der Persönlichkeit verloren ging, wurde durch den wundervollen, durchaus eigenartigen Stil Grimm's ersetzt. Viele haben ihn für manierirt erklärt. Aber es ist einzig und allein der Ausfluß des Strebens, so eindringlich wie möglich zu sein. Lange Perioden wechseln mit einzelnen Wortgruppen ohne Subject und Prädicat ab. Manchmal wird ein besonders zu betonendes Wort zwischen zwei Punkten noch einmal wiederholt. Der Eindruck der Gedankenentwicklung wird so in allerhöchstem Maße gegeben. Denn im Gehirn entstehen oft ganz ruhig lange Gedankenreihen, während dann wieder ein einzelner Begriff blitzartig aufzuckt. Daß dieser Stil nicht mühelos hingeschrieben, sondern das Ergebniß langwieriger Arbeit ist, wurde hier schon auseinandergesetzt, wird aber jedem tiefer Eindringenden von selbst klar werden. Er ist der genaue Gegensatz dessen, der uns neuerdings angepriesen wird, des amüsanten Stils. Eine Geschichtschreibung im Feuilletonstil wäre das Widerwärtigste, das uns beschert werden könnte. Alle großen Historiker sind prägnant, scharf, zuweilen eckig. Ihre Worte klingen wie hartes Metall.

So konnte schon der Hörer und Leser Grimm's einen starken Eindruck von seinem Wesen gewinnen. Ihn ganz verstehen lernte man doch erst im persönlichen Verkehr. Hier erst erkannte man seine Güte und seinen Humor, seine liebevolle Antheilnahme an allem Bedeutenden im Leben. Und vor Allem seine wundervolle Naivetät. Er gehörte zu den Wenigen, die wirklich zu lesen, zu hören und zu sehen verstehen. Wenn wir an ein Werk der Dichtung oder der bildenden Kunst heran gehen, sind wir durch Commentare, historische Erwägungen und dergleichen meist schon voreingenommen. Grimm vermochte auch vor den Werken, über die schon tausende von Büchern erschienen sind, noch unbefangen zu sein. Das schönste Zeichen dafür ist sein „Homer“. Charakteristisch ist auch die Antwort, die er einem Schüler gab, der ihn nach der besten Ausgabe des „Faust“ gefragt hatte: Reclam. Nicht die Werke aus ihrer Zeit heraus zu erklären, sondern sie zeitlos, ihrem ewigen allgemein verständlichen Inhalte nach zu genießen, darauf kommt es zunächst an. Bleibt dann noch ein Rest, so mag der Commentator hülfreich einspringen. Sagen sie aber aus sich heraus uns gar nichts, so ist auch dessen Arbeit vergeblich.

Mit dieser Unbefangenheit ging eine unverbrüchliche, oft bis zur Schroffheit gehende Wahrheitsliebe Hand in Hand. Auch darin glich er den Beiden, neben die ich ihn schon gestellt habe. Carlyle machte sich mit den bedeutendsten seiner Schriften leidenschaftliche Gegner; Ruskin lehnte fast die ganze Antike als unvereinbar mit dem christlichen Empfinden ab. Auch Grimm machte aus seinen Neigungen und Abneigungen kein Hehl, mochten sie nun Vergangenes oder

lebende Personen betreffen. Auch er hat sich manchen Feind geschaffen. Um so mehr konnte man auf seine Aufrichtigkeit bauen. Deshalb ermunterte sein Lob auch so sehr und ging sein Tadel so tief. Unvergeßlich ist es mir, wie er mir einmal über eine Arbeit sagte: „Das ist schlecht, so etwas dürfen Sie nicht schreiben.“ Die Arbeit war sonst günstig aufgenommen worden, ich fühlte mich zu Unrecht getadelt und fragte deshalb beim Abschied noch einmal: „War es denn *so* schlecht?“ Da sah er mich von oben bis unten an, und fast barsch kam es heraus: „Wünschen Sie vielleicht, daß ich Ihnen Complimente mache?“ Hinterher sah ich ein, wie recht er gehabt hatte, und daß ein leichter Tadel hier nicht am Platze gewesen wäre. Wie er sich nicht wegwarf, so sollten sich auch seine Schüler nicht wegwerfen. Nein, Complimente machen, darauf verstand er sich nicht; dafür war er aber auch keiner von Denen, die ins Gesicht schmeicheln und hinter dem Rücken schlecht reden.

Deshalb holte man sich auch in schwierigen Lebenslagen so gern Rath bei ihm. Auch hier steht eine Unterredung greifbar deutlich vor mir. Für die Meisten ist das Examen ein ersehnter Abschluß, nach dem sie gemächlich ins Amt einrücken. Ich aber wußte nicht ein noch aus und stand dem großen Leben in völliger Hülflosigkeit gegenüber. Was er mir damals sagte, kann ich nicht wörtlich wieder geben, es lautete aber ungefähr so: „Gehen Sie nach Amerika oder wenigstens nach London oder Paris. Lernen Sie das Leben kennen. Wenn etwas Gutes in Ihnen steckt, wird es schon heraus kommen. Gehen Sie aber zu Grunde, so war es um Sie nicht schade. Seien Sie ein Mann Ihrer Zeit.“ Welcher akademische Lehrer hätte mir damals einen Rath gegeben, der so tief im Herzen Wurzel geschlagen! „Lernen Sie das Leben kennen, seien Sie ein Mann Ihrer Zeit!“ So klang es lange in mir nach. Und ich ging wirklich ins Ausland. Ob er wohl später je daran gedacht hat, daß es auf seine Veranlassung geschehen?

Eine seltsame Mischung von Modernität und Haften am Alten war in dem Manne. Er wollte mit seiner Zeit gehen, ja er wollte ihr voran eilen, und doch lag fast Alles, was ihm lieb und theuer war, in der Vergangenheit. Von den bildenden Künstlern des neunzehnten Jahrhunderts stand ihm Cornelius am nächsten, dieser Feuergeist, dem sicher viel Unrecht geschehen ist, der aber doch mehr ein Recapitulator der Vergangenheit als ein Führer auf neuen Pfaden war. Arnold Böcklin hat er in dieser Zeitschrift einen wunderschönen Aufsatz gewidmet, bei dem man aber doch nicht ganz den Eindruck verliert, als habe es ihm einige Mühe gekostet, zur Bewunderung dieses Mannes durchzudringen. Bei den zeitgenössischen Künstlern und Schriftstellern wurden seine Neigungen zum Theil durch den Zufall, wie bei Burnand und Mistral, zum Theil durch persönliche Beziehungen mit bestimmt. Nur einmal hat er sich über die „Secession“ ausgesprochen, in Spemann's „Goldenem Buche der Kunst“. Seine schönste Aufgabe war und blieb es doch, das Goethe'sche Vermächtniß zu hüten und es durch die Fährlichkeiten einer an politischen Wirrnissen reichen Epoche in eine bessere Zeit zu retten, damit es dort wieder reiche Früchte zeitigen könnte. Und das ist ihm gelungen. Die Saat, die er gesäet, beginnt überall aufzugehen. An die Stelle der Goethe-Philologie, deren Verdienste darum nicht geschmälert werden sollen, tritt die lebendige

Goethe-Verehrung, an die Stelle des „Was war Goethe?“ auch hier das „Was ist uns Goethe?“

Den tiefsten Einblick in die zwei Seelen, die in ihm wohnten, gewinnt man aus den „Unüberwindlichen Mächten“. Er hatte in seiner Jugend viel von Arthur, dem Helden seines Romans, der mit seinen veralteten Anschauungen in ein ganz neues Milieu gestellt worden ist und darin auch dann nothwendig zu Grunde gehen müßte, wenn ihn nicht eine heimtückische Kugel niederstreckte. Aeltere Männer, die in den fünfziger Jahren in der Berliner Gesellschaft verkehrt, haben mir oft von dem jungen Manne gesprochen, aus dem Niemand klug wurde, der keinen Beruf hatte, und von dem man nur wußte, daß er der „Sohn der Brüder Grimm“ sei und Dramen schrieb. So stolz er auf seine geistig adlige Abstammung war, so muß er doch unter ihr gelitten haben. Er war innig davon überzeugt, daß die Männer des Geistes allein die wahre Menschlichkeit besitzen, und blickte doch zuweilen sehnsüchtig auf die Männer der That. Er stand mit beiden Füßen in dem Deutschland der Humanität und der Romantik und schwärmte doch für Amerika, das mit keiner Vergangenheit belastet, in dem Jeder auf sich selbst gestellt ist. Er schilderte in einem glühenden Capitel die Begeisterung des Jahres 1866 und fand doch gleich wieder, daß seine eigenen höheren Ideale dadurch im Grunde geschädigt wurden. Er fühlte sich in einsamer Höhe und wünschte doch immer wieder die Wirkung in die Breite. Manchmal meint man, er hätte Volksredner werden mögen. Aber sein aristokratisches Wesen hielt ihn davon zurück, wie Ruskin in die Arena hinab zu steigen.

Das „Geheimräthliche“ in ihm hat in den letzten Jahren manche Leute abgestoßen. Mag sein, daß er auch hierin — unbewußt — von Goethe beeinflußt war. Jedenfalls kehrte er es absichtlich nur solchen Leuten gegenüber heraus, die er nicht leiden konnte. Zu Hause war davon nichts zu spüren. Da war er ganz unbefangen, ganz natürlich. Und da kam auch sein Humor zum Durchbruch. Es ist merkwürdig, wie man sich nach plötzlichen Todesfällen wieder auf die unbedeutendsten Worte besinnt, die man zuletzt aus dem Munde des Todten vernommen hat. So wird es mir unvergeßlich sein, wie er mir bei meinem letzten Besuche die Vorzüge einer in einem großen Waarenhause gekauften Wurst rühmte und an meinen Cylinderhut eine heitere Geschichte aus Paris knüpfte. Nein, dieser Mann stand der Welt nicht fremd gegenüber.

Und nun ist es für immer aus mit diesen weihevollen Stunden in der Matthäikirchstraße, von denen man stets bereichert und gegen alle Niedrigkeit gestählt zurückkam. Ein ganzes Stück deutscher Cultur ist mit Herman Grimm dahin gegangen, einem der Wenigen, die noch Menschen und nicht Berufsleute waren. Für seine Freunde und Schüler ist der Verlust unersetzlich. Das deutsche Volk aber wird noch lange an den Schätzen zehren, die er ihm hinterlassen hat. Wenn fast alle in unserer Zeit geschriebenen Bücher in den Bibliotheken modern werden, wird es noch den „Goethe“, den „Michelangelo“ und den „Homer“ lesen als Denkmäler dessen, was diese Allergrößten einem tiefen und edlen Menschen gesagt haben.

Aus der römischen Campagna.

Streifereien durch das alte Latium.

Von

Richard Voß.

I. Villa Tusculana.

Glücklich der Mann, der sein Tusculum hat! Er besitzt im Drange des Daseins ein Asyl, eine Friedensstätte. Aus dem entnervenden Getöse, dem giftigen Brodem der Großstadt rettet er sich gleich einem Schiffbrüchigen auf das wonnige Eiland ländlicher Stille, wo die von dem Arom der Wälder und Wiesen erfüllte Atmosphäre zugleich reine Lebensluft ist; wo der auf der Jagd nach einem imaginären Glück ermattete Sohn der Welt mit dem köstlichen Erdgeruch der Scholle zugleich Erfrischung und Kraft einathmet; wo wir in uns blicken, uns sammeln und ordnen können, um dann von Neuem zu streben, zu arbeiten, zu kämpfen.

Ein solcher glücklicher Sterblicher, der sein römisches „Tusculum" besaß, war ich. Es befand sich im Albanergebirge bei Frascati. Und zwar lag es unmittelbar unter den Ruinen Tusculums und jener weltberühmten Villa des Marcus Tullius Cicero

Inmitten eines immergrünen, weiten Parkes erhebt sich die Villa „Falconieri", die ich ein halbes Menschenalter bewohnte, hoch über der Campagna Roms: „der einsamen Mutter todter Reiche, gebrochener Thron' und Tempel — der Städte Niobe" . . . Und wie das Leben des Aelplers durch das Hochgebirge, das des Schiffers durch das Meer bestimmt wird, so beherrschte während der Dauer meines römischen Aufenthaltes mein Denken und Sein die Campagna. Ueberall, wo ich war, war auch sie. Beständig blickte ich auf sie herab, auf diese gewaltige broncefarbene Tafel der Weltgeschichte, die in mächtigen Trümmern die Runenschrift längst vergangener großer Geschlechter bedeckt.

Unübersehbar erstreckt sich zwischen Apennin und tyrrhenischem Meer das unvergleichliche Gefilde. Es ist eine solche Weite, daß die bedeutenden Er=

hebungen und Senkungen des vulcanischen Terrains wie Wogenkämme eines Oceans erscheinen, die steinernen Ungethüme der antiken Wasserleitungen wie kriechendes Gewürm, die meilenlangen Buschwälder an der Küste wie kleine Gehölze — das ganze „ewige" Rom mit allen seinen sieben Hügeln wie ein flacher Häuserstreif.

An einem klaren Morgen oder bei scharfer Tramontana sah ich, von meinem Schreibtisch aufblickend, das Kloster auf dem Felsengipfel des Soracte, das Schloß der Odescalchi bei Bracciano, die Ruinen von Veji und die Waldberge bei Perugia. Ich sah die Dampfschiffe, die von Civita Vecchia auslaufen, die Fischernachen von Fiumicino, die bei der Tibermündung und der heiligen Insel ihre Netze auswarfen, den Carrettiere auf der römischen Landstraße bei Porta Furba. An solchen köstlichen Tagen dunkelten die Cypressen der Villa d'Este, strahlte der Engel auf dem Grabmal Hadrian's, das Kreuz der Peterskuppel zu mir herüber. Und wenn der Sonnenuntergang den Leib dieser majestätischen Natur mit Purpur umhüllte, so sah ich den ganzen stolzen Faltenwurf des römischen Kaisermantels unter mir ausgebreitet.

Ich, der ich ein Stück Leben in dieser erhabensten Landschaft der Erde zugebracht habe, kannte sie in jeder Beleuchtung, jeder Stimmung, jedem Farbenton der verschiedenen Jahres- und Tageszeiten. Trotzdem geschah es noch häufig, daß ich neben einem dunklen Wolkenschatten in einer breiten Fluth Sonnenlichts eine antike Ruine, ein mittelalterliches Castell, einen Pinienwald, eine ganze Stadt — weit, weit hinten in dem alten mystischen Etrurien oder hoch droben auf den grauen Gipfeln der Sabina — aufleuchten sah: Stätten, die ich niemals zuvor erblickt hatte.

Zu Fuß und zu Wagen, auf dem Karren des Campagnuolen und dem Rücken meines Pferdes habe ich diese einsamen und erinnerungsreichen Gegenden durchstreift. Mit den Kohlenbrennern in den Waldungen des Cavo, den Hirten in den Wildnissen des Molarathals ward ich im Laufe der Jahre nicht weniger vertraut als mit den stattlichen Weinbauern Marino's, den armseligen Geistlichen irgend eines öden Bergnestes, den guten Mönchen weltentlegener Klöster und manchem ausgedienten wackeren Banditen, der sein Handwerk mit Bonhommie betrieben hatte.

Auf den wie steile Felsen aufgethürmten Fundamenten einer antiken Villa — der Villa des großen Schwelgers Lucull! — erhebt sich die Villa „Falconieri", einst der leuchtende Palast Borromini's, aus der silberhellen Laubfluth der Oelwälder, die hier alle Höhen bedecken, alle Tiefen füllen. Aus der Halle, welche antike Säulen tragen, trete ich unter die dreihundertjährigen Steineichen des Parks, unter deren Wipfeln auch am hellsten Tage geheimnißvolle Dämmerung herrscht. Ich schreite durch ein barockes Portal aus goldbraunem Travertin, schreite durch ein zweites hochragendes Thor, steige den Oelwald hinan, und vor mir liegt die Villa Tusculana . . .

Cicero's Tusculum! Von seinem Herrn gleich einem Kinde verhätscheltes, gleich einer Geliebten verherrlichtes Tusculum — hier oben lag es! Diese breiten, langen Böschungen, die wie natürliche Bodenerhebungen erscheinen,

waren einstmals Terrassen. Seht, wie das alte Mauerwerk aus taubengrauem Basalt — es ist opus reticulatum — überall aus dem braunen Erdreich hervorbricht, wie selbst die zu Staub zermalmte Lava der Straße mit Marmorsplittern gemischt ist!

Eine Terrasse über der anderen! Eine einzige wäre prächtig genug gewesen; und drei, vier Terrassen sind zu erkennen! Diese halb vergrabenen Stufen führten zu Cicero's Bädern hinab; dieser umgeworfene Sockel trug die Statue eines griechischen Dichters; auf diesem zerbröckelnden Piedestal aus Peperin steht, wie gestern erst eingemeißelt, der feierliche Name „Orestes“ geschrieben, und diese zertrümmerte würdevolle Gewandstatue ward laut Inschrift von den dankbaren Tusculanern ihrem Consul Cäcilius Metellus gesetzt.

Auf der Höhe, in der triumphirenden Schönheit eines Königssitzes, liegt heute die Villa „Tusculana“, wie das große verödete Haus zur Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit der classischen Stätte genannt ist.

Der winzige Fleck Erde hat eine große Geschichte.

Bereits zur Zeit der Republik wurde Tusculum, die uralte mythologische Stadt des länderumsegelnden, frauenliebenden Helden Odysseus und der schönen Hexe Circe, seiner hohen, freien Lage und landschaftlichen Reize willen Roms vornehmste und glänzendste Villencolonie. Dort, wo das tusculanische Höhengebiet gegen die sieben Tiberhügel zu am weitesten in die Ebene sich vorschiebt, verwandelte Lucullus in einem Umkreise von Meilen alles Land in Tempel, Lusthäuser und Nymphäen; in Bibliotheken, Portiken und Thermen; in Terrassen, Gärten und Säulengänge; in Wildgehege, Fischteiche und Rosengefilde. An diesen lucullischen Besitz, welchen Scharen von Freigelassenen, von Sklaven und Sklavinnen aller Provinzen und eine Menge in bleicher Schönheit strahlender Bildsäulen bevölkerten, stieß die Villa des Consuls Gabinius, die ein solches Wunder an Herrlichkeit war, daß — wie Cicero erzählt — selbst das Tusculum Lucull's daneben dürftig erschien.

Hoch über diesen beiden üppigen Landsitzen lag der buon retiro, welchen der Dictator Sulla sich erbaut hatte und welcher durch Kauf an Cicero übergegangen war. Des großen Mannes Liebe zu seinem tusculanischen Refugium machte dieses zu einer Berühmtheit des Weltreiches. „Wir befinden uns in Tusculum so wohl, daß wir nur dann mit uns zufrieden sind, wenn wir uns hier aufhalten,“ schreibt er an seinen getreuen Atticus, dem er ein anderes Mal zuruft: „Es ist wundervoll, wie allein schon der Gedanke an Tusculum uns beglückt!“ Der von Ehrgeiz verzehrte eitle Mann wird lyrisch weich und liebenswürdig, sobald seine in antiken Faltenwurf drapirte Gestalt, dem satanischen Dunstkreise Roms entrückt, auf immergrüner Höhe in dem idyllischen Frieden seines Bergasyls erscheint.

Welche Lebenskünstler die Alten waren, beweisen sie allein durch das Genie, mit dem sie die Wonnen des Landaufenthaltes zu genießen verstanden. Sie kosteten einen landschaftlichen Reiz wie ein raffinirter Feinschmecker ein köstliches Gericht, studirten die Natur wie ein Künstler die Schönheit seines Modells, wie ein Verliebter das Auge der Geliebten. Jeder Jahres- und

Tageszeit, jeder Stimmung, jedem Farbenton gaben sie denjenigen, gerade denjenigen Rahmen, dessen das Gemälde bedurfte, um zur vollsten Wirkung zu gelangen. Der Blick aus einem Säulengang auf das Gebirge beim Sonnenuntergang, auf die Meeresküste im Morgenlicht; oder die Anlage eines Porticus, die Aufstellung einer Statue war an und für sich schon ein Kunstwerk. Cicero errichtete bei seinem tusculanischen Landhause — woselbst auch die erste allgemein bekannte Sonnenuhr dem Glücklichen nur die heiteren Stunden anzeigte — zwei Gymnasien. Das eine dieser Gebäude lag höher, das andere tiefer als die Villa. Jenes hieß zur Erinnerung an Aristoteles das „Lyceum"; dieses zu Ehren Plato's die „Akademie". Im Lyceum brachte Marcus Tullius entweder bei einsamer Arbeit oder mit seinen Schülern lehrend und disputirend seine Vormittage zu. Diese festlich gehaltenen Räume lagen offen: ein Hörsaal unter freiem Himmel, mit dem Blick auf Rom, Meeresstrand und Gebirge! Hier befand sich auch die Bibliothek, mit deren Ordnung viele Schreiber beschäftigt waren, zu deren Vermehrung beständig in allen Welttheilen die Tafeln berühmter Werke gesammelt wurden, und wo Cicero eine eifrige Correspondenz führte. Die Akademie war eine Nachahmung jener in Athen. Sie war, im Gegensatz zum Lyceum, bedeckt. In den kühlen Hallen hielt sich der Hausherr an den heißen Nachmittagen auf. Hier versammelten sich um ihn seine Gäste. Sie füllten entweder zu längerem Aufenthalt das weite Haus; oder jeder Tag brachte sie zu Wagen und Sänfte aus Rom. Oder es kamen die Nachbarn des großen Mannes. Mit Lucull war er befreundet; Gabinius war sein Feind. Unter dem Consulat dieses Cröfus wurde Cicero's geliebter Ruheort durch die Banden des Clodius geplündert und in Brand gesteckt. Nicht nur Geräthschaften und Kunstwerke, selbst alte schöne Bäume ließ Gabinius dem Nachbar rauben und in sein von Schätzen überfülltes Besitzthum schleppen.

Was in Rom an geistreichen und berühmten Männern lebte, und wer dem goldenen Mittelpunkte der Erde aus den Provinzen mit einem bekannten Namen zustrebte, machte, wenn nicht zu den Feinden des großen Mannes gehörend, in Tusculum sicher Besuch. In den Gärten und unter den Arkaden wandelten sie in lichten Feiertagsgewändern. Zwischen den Bildsäulen und Hermen philosophirten und politisirten sie, besprachen Künste und Wissenschaften, Menschen und Dinge: Alles in heiterer, anmuthiger Weise, wahre Meister der Rede, ihre Sprache mit solcher Künstlerliebe behandelnd wie ein Bildhauer seinen Block griechischen Marmors. Auf Tusculum entstanden die famosen „tusculanischen Fragen"; auf Tusculum wollte Cicero den Manen seiner gestorbenen vergötterten Tochter, der reizenden Tullia, einen Tempel errichten; nach Tusculum zurück eilte er aus der Verbannung, sobald sein Fuß Italien wieder betrat; von Tusculum aus schloß er Frieden mit Julius Cäsar; in Tusculum empfing er den Besuch seines Freundes Ariates, des Königssohns von Cappadocien; in Tusculum erreichte den Proscribirten das Urtheil der Triumvirn; von seinem leuchtenden, friedlichen Tusculum flüchtend, welches Brutus gegen Antonius zu schützen suchte, ward er auf dem Wege nach Gaëta getödtet.

Als im Mittelalter zugleich mit den phantastischen Gestalten Ovid's und Virgil's auch Cicero's irdische Erscheinung eine mystische und fast mythische Persönlichkeit wurde, sprach ein deutscher Gelehrter in einer Vorrede zu den „Tusculanae" das große Wort gelassen aus: der alte Heide Marcus Tullius wäre lange vor Christi Geburt bereits Christ gewesen, wie er denn auch die gewaltigen Prophezeiungen der erythräischen Sibylle in sein geliebtes Latein übersetzt haben sollte. Wie die klugen Leute von Pozzuoli, so wollten im Mittelalter auch die nicht minder pfiffigen Tusculaner ihre „Quelle Cicero's" haben: einen Wunderbrunnen, dessen Wasser gegen den Schaden des „mal' occhio" Heilung brachte. Längst ist der poetische Born versiegt, in dessen kühler Fluth manch liebessiecher Jüngling, dem es der Blick einer grausamen Schönen angethan, sein bleiches Antlitz gebadet.

Eine liebliche Legende verklärt noch nach anderthalb Jahrtausenden jene holdselige Tullia, die von ihrem trostlosen Vater auf Tusculum ein Denkmal erhalten sollte. Als im Jahre 1485 unter dem Pontificat von Innocenz VIII. an der Via Appia die Leiche einer jungen Römerin gefunden ward: in einer solchen blühenden Schönheit, daß ganz Rom zu der jungen todten Heidin wie zu einem Mirakel wirkenden Heiligenbilde hinaus gepilgert kam — da wurde der wunderbare Leichnam von Vielen für die Tochter Cicero's gehalten, und das Volk Frascati's wollte das todte Mägdlein durchaus auf den wonnigen Höhen von Tusculum von Neuem unter Marmor und Rosen begraben.

Darnach vergingen Jahrhunderte, bis der Name von Cicero's Villa wieder genannt ward. Längst war die Stadt Tusculum durch den dämonischen Haß der siegreichen Römer zerstört worden, längst die unsinnige Pracht römischer Bauwuth, welche — gleichfalls in Cäsaren-Wahnsinn rasend — aus dem lieblichen Hügellande schließlich ein einziges prunkendes Marmorgefilde gemacht hatte, in Schutt gesunken. In der Erde lag ein Volk von Bildsäulen begraben. Mosaiken und Wandgemälde, Broncen und kostbare Vasen bildeten zusammen mit dem Mauerwerk aller Bauepochen zweier Jahrtausende — von der kyklopischen Brunnenkammer angefangen bis zum frühromanischen Säulenbogen — eine versunkene Welt. Wildniß deckte sie zu.

Dann kam auch für Tusculum die Zeit einer wundersamen Wiedergeburt. Bei der heutigen Villa „Mondragone" ward der vaticanische Antinous ausgegraben; und viele andere solcher Eingesargten wurden gleich dem Bildniß des schönsten und unseligsten aller Jünglinge zum Dasein erweckt. Rings um den tusculanischen Felsengipfel spie der Boden Marmorleiber aus, als wäre für die bildende Kunst der Tag des jüngsten Gerichts angebrochen.

Jetzt errichteten auf den Fundamenten antiker Villen Päpste und Cardinäle, Fürsten und römische Große palastähnliche Landhäuser. Die Architekten sind Borromini und Vansanzio, Giacomo della Porta und Girolamo Rainaldi. Der prachtliebende Vignola erbaute Portale, welche Monumente seines Talents und der Größe der Familien sind, die durch diese stolzen Triumphpforten aus goldig braunem Travertin in ihre königlichen Besitzthümer eingingen, und der geniale Giovanni Fontana legte Terrassen und Wasserwerke an. Hervorragende Künstler schmückten die Hallen und Säle mit Fresken. In den

Villen Muti und Montalto arbeiteten Domenichino, die Carracci und Zuccari; in der Villa Aldobrandini malte der Cavaliere d'Arpino die Plafonds, und in der Villa Falconieri befindet sich das Frühlingszimmer Carlo Maratti's. Wo Marcus Tullius ein glücklicher Mann gewesen war, baute sich unter dem Farnese Paul III. der glänzende Kirchenfürst Alessandro Ruffini ein Landhaus, welches nur für die Gäste der prunkliebenden Ehrwürdigkeit bestimmt war. Sie selbst residirte in lachender Lebensfreude in der jetzigen Villa Falconieri, diesem ältesten tusculanischen Prachtbau der Spätrenaissance.

Wiederum versinkt die Stätte Cicero's durch Jahrhunderte in Ruhe und Schweigen, bis sie im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts von Neuem laut genannt wird als das leidenschaftlich geliebte Tusculum eines der Napoleoniden. Ueber den Ruinen der Platonischen Akademie lebte Lucian Bonaparte ein römisches Idyll, das Diadem verschmähend, das der korsische Spender von Fürstenmänteln und Königskronen in göttlicher Verschwenderlaune ihm brüderlich anbot. Während seiner tusculanischen Residenz begann Lucian das alte Tusculum aus Schutt und Trümmern neu erstehen zu lassen. Er legte den Park an und pflanzte den „Parnaß", dessen apollinische Gottheit — nach einer frommen Sage — der junge Canova geschaffen haben soll. In der Tusculana fand damals jener durch Washington Irving's Erzählung bekannt gewordene Ueberfall des wilden Maghetto von Rocca Priora statt, dessen Bande an Stelle des Prinzen aus Versehen ein harmloses Malerlein in die Buschwälder des Cavo schleppte. Hier überlebte Lucian die schier übermenschliche Größe seines Hauses und den gewaltigen Unsterblichen von St. Helena, und hier wurden in der Capelle unter den Gemälden Maratta's den Napoleoniden Grabsteine und Gedenktafeln errichtet. Das Volk aber läßt noch heutigen Tages den großen Napoleon selbst nächtlicher Weile hier oben sein spukhaftes Wesen treiben: als römischer Kaiser gekrönt, steht Bonaparte vor dem todten Hause der Napoleoniden Schildwache. Er blickt hinab auf Rom und die Campagna und sieht über dieses größte Todtengefild der Erde seine todten Legionen dahin ziehen. Und sie nehmen kein Ende!

Schnell wechseln jetzt die Besitzer der Villa Tusculana. Auf die Herzogin von Chablais folgt der König Carl Felix von Sardinien, folgt die Königin-Wittwe Maria Christina. Diese fromme Regentin setzte die Jesuiten zu Erben ihres Landsitzes ein. Aber sie machte eine Bedingung: wenn in Rom jemals die Glocken des Capitols eine römische Republik einläuteten, sollte — Victor Emanuel von Savoyen Herr der Villa „Tusculana" und „Tusculums" werden!

Und diese Glocken des Capitols wurden geläutet! Am 6. Februar in dem Jahre des Heils und — des Unheils 1849 erklingen sie über der ewigen Stadt, und das Haus der bigotten sardinischen Königin fällt an den großen Savoyarden und bleibt in dessen Besitz, bis die erzenen capitolinischen Stimmen der Welt brausend, donnernd die „Italia una" verkünden.

Jetzt wird die Fürstin Lancellotti, eine geborene Prinzessin Aldobrandini und eine der bedeutendsten Frauengestalten unter den heutigen Fürstinnen Roms, Herrin der Stätte Cicero's und eines großen Theils dieser classischen

Landschaft. Sie hat die Villa Tusculana an die Gesellschaft der „Propaganda Fide“ vermiethet. In den Fiebermonaten des Hochsommers wird die schöne Einsamkeit von den in Violett und Hochroth gekleideten Gestalten der Knaben und Jünglinge belebt, die berufen sind, dereinst auszuziehen, um unter Wilden und Ungläubigen das Kreuz zu predigen. Die kleinen Apostel, darunter manch zukünftiger Märtyrer und Heiliger sich befinden mag, toben und tollen auf diesen unvergleichlichen Spielplätzen genau so unbändig wild und glückselig jung wie andere gewöhnliche Menschenkinder, die dereinst in sehr irdischen Dingen all' ihr Heil finden sollen.

Aber auch im Spiel bereiten sie sich auf ihre Mission vor; denn wo sie eine heidnische Bildsäule entdecken, steinigen sie den armen Marmorleib, reißen ihn von seinem Sockel, schlagen ihn in Stücke. Sie zertrümmern die Altäre, die immer noch in den dunklen Lorbeerbüschen stehen; sie zerstören die Puteale, die im blühenden Menthekraut immer noch die Stelle bezeichnen und weihen, wo vor Jahrtausenden ein Blitz niedergeschlagen; sie stürzen die Ehrensäulen, die von der Stadt Tusculum gewaltigen Imperatoren und edlen Senatoren errichtet wurden. Am Ende dieses sündhaften Jahrhunderts bemühen sich diese kleinen Bekenner des Evangeliums Angesichts der Peterskuppel voll heiligen Eifers, das uralte, das urewige Heidenthum auszurotten.

Neun Monate des Jahres hindurch liegt die Villa „Tusculana“ ausgestorben. Die Oede des weiten, verschlafenen Gebäudes wirkt gespenstisch. Wie ein Zauber umschwebt es den Ort, dessen Hüterin die mütterliche Natur selber zu sein scheint. In einsamer Hoheit steht sie in der Säulenhalle zwischen Trümmern der zerschlagenen antiken Welt, bewacht die grasbewachsene Schwelle und legt, Schweigen gebietend, den Finger auf den Mund, daß rings um das todte Haus sich Kirchhofsstille verbreitet.

Und welche traumhafte Schönheit ringsum — eine Galerie von lauter „Böcklins“! Auf diesem blumigen, von alten Steineichen beschatteten Hange erwartet man, eine Satyrschar ihr antikes, glückseliges Wesen treiben zu sehen; auf jenem rosenumblühten, im Sonnenfeuer lodernden indigoblauen Lilienbeet müssen in purpurne Schleier gehüllte Nymphen ihren Reigen aufführen; dort, aus der Schwärze des Cypressenhains, inmitten der von hochrothen Anemonen wie mit Blutstropfen gesprenkelten Flur, wird jetzt gewiß eine düstere, verschleierte Frauengestalt hervortreten und regungslos auf alle die Frühlingspracht schauen . . . Wie in den blühenden Büschen die Stücke zerbrochenen Marmorgebälks von Lacerten umspielt werden; wie durch die Nacht der Eichenallee, welche zum Thore hinab führt, die Sonnenstrahlen zitternde, dunkelviolette Streifen malen, die moosigen Stämme umglühen, die finsteren Wipfel durchflammen! Wie diese Terrasse gleich einem Götterthron in dem schimmernden Mittagsdunst über der Campagna schwebt, und wie jene beiden Cypressen das Bild der flimmernden Weite schwarz und hart durchschneiden, unmittelbar neben dem Berg Soracte, der wie ein zweites Capri dem sonnigen Dunstmeer entsteigt.

Schweigend weiter schreitend, gelangen wir hinter das Haus und durch offen stehende, verrostete Thorflügel in ein Gärtlein, welches aus einem Märchen auf die Erde herab gesunken zu sein scheint. Blüthenmauern schließen es ab von der Welt; Blüthen füllen die verwilderten Beete, füllen das Brunnenbecken, die antiken Sarkophage, die verwahrlosten Wege. Blüthen brechen und quellen aus allem Mauerwerk hervor, überwuchern jeden Stein, jeden Fußbreit Boden. Aber wie eine himmlische Erscheinung erglänzt in dem goldhellen Gewebe, mit dem hier gelbe Rosen eine Wand der Villa überziehen, ein Reigen von Jungfrauen in wallenden Gewändern. Es ist hellenische Schönheit!

Ein dunkler, grasbewachsener Cypressengang mit umgestürztem Altar; sanft abfallende Fluren mit Oelbäumen, im März blau von Veilchen; einsame Wege unter hohen Edelkastanien — Wildniß! Eine Höhe mit einem Steineichenhain und moosüberwachsenem Opferaltar — Ruinen, Trümmer! Eine weite Wiese, dunkel bis zum leuchtenden Horizont aufsteigend, in der Mitte eine einzige alte Pinie, deren mächtiger Stamm wie Porphyr glüht . . . Die Umrisse eines Bergzuges in wahrhaft classischer Schönheitslinie am Himmel gezeichnet und dem aufglänzenden Meere zustrebend: das Albanergebirge! Ueber einem gewaltigen, an einer Seite aufgeborstenen Kraterbecken ein Gipfel, den die Natur selbst bestimmt zu haben scheint, den Tempel der höchsten Gottheit zu tragen: der Monte Cavo! Darunter eine schwärzliche Häusermasse, eng zusammengedrängt wie eine Herde Schafe: Rocca di Papa!

Und wieder Ruinen, wieder Trümmer! . . . Hier nun beginnt das Weichbild Tusculums, der uralten Stadt, deren Gründung dem historischen Wissen sich entzieht, so daß die Sage sie in ihr dunkles Reich hinabzog.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

———

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

Die Zusammenkunft des Kaisers von Rußland mit dem Kaiser Wilhelm II. bezeichnete ein neues friedliches Symptom in der Gestaltung der gesammten Weltlage. Deutschland hat im äußersten Orient gezeigt, daß es, weit entfernt, in die russische Interessensphäre auch nur im Geringsten einzugreifen, vielmehr die berechtigten Ansprüche Rußlands in vollem Maße anerkennt. Das loyale Verhalten Deutschlands in der Mandschurei-Angelegenheit hat auf den Kaiser Nicolaus II. und alle officiellen Kreise Rußlands, sowie in der öffentlichen Meinung dieses Landes den günstigsten Eindruck gemacht. Dies gelangte auch in der russischen Presse zum Ausdrucke, so daß die „Nowosti" betonen konnten, in der Regierungszeit Kaiser Wilhelm's II. sei eine beständige Befestigung der guten nachbarlichen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland erfolgt. Im Hinblick auf die deutsch-russischen Handelsbeziehungen hebt das russische Blatt mit Recht hervor, daß gerade Kaiser Wilhelm II. sich die Förderung des deutschen Handels und der deutschen Industrie besonders angelegen sein lasse. Wenn die „Nowosti" zugleich der Ueberzeugung Ausdruck verliehen, daß ein neuer Handelsvertrag zwischen Deutschland und Rußland zu Stande kommen werde, so entspricht dies nur der Auffassung der maßgebenden Kreise in Deutschland, die an dem Princip der Erneuerung der Handelsverträge festgehalten wissen wollen.

In Peking hat am 7. September in einer gemeinsamen Sitzung der diplomatischen Vertreter aller betheiligten Mächte und der chinesischen Bevollmächtigten die Unterzeichnung des Schlußprotokolls stattgefunden. Am 4. September empfing der deutsche Kaiser im Neuen Palais zu Potsdam den chinesischen Botschafter in außerordentlicher Mission, den Prinzen Tschun, der ein Schreiben überbrachte, in dem der Kaiser von China in feierlicher Weise seinem tiefsten Bedauern über die Ermordung des deutschen Gesandten Freiherrn von Ketteler Ausdruck gibt. Die beiden Acte, von denen der eine sich in der chinesischen Hauptstadt, der andere am Hofe des deutschen Kaisers vollzog, bezeichnen den Abschluß eines weltgeschichtlichen Dramas, das, wie gehofft werden darf, für die Culturentwicklung China's sich bedeutsam erweisen wird.

Die Zwischenfälle, die sich an die Reise des Prinzen Tschun knüpften, haben zwar ihre actuelle Bedeutung verloren, immerhin ist es geboten, falsche Auffassungen zu widerlegen, zumal es im Interesse der friedlichen Beziehungen China's zu Deutschland und den übrigen Mächten in Zukunft darauf ankommen wird, welche Eindrücke der Bruder des Kaisers von China in seine Heimath mitnimmt, um die maßgebenden Kreise zu unterrichten. Als Prinz Tschun mit seinem Gefolge hart an der deutschen Grenze in Basel einen unfreiwilligen Aufenthalt nahm, tauchten die mannigfaltigsten Gerüchte in Bezug auf diese Verzögerung der Sühnemission

auf. Thatsächlich war Prinz Tschun durch die lange Reise sehr ermattet, so daß es wohl begreiflich war, als er in Basel einen Ruhetag halten mußte. Die Hindernisse, die sich dann einstellten, waren jedoch diplomatisch-politischer Art. Mit Recht wurde in den deutschen Regierungskreisen Gewicht darauf gelegt, daß in der an den Kaiser Wilhelm zu richtenden Ansprache der Charakter der Sühnemission unzweideutig gewahrt würde. Es galt daher, den Wortlaut dieser Ansprache festzustellen. Ueber das zu beobachtende Ceremoniell waren vielfach unzutreffende Meldungen verbreitet worden. Eine ganz im chinesischen Stile gehaltene Ceremonie, der Kotau, sollte sogar von der Sühnemission gefordert worden sein. In Wirklichkeit ist bereits in Peking festgesetzt worden, daß dieser Kotau, der einen religiösen Charakter hat, ausgeschlossen wäre. In Betracht kommen konnte nur, ob von dem Gefolge des Prinzen Tschun Ehrfurchtsbezeigungen verlangt werden sollten, die auch nach chinesischer Vorstellung keinen Zweifel über ihre wahre Bedeutung bestehen ließen. Der deutsche Reichskanzler legte jedoch mit Recht vor Allem Werth darauf, daß in der Ansprache des Prinzen Tschun selbst die Bedeutung seiner Mission zur Erscheinung gelangte, während auf das Mitwirken des Gefolges verzichtet werden konnte. Als daher Uebereinstimmung hinsichtlich des Wortlautes dieser Ansprache erzielt war, wurde von deutscher Seite der Fahrt der Sühnemission nach Potsdam kein Hinderniß mehr bereitet. So erklärt sich auch in vollem Maße, weshalb der Bruder des Kaisers von China, nur von einem Dolmetscher begleitet, von dem deutschen Kaiser empfangen wurde.

Dem Pariser „Temps“ blieb es vorbehalten, noch nach diesem Empfange in einem Leitartikel: „Le prince Tschoun à Berlin“ alle unrichtigen Darstellungen ohne jede Kritik wiederzugeben und als baare Münze zu betrachten: „Man durfte nicht den Kotau fordern, auf die Gefahr hin, indirect eine der in Peking erlangten wesentlichen Reformen zu zerstören. Man durfte nicht, nachdem man eine unzulässige Forderung erhoben hatte, sie in einer Form wieder zurückziehen, die für Li und die spitzfindigen Mandarinen einen vortrefflichen Vorwand bot, den Charakter der Reise des Prinzen Tschun zu verändern und ihr das ganze Aussehen einer Demüthigung zu nehmen, dagegen von Neuem jene verhängnißvolle nationale Eitelkeit zu erhöhen, die eine internationale Gefahr darstellt.“ Es bedarf kaum noch eines besonderen Nachweises, daß diese Darstellung des Pariser „Temps“ von ganz falschen Voraussetzungen ausgeht, da der Kotau eben niemals verlangt worden ist. Der Verlauf des Empfanges des Prinzen Tschun hat überdies deutlich gezeigt, daß der Bruder des Kaisers von China, ohne sich erniedrigt zu fühlen, doch den vollen Ernst der Situation klar erkannt hat, so daß die von dem Pariser Blatte dem chinesischen Volke zugeschriebene „néfaste vanité nationale“ keineswegs bestärkt werden konnte. Ein amerikanisches Blatt, die New Yorker „Tribune“, urtheilt jedenfalls objectiver, wenn es im Hinblick auf die Erwiderung des deutschen Kaisers bemerkt, daß man nicht oft eine würde- und eindrucksvollere, sowie eine allgemein den Umständen mehr entsprechende Kundgebung gehört. Kaiser Wilhelm habe während des ganzen Actes sich als würdiges und großes Haupt einer großen Nation gezeigt und die Geschichte der Civilisation um eine Scene bereichert, an die man sich dankbar und mit Bewunderung erinnern werde.

Die Unterzeichnung des Schlußprotokolls in Peking darf als der beste Beweis für das erfolgreiche Zusammenwirken der Culturstaaten angesehen werden. Immer wieder tauchte die Besorgniß auf, ihre Einigkeit würde im Hinblick auf die einander widerstreitenden Interessen sehr bald in die Brüche gehen. Insbesondere wurden der deutschen Regierung Eroberungspläne in großem Stile zugeschrieben, weil Deutschland, durch die Ermordung seines Gesandten am schwersten verletzt, ein beträchtliches Expeditionscorps absenden mußte, um für alle Fälle den Erfolg seines Vorgehens zu sichern. Nicht um einen Rachefeldzug durfte es sich handeln, wohl aber mußte mit allen erforderlichen Mitteln eine ausreichende Genugthuung herbeigeführt werden. Der Verlauf der Expedition hat dann gezeigt,

daß Graf Waldersee als Oberbefehlshaber der Streitkräfte der verbündeten Mächte bei aller Wahrung der deutschen Interessen doch das den Culturnationen gemeinschaftliche Ziel nicht aus den Augen verlor. Vom Gesichtspunkte der Erhaltung des Weltfriedens mußte es mit besonderer Genugthuung aufgenommen werden, daß namentlich zwischen den deutschen und den französischen Truppen, sowie zwischen ihren Führern niemals auch nur der geringste Mißklang sich geltend machte. Daß die diplomatische Leitung in Berlin und in Paris auch für das Verhalten der militärischen Befehlshaber maßgebend war, leuchtet ohne Weiteres ein.

Dem deutschen Reichskanzler, Grafen von Bülow, gebührt denn auch das Verdienst, zu der befriedigenden Lösung der chinesischen Wirren wesentlich beigetragen zu haben. Ebenso verdient das Vorgehen des deutschen Gesandten in Peking, Herrn von Mumm, um so größere Anerkennung, als gerade die Sühne für die Ermordung seines Amtsvorgängers den Angelpunkt der diplomatischen Action Deutschlands bilden mußte, während zugleich die gemeinsamen Interessen aller Mächte nicht aus den Augen verloren werden durften.

Sehr bezeichnend ist, daß es dem deutschen Gesandten gelungen ist, sich das volle Vertrauen der anderen diplomatischen Vertreter zu erwerben, so daß er von ihnen mit der Ausarbeitung des Schlußprotokolls betraut wurde, das nunmehr die Grundlage der internationalen Beziehungen China's zu den Mächten bilden wird. Daß hervorragende Officiere des deutschen Expeditionscorps zwar nicht auf blutigem Schlachtfelde, wohl aber durch Unglücksfälle jäh hinweggerafft worden sind, muß allerdings unsere Genugthuung über das Errungene trüben. Den deutschen Officieren und Soldaten, die fern von der Heimath gefallen oder von tödtlicher Krankheit ergriffen worden sind, gebühren der Dank und das treue Gedenken des Vaterlandes.

Wie ein schriller Mißklang mußte inmitten der an die Unterzeichnung des Schlußprotokolls geknüpften friedlichen Erwartungen die Nachricht von dem Mordanschlage auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten, Mac Kinley, erscheinen. Leider haben sich die zuerst gehegten Hoffnungen hinsichtlich der Erhaltung des Lebens des Präsidenten nicht erfüllt. Die gesammte civilisirte Welt trauert mit der schwer betroffenen Union an der Bahre Mac Kinley's. Die anarchistischen Verbrechen, denen im Laufe weniger Jahre der Präsident der französischen Republik, Carnot, die Kaiserin von Oesterreich, der König von Italien, Humbert, zum Opfer gefallen sind, Verbrechen, an die sich nunmehr das gegen den Präsidenten der Union verübte reiht, müssen die Frage nahe legen, ob die Gesellschaft sich nicht gegen Elemente, die selbst jede staatliche Ordnung, jedes Gesetz mißachten, wirksamer zu schützen vermag. Man braucht nur an die Ermordung der Kaiserin von Oesterreich zu erinnern, um zu zeigen, wessen man sich von dieser ruchlosen Bande versehen muß, falls nicht endlich thatkräftig eingegriffen wird. Mögen immerhin Diejenigen, die vor energischen Maßregeln zurückschrecken, den Anarchismus vom pathologischen Gesichtspunkte aus beurtheilen, so zeigt doch die rasche Aufeinanderfolge der Verbrechen, von denen Staatsoberhäupter ohne Unterschied der Regierungsform betroffen wurden, daß es sich um einen internationalen Krebsschaden handelt, der nur auf internationalem Wege bekämpft werden kann. Allerdings würde eine Conferenz, an der Vertreter aller civilisirten Staaten theilnehmen, kaum zum Ziele führen, so lange anarchistische Verbrecher nicht als gemeine Verbrecher ausgeliefert werden, sondern hier und da sogar mit der Strahlenkrone politischer Märtyrer ausgestattet erscheinen. An einem allgemein gültigen Maßstabe für die Beurtheilung auch der frevelhaftesten anarchistischen Verbrechen soll es fehlen, während man doch nur auf die erwähnten Mordanfälle hinzuweisen braucht, wie auch auf eine Reihe anderer, unter denen das gegen den früheren spanischen Ministerpräsidenten Cánovas del Castillo verübte Verbrechen hervorgehoben werden mag, um zu zeigen, daß das Kriterium eines anarchistischen Mordes sich im Wesentlichen mit dem einer gemeinen Mordthat deckt. Sicherlich

zeugte die Ermordung der Kaiserin von Oesterreich, einer der edelsten unter den Frauen, von brutalerer Gesinnung als eine in der Leidenschaft begangene That, die sofort bereut wird, während unter den anarchistischen Mördern manche in cynischer Weise ihrer Roheit sich noch rühmen. Um den Anarchismus zu bekämpfen, bedarf es vor Allem der strengsten Ueberwachung, zu der sicherlich nunmehr auch die Regierung der Vereinigten Staaten die Hand bieten wird. Ebenso müssen die Polizeibehörden aller Culturländer in reger Fühlung bleiben, um einander über das Gehen und Kommen der des Anarchismus ernsthaft verdächtigen Elemente zu unterrichten. Auch der theoretische Anarchismus, der in unreifen Köpfen großes Unheil anzurichten vermag, darf nicht als quantité négligeable angesehen werden.

In Frankreich hat die Nachricht, daß das russische Kaiserpaar an den Herbstmanövern in der Champagne theilnehmen und im Schlosse zu Compiègne einige Tage zubringen werde, große Befriedigung hervorgerufen. Jetzt erst zeigte sich deutlich, wie sehr der Zar im Vorjahre bei der Weltausstellung vermißt worden ist. Nur große socialistische Parteigruppen hielten sich im Hinblick auf das Eintreffen des russischen Kaiserpaares abseits, obgleich der frühere socialistische Führer, Herr Millerand, der gegenwärtigen Regierung als Handelsminister angehört und berufen ist, beim Empfange der hohen Gäste mitzuwirken. Charakteristisch ist das Verhalten der Nationalisten und der übrigen Oppositionsparteien. Geflissentlich war in ihren Organen verbreitet worden, daß der Zar insbesondere deshalb nicht zur Weltausstellung gekommen sei, weil er mit dem vom Präsidenten der Republik, Herrn Loubet, berufenen Ministerium nicht zu sympathisiren vermöge. Dem Kriegsminister, General André, wurde von seinen französischen Widersachern, sowie in einzelnen russischen Organen auch der Vorwurf gemacht, daß er das französische Officiercorps und die Armee desorganisire, so daß das Bündniß mit der Republik für den Kaiser von Rußland an Werth verlieren müsse. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist der Besuch des russischen Kaiserpaares in Frankreich jedenfalls eine bedeutsame Verstärkung der Stellung des Ministeriums Waldeck-Rousseau. Man begreift daher, daß dessen Widersacher nunmehr verbreiten, der Besuch des Zaren gelte vor Allem dem französischen Heere, wie aus der Theilnahme an den Manövern in der Champagne erhelle. Nur übersehen die Gegner des Kriegsministers General André, daß dieser gerade in den Augen des Kaisers von Rußland als der hauptsächliche Vertreter der Armee erscheinen muß.

Ueberdies fehlt es nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden darf, daß im französischen Officiercorps, insbesondere unter der Generalität, sich ein Umschwung zu Gunsten der bestehenden Einrichtungen vollzogen hat. So konnte auch der Kriegsminister unlängst in einer von ihm gehaltenen Banketrede betonen, eine Anzahl Befehlshaber von Armeecorps habe ihm mitgetheilt, daß einer der Prätendenten sie veranlassen wollte, die Republik zu verrathen. Gleichviel, ob es sich bei diesen Corruptionsversuchen um den Herzog von Orléans oder den Prinzen Victor Napoléon handeln mag, wird doch durch die Enthüllungen des Generals André bewiesen, daß dieser keineswegs unter der Generalität isolirt ist, vielmehr deren Vertrauen in wachsendem Maße genießt. Es wird deshalb vielfach angenommen, daß das gegenwärtige Ministerium berufen sein wird, die im Mai 1902 bevorstehenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer zu leiten.

Allerdings muß bis zu diesem Zeitpunkte noch manche Klippe, insbesondere im Parlamente, glücklich vermieden werden. Der türkisch-französische Conflict dagegen wird kaum dem gegenwärtigen Ministerium zum Nachtheile gereichen. Dieser Conflict, der zum Abbruche der diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen Republik und der ottomanischen Pforte geführt hat, ist sehr verwickelter Natur, zumal auf französischer Seite das Bestreben zu bestehen scheint, die diplomatische Operationsbasis zu erweitern. Zunächst handelte es sich um die französische Quaibaugesellschaft, die von der türkischen Regierung ihre Concession in Constantinopel mit

der Maßgabe erhalten hatte, daß der Pforte unter gewissen Voraussetzungen ein Rückkaufsrecht zustehen soll. Wie es häufig bei Conflicten mit der Türkei der Fall ist, kommt auch bei dem jüngsten Streitfalle die Geldfrage wesentlich in Betracht. Die Lösung wäre jedoch wesentlich vereinfacht worden, wenn nicht auf die Quaibau-Angelegenheit eine andere Affaire gepfropft worden wäre, bei der der französische Botschafter in Constantinopel für ältere, von den Erben der Familien Lorando und Tubini gegen die türkische Regierung erhobene Forderungen eintreten zu müssen glaubte. Obgleich nicht recht ersichtlich ist, weshalb der diplomatische Vertreter Frankreichs die verschiedenen Angelegenheiten mit einander verquickte, wurde doch angenommen, daß der ganze Conflict bald einen friedlichen Ausgang finden würde, als Herr Constans durch seine plötzliche Abreise die unmittelbare Lösung hinausrückte. Freilich berief er sich darauf, daß der Sultan ihm eine positive Zusage ertheilt habe, die dann nicht erfüllt worden sei. Auch jetzt noch wird vielfach angenommen, daß der Abbruch der diplomatischen Beziehungen keine ernsteren Folgen haben werde.

Bemerkenswerth ist, daß der „Figaro“ in einem dem Anscheine nach vom französischen Minister des Auswärtigen inspirirten Artikel das „Sündenregister“ der türkischen Regierung erweiterte. Dieser wird vorgeworfen, daß sie die früheren Zollerleichterungen für französische Wohlthätigkeitsanstalten in Jerusalem und Beirut aufgehoben habe. Nicht minder abfällig beurtheilt wird die Anordnung der türkischen Regierung, wonach bei der Begründung französischer Schulen auf türkischem Gebiete ein Firman des Sultans nothwendig sein soll. In Wirklichkeit ist die Aufhebung der Zollerleichterungen bereits vor Jahresfrist erfolgt und bezieht sich durchaus nicht lediglich auf französische Anstalten. Was ferner den bei der Einrichtung neuer Schulen nothwendigen Firman betrifft, so sind die darüber geltenden Bestimmungen sehr alten Datums und beziehen sich auf alle fremden Nationen, insbesondere auch auf die Deutschen.

Trotz der mannigfachen Verwicklungen des französisch-türkischen Conflictes wird daran festgehalten, daß bei beiderseitigem guten Willen eine friedliche Lösung gefunden werden wird. Da behauptet wurde, daß die Diplomatie einer anderen Großmacht den Sultan zum Widerstande gegen die Forderungen des Herrn Constans aufgereizt habe, ist es von besonderem Interesse, auf Grund zuverlässiger Mittheilungen hervorzuheben, daß zwischen dem deutschen Botschafter in Constantinopel, Freiherrn von Marschall, und Herrn Constans die besten persönlichen Beziehungen bestehen. In der Angelegenheit der Bagdadbahn ist auch deutlich zur Erscheinung gelangt, wie innig französische und deutsche Interessen mit einander verknüpft sind. Die officiöse „Agence Havas“ war andererseits nicht gut unterrichtet, als sie sich aus Constantinopel melden ließ, die türkische Regierung habe um die guten Dienste Deutschlands in dem Conflicte zwischen der ottomanischen Pforte und Frankreich nachgesucht. Weiter wurde verbreitet, Deutschland habe dieses Ersuchen abgelehnt, wofür dann in der französischen Presse Anerkennung gezollt wurde. In Wirklichkeit ist von der türkischen Regierung weder in Constantinopel noch in Berlin durch ihren Botschafter irgend welches Ersuchen dieser Art gestellt worden. Bezeichnend ist, daß in russischen Blättern ohne triftige Begründung Großbritannien als diejenige Macht bezeichnet wird, deren Diplomatie in Constantinopel auf die Verschärfung des Conflictes mit Frankreich hingewirkt habe.

Literarische Rundschau.

Zur japanischen Kunst und Literatur.

[Nachdruck untersagt.]

1. Japanische Dramen. Terakoya und Asago, ins Deutsche übertragen von Prof. Dr. K. Florenz. Leipzig. C. F. Amelang's Verlag. — Tokio, T. Hasegawa.

Die beiden hier in trefflicher Uebersetzung vorliegenden Dramen, oder vielmehr Bruchstücke von Dramen, namentlich die „Terakoya" „Dorfschule", der Hauptact des historischen Schauspiels, „Spiegel der vom Kanzler Sugawara überlieferten Schönschreibekunst", gehören zu den besten Erzeugnissen der classischen, d. h. aus dem 18. Jahrhundert stammenden japanischen dramatischen Dichtkunst. Die beiden vornehmsten Figuren in der „Dorfschule", der Schulmeister Genzo und der Hofmann Matsuo, sind Paraderollen der berühmtesten Schauspieler, wie denn der erstere in Tokio von Kikugoro, der letztere von dem noch berühmteren, vor Kurzem verstorbenen Danjuro dargestellt zu werden pflegten. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts hat das japanische Drama, das ursprünglich Manches, ja recht Vieles von der Bühne des Chinesen übernommen, die Schranken des chinesischen Conventionalismus durchbrochen, und ein gesunder Naturalismus gestattet dem japanischen Schauspieler manchmal, rein menschlich tief packende Wirkungen hervorzubringen. Sein Publicum steht freilich zum größten Theil auf der Höhe desjenigen der kleinen Vorstadtbühnen oder des Pariser „Ambigü", es genießt hauptsächlich die Scenen, in denen Blut fließt, und dasselbe wird auf der japanischen Bühne vielfach in durchaus naturalistischer Weise, durch rothgefärbte Flüssigkeiten, dargestellt; aber es gibt sich auch willig dem Eindruck schwerer seelischer Kämpfe hin, besonders wenn sie dem Boden altjapanischer Vasallentreue entsprießen. Auch unter den fremden Zuschauern wird selten ein Auge trocken geblieben sein, wenn Matsuo das Haupt des einzigen Sohnes, den er geopfert hat, um den Sohn seines Herrn zu retten, thränenlos für das Haupt des letzteren erklärt und so die Rache des Tyrannen irreführt und ableitet.

Bei der Uebersetzung des Theilstücks der „lebenswahren Geschichte der Asago" hat Prof. Florenz mit vielem Geschick das gewissermaßen die Rolle des antiken Chors vertretende Recitativ verwendet, das auf der japanischen Bühne von einem aus den alten No- und den späteren Puppenspielen übernommenen Declamator mit Shamisen-(Guitarren-)Begleitung vorgetragen wird und zur Verbindung der einzelnen Scenen, zur Schilderung der auftretenden Persönlichkeiten und ihrer Seelenzustände bei stummen Scenen dient, sich manchmal aber auch in allgemeinen Betrachtungen ergeht. Die Rolle des Declamators, die Drehbühne, die auf den größeren Bühnen schon lange im Gebrauch ist, der sich in der Mitte theilende Vorhang und nicht zum Mindesten die beiden „Blumenwege" (Hana michi), die in der Breite von ungefähr zwei Metern und in der Höhe der Bühne durch den Zuschauerraum führen und auf denen sich ein Theil der Handlung abspielt, sind Eigenthümlichkeiten der japanischen Bühne, die eine eingehende Würdigung ver-

dienen dürften. Die Frauenrollen werden auf der japanischen Bühne wie auf der chinesischen durch Männer dargestellt; erst seit dem Jahre 1870 sind die auf das Erscheinen von Frauen auf der Bühne bezüglichen Verbote mehr oder weniger in Abnahme gekommen. Der Versuch, Frauen auftreten zu lassen, ist zuerst auf den Puppentheatern gemacht worden. Diese geben nämlich ernsthafte Dramen, und die den Text der Stücke vorlesenden Declamatoren sind weit bekannte und berühmte Leute. Hier fing man an, Frauen als Lenkerinnen der Puppen mitwirken zu lassen, und nach diesem Vorgang brachte der Director einer der modernen Bühnen, der seine Ideen von dramatischer Kunst sich während eines längeren Aufenthalts in Frankreich gebildet hatte, sie wirklich auf die Bühne. Die in letzter Zeit vielgenannte japanische Schauspielerin Sada Yacco ist die Gemahlin dieses Herrn; es ist aber noch abzuwarten, ob sie in Tokio dieselben Erfolge erzielen wird wie in Paris.

Im Anschluß an die sehr verdienstvolle und was sonst bei Uebersetzungen aus den ostasiatischen Sprachen nicht immer der Fall zu sein pflegt, sehr lesbare Arbeit des Prof. Florenz mag hier eines jetzt wohl vergessenen Büchelchens gedacht werden, der „Japanese Plays von Thomas R. H. McClatchie, Yokohama 1879“[1]), das in Knittelversen, in der Art der „Ingoldsby Legends“ die hauptsächlichsten Personen und Scenen aus sechs der bekanntesten japanischen Dramen behandelte und, unbeschadet seiner drolligen Form, einen tiefen Einblick in das Wesen des japanischen Dramas gestattet und zeigt, eine wie reiche Fundgrube dasselbe auch für den fremden Literaturhistoriker bilden könnte, wenn sich viele Bearbeiter der Materie wie Prof. Florenz finden. Aber — wenn möglich — mit anderem Druck auf anderem Papier! Denn so gelungen auch die Nachahmung japanischer Muster in der Ausstattung sein mag: für europäische Leser wird der Genuß dadurch weder erhöht noch erleichtert.

2. Japanischer Humor. Von Netto und Wagner. Mit 257 Abbildungen, darunter fünf Chromotafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1901.

Seit einer Reihe von Jahren — vielleicht ließe sich die Bewegung auf das Werk von Champfleury (Jules Fleury-Husson) zurückführen, der in den sechziger Jahren des vorigen, neunzehnten Jahrhunderts in mehreren Bänden eine „Geschichte der Carricatur vom Alterthum bis zur Zeit der Julimonarchie“ veröffentlichte —, erscheinen immer häufiger Sammlungen von Carricaturen, seltener einzelner Meister als ganzer Länder und Epochen. Wo ein besonders hervorragender Mann seiner Zeit den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt hat, beschäftigt sich wohl auch ein ganzer Band mit ihm, er ist dann mehr der Mittelpunkt des Bildes als die Zielscheibe des Witzes; immer aber, in welcher Form uns auch diese Sammlungen zeitgenössischer Carricaturen entgegengebracht werden, läßt sich an Zeichnung und Text leicht erkennen, daß es sich bei ihnen im Wesentlichen um politische und sociale Satiren handelt. Auch wo die Religion und ihre Diener in Frage kommen, wird dies der Fall sein. Da bereitet uns nun allerdings die Sammlung japanischer Carricaturen, welche die Verfasser mit großem Fleiß und ersichtlicher Liebe unter dem oben angeführten Titel zusammengeführt haben, im ersten Augenblick eine Ueberraschung, die fast einer Enttäuschung gleichkommt. Von Politik ist — wenn man die im 17. Capitel behandelten modernen politischen Carricaturen ausnimmt, die, was Humor und Zeichnung anbetrifft, durchaus nicht auf der Höhe der alten Sachen stehen — in ihnen gar nichts enthalten, von Angriffen auf sociale

[1]) Die „Ingoldsby Legends“, von R. H. Barham verfaßt und in der Zeit von 1837 bis 1847 — er starb 1845 — veröffentlicht, sind Burlesken in der Art der altfranzösischen „Contes“, voll Humor und Ironie und in ihrer Art kleine Meisterwerke.

Gebrechen auch nur sehr wenig. Als Geschichtsquelle oder für sociale Studien wird die Sammlung daher nicht zu benutzen sein. Der Grund dafür, daß die Politik so leer ausgeht, mag darin gefunden werden, daß, soweit es sich um die Verspottung der militärischen Gewalten, d. h. der Regierungen des Taikuns und der Landesfürsten handelte, das Wagniß für den Künstler doch leicht hätte zu gefährlich werden können, während Angriffe auf den Hof des Mikados, namentlich gegen die an demselben thatsächlich oder angenommener Maßen herrschende Sittenlosigkeit, die im Gebiet des Taikuns wohl nicht allein gebilligt, sondern sogar ermuthigt worden sein dürften, sich bei uns nicht wiedergeben lassen. Auch die buddhistischen Mönche boten dem japanischen Carricaturisten eine willkommene Zielscheibe für seinen Spott, in demselben Sinne wie die Kuges in Kioto, und auch aus demselben Grunde eignen sich die auf sie bezüglichen Zeichnungen nicht für die Veröffentlichung in Europa. Was wir in dem „Japanischen Humor“ finden, ist daher, wenn man will, das, was die „Fliegenden Blätter“ uns bieten in japanischem Gewande, d. h. die Schilderung komischer Zufälle im täglichen Leben und der Kampf mit stumpfen Waffen gegen die kleinen Sünden der Mitmenschen, die anderen das Leben sauer machen. Der japanische Humor, wie er uns hier entgegentritt, ist vor allen Dingen gemüthlich; die drei Dinge, die erst das Leben werth machen sollen, Weib, Wein und Gesang, spielen auch in ihm eine große Rolle. Typische Persönlichkeiten wie Eisele und Beisele, Max und Moritz und andere sind selten; ersetzt werden sie durch die sieben Glücksgötter, die bald beim fröhlichen Picknick zusammen, bald einzeln oder zu zweien, bei ihren Beschäftigungen oder im Spiel mit Kindern dargestellt werden, und durch den Zauberer Shoki mit seinen Teufeln und den langnasigen Tengu, den sich der Japaner aus dem indischen Garuda zurechtgemacht hat. Gespenster treten selbstverständlich häufig auf; sie rächen begangenes Unrecht an dem Verbrechen, necken aber auch eben so oft den Wanderer zur nächtlichen Stunde. Auch leblose Gegenstände werden um Mitternacht belebt, und Tisch und Stuhl, Laterne und Feuerbecken führen dann ein Concert oder ein Tänzchen auf. Thieren begegnet man oft in den japanischen Carricaturen. Fuchs und Dachs narren den Bauern und den Pfaffen, denn sie gehören zu dem Geschlecht der Feen und sind vor langer Zeit aus China gekommen, wo sie ihren Schabernack schon trieben, als die Japaner sich noch in die schmalen Streifen ihrer Stoffe wickelten, anstatt sie sittsamlich zu langen Röcken aneinander zu nähen; Frösche und Krabben führen einen Froschmäusekrieg auf, der Hase geht mit dem Affen und dem Frosch auf Landparthien und, wenn sie vergnügt werden, prügeln sie sich, als wenn sie Bier getrunken hätten. Das Hübscheste sind aber doch die Thierfabeln, die freilich nicht den Humor von Reinecke Fuchs, aber doch wenigstens Anklänge an denselben besitzen. Eine der reizendsten derselben habe ich besser erzählen hören, als die Verfasser sie wiedergeben, die vom Affen und der Qualle. Letztere, die damals noch Knochen im Leibe hatte, wird ausgeschickt, um einen Affen zu holen, dessen Leber der kranken Gemahlin des Drachenkönigs die Gesundheit wiedergeben soll; unterwegs plaudert die Qualle, die mit dem Affen auf dem Rücken im Meere ihrem Bestimmungsort zuschwimmt, die Geschichte aus; der Affe redet ihr vor, daß er seine Leber, die ihn beim Springen behindere, an einem Baume habe hängen lassen und nothwendig wieder an Land müsse, um sie zu holen. Die Qualle läßt sich bethören, kehrt um und wird vom Affen ausgelacht. Als sie aber in den Palast des Drachenkönigs zurückkommt, werden ihr auf den Befehl des Königs alle Knochen im Leibe zerschlagen, so daß sie noch heute keine mehr hat. Das Merkwürdigste an der Geschichte aber ist, daß dieselbe Fabel in der Suahelisprache an der Ostküste von Afrika vorkommt, nur daß es dort statt der Qualle ein Haifisch ist, der sich vom Affen bethören läßt. Die Rebus, von denen die Verfasser einige Beispiele geben, stammen wohl von der chinesischen Bilderschrift, die im Reiche der Mitte so vielfach Verwendung findet, und die curiosen Bilder, Katzenkopf aus Katzen und Mensch aus Menschen gebildet, dürften indischen Ursprungs sein,

wenigstens gibt der Vater von Rudyard Kipling in seinem „Beast and Man in India“ einige sehr hübsche Proben solcher indischen Zeichnungen. Am künstlerischsten gedacht und ausgeführt sind unzweifelhaft die Bilder von Hok'sai. Der vom Himmel gefallene Donnergott, der Kampf der Fischer mit den Riesenaalen, der Traum der Bauern sind wahre Perlen des Humors und der Zeichnung, und eine häufigere Benutzung der Arbeiten gerade dieses Malers hätte dem Werk vielleicht einen noch höheren Reiz für fremde Leser verliehen. Aber auch so wie es ist, bietet es eine wunderhübsche Einführung in die Kenntniß des japanischen Volks, wie es war — und leider immer mehr aufhört zu sein. Man hat daher alle Veranlassung, den Verfassern zu danken, daß sie aus der poetisch-gemüthlichen Vergangenheit des japanischen Volks so viel für uns gerettet haben, wie sie hier in der That geben.

M. von Brandt.

Kant und Thomas von Aquino.

Thomas von Aquino und Kant, ein Kampf zweier Welten. Von Rudolf Eucken. Berlin, Reuther & Reinhold. 1901.

Der vorliegende Essay ist von der Redaction der „Kant-Studien“, in deren Zeitschrift er ursprünglich erschien, dem Verfasser zum Sonderabdruck überlassen worden. Dafür gebührt beiden aufrichtiger Dank. Die Arbeit empfiehlt sich ebenso durch den Inhalt als durch die vornehme, klare, wahrhaft wissenschaftliche Darstellungsweise. Den Anlaß dazu gab die gegen die Kantische Philosophie ergangene Warnung in der Encyklika Leo's XIII. an den französischen Clerus vom 8. September 1899. Zweck des Verfassers ist, zu untersuchen, warum für Diejenigen, die sich im Thomistischen Gedankenkreis festgelegt haben, ein Verständniß der Kantischen Philosophie schlechterdings unmöglich, und dann zu erwägen, weshalb für Jeden, der vom Kantischen Geist berührt ist, und der die weltgeschichtliche Arbeit der letzten Jahrhunderte zu würdigen versteht, sich eine Rückkehr zu Thomas verbietet. Die Erörterungen Eucken's sind im höchsten Grade beachtenswerth. Wir können hier nur der Art und Weise gedenken, wie er die Ethik Kant's gegen die Mißdeutung vertheidigt, ihre auf Begründung in der eigenen Thätigkeit des Geistes auferbaute Autonomie mit einem selbstischen Eigenwillen des Menschen und einer Auflehnung gegen die sittliche Ordnung zusammen zu werfen. Eucken sagt: „Handelt es sich hier doch um eine Autonomie nicht sowohl des Menschen als der Vernunft, des Menschen erst durch seine Theilnahme an der Vernunft, das allein ihm einen Werth verleiht. Diese Theilnahme aber schloß für Kant eine unbedingte Unterwerfung unter die Zwecke der Vernunft in sich; so allein konnte die Pflicht der Eckstein dieses moralischen Systems werden.“ Wenn der Verfasser bei Begründung seiner Ansicht, daß die mit der classisch griechischen Cultur unauflöslich verbundene Aristotelische Philosophie nur eine Episode in der Entwicklung der Menschheit, nicht aber eine für alle Zukunft gültige, abschließende Lösung sein könne, auf zustimmende Urtheile auch von katholischer Seite verweist und eine bezügliche Aeußerung des Bischofs Spalding anführt, so dürfte es ihm gewiß willkommen sein, eine ganz übereinstimmende Anschauung vom katholischen Philosophen Mr. Wilfrid Ward vertreten zu finden. Sollte ihm der wichtige Aufsatz desselben „Ueber den Geist der Zeit“ entgangen sein, so erlauben wir uns, ihn auf das Juli-Heft der „Edinburgh Review“ von 1901 aufmerksam zu machen, welches denselben enthält.

Bl.

ϱ. **Wieland's Werke.** Herausgegeben von Gotthold Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Gern und dankbar begrüßen wir diese Wieland-Ausgabe, die aus der Masse seiner Werke — die Gesammtausgaben schwanken zwischen 36 und 53 Bänden — gerade das heraus hebt, was am besten geeignet ist, den liebenswürdigen Dichter von seinen mannigfachen Seiten zu zeigen und damit vor dem unverdienten Vergessenwerden zu bewahren. Was Wieland seinen Zeitgenossen gewesen ist, das hat Niemand schöner ausgesprochen als Goethe in seiner Gedenkrede, dem monumentalen Abschluß „einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung", deren Anfang jenes übermüthige Pamphlet: „Götter, Helden und Wieland" bezeichnet. Wie der jugendliche Stürmer und Dränger schon damals die ganze Noblesse von Wieland's Charakter kennen lernen sollte, so hat er ihm hier, unmittelbar nach seinem Tode (1813), und später noch einmal im „Maskenzug" (1818) seiner „Lebensweisheit", seiner „heiteren Lehre", seinem „wohlgeführten Leben" den vollen Kranz geweiht; und was auch uns, den nachfolgenden Geschlechtern, der „durch die Grazien geschmückte" Dichter noch sein kann, das ersehen wir aus dieser mit ebenso großer Sachkenntniß wie feinem Tact getroffenen Auswahl. Von den Dichtungen Wieland's, die niemals veralten werden, erhalten wir hier an erster Stelle den „Oberon" und die reizende „Musarion", ferner neun seiner hübschesten „Poetischen Erzählungen und Märchen"; von den „Vermischten Gedichten" so viel, als neben dem Lyriker auch dem ausgezeichneten Uebersetzer das Wort gibt; dann unter den Singspielen auch jenes, „Alkeste", das die „Farce" Goethe's veranlaßte, und in den kleineren „Prosaschriften" die beiden Recensionen, mit denen Wieland sich im „Mercur" so edel rächte. Man sieht, daß immer auch auf die literarhistorischen Bezüge Rücksicht genommen ist. Die beiden Schlußbände bringen die einst so berühmten Romane, den „Agathon" und die „Abderiten", deren unverkürzter Abdruck der vorliegenden Ausgabe besonders hoch angerechnet werden muß. Fügen wir hinzu, daß sie textkritisch Alles erfüllt, was vom modern-philologischen Standpunkte verlangt werden muß; daß eine vortreffliche Biographie des Dichters ihr vorauf geht, sehr gut orientirende Einleitungen jede einzelne Abtheilung eröffnen und Anmerkungen, die nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig beim Leser voraussetzen, den Text begleiten, so wird man sagen dürfen, daß Herrn Professor Klee's Wieland-Ausgabe viel dazu beitragen wird, dem Dichter, an dem unsere Väter und Mütter sich so sehr ergötzt haben, ein neues, großes Publicum zuzuführen.

dr. **Unsere volksthümlichen Lieder.** Von Hoffmann von Fallersleben. Vierte Auflage. Herausgegeben und neu bearbeitet von Karl Hermann Prahl. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1900.

Das deutsche Studentenlied. Von Dr. Prahl. Berlin, Carl Heymann. 1900.

Durch die vorliegende Neuherausgabe und Vervollständigung der vortrefflichen Hoffmann'schen Schrift über volksthümliche Lieder hat der Verfasser sich ein um so größeres Verdienst erworben, als die moderne Entwicklung eine immer sichtbarere Entfernung der künstlerisch höher gebildeten Gesellschaftsclassen von dem eigentlich volksthümlichen Geschmack mit sich gebracht hat. Gehört zur Signatur unserer Zeit doch, daß die wachsende Theilnahme an den socialen und socialreformatorischen Problemen Hand in Hand geht mit einem gesellschaftlichen Abrücken der Höhergebildeten von den Minderbegünstigten, das der angestrebten Einheit unseres Volksthums nicht entspricht. Daran, daß die an und für sich erfreuliche Hinwendung immer zahlreicherer Deutscher zu den classischen Leistungen unserer Liedercomposition dem volksthümlichen (von dem eigentlichen Volksliede wohl zu unterscheidenden) Liede einen gewissen Abbruch bereitet — daran wird freilich kaum etwas zu ändern sein. Dem anspruchsvolleren Theile der Nation brauchen die zu Lieblingen der breiteren Schichten gewordenen volksthümlichen Lieder darum aber noch nicht abhanden zu kommen; bleibt es doch dabei, daß diese vornehmlich geeignet sind, als Gesellschaftslieder zu dienen, und daß das Gesellschaftslied unserer nationalen Art nicht verloren gehen darf.

Die kleine Schrift über das deutsche Studentenlied kann auf irgend erschöpfende Behandlung des Gegenstandes keinen Anspruch erheben, darf aber nichts desto weniger ein gewisses Verdienst in Anspruch nehmen. Der (trotz der Uebereinstimmung des Namens von dem Herausgeber des Hoffmann'schen Buches zu unterscheidende) Verfasser weist an der Hand zu verschiedenen Zeiten modisch gewesener Studentenlieder in zutreffender Weise die sittlichen und nationalen Fortschritte nach, welche die deutsche akademische Jugend gemacht hat, um von der Roheit des altväterischen Pennalismus zu der idealistischen Auffassung des Studententhums zu gelangen, welcher das Zeitalter der Burschenschaft die Wege gewiesen hat. Von besonderem Interesse sind dabei die Nachweise über den Zusammenhang, in welchem das deutsche Studentenlied mit dem volksthümlichen Liede, insbesondere demjenigen des 18. Jahrhunderts, gestanden hat. Die bekannte Thatsache, daß das „philosophische" Zeitalter trotz und wegen seiner moralisirenden und rationalisirenden Tendenz nachdrücklicher als irgend ein anderes auf Sittlichkeit und Geschmack des Volkes eingewirkt hat, wird durch die hierher gehörigen Ausführungen des Büchleins in anschaulicher Weise illustrirt. Aufs Neue werden wir daran erinnert, daß der Vulgärrationalismus in sittlicher Beziehung reichlich eingebracht hat, was er in ästhetischer Rücksicht und bezüglich der kirchlich-religiösen Entwicklung der Nation verschuldet hatte.

γ. **Handelsgeschichte des Alterthums.** Von E. Speck. Leipzig, Brandstetter. 1900.

Der erste Band dieses Werkes bezieht sich auf die Geschichte des Handels im Alterthum. Das Verzeichniß der von dem Verfasser, einem Oberlehrer am Zittauer Realgymnasium, benutzten Quellen zeigt, daß er fast durchweg aus guten Handbüchern schöpft, also nicht aus erster, sondern aus zweiter Hand seine Nachrichten bezieht. Mit dieser Beschränkung ist auf eine streng wissenschaftliche Behandlung des Themas Verzicht geleistet; sieht man davon ab, so ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser großen Fleiß aufgewandt und viele interessante Angaben zusammengetragen hat, so daß sein Werk immerhin Vielen nützliche Belehrung bieten wird. Der erste Band behandelt den Handel der orientalischen Völker: der Inder, Chinesen, Babylonier und Chinesen, Perser, Aegypter, Phönicier, Araber und Israeliten; am Schlusse steht ein besonderer Abschnitt über Damaskus.

ϱ. **Geschichte der französischen Literatur** von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung und 12 Facsimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Zwei Fachmänner von anerkannter Tüchtigkeit, Prof. Suchier und Prof. Birch-Hirschfeld, beide Schüler des unvergeßlichen Adolf Ebert, haben sich hier zu einem Werke vereinigt, das, auf wissenschaftlichen Fundamenten beruhend, doch niemals aus dem Auge verliert, daß es für das große Publicum bestimmt ist. Die ältere Zeit bis zum 16 Jahrhundert hat Prof. Suchier, die neuere bis zur Gegenwart Prof. Birch-Hirschfeld behandelt, und diese beiden Namen bürgen für das, was sie auf ihrem Specialgebiet hier geleistet haben. Wer in der anschaulichsten Weise darüber unterrichtet sein will, wie seit der Entstehung der französischen Nation ihre Dichtung — Volksepos, Troubadourpoesie und das Drama in seinen ersten Anfängen — sich entwickelt hat und von welchem Einfluß auf die mittelälterlichen Literaturen bis zur Blüthe der Renaissance hin sie gewesen ist, der findet in der ersten Hälfte dieses Bandes eine ungemein reiche, anregende und belehrende Lectüre, ebenso wie er den weiten Weg in der zweiten Hälfte bis zu den bekannteren Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur Frankreichs mit dem gleichen geistigen Gewinn und nicht minderem Genuß zurücklegen wird. Die Gruppirung des ungeheuren Materials nach den Epochen der politischen Geschichte sichert den Ueberblick und erleichtert das Verständniß der inneren Zusammenhänge durch diese sichtbaren Marksteine der Jahrhunderte. Welche Fülle von Illustrationen dem Werke beigegeben, besagt der Titel; aber er sagt nicht, mit welch' intimer Kenntniß sie gewählt, mit welcher, an die Schönheit der Originale heran reichenden Farbenpracht die Malereien auf Goldgrund der alten Handschriften reproducirt, mit welch' vollendeter Feinheit die Porträts ausgeführt sind. Alles das erhält der Leser in diesem stattlichen Bande, der durch seine literarische Gediegenheit den Verfassern, durch seine wahrhaft glänzende Ausstattung dem Bibliographischen Institut zur Ehre gereicht.

ϱ. **Die Schweiz** nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Neunundzwanzigste Auflage. Mit 59 Karten, 13 Stadtplänen und 11 Panoramen. Leipzig, K. Baedeker. 1901.

Süddeutschland, Oberrhein, Baden, Württemberg, Bayern und die angrenzenden Theile von Oesterreich. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 28 Karten und 29 Plänen. Siebenundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1901.

Kein Wort des Lobes ist zu viel für Baedeker's Reisebücher; und wenn die Zuverlässigkeit ihrer Information schwer übertroffen werden kann, so liegt ihr weiterer Vorzug in der Kürze des Ausdrucks, der alles Ueberflüssige vermeidet, nichts Wichtiges aber unberücksichtigt läßt. Es ist kaum nöthig, dem deutschen Leser das zu sagen; er weiß, daß er, mit seinem Baedeker in der Hand, nicht fehl gehen kann, und daß er in den Hôtels, die dieser ihm empfiehlt, wohl aufgehoben ist. Die Zahl der Auflagen der oben genannten, jüngst erschienenen Bände spricht für sich selber. Aber nicht nur in Deutschland ist ihr Werth anerkannt; die französische Ausgabe der Schweiz z. B., der das „Journal des Débats“ nachrühmt, sie zeichne sich aus „par une exactitude scrupuleuse et par un sentiment pratique vraiment surprenant“ hat es bis zur 22. Auflage, die englische Ausgabe desselben Buches bis zur 19. Auflage gebracht, und die „Saturday Review“ nennt sie „an invaluable handbook“. England ist lange das classische Land des Murray gewesen, und es kann uns nicht einfallen, dessen meisterhafte und mit Recht berühmte „Handbooks“ herabsetzen zu wollen; aber auf seinem eigensten Gebiete hat ihm Baedeker Concurrenz gemacht, dessen „Großbritannien und Irland“ ebenso wie „London und Umgebungen“ in beiden Ausgaben, englischen und deutschen, bereits hohe Ziffern erreicht haben. Wir können uns solcher Erfolge nur freuen, denn sie sind verdient; und die Reisenden gewinnen dabei, wenn ihre Führer sich bemühen, ihnen das Beste zu bieten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Asmus. — G. M. de la Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Von Rudolf Asmus. Karlsruhe, J. Lang. 1899.

Biedenkapp. — Friedrich Nietzsche und Friedrich Naumann als Politiker. Von Georg Biedenkapp. Göttingen, Franz Wunder. 1901.

Bloch. — Alkestis-Studien. Von Leo Bloch. Mit einer Tafel und vierzehn Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Breitenbach. — Die Biologie im 19. Jahrhundert. Von Wilhelm Breitenbach. Odenkirchen, W. Breitenbach. 1901.

Broicher. — Das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf Hohensyburg. Festschrift aus Anlaß der Enthüllung dieses Denkmals herausgegeben von E. J. Broicher. Essen, G. D. Baedeker. 1901.

Dähnhardt. — Heimathklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. III. Aus Hochland und Schneegebirg. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Ebner-Eschenbach. — Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. Siebenter und achter Band. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Ewers. — Der gekreuzigte Tannhäuser. Von Hanns Heinz Ewers. Berlin, Carl Messer & Co. O. J.

Festschrift. — Ein Document deutscher Kunst: die Ausstellung der Künstler-Colonie in Darmstadt. Festschrift. München, F. Bruckmann. A.-G. 1901.

Finnisch-Ugrische Forschungen. — Zeitschrift für finnisch-ugrische Sprach- u. Volkskunde nebst Anzeiger. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von E. N. Setälä und Kaarle Krohn. Erstes und zweites Heft. Leipzig, Otto Harrassowitz. 1901.

Fuchs. — Volkswirthschaftslehre. Von C. J. Fuchs. Leipzig, G. J. Göschen. 1901.

Gerhardi. — Das Wesen des Genies. Von Karl August Gerhardi. Berlin, Kritik-Verlag. O. J.

Gugitz. — Leben! Eine Wiener Geschichte. Von Gustav Gugitz. Minden i. W. J. C. C. Bruns. O. J.

Handbuch der Wirthschaftskunde Deutschlands. — Herausgegeben im Auftrage des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen. Erster Band. Mit zahlreichen Abbildungen, Tabellen und Karten im Text und auf Beilagen. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Harnack. — Die Aufgabe der theologischen Facultäten und die allgemeine Religionsgeschichte. Von A. Harnack. Gießen, J. Ricker. 1901.

Hartleben. — Goethe-Brevier. Goethe's Leben in seinen Gedichten. Herausgegeben von Otto Erich Hartleben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. München, Karl Schüler. 1901.

Hilm. — Der Sklavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Carl Hilm. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1901.

Hölzke. — Das größte Glück. Tragische Geschichte eines armen Narren. Von Hermann Hölzke. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1901.

Hörsting. — Weltenträume. Von E. O. Hörsting. Zweites Heft. Leipzig, Th. Grieben. 1901.

Hron. — Habsburgische „Los von Rom"-Kaiser. Eine Studie über die anti-österreichischen Tendenzen des ultramontanen Clericalismus. Von Karl Hron. Wien, Friedrich Schalk. 1901.

Jensen. — Wilhelm Raabe. Von Wilhelm Jensen. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1901.

Kampf, Der, und die modernen Feldgeschütze. — Berlin, Vossische Buchhandlung. 1901.

Katalog der Gewebesammlung des Germanischen Nationalmuseums. Zweiter Theil: Stickereien, Spitzen und Posamentirarbeiten. Im Auftrage des Directoriums verfasst von Hans Stegmann. Mit drei Abbildungen im Text und siebzehn Tafeln. Nürnberg, Verlag des Germanischen Museums. 1901.

Klein. — Allerlei Ernstes und Heiteres. Von Otto Klein. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1901.

Krane. — Sibylle. Roman von A. v. Krane. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn. O. J.

Kreibig. — Die fünf Sinne des Menschen. Ein Cyklus volksthümlicher Universitätsvorlesungen von Josef Clemens Kreibig. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Kupffer. — Doppelliebe. Novellen aus Esthland. Von Elisar von Kupffer. Zürich, Cäsar Schmidt. 1901.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome troisième II. (Saint Louis. — Philippe le Bel. Les derniers Capétiens directs. Par Ch. V. Langlois.) Paris, Hachette & Cie. 1901.

Lee. — Rosen-Rosel. Ein Roman aus der Reichshauptstadt. Von Heinrich Lee. Berlin, Carl Duncker. 1901.

Malade. — Geschichten von der Scholle. Von Theo Malade. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1901.

Milukow. — Skizzen russischer Culturgeschichte. Von Paul Milukow. Deutsche, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe von E. Davidson. Zweiter Band. Leipzig, Otto Wigand. 1901.

Mombert. — Der Denker. Von Alfred Mombert. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Multatuli. — Max Havelaar. Von Multatuli. Uebertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Zweite Auflage. Minden i. W. J. C. C. Bruns. 1901.

Paquet. — Schutzmann Mentrup und Anderes. Von Alfons Paquet. Köln, J. G. Schmitz'sche Buchhandlung 1901.

Plate. — Die Abstammungslehre. Von L. Plate. Mit acht Abbildungen, einem Brief Ernst Haeckel's als Vorwort und einem Glossarium von Heinr. Schmidt. Odenkirchen, W. Breitenbach. 1901.

Presber. — Aus dem Lande der Liebe. Gedichte von Rudolf Presber. Berlin, Eysler & Co. 1901.

Randolph. — The law and policy of annexation, with special reference to the Philipines together with observations on the status of Cuba. By Carman F. Randolph. London, Longmans, Green & Co. 1901.

Report. — Twentieth annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior 1898—99. Part II, III, IV, V, VII. Washington, Government printing office, 1900.

Ribbeck. — Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens aus seinen Briefen 1846—1898. Mit zwei Porträts nach Zeichnungen von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Ruskin. — Sechs Morgen in Florenz. Einfache Studien christlicher Kunst für Reisende. Aus dem Englischen übersetzt von A. Wilmersdörffer. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Sayn-Wittgenstein-Berleburg. — Reisebilder aus Sicilien und Korfu. Von Friedrich Grafen zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. 1901.

Schäfer. — Rembrandt. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Wilhelm Schäfer. Zürich, Buchdruckerei Emil Cotti's Wwe. 1901.

Schiller. — Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Handbuch von Herman Schiller. Dritter Band. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1901.

Schlaf. — Jesus und Mirjam. — Der Tod des Antichrist. Von Johannes Schlaf. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Sontoneff. — Abgott Mann. Schauspiel in drei Acten von Maxi Sontoneff. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Spitta. — Das deutsche Volk und seine nationale Erziehung. Unmoderne Recepte von Heinrich Spitta. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1901.

Strindberg. — Gustav Adolf. — Schauspiel in fünf Acten. Von August Strindberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Telmann. — Von „Ihm" und „Ihr"! Bilder aus dem Leben. Von Konrad Telmann und Hermione v. Preuschen. Berlin, Carl Duncker. 1900.

Wundt. — Gustav Theodor Fechner. Rede, zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages gehalten von Wilhelm Wundt. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1901.

Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Erstes Heft: Die Anfänge der alten Armee. Erster Theil. Von Jany. — Zweites Heft: Briefe preußischer Soldaten 1756/1757. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1901.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Der Erstgeborene.

Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

Stephan kam zurück, und als er aus dem Wagen sprang, die Kinder umarmte, die Frau ans Herz drückte, da fühlte sie sich wie eine von schwerer Krankheit Genesene.

„Nun, wie war's daheim?" fragte sie, und er sah mit einem langen, freudigen Blick sie an, seine Kinder, sein Haus und antwortete:

„Hier ist mein Daheim."

Einige Nachrichten aus Ovàros brachte er mit. Sie waren zufällig nach Hajau Boros gelangt und von dort nach dem Geburtsort Stephan's. Aber sie hatten wenig Interesse für die Leute, waren überdies schon ein paar Jahre alt; er mußte sie mühsam zusammenlesen. Die gute Frau Gräfin — zögernd brachte er es vor —, von der hieß es, daß sie gestorben, und vom Herrn Pastor, daß er vielleicht auch gestorben oder vielleicht fortgereist sei. Jedenfalls, das wußte man sicher, befand er sich nicht mehr in Ovàros. Und Herr von Sáskay auch nicht mehr. Der hatte ein Bauerngut gekauft irgendwo im Torontáler Comitat und lebte dort mit seiner Familie.

„Die gute Gräfin todt — schon lange." Ilona brach in heiße Thränen aus. „Und der Herr Pastor fort ... Wahrscheinlich weit in die Fremde ... Er hat sich ja immer gesehnt ... Und — Stephan," fragte sie nach einer Weile zögernd und mit gesenktem Blicke, „von Niemandem sonst hast Du gehört ... von Niemandem sonst?"

Er verstand sie und erwiderte kurz abweisend: „Von Niemandem sonst. Man muß den Leuten ohnehin Alles langsam abfragen, und — Du weißt, was Du versprochen hast," setzte er streng, fast hart hinzu.

Sie sah wohl, sie durfte ihm nicht von Vilma's Besuch erzählen, wie sie so gern gethan hätte, sie durfte ihm nicht sagen, wie bang ihr seitdem ums Herz war. Todt für sie mußte die Vergangenheit scheinen. So schwieg sie, und Stephan schrieb die gedrückte Stimmung, in die sie oft verfiel, der Trauer

um die Gräfin zu und ließ gelten, daß sie gerechtfertigt war. Ilona wäre nicht sein gutes, braves Weib gewesen, wenn die Nachricht des Todes ihrer Wohlthäterin und der seinen sie gleichgültig gefunden hätte.

Sie nahm sich zusammen, um den Seelenfrieden, den sie erheuchelte, zu erringen, sie suchte Rettung in einer unermüdlichen Thätigkeit. Von so tüchtigen Leuten sie auch umgeben war, die beste Arbeiterin im ganzen Bauernhofe blieb doch die Frau. Wenn die Fleißigsten erschöpft ruhten, gab es für sie immer noch etwas zu thun. So half sie sich durch und kam nicht mehr in Versuchung, ihrem Stephan anzuvertrauen, womit sie sich quälte. Es war etwas ganz Eigenes, das nur sie allein anging, das sie so mitschleppte und schleppen würde, stumm durchs ganze Leben. Es war der Preis, um den sie ihr Glück erkaufte. Eine Sehnsucht, eine Reue, ein zu spätes Mitleid mit ihrem Erstgeborenen. „Er wächst auf in Glanz und Reichthum und ist doch arm," das wiederholte sie sich immer. Wenn sie nur wüßte, o Herr Jesus! nur wüßte, ob er's fühlt, ob es ihn bekümmert!

Der Frühling in diesem Jahre hatte besonders fruchtbares Wetter gebracht, der Sommer versprach reichen Erntesegen. Stephan fand es gerathen, Fürsorge zu treffen, und begann den Bau einer neuen Scheuer, an den er zum Entzücken der Kinder den eines Geflügelhofs anschloß. Da spazierten die Buben, genau so wie einst ein Anderer gethan hatte, mit Zweigen in den Händen herum und trieben die großen Gefräßigen, die sich am Futter der Kleinen vergriffen, hinweg und machten sich wichtig und jagten die Enten in den Teich. Sobald Ilona sich blicken ließ, stürzten sie ihr entgegen und hatten eine Fülle von Hühnerhof-Neuigkeiten zu berichten.

„Schau, Mutter." „Komm', Mutter." „Mit mir." „Mit mir auch." „Mutter! Mutter!"

In allen Tönen der Zärtlichkeit wiederholten sie das Wort; es klang wie eine gesprochene Liebkosung. Von ihnen genannt, war der Name ihr Ruhmestitel, von dem Anderen ausgesprochen ihre Schande . . . Er durfte ihn ihr nicht geben, sie hatte ihn aus seinem Munde nicht hören können.

* * *

Vilma Rezsa war wieder da. Ohne erst um Erlaubniß zu fragen, hatte sie ihren Waarenkasten in Stephan's noch leerer Scheune aufgestellt. Er wollte sie daraus vertreiben, aber Ilona legte ihre Fürbitte ein, und sie blieb, und am Abend, als die Leute von der Arbeit kamen, machten sie Halt vor der improvisirten Bude, staunten und bewunderten. Was für Sachen hatte die alte Hexe mitgebracht! Der bloße Anblick war ein Genuß, sogar für Die, die nicht kaufen konnten. Aber ihrer waren Wenige. Die Alte ging auf Ratenzahlungen ein, verstand es, mit einer Stimme ein ganzes Lockvögelconcert aufzuführen, und zog mit Meisterschaft den Leuten das Geld aus der Tasche. Allerdings gab sie auch etwas dafür, Jedermann konnte Freude haben an dem, was er erstanden hatte.

Die Rezsa mußte zu erstaunlichem Reichthum oder zu erstaunlichem Credit gekommen sein; ihr Waarenlager war reich ausgestattet. Kinderspielereien gab es da, an denen jeder Erwachsene Vergnügen haben konnte, und Seiden-

bänder von blendender Farbenpracht und blinkende Ketten, Nadeln und Ringe für die Mädchen und Frauen, famose Pfeifen und Messer, Brieftaschen und Geldbeutel für die Männer. Die Neugier des Publicums war nicht zu stillen, besonders die des jugendlichen. Es bahnte sich, gleichgültig gegen Stöße und Püffe, einen Weg durchs Gedränge der Käufer, gaffte, machte sich lästig. Zu einem Thor hinaus gejagt, erschien die ganze Bande alsbald beim anderen, die Buben Stephan's beständig an der Spitze des beweglichen Völkchens.

O, der Kasten der Vilma mit den vielen Laden! O, die Schachteln, ganz voll mit Soldaten, und die Trompeten und die Kühe mit wirklichen Glöckchen am Halse! O, wer das alles hätte, wer nur etwas von dem allen hätte!

„Kaufe ihnen doch ein paar Sachen," sagte Stephan zu seiner Frau, und nun war der Sturm entfesselt. Mit hartnäckigem Ungestüm liefen die Kleinen hinter der Mutter her:

„Mutter, ein paar Sachen kaufen! Der Vater hat's erlaubt! Der Vater will's!"

Und Ilona kämpfte, kämpfte!

Bis jetzt hatte die Unholdin, wenn sie an ihr vorüber kam, ein: „Gehorsame Dienerin, schöne Groska!" ausgerufen und ihr den Rücken gekehrt: ‚Mit Euch bin ich fertig!' ließ sich nicht deutlicher ausdrücken. Und Ilona war weiter gegangen, ohne eine Miene zu verziehen. Doch gab es keinen Augenblick im Tage, in dem das Gefühl einer feindlichen Nähe nicht schwer und beklemmend auf ihr lastete. Nachts lag sie schlaflos und horchte und bildete sich ein, sie habe ans Fenster klopfen und rufen gehört wie damals . . .

So ging es fort, bis einmal ihre Söhnchen weinend und schreiend auf sie zugestürzt kamen.

„Mutter, Mutter, die Vilma geht weg! Sie hat schon Alles eingepackt, und der Illés hat die Soldaten, und der Gyula hat eine Peitsche, die pfeift, und wir haben nichts!"

Nun entschloß sich Ilona, nahm an jede Hand einen ihrer Buben und ging mit ihnen zur Scheuer. Sie hasteten, sie glühten, sie riefen schon von Weitem: „Vilma, nicht fortgehen mit den schönen Sachen! die Mutter kommt, die Mutter wird kaufen!"

Die Händlerin empfing die verspäteten Kunden schlecht. Sahen sie nicht, daß der Kasten schon geschlossen auf dem Schragen stand? Ihretwegen wird sie ihn nicht aufsperren, die schönen Sachen heraus reißen und in Unordnung bringen.

„Das ist auch gar nicht nöthig," sagte Ilona, „Ihr wißt, wo Ihr das Spielzeug habt. Nehmt es heraus, ich handle nicht."

Brummend zog die Alte eine Arche Noäh und andere Gegenstände, für die sich ihrer Kostbarkeit wegen kein Käufer gefunden hatte, aus einer Lade, und sämmtlich gingen sie ins Eigenthum der Kinder über. Glückselig liefen die Knaben heim, ihre Schätze den Knechten und Mägden zu zeigen.

Die Bäuerin blieb zurück und kaufte allerlei Geschenke für das Gesinde. Vilma's Laune besserte sich nicht, trotz des Gewinns, der ihr noch kurz vor dem Aufbruch zufiel. Sie machte sich an die Versorgung ihres Kastens, zog

langsam die Riemen durch die Schnallen und sah manchmal mit gespieltem Staunen seitwärts nach Ilona hin. ‚Was wollt Ihr noch?‘ fragten ihre tückischen Augen. Plötzlich wandte sie sich, stemmte den Arm in die Seite und sprach:

„Ihr seid noch da? wollt Zins einfordern, ich weiß schon. Ich bin ja hier nur geduldet, hinaus geworfen, ich Arme, von Euch reichen Leuten. Hunzen lasse ich mich aber deshalb nicht, — ich zahle!“

Sie zog ein Päckchen aus der Tasche, wickelte den Inhalt aus seinen papiernen Hüllen und bot ihn der Bäuerin auf der Hand dar, deren innere Fläche wie bei einer Meerkatzenhand gegen die dunkle äußere hell abstach.

„Was Euch einfällt,“ sagte Ilona; „ich werde doch kein Geschenk von Euch annehmen.“

„Ihr werdet, Ihr werdet, seht es nur an! Ein Messerchen, wie Ihr in ganz Ungarn keines mehr findet, seitdem ich das ganz gleiche verkauft habe... Ein Messerchen, — seht doch die Schale aus Perlmutter und die vier feinen Klingen.“ Sie klappte eine nach der anderen auf und zu, „gehen wie Butter und sind scharf wie Gift. Und seht, so wie jetzt ich hat er damit gespielt und sich nicht entschließen können, nimmt er das oder das . . . nicht entschließen können — recht wie ein Kind . . . So herrlich und groß und doch noch recht wie ein Kind.“ —

„Wie ein Kind?“ wiederholte Ilona gepreßt und unwillkürlich in fragendem Tone.

„Was liegt Euch dran?“ höhnte Vilma. „Ihr wißt ja nicht, von wem ich rede, und wer so lang gespielt hat mit den Messern, und zu wem ich gesagt habe: ‚Suchen Sie sich nur eines aus, hochgeborner Herr Graf, mir ist's gleich, welches Sie nehmen. Die Messer sind einander ähnlich wie zwei Wassertropfen.‘ — ‚Das ist wahr, wirklich wie zwei Wassertropfen,‘ hat er gesagt und dabei so süß ausgesehen! Grofka, er ist nicht bloß so schön wie die Sonne im Aufgang, auch so sanft und lieblich wie der junge Mond!“

Mit triumphirender Schadenfreude blickte die Alte in Ilona's Gesicht, das sich verfärbte, in dem es zuckte. — Plötzlich, ein wohlvorbereiteter Angriff, ein sicherer Stoß ins Herz, warf sie ihr die Worte zu: „Grofka, ein Kind haben wie dieses und sich vor ihm verkriechen müssen schmeckt bitter, Grofka, was? Da lob' ich mir am Ende noch mein Loos; nach meinen elenden Rangen werd' ich mich niemals sehnen . . . Nehmt das Messer, nehmt die Bezahlung Eurer Gastfreundschaft: da! — und lebt so wohl, als ich es Euch wünsche.“ Sie steckte die Arme in die Gurtenschlingen ihres Kastens, bog sich zurück, ein Schub, und er saß ihr auf dem Rücken.

„Geht, Vilma, in Gottes Namen geht,“ sprach Ilona leise und wie verloren. „Ich weiß nicht, warum ich Euch anhöre, — ich hätte Euch nicht anhören sollen.“

„Heuchlerin!“ Die Alte trat dicht an sie heran, legte die Finger der Rechten auf ihren Arm und sah ihr mit einem bohrenden Blick in die Augen. „Ein paar Jährlein Seligkeit gäbt Ihr darum, so viel von ihm zu wissen, wie ich von ihm weiß. Durch mich aber, mein Seelchen, erfahrt Ihr nichts. Und wenn Ihr mich auf die Folter spannen ließet, Ihr brächtet nichts aus

mir heraus. Die Freude an der Pein, die Ihr leidet, ich seh's! . . . Gott sei Dank, ich seh's! ließe mich meine eigene Pein nicht spüren."

Sie trat aus der Scheuer und ging der Straße zu, und Ilona machte keinen Versuch, sie aufzuhalten; sie hielt das Messer in ihren hohlen Händen, hob es zu ihren Lippen empor und küßte es.

Im stillen Schlosse von Vicim herrschte seit einiger Zeit eine rastlose und lärmende Thätigkeit. Eine Schar Handwerker war aus Budapest angelangt, um das Haus glanzvoll herzurichten zum Empfang der Gebieterin. Nach vielen Jahren kam sie einmal wieder von ihren Besitzungen an der unteren Donau, ihr Gut an der Waag zu besuchen. Nicht für lange, nur um ihren jung verheiratheten Neffen, dem sie Vicim als Eigenthum überließ, unter großen Feierlichkeiten dort zu installiren.

Triumphpforten, Böllerschüsse, Illumination, Feuerwerk. Ganze Ochsen am Spieß gebraten, Stückfässer voll feurigen Villányer zu beliebiger Anzapfung aufgestellt . . . Wem von alledem nicht im Voraus schon ein Räuschlein zu Kopfe steigt, der lasse sich in den Backofen stecken, der ist Teig.

Hunderte von Gästen, erzählten die Leute, waren zu den Concerten, Theateraufführungen, Bällen, Jagden geladen, die nach der Ankunft der Herrschaften stattfinden sollten. Vorerst erschienen sie aber allein, die Frau Baronin und das junge Ehepaar. Die beiden Damen zeichneten sich durch große Liebenswürdigkeit aus und waren von der ersten Stunde an populär. Der Herr Baron flößte wenig Sympathien ein. Schon seine äußere Erscheinung hatte nichts Gewinnendes. Er war klein und vierschrötig und sah gar nicht nobel aus; und nobel auszusehen ist doch das Geringste, was man von einem hochgestellten Herrn verlangen kann, in einem Land, in dem jeder Hajduck und jeder Csikós einen vornehmen Anstrich hat.

Bald nach dem feierlichen Einzuge der Herrschaften, an einem Sonntag-Nachmittag, saßen Stephan und Ilona im Garten auf der Bank unter dem schönen Nußbaum, der ihr Stolz war. Wer weiß, ob sie das Haus des ehemaligen Richters so theuer bezahlt hätten, wie sie es gethan, wenn nicht ein so prachtvolles Exemplar des Lieblingsbaumes der Magyaren neben ihm gestanden hätte! Sein Anblick bestach sogleich ihre Augen und gewann ihre Herzen. Mit jedem Jahre gedieh er herrlicher. Hoch über das Dach hob er seinen Wipfel, breitete kraftstrotzende Zweige über den Gartenweg, den Buchenzaun, die Straße noch beschatteten seine Aeste. Wer in der Richtung vom Castell, wo der Boden sich etwas senkte, kam und zwischen dem Blättergrün des Baumes und dem unter der Schere gehaltenen Zaune auf Ilona's Blumenbeete hin sah, glaubte einen herrschaftlichen Ziergarten zu erblicken.

Die Bemerkung war oft und nun auch, mit etwas kreischender Stimme, von einer Dame gemacht worden, die sich im Gespräche mit anderen Personen dem Hause näherte. Es war die Frau Baronin, von ihren jungen Verwandten und von der Oberlehrerin begleitet. Stephan und Ilona erhoben sich, als die Gesellschaft draußen vor dem Zaune stehen blieb, und die Domina führte

eine kleine Komödie auf. Sie sah bloß den Garten und erging sich in Lobeserhebungen:

„Seht doch, Kinder, seht, wie hübsch, wie gepflegt! O, o! welcher Fleiß, welcher Schönheitssinn! Wer nur hier wohnen mag? feine Leute, feine Leute, wenn ich nach ihrem Werke auf sie schließe.“

Die stattliche Baronin war in Wittwentrauer, machte aber einen sehr freundlichen Eindruck. Ihre großen, runden Augen prangten in feurigem Himmelblau, und ihr sehr reiner Teint hatte einen angenehmen Anflug von vieux rose. In den vielen Löckchen, die ihre Stirn umkräuselten, schimmerten Silberfäden, aber noch überwog der Goldglanz ihres ursprünglichen Kastanienbraun.

„Ah!“ rief sie aus und schien jetzt erst die Eigenthümer des hübschen Anwesens gewahr zu werden: „Ah, da sind sie ja selbst, die lieben Leute! Entschuldigung! Entschuldigung! Vor lauter Bewundern bemerke ich nicht, daß Ihr selbst da seid! . . . Euer Garten, sag' ich Euch, — das nenn' ich einen Garten. Meine Gärtner — das heißt von nun an die seinen,“ sie wies mit einer netten, huldigenden Handbewegung auf ihren Neffen, „könnten sich ein Beispiel nehmen.“

Stephan würgte noch an einer höflichen Erwiderung, als die Baronin sich mit ihrer Begleitung schon weiter bewegte: beide Damen herzlich grüßend, der Baron mit einer schiefen Herablassung und mit der Caricatur eines Lächelns in einem seiner Mundwinkel.

Die Oberlehrerin hatte sich bei den Herrschaften empfohlen, sie eilte sehr echauffirt auf die Bank unter dem Nußbaum zu, ließ sich auf sie niedersinken und ächzte: „Seelchen, laßt mich bei Euch ausschnaufen. Ich bin hin. Seit Mittags im Castell und muß Rechenschaft geben über jedes Kind, und was drum und dran ist. Und jetzt geht die gute gnädige Dame herum, Wohlthaten spenden und Leutseligkeit ausstreuen wie aus der Zuckerbüchse.“

„Sie ist lieb, man muß sie gern haben,“ sagte Ilona.

„Sie, ja,“ die Oberlehrerin lehnte ihren mit einer Krausenhaube bedeckten Hinterkopf an den Baum, kreuzte die Arme und streckte die Beine aus: „Sie kann gern haben, wen's freut. Die Liebe zu ihrem Neffen, die sie in uns entzünden möchte, kann man sich schenken. Habt Ihr bemerkt, wie der grüßt, — der Hochmuth! und wenn man denkt . . . seine Mutter war eine Häuslerstochter.“

„Eine Häuslerstochter?“ wiederholte Ilona gedehnt.

„Wie ich Euch sage. Aus Tolvadia, woher auch ich bin. Wir haben beide von dort weg geheirathet, ich meinen Alten, der damals noch gar nichts gewesen ist, sie einen Magnatensohn. War der verliebt! Nein, was der verliebt war in ihre rabenschwarzen Augen, die vor Uebermuth blitzten, in ihren kirschrothen Mund, der immer lachte. Er soll sie lieb gehabt haben bis an sein Ende und hat sich bis an sein Ende ihrer geschämt, ist nie mit ihr unter Seinesgleichen erschienen. Und der Sohn, der schon gar. Der wird Euch wie ein Paradiesapfel, wenn Jemand von seiner Mutter spricht. Er verachtet sie ganz einfach.“

„Und geht ihr aus dem Wege?“

„Ach, auf zehn Meilen!“

„Und sie? Und sie?“

„Was sie! Sie ist eine reiche Wittwe und macht sich lustig über seinen Fumo.“

„Sie hat Recht. Wohl ihr, daß sie es kann,“ sprach Ilona hastig. Ihre Lippen zitterten, sie fühlte, daß etwas wie Reif ihre Wangen überzog, sie fühlte auch, daß der Blick ihres Mannes, dem sie auswich, hartnäckig auf ihr ruhte.

Es war seltsam und grausam und wie eine Fügung, daß sie zu keinem Augenblick Ruhe mehr kommen durfte in letzter Zeit. Immer begab sich etwas, wurde etwas gesprochen, etwas erzählt, das eine Erinnerung weckte, eine peinliche Beziehung auf sie selbst hatte, an ihr rüttelte, sie verfolgte, sie zwang, zu denken, — sie, die nicht denken wollte.

Im Schlosse strömten schon die Gäste zusammen. Die nicht Platz fanden in seinen Räumen, so zahlreich und weitläufig sie auch waren, wurden in den Nebengebäuden untergebracht oder in den Prunkstuben der Beamten. Eine große Anzahl stieg in den benachbarten Castellen ab. Aus allen Theilen Ungarns waren sie gekommen, so Viele auch aus der Tiefebene, wo die größte Besitzung der Baronin lag. Ob denn nicht auch Jemand aus Ováros? Einer der Söhne der verstorbenen Frau Gräfin vielleicht. Und mit ihm vielleicht . . . Nein! — die Einbildung von sich zu weisen ist sie doch noch stark genug . . .

‚Warum Einbildung?‘ fragte sie sich bald darauf; ‚er ist ja kein Kind mehr.‘ Es reiten da und fahren und tummeln sich im Parke so manche Herrchen, die jünger sind als er.

Dennoch wiederholte sie sich: ‚Einbildung! gib dich solchen Einbildungen nicht hin.‘ Sie ahnte nicht, wie fest sich schon in ihr die Hoffnung eingewurzelt hatte: ‚Er kommt, du wirst ihn sehen.‘

Und davon lebte sie und war nur noch in äußerer Gestalt bei den Ihren und übte nur noch mechanisch ihre lang gewohnte Thätigkeit aus.

Eine Woche schon dauerten die Festlichkeiten, bei denen auch für die Dorfbewohner reichlich gesorgt war. Nicht nur Brot und Spiele — man bot Fleisch, Wein und Spiele. Stephan und Ilona nahmen Theil an Allem, machten Alles mit. Ihn freute der Freudentaumel der Anderen, auf ihn übte die Zigeunermusik ihre unwiderstehliche Anziehungskraft; das Feuerwerk, das Nacht für Nacht abgebrannt wurde und jedesmal neue Ueberraschungen brachte, erregte seine Bewunderung. Ilona ging neben ihm hin ohne Sinn und Blick für die Vorgänge, die das leidenschaftliche Interesse von Alt und Jung erregten. Eine brennende Frage lag ihr am Herzen, die auszusprechen sie nicht wagte. Auch nicht vermochte. Das Wort quoll ihr im Munde, sie zwang es nicht über ihre Lippen, das einfache an einen Diener, an einen Beamten gerichtete Wort:

„Ist Jemand aus Ováros da?“

Den Abschluß der Festtage in Vicim bildeten die Jagden. Viel Jugend, viel Schönheit zog an Ilona vorbei, wenn sie, hinter einem Baume, einem

Pfeiler des Parkgitters verborgen, den Aufbruch oder die Rückkehr der Jäger beobachtete. Manchmal auch pochte ihr Herz höher beim Anblick eines frischen Gesichtes, einer schlanken Jünglingsgestalt, und sie sagte sich: ‚Der könnte es sein!‘ Niemals aber sagte sie sich: „Der ist's!‘

Die Fasanenjagd war für den letzten Nachmittag aufgespart worden. Wenn der zu Ende ging, ohne die Erfüllung ihres Traumes zu bringen, dann war er ausgeträumt, und — sei es wie es sei! — dann wird es besser sein. Sie wird sich nicht mehr an eine Hoffnung klammern, die ihr ja selbst thöricht erscheint, und der sie dennoch nachhängt, in der sie aufgeht, völlig, zu ihrem eigenen Entsetzen . . . Was thut sie? Versündigt sich, bestiehlt ihren Mann, ihre Kinder um Sorgfalt, um Liebe sogar, — ja sogar um Liebe! und zieht wie verrückt einem Hirngespinnste nach. Einem Hirngespinnst, — sie sieht es ein und kann mit ihm doch nicht fertig werden. Der Schatten einer Möglichkeit, daß es sich verwirkliche, ist noch da, und Wunder — geschehen.

Sie bestellte ihr Haus, sie begleitete Stephan, der auf dem Steueramte zu thun hatte, ein Stück Weges, überwachte die Mägde bei der Gartenarbeit und blieb immer im Banne von etwas Dumpfem, Lastendem, mehr ein Gefühl als ein Gedanke: ‚Wenn ich ihn heute nicht sehe, sehe ich ihn nie.‘

Am frühen Nachmittag bewegte sich ein langer Wagenzug auf der Straße den Fasanerien zu. Ilona stand schon eine Weile wartend mit ihren Kindern und ihren Mägden an der Gartenthür, als er vorüber kam. Gefährt reihte sich an Gefährt; im raschen Trabe sausten sie dahin, von dichten Staubwolken umwirbelt. Man hörte Pferde schnauben und Peitschen knallen, sah den weißen, weiten Aermel der rosselenkenden Csikóse flattern, sah die Läufe von Gewehren blitzen, konnte auch wahrnehmen, daß die Equipagen dicht besetzt waren. Ihre Insassen zu unterscheiden, bemühte sich Ilona umsonst. Jetzt aber schien ihr, — und sie täuschte sich nicht, — daß in einem der Wagen eine lange, schmale Gestalt empor schnellte und zurückgewendet stehen blieb.

„Da ist Einer, dem gefällt Euer Haus," sprach eine alte Magd zur Bäuerin und sah sie an und schrie auf:

„Ein Licht! ein Licht! In Eurem Gesichte ist ein Licht aufgegangen." Die langjährige Dienerin durfte sich einen Scherz erlauben: „Wie Ihr Dem nachschaut, so schaut man nur einem Liebhaber nach. Ich habe nicht gewußt, daß Ihr einen Liebhaber habt."

„Niemand lernt aus," erwiderte Ilona, „nicht einmal Du."

Der Alten fiel auf, wie sich die Züge der Frau verändert und förmlich verklärt hatten, und wie ihr Athem flog, als sie nach einer Weile sprach:

„Ich gehe zur Hegerin, zur Lepták. Sie ist krank. Wenn mein Mann früher nach Hause kommt als ich, sag ihm, daß ich zur Lepták gegangen bin."

„Schon gut," erwiderte die Magd und warf einen wohlgefälligen Blick auf ihre Gebieterin. Wahrhaftig, sie hätte noch für ein junges Mädchen gelten können, trotz der kleinen, steifen Haube, die ihre aufgesteckten Zöpfe bedeckte. Wie jugendlich leuchteten ihre Augen, wie rein und fein war noch das Oval ihrer Wangen, wie hold der Mund mit den rosigen Lippen! Wie zart waren noch die schönen Formen der geschmeidigen Gestalt! Wirklich,

liebreizend mußte sie Jedem erscheinen, in ihrem schneeweißen, reich gefalteten Aermelhemd, in dem eng anliegenden, gestickten Leibchen, das auf der Brust mit silbernen Schnallen geschlossen war.

Ilona hatte einen weiten Weg bis zum Hause der kranken Hegerin. Es lag inmitten alter Linden und Buchen am Saume der Fasanerie. Die Sonne war schon hinter der fernen Bergkette versunken, die den Horizont in sanft hingleitenden Linien begrenzte, als die Bäuerin Abschied von der Kranken genommen hatte und nun auf einem schmalen Wege hinschritt, der vom Hegerhause zu einem Fahrweg führte. Dieser zog gradaus durch eine mit hohem Grase bewachsene Wiese. Drüben im Feldgehölze, wo sie den ersten Trieb abhielten, fiel Schuß auf Schuß, und in der Nähe ringsum herrschte die Stille der Todesangst. Was da athmete an kleinem Gethier in Federn und in Pelzen, ahnte wohl, daß es in naher Nachbarschaft ein großes Morden gab. Nichts regte sich — manchmal nur ließ kaum vernehmbar ein scheues Huschen von Baum zu Baum, ein scheues Schwirren von Zweig zu Zweig sich hören, aus einem Vogelkehlchen stieg ein furchtsames Gezwitscher.

Ilona schritt unter weißstämmigen Buchen am Wiesenrande. Die Jagd bewegte sich in entgegengesetzter Richtung; schwächer tönte schon das Knallen der Schüsse. Sie blieb stehen, rathlos, wohin sie sich wenden sollte. Aber da kam Jemand quer über die Wiese; ein Jägerbursche, der ihr Auskunft geben würde. Trotz der Entfernung glaubte sie ihn zu erkennen, an seinem leichten Gang, an seiner Art, den Kopf zu tragen, stolz und keck, und den Hals zu wenden wie ein Hirschlein. Es war der Sérer, der hübsche Béressohn . . ; Ja — und: nein nein! . . . Es war ein Anderer, es war Der, den sie suchte, Den zu erblicken, nur einmal, nur von Weitem, ihr Mutterauge verlangte, ihr Mutterherz dürstete.

Jetzt durfte sie sich an seinem Anblick erlaben, konnte jeden Zug in seinem Gesichte sehen, jeden Finger zählen an seiner Hand, die nachlässig auf dem Riemen des Gewehres ruhte. Er trug einen braunen Jägeranzug mit grünen Aufschlägen, der schmalkrämpige Hut war tief ins Genick zurückgeschoben, und er hatte noch seine fragenden, werbenden Augen und war ja auch fast noch ein Knabe und glich noch immer dem schönen Bilde im Zimmer der Frau Gräfin.

Unwillkürlich war Ilona weiter zurück unter die Bäume getreten, aber er hatte sie schon bemerkt, näherte sich ihr bis auf wenige Schritte, grüßte und sprach:

„Bin ich recht auf dem Weg ins" — er hielt inne und verbesserte sich: „auf dem Weg zum Castell?"

„Er ist leicht zu finden," sagte sie und nahm alle ihre Willenskraft zusammen, um nicht durch eine Miene, nicht durch ein Beben der Stimme ihre Gemüthsbewegung zu verrathen. Dennoch mußte etwas an ihr ihm aufgefallen sein. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete er sie und mit einer gar liebenswürdigen, unbefangenen Bewunderung.

„Leicht zu finden? Mir nicht. Ich möchte aus dem Wald hinaus und irre seit einer halben Stunde herum . . . freilich bin ich hier fremd."

„Ihr seid ganz recht gegangen, junger Herr,“ erwiderte Ilona, „und könnt nicht mehr fehlen.“ Sie stand gerade aufgerichtet mit einander gefalteten Händen, regungslos, aber ihre Augen hingen an ihm mit innigstem Entzücken; die konnte sie von ihm nicht wenden. „Ihr braucht nur den Fußsteig zu verfolgen, der den Weg kreuzt, ganz nahe bei der großen Buche. Man sieht sie von hier . . .“

„Ja,“ fiel er ein, aber er sah nicht zu der Buche hin. Er sah die schöne Bäuerin mit forschendem Staunen an — mit scheuer Ehrfurcht — mit brennendem Zweifel. Und plötzlich schüttelte er den Kopf wie Einer, der sich sagt: ‚Nein, es ist unmöglich.‘

„Der Fußsteig führt zum Hegerhause,“ schloß sie. „Es steht am Ausgang des Waldes und . . .“

„Danke, danke vielmals,“ unterbrach er sie, als wäre ihm um nähere Auskunft nicht mehr zu thun, und sie meinte ihre Entlassung aus diesen Worten heraus zu hören.

Und wenn sie darin irrte, — gleichviel! Ihre Seelenstärke hätte nicht mehr vorgehalten, es war Zeit, zu scheiden. Was wollte sie noch, und was durfte sie noch wollen? Hatte sie nicht geschworen, und war ihr nicht ihr höchster Wunsch erfüllt?

„Lebt wohl, junger Herr,“ sprach sie, und ihr gewaltsames Ringen nach Festigkeit gab ihrem Abschiedsgruß einen herben Klang.

„Lebt wohl,“ sprach auch er, aber zögernd und unentschlossen. Wieder richtete er einen langen Blick auf sie, und eine Bitte lag in dem Ton, in dem er fragte: „Ihr habt nicht denselben Weg wie ich?“

Sie antwortete mit einer frommen Lüge: „Den entgegengesetzten.“

Stephan war früher zurückgekehrt als seine Frau und hatte sie mit Ungeduld erwartet. Nach dem Abendessen ging er seine Pfeife im Freien rauchen. Ilona brachte die Kinder zu Bette und folgte ihm. Sie besprachen allerlei wirthschaftliche Angelegenheiten und Anordnungen für den morgigen Tag. Es war hohe Zeit, die Leute wieder zur Arbeit anzuhalten, die sie fast verlernt hatten bei den ewigen Festlichkeiten. Zum Glück gingen sie heute mit einem Schmaus im Wirthshause zu Ende, bei dem auf Kosten des neuen Gutsherrn gegessen und getrunken wurde. Den Schluß sollte ein Tanz auf dem beleuchteten Dorfplatze machen, und die Herrschaften hatten versprochen zu kommen, um zuzusehen. Bei ihrem Empfange mußte Stephan mit den Häuptern der Gemeinde anwesend sein. „Komm mit,“ sagte er zu Ilona, gab aber ihren Bitten, sie daheim zu lassen, nach. Ungern genug, und beim Fortgehen trug er ihr etwas verdrießlich auf: „Geh' schlafen, warte nicht auf mich, — ich komme spät.“

* * *

Die Frau, die Kinder, ein alter Knecht und sein Weib, die sich längst zur Ruhe begeben hatten in ihrer Kammer neben dem Kuhstalle, Niemand sonst befand sich weder im Hause noch in seiner Umgebung.

Ilona saß am Tische, mit ihrer Arbeit beschäftigt: einer Bauernstickerei, ein reiches Muster, in rothem Garn auf ungebleichter Leinwand ausgeführt. Sie zog den Faden langsam auf und ab, und ihr Herz und ihre Gedanken waren bei dem Sohne, den sie mit Stolz und Wonne wieder gesehen. ‚Wunder geschehen,‘ hatte sie sich gesagt, und ein Wunder erschien ihr die Erfüllung der Sehnsucht ihres Lebens. Voll Gnade und Herrlichkeit war sie gekommen und hatte ihr das ungeliebte, verwaiste Kind als Jüngling, schön, gesund, glücklich vor Augen geführt. Nun wollte sie zufrieden sein und nur noch Gott danken ... Aber das Eine — das that ihr leid: daß sie sich überhastig von ihm losgerissen, ihrer Selbstbeherrschung doch zu wenig zugetraut. Sie hätte länger bei ihm bleiben sollen. Ein leiser Mißton zitterte in ihrer Seele nach. So war es doch auch dieses Mal gekommen, wie es einst immer kam. Eine traurig getäuschte Erwartung hatte aus seinen Zügen gesprochen, als sie ihm auf die Frage: „Ihr habt nicht denselben Weg wie ich?“ eine verneinende Antwort gab.

Die Luft in der Stube schien ihr dumpf und schwer geworden und lastete auf ihrer Brust. Sie trat an eines der Fenster, öffnete den Laden und die Flügel. Die Zigeunermusik klang herüber, wild und süß, einschmeichelnd und ergreifend. Hoch am Himmel schwamm der volle Mond und leuchtete inmitten eines tiefblauen, kreisrunden Grundes, von einem schimmernden Wolkenkranze umgeben. Sein Licht lag glanzvoll auf der weißen Straße, und dort draußen ... Allgütiger, dem sie eben gedankt hatte! — dort draußen sah Ilona ihren Erstgeborenen stehen. Im Jägeranzug, ein wenig versteckt durch die Zweige des Nußbaumes, die ein Lufthauch über seinem Haupte wiegte, stand er ganz versunken und betrachtete, ein Fremdling das Haus, in dem seine Mutter wohnte mit dem Manne, den sie liebte, und den Kindern, die sie ihm geboren hatte.

„Du Armer! Du Lieber! Du Meiner!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht; sie konnte ihn so nicht sehen, es that ihr zu weh ... Aber zu ihm konnte sie! Alle Fesseln fielen von ihr ab. Da war kein Versprechen mehr und kein Schwur, da war nur eine große, allmächtige Liebe, und wie auf Flügeln trug diese Liebe sie zu ihm.

Mit einem halb erstickten Jauchzen begrüßte er ihr Erscheinen.

„So bist Du's? ... Bist es wirklich? ... Wirklich Du?“ Akos riß den Hut vom Kopfe, machte eine flehende Gebärde, bog das Knie und stieß leise hervor: „Verzeih! Verzeih!“

‚Was verzeihen, — daß Du lebst?‘ dachte Ilona und hätte ihn vom Boden aufheben, in ihre Arme nehmen und herzen mögen wie ein Kind.

Aber sie erfaßte nur seine Hand mit ihrer bebenden Rechten, sagte nur sanft und beklommen: „Komm,“ und führte ihn in den Garten.

Und nun saß sie auf dem Bänkchen unter dem Nußbaume, und ihr Sohn kniete vor ihr, umfing sie und sprach: „Mutter!“ Und wie ihre kleinen Buben konnte auch er sich nicht satt sprechen an dem Worte. Er preßte den Kopf an ihre Brust und bog sich zurück, um sie anzusehen, und sie strich ihm über die welligen Haare und küßte seine Stirn und seine Augen.

„Sprich! sprich!“ bestürmte er sie; „warum sprichst Du nicht zu mir?“

Sie sah ihn an mit unsagbarer Zärtlichkeit, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und beugte sich so tief über ihn, daß er die Bewegung ihrer Lippen auf seinem Gesichte fühlte, als sie sagte: „Ich habe zu viel zu fragen, weiß nicht wo anfangen . . . Wie kommst Du daher, mein Kind? Mein Kind,“ wiederholte sie. „Du solltest ja von mir nicht wissen . . . Wer hat Dir gesagt? . . . und hast Du Dich denn nach mir gesehnt?“

„Ich habe mich immer nach Dir gesehnt . . . Ich habe immer an Dich gedacht, immer, immer! Schon deshalb, weil sie mir sagten: ‚Denk' nicht immer an Deine Mutter‘“ — er erschrak, warf sich über ihre Hände und küßte sie heiß und inbrünstig. „O nein, nicht bloß deshalb — Du verstehst, nicht wahr? Nur ein bißchen auch deshalb . . . Sie denkt nicht an Dich, was hast Du immer an sie zu denken? . . . Ich habe ihnen das nicht geglaubt, daß Du nicht an mich denkst, ich habe mich immer erinnert an den Tag, an dem Du Abschied von mir nahmst in Ovàros und wie Du mich ans Herz genommen und umarmt hast.“

„Nur daran hast Du Dich erinnert, nur daran? O Dank!“ sagte sie.

„Ich sollte nicht von Dir wissen,“ begann er wieder, „ich sollte nicht zu Dir kommen, aber ich wollte!“ Kindischer Trotz und männliche Kraft mischten sich in seinem Tone. „Und ich habe mich erkundigt und gefragt und nichts erfahren können, nichts und nichts... bis endlich die Vilma Rezsa aus der oberen Gegend gekommen ist. Die liebe Vilma Rezsa,“ brach er aus und lachte, „die göttliche! Mein ganzes Geld habe ich ihr in ihren Kasten geschüttet, und dafür habe ich durch sie Alles erfahren: wo Du wohnst, und wie Dein Haus aussieht, und wie Du aussiehst . . . Nein, Mutter, nein! das hat sie mir nicht sagen können . . . und ich habe es mir nicht vorstellen können, Mutter, daß Du noch so jung bist, und habe Dich deshalb auch so fremd angesprochen und ins Dorf gehen wollen, Dich zu suchen.“

„Wie verdien' ich's nur, Akos, daß Du mich aufsuchst? Ich verdien' es nicht!“

Eine Fluth von Liebkosungen unterbrach sie: „Das sage nicht! Um Gotteswillen das nicht! . . . Du mußt wissen, liebe, liebe Mutter: Ich bin hinter Alles gekommen, was sie so sorgsam vor mir verbergen . . . ich verstehe, ich begreife Dich, Mutter. Alles, was Du gethan hast, war recht, und wie Du's gethan hast, so war's recht.“

„Gar nichts, gar nichts war recht,“ unterbrach sie ihn aufflammend in Verwirrung, und auch jetzt ist nicht recht, was ich thue. Ich sollte Dich fern von mir halten, und sieh', ich schließe Dich an mein Herz fest mit beiden Armen. Ich habe versprochen, daß Du mein Haus nie betreten sollst, und sieh', ich führe Dich selbst hinein.“

„Ist denn das Dein Haus?“ fragte er. „Das ist ja nur Dein Garten.“ Ein Frohlocken war in seiner Stimme. „Du hast Dein Wort gehalten. Ich aber,“ nun erhob er den Kopf stolz und herausfordernd, „ich habe gelogen, betrogen, um Dich nur einmal sehen, um nur einmal zu Dir kommen zu können. Sie wissen nicht daheim, daß ich bei Dir bin; sie glauben, daß ich noch in Dulana bin bei meinem Vetter. Ich habe mir eine Einladung

verschafft für heute zur Jagd und bin die ganze Nacht wie der Teufel gefahren und geritten . . . Ich habe kommen müssen, Mutter. Ich habe nicht mehr schlafen, nicht mehr essen und trinken können aus Sehnsucht. Immer nur habe ich gedacht: „Ich will meine Mutter sehen, ich will sie fragen: hast Du mich lieb und willst Du mich nicht segnen?‘ In einem Monat gehe ich zur Confirmation, und meine Mutter lebt, und ich soll ohne ihren Segen zur Confirmation gehen.“ Er ließ sich tiefer in die Knie sinken, breitete beide Arme aus und rief ungestüm und voll heißer Inbrunst: „Mutter, segne mich!“

Sie legte beide Hände auf seinen Scheitel, sie schluchzte.

„Warum weinst Du?“ fragte er bestürzt; „ich bin glücklich und werde jetzt immer glücklich sein. Mir ist mein höchster Wunsch erfüllt.“

„Und mir der meine,“ sagte sie.

„Dann also weint man nicht, man jubelt!“ Er stand auf, stellte sich neben sie und war auf einmal der Ueberlegene und redete ihr zu, die köstliche Stunde, die ihnen geschenkt war, voll und rein zu genießen. Dann verlangte er, daß sie ihm von ihrem Leben erzähle, von ihrem Manne, ihrem Anwesen, ihrer Thätigkeit. Mit heiterer Spannung hörte er ihr zu, nur als sie von ihren Kindern sprach, flog ein Schatten über seine Stirn. Sie bemerkte es, sie schloß:

„Ich habe alles Gute gehabt, aber eine ganze Freude, selbst an den Kindern, nicht. Der Gedanke, daß ich meinem Erstgebornen eine schlechte Mutter war, hat sie getrübt.“

„Wirf ihn weg, den Gedanken! wirf ihn weg! Besinne Dich nur, daß wir einander übermenschlich lieb haben bis ans Ende unseres Lebens, Mutter! Auch das meine ist schön und gut, und auch das meine wird von nun an ganz ungetrübt sein.“

Ihm quollen die Lippen über, wie sein Herz überquoll. Er wußte Alles von seiner Mutter, sie mußte Alles von ihm wissen. Wie viel es schon zu thun gab für ihn in Ovàros, unter der Leitung des zweitältesten seiner Onkel, der die Güter verwaltete. Er hatte geheirathet, dieser Onkel, eine nette Frau, und hatte auch ganz nette Kinder. Aber wenn Akos nicht zum Rechten sähe, sie würden sehr verzogen.

Seine Mutter sah ihn mit strahlendem Blicke an: „Du Lieber! . . . und, sage mir, wer bereitet Dich vor zur Confirmation?“

„Nun, doch Déry . . .“ Er verbesserte sich: „Der Herr Pastor.“

„Ist er wieder gekommen? Ich habe gehört, er sei nicht mehr in Ováros.“

„Ist wieder gekommen, und, Mutter, weißt Du, was er mir gesagt hat?“

„Wie soll ich das wissen, Kind?“

„Er hat gesagt: ‚Ich habe nach einem größeren Wirkungskreis gestrebt und dabei eine Erfahrung gemacht. Will's Gott, auch zu Deinem Besten, Akos. Merke Dir! Nicht wie weit, sondern wie tief Du wirkst, darauf kommt's an.‘ Verstehst Du das, Mutter? Ich glaube, ich versteh's.“

Ilona legte den Arm um seinen Hals und zog ihn an sich: „Du wirst dem Pastor sagen, daß Du bei mir gewesen bist.“

„O nein, gewiß nicht, Mutter.“

„Ich bitte Dich darum.“

„Und ich bitte und flehe Dich an, Mutter, lasse das unser Geheimniß bleiben — unser Kleinod, unser vor allen Anderen verborgenes Kleinod. Etwas will ich haben, muß ich haben, Mutter, das ganz allein Dir und mir gehört!“

„Und wenn mein Mann fragt: ‚Wer war bei Dir?‘ Soll ich lügen?“

„Lügen brauchst Du nicht. Aber wie lieb Du mich hast, darf nur ich allein wissen, das sagst Du nicht ihm und Keinem. Versprichst Du's?“

„Ich verspreche es. Und wie lieb Du mich hast, das bleibt mein Geheimniß und mein Kleinod, und ich werde Dir dafür danken alle Stunden meines Lebens.“

Daß aber die gegenwärtige Stunde die einzige und gebenedeite, die sich nie wiederholen sollte, die höchste ihres ganzen Lebens bleiben würde, fühlte sie. Und dasselbe Bewußtsein blühte in ihrem Kinde auf. Das Beste, das zwei Menschen einander verdanken können, verdanken einander diese Mutter und dieser Sohn.

So war ihr Scheiden kein schmerzliches Losreißen, es fand sie beide bereichert um ein unschätzbares Gut. Er trug das Haupt hoch, auf dem der Segen seiner Mutter ruhte, sie hatte ihren Frieden gefunden.

* * *

Ilona schickte sich an, ins Haus zu treten, als Stephan zurückkehrte und sie rauh anließ mit der Frage, die sie erwartet hatte:

„Noch im Garten? War Jemand bei Dir?“ Er sah so dräuend aus wie damals, als er ihr im Gang aufgelauert, sie beschimpft hatte. Sie aber fürchtete ihn nicht mehr. Ruhig, mit gelassenem Stolze erwiderte sie:

„Mein Sohn Akos.“

„Was will er? Dich uns nehmen? . . . Hat er's nicht schon gethan?“

„Mann,“ sprach Ilona mit einem herrlichen Lächeln, „er hat mich Euch zurückgegeben.“

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von

Richard Ehrenberg[1]).

[Nachdruck untersagt.]

III.

Krupp.

Meine bisherigen Betrachtungen über Entstehung und Bedeutung des Reichthums galten zwei Familien großer Creditvermittler. Jetzt wende ich mich einigen Industriellen zu, Führern der industriellen Entwicklung im 19. Jahrhundert. Für Deutschland sind Alfred Krupp und Werner von Siemens ohne Frage die bedeutendsten Erscheinungen dieser Entwicklung. Zwischen ihnen bestehen tiefgreifende Unterschiede. Wenn wir ihnen nachgehen, so ergibt sich, daß wir in den beiden Männern Haupttypen industriell thätiger deutscher Techniker vor uns haben. Ihnen schließt sich an als Vertreter eines dritten Typus: Wilhelm, der „englische Siemens", englisch nicht nur durch das Land, wo er seine großen Erfolge erzielte. Es ist gewiß von Bedeutung, das Charakteristische und das Typische im Wesen und in der Thätigkeit dieser drei Männer zu ermitteln.

Ungedrucktes Material steht mir hierfür einstweilen nicht zu Gebote. Mein Hauptmaterial besteht hinsichtlich Krupp's, außer aus der allgemeinen technologischen, statistischen und sonstigen Literatur, namentlich aus Monographien wie: D. Bädeker, Alfred Krupp und die Entwicklung der Gußstahlfabrik zu Essen (nach authentischen Quellen). Essen 1889; Frobenius, Alfred Krupp. Dresden und Leipzig 1898; W. Kley, Bei Krupp. Eine socialpolitische Reiseskizze. Leipzig 1899 u. s. w.

Derartige Materialien erlauben zwar keinen vollen Einblick in die innerste Werkstatt des wirthschaftlichen Schaffens. Aber bei geeigneter Bearbeitung läßt sich doch daraus auch für die Wirthschaftslehre mehr lernen als

---

[1]) Die beiden vorher gehenden Abschnitte „Die Fugger" und „Das Haus Rothschild" in Band CVII und CVIII der „Deutschen Rundschau".

bisher geschehen ist, und zwar gerade für manche gegenwärtig sehr actuelle Fragen, so für die Eigenart deutscher und englischer Arbeit, für das Verhältniß von Naturwissenschaft, Technik und Wirthschaft zu einander u. s. w. Einstweilen können wir uns wohl mit dieser Ausbeute begnügen.

I.

Im Mittelalter und noch bis tief ins 16. Jahrhundert hinein waren die Deutschen den Engländern in der gewerblichen Entwicklung weit voraus geeilt. England war noch ein „Agrarstaat", dessen Haupterzeugniß, die Wolle, eben erst zur Ausbildung eines Gewerbszweiges von internationaler Bedeutung, der blühenden englischen Tuchmanufactur, geführt hatte. Sonst exportirte England an Fabricaten nur noch etwas Zinnwaaren. Dem hatte Deutschland bereits eine lange Reihe von Gewerben entgegenzusetzen, deren Erzeugnisse für damalige Zeit schon stark exportirt wurden, so vor Allem die Leineweberei und die schwäbische Barchentweberei, dann namentlich die Production von Metallen und Metallwaaren der verschiedensten Art.

Die meisten dieser Gewerbszweige wurden noch handwerksmäßig im Kleinen betrieben; aber ihre Erzeugnisse wurden bereits, gleich denen der englischen Tuchmanufactur, durch den Handel im Großen und in der Ferne abgesetzt, womit der Uebergang zum eigentlichen gewerblichen Großbetriebe begonnen hatte.

Die deutschen Gewerbtreibenden verwendeten ferner in steigendem Maße Maschinen. Deutschland wurde im 16. Jahrhundert geradezu als das Land der Maschinen und Erfindungen betrachtet. Italiener und Franzosen haben dies wiederholt nachdrücklich ausgesprochen, und ein englischer Satiriker warf sogar noch im Jahre 1612 den Deutschen vor, sie verständen sich nur auf Beschäftigungen und Erfindungen, bei denen die Handgeschicklichkeit die Hauptrolle spielte, nicht auf solche, bei denen es auf Schärfe des Verstandes ankäme. Das französische Sprichwort „Les Allemands ont l'entendement ès mains" ist im 16. Jahrhundert entstanden.

Noch im 17. Jahrhundert waren die Engländer im Bergbau und im Gewerbe stark auf deutsche Lehrmeister angewiesen, was sich durch eine Fülle von meist noch unbekannten Thatsachen beweisen läßt. Wahrscheinlich ist sogar die gewaltigste englische Industrie, die Baumwollindustrie von Lancashire, dort um 1630 durch schwäbische Barchentweber zuerst eingeführt worden.

Auch im folgenden Jahrhundert noch wurde die große technische Begabung der Deutschen von hervorragenden Sachkennern anerkannt. So that der hochgebildete französische Techniker Grignon 1775 in seinen „Mémoires de physique sur l'art de fabriquer le fer" den Ausspruch: „Deutschland ist das Land der Maschinen. Im Allgemeinen erleichtern die Deutschen die Handarbeit bedeutend durch Maschinen aller Art. Wir dagegen haben das Talent, die von unseren Nachbarn erfundenen Maschinen zu vervollkommnen." Und um dieselbe Zeit hieß es in der großen „Encyclopédie méthodique": „Man hat die skandinavischen Länder als ‚Officina hominum' bezeichnet; Deutschland könnte man ‚Officina artium' nennen."

Aber diese hohe technische Begabung der Deutschen fand damals schon längst nicht mehr entsprechende wirthschaftliche Verwendung. Ueber die Ursachen dieser rückläufigen Entwicklung wird verschieden geurtheilt. Früher gab man der Verschiebung im Gange des Weltverkehrs die Hauptschuld; jetzt dagegen behaupten Historiker und Nationalökonomen, einzig und allein die großen politisch-religiösen Kämpfe hätten die deutsche Volkswirthschaft im 17. Jahrhundert so tief zerrüttet. Beides sind einseitige Anschauungen.

Gewiß war die unselige politische Entwicklung Deutschlands ein schweres Hinderniß für die Ausbildung seiner wirthschaftlichen Kräfte, die bereits im 16. Jahrhundert ins Stocken gerieth. Die Zeit verlangte den Großbetrieb, der sich aber auf Grundlage der mittelalterlichen Stadtwirthschaft nicht über die ersten Anfänge hinaus entwickeln ließ, vielmehr auf nationale Gestaltung und Förderung des wirthschaftlichen Lebens hindrängte. Diese war in Deutschland nicht zu erreichen. Deshalb gingen die hoffnungsvollen Anfänge eines Großbetriebes wieder zu Grunde, und das Gewerbe verharrte noch lange in der Hauptsache träge auf der stadtwirthschaftlichen Entwicklungsstufe. Aber die politische Zersplitterung trug daran nicht die alleinige Schuld.

Viele Thatsachen lassen erkennen, daß neben den politischen auch die wirthschaftlichen Kräfte des deutschen Volkes nachließen, als die mittelalterlichen Grundlagen für die Blüthe der deutschen Städte schwanden, als durch die großen Entdeckungen Mittelmeer und Ostsee ihre alte Bedeutung verloren, und als es jetzt galt, neue Bahnen einzuschlagen. Auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens ist wohl das sicherste Zeichen hierfür der schwache Widerstand, den die alte deutsche Tuchmacherei zu leisten vermochte, als die so viel jüngere englische Tuchindustrie im 16. Jahrhundert in ihre Gebiete einbrach. Aber auch bei der Barchentweberei läßt sich nachweisen, wie der Anfangs kräftig aufstrebende Großbetrieb wieder zum Stillstand kam, theils durch Nachlassen des Unternehmungsgeistes, theils durch Angriffe der Handwerker. Und so ist allerorten ein Stocken der gewerblichen Entwicklung zu bemerken. Dann erst fegte der Wüstensturm des Dreißigjährigen Krieges darüber hin und brachte fast allem organischen Leben den Untergang. Nach Beendigung des Krieges begannen die deutschen Landesherren kunst- und mühevoll die Industrie wieder groß zu ziehen. Aber auch dann dauerte es noch geraume Zeit, ehe sich wieder Unternehmungen von nationaler oder gar internationaler Bedeutung bildeten. Die erstorbene wirthschaftliche Volkskraft ließ sich mit Hebeln und mit Schrauben allein nicht wieder beleben.

Ganz entgegengesetzt verlief die Entwicklung der englischen Volkswirthschaft im gleichen Zeitraume. Hier vereinigte sich seit dem Ende des Mittelalters schärfste Zusammenfassung und Vertretung der nationalen Kräfte mit außerordentlicher Entfaltung des Unternehmungsgeistes, die sich zunächst aber nur concentrirte auf Tuchindustrie und Seehandel, für welche Productionszweige die natürlichen Verhältnisse besonders günstig lagen. Erst das 18. Jahrhundert brachte die Entstehung der modernen englischen Industrie, vor Allem der Baumwoll- und Eisenindustrie. Die Engländer sprechen jetzt gern von einer „Industriellen Revolution“, womit sie sagen wollen, daß plötzlich,

explosionsartig durch Erfindungen ersten Ranges eine vollständige Umwälzung im Gewerbewesen veranlaßt, daß die auf Maschinen beruhende Massenproduction in großen, geschlossenen Betrieben, das „Fabriksystem", ins Leben gerufen wurde, und daß damit zugleich England die Führung in der modernen gewerblichen Entwicklung übernahm. Aber das Explosive dieses Vorganges verschwindet zum größten Theile bei näherer Betrachtung.

Richtig ist soviel, daß eine Reihe praktisch besonders wichtiger Erfindungen sich in einem ganz kurzen Zeitraum zusammendrängte, und daß hierdurch die Einführung des Fabriksystems in der Baumwollspinnerei unmittelbar herbeigeführt wurde. Im Jahre 1769 ließ sich James Watt seine Dampfmaschine patentiren. Im gleichen Jahre trat Arkwright mit seiner Spinnmaschine („water-frame") hervor, 1770 Hargreaves mit der „spinning-jenny"; 1779 vereinigte Crompton beide Erfindungen unter der Bezeichnung „mule". Seit 1785 fand die Dampfmaschine in der Baumwollspinnerei Eingang. In Folge dieser Erfindungen stieg der Verbrauch an Baumwolle von 1 Million auf 56 Millionen Pfund bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Aber diese erstaunliche Entwicklung war längst im Stillen vorbereitet, sowohl in technischer wie in wirthschaftlicher Hinsicht.

Was das Technische betrifft, so darf man nicht etwa in erster Linie denken an die Fortschritte der Naturwissenschaften, sondern mehr noch an das Erfindungsfieber, das sich aller Classen der englischen Bevölkerung bemächtigt hatte, wobei das wirthschaftliche Motiv am stärksten betheiligt war. Generationen von Erfindern mußten dahingegangen, so viele unzulängliche Versuche gemacht sein, ehe der große Wurf gelang. Bei den denkenden Köpfen im Gewerbe bis herunter zu den gewöhnlichen Lohnarbeitern mußte Sinn und Aufmerksamkeit geweckt worden sein für die nöthigen Verbesserungen im Gewerbebetriebe. Was waren sie denn anders als einfache, ungebildete Handarbeiter, die Arkwright, Hargreaves, Crompton? Sie wußten aus ihrer eigenen Praxis und aus den Versuchen Anderer, was noth that, und nach langem Experimentiren im kleinsten Maßstabe fühlten sie mit ihrem angeborenen Blicke für das Zweckmäßige die geeigneten Mittel heraus, um jene Bedürfnisse zu befriedigen. An der Ausführung im Großen sind sie dann freilich noch zum Theil gescheitert. James Watt unterschied sich von ihnen durch die Größe seines Genius und durch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse; aber letztere waren nur groß in Anbetracht seines Berufes als Mechaniker. Auch bei ihm ist es die Mischung praktischer Tüchtigkeit und angeborener Begabung für technische Fortschritte, welche seine Größe ausmachte. Schließlich hätte aber auch die höchste technische Begabung nichts genützt, ohne die Vorbereitung des Bodens in wirthschaftlicher Hinsicht, ohne den längst eingeleiteten Uebergang vom reinen Handwerksbetriebe zum „Verlagssystem", d. h. zur Organisation eines Fernabsatzes für Handwerksproducte durch den Handel. Dieser hatte hierdurch einen Bedarf für Massenproduction hervorgerufen, der durch den Handwerksbetrieb nicht befriedigt werden konnte und in wachsendem Maße auf Maschinenbetrieb und Fabriksystem hindrängte. Gerade in der Baumwollindustrie läßt sich das deutlich verfolgen, am meisten

in der Baumwollspinnerei, die dem Bedarf der Weberei nach Garn längst schon nicht mehr genügte. In der Baumwollweberei, die in dem gewöhnlichen Handwebstuhle doch schon über einen relativ leistungsfähigen Apparat verfügte, ist die mit eigentlichen Maschinen betriebene Fabrikindustrie erst viel später entstanden, trotzdem der „Kraftwebstuhl“ schon 1785 erfunden wurde.

Auch in der Eisenindustrie war der Verlauf der Entwicklung bei Weitem nicht ein so explosiver wie in der Baumwollspinnerei. Zwar im ganzen 17. Jahrhundert war die Technik der englischen Eisenindustrie noch so ziemlich die gleiche geblieben, wie sie — hauptsächlich von Deutschen — in England eingeführt worden war. Aber schon bald nach dem Beginne des 18. Jahrhunderts begannen die großen technischen Fortschritte: zuerst die von Abraham Darby in Coalbrookdale eingeführte Herstellung des Roheisens mit Cokes, schon längst durch den wachsenden Holzmangel dringend gefordert und durch viele, zum Theil noch von Deutschen herrührende Versuche vorbereitet. Um dieselbe Zeit schon begann derselbe Abraham Darby, bei der Eisengießerei Sandformen zu verwenden, und etwa ebenso alt ist die Verwendung von Flammöfen beim Schmelzen von Roheisen und Gußeisen, die aber auch noch auf der Erfindung eines Deutschen fußte. Der Gußstahl ist ebenfalls schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts durch Huntsman in Sheffield erfunden worden. Der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gehören unter Anderem an: die Erfindung des Puddelprocesses durch Cort, sowie zahlreiche Erfindungen von Smeaton, dem Begründer der berühmten Eisenwerke von Carron, und von dem großen Eisenhüttenmann John Wilkinson. Diese Männer waren, abgesehen von dem Uhrmacher Huntsman, schon vorzugsweise Organisatoren, große Geschäftsleute, welchem Typus die meisten modernen englischen Großindustriellen angehören.

England hatte damit auch in der Eisenindustrie die Führung erlangt. Die Roheisenproduction des Vereinigten Königreichs vermehrte sich in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts von 32 000 auf 156 000 Tonnen. Auch Deutschland importirte jetzt steigende Mengen englischer Eisenwaaren, während die früheren Exporte deutscher Eisenwaaren nach England immer mehr verschwanden.

Deutschland war durch den Dreißigjährigen Krieg wieder ein „Agrarstaat“ geworden. Zwar bemühten sich die deutschen Landesherren schon längst, die Industrie ihrer Gebiete zu fördern, und manche schöne Erfolge wurden auf solche Weise erzielt. Aber es fehlte noch lange Zeit an dem rechten Unternehmungsgeiste; man erwartete noch so ziemlich Alles vom Staate, und dessen Thätigkeit war keineswegs immer eine ersprießliche, so daß viele der künstlichen Schöpfungen wieder zu Grunde gingen, und die Ergebnisse in den einzelnen Gebieten sehr verschiedenartige waren. Gegenüber dem gewaltigen Aufschwunge der englischen Industrie gerieth Deutschland immer mehr ins Hintertreffen.

Die Umwandlung Preußens in ein einheitliches Wirthschaftsgebiet seit dem Jahre 1818, die sich daran schließende Entstehung des deutschen Zollvereins, der Beginn des Eisenbahnbaues — diese bedeutsamen Vorgänge

förderten zwar die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens, aber nicht gleich in solchem Maße, wie man zu sagen pflegt. Der Vorsprung Englands wurde dadurch noch nicht verringert. Einige Zahlen mögen dies erweisen:

Die jährliche Bevölkerungszunahme betrug:

	1820—1830	1830—1840	1840—1850
in Deutschland	11,6 ‰	10,5 ‰	7,65 ‰
in Großbritannien . .	15 ‰	14 ‰	12 ‰

Daraus geht hervor, daß die englische Bevölkerungszunahme der deutschen gegen Ende des Zeitraumes noch mehr überlegen war als im Anfange. Dieses Bild wird noch deutlicher, wenn wir die gewerblich am höchsten entwickelten Gebiete beider Länder ins Auge fassen. Es nahm nämlich zu in dem Zeitraume 1830—1850 die Bevölkerung der preußischen Regierungsbezirke

Düsseldorf	jährlich um	17 ‰
Arnsberg	= =	14 ‰
Oppeln	= =	19 ‰

Dagegen die Bevölkerung der englischen Grafschaften

Lancashire	jährlich um	23 ‰
Durham	= =	28 ‰
Staffordshire	= =	22 ‰

Gerade entgegengesetzt ist das Bild bei den vorzugsweise agrarisch thätigen Gebieten, also in Preußen bei den Regierungsbezirken

Marienwerder	jährliche Bevölkerungszunahme	22 ‰
Bromberg	= =	22 ‰
Köslin	= =	21½ ‰

Dagegen in den englischen Grafschaften

Norfolk	jährliche Bevölkerungszunahme	6½ ‰
Suffolk	= =	6½ ‰
Leicester	= =	8½ ‰

In Deutschland war es also noch nicht das Gewerbe, sondern die Landwirthschaft, welche sich am kräftigsten entwickelte.

Während England um 1850 schon mehrere Hundert ganz großer Fabrikbetriebe besaß, gab es deren in Deutschland kaum einen einzigen; nur das „Verlagssystem", namentlich die Beschäftigung vieler ländlicher Handweber durch unternehmende Kaufleute, war schon in manchen Landestheilen einigermaßen entwickelt.

Um das Jahr 1850 wurden erzeugt:

	Steinkohlen		Roheisen	
	Millionen Centner	Centner auf den Kopf der Bevölk.	Millionen Centner	Centner auf den Kopf der Bevölk.
in Deutschland . . .	200	7	4	0,30
in Großbritannien .	1200	43	45	1,60

An Eisen und Eisenwaaren wurden außerdem in Deutschland, hauptsächlich aus England, sehr bedeutende Mengen eingeführt, die sich in den Jahren 1842—1847 auf fast ebenso viel wie die heimische Production beliefen; dann erst ging die Einfuhr unter dem Einflusse einer wesentlichen Erhöhung der deutschen Eisenzölle stark zurück.

Trotz Zollverein und Eisenbahnen, war also bis dahin Deutschland industriell immer mehr hinter England zurückgeblieben. Jetzt erst begann der Aufschwung, durch den Deutschland einer der drei mächtigsten Industriestaaten der Welt und in Europa der einzige ebenbürtige Concurrent Englands geworden ist. Es ist kein Zufall, daß in jener bedeutsamen Zeit die Männer, deren Wirken uns hier beschäftigen soll, ihre ersten wirklichen Erfolge sich erkämpften.

II.

Alfred Krupp's wichtigste Erfolge beruhen auf der Herstellung hervorragend guter Geschütze aus Gußstahl. Wollen wir diese Erfolge begreifen, so müssen wir uns zunächst etwas mit der Natur und Geschichte des Gußstahls vertraut machen. Er ist entstanden aus dem Bedürfniß, für die feinsten Werkzeuge, Uhrfedern und dergl. ein Material von besonderer Güte zu erzeugen. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts producirte Steiermark den besten Werkzeugstahl, der aber auch den steigenden Anforderungen in Bezug auf Gleichartigkeit des Materials nicht mehr genügte, was noch weniger beim englischen Stahl der Fall war. Kein Stahlmacher kam auf den Gedanken, den Rohstahl durch Schmelzen zu reinigen, weil man die dafür erforderliche hohe Temperatur nicht herstellen und auch nicht die Aufnahme von Kohlenstoff beim Schmelzen ausschließen konnte, wodurch der Stahl sich in Gußeisen verwandelt hätte. Einem Stahlconsumenten, dem Uhrmacher Benjamin Huntsman in Doncaster, dann in Handsworth bei Sheffield, blieb es vorbehalten, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, um 1740 die relativ einfachen Mittel zum Schmelzen des Stahls ausfindig zu machen, nämlich einen Windofen mit hoher Esse, besonders feste Cokes und kleine, luftdicht verschlossene Tiegel vom besten feuerfesten Material.

Huntsman suchte sein Verfahren streng geheim zu halten, was freilich nicht ganz gelang; aber es blieb jedenfalls einstweilen auf einen kleinen Kreis beschränkt, und auf dem Festlande bemühte man sich noch lange Zeit vergebens, Gußstahl zu fabriciren. Auch als dies Einzelnen der Vielen, die sich Jahrzehnte lang damit beschäftigten, gelang, wurde der englische Gußstahl noch lange jedem anderen vorgezogen. Noch 1846 galt die Marke Huntsman als die beste Sorte, die gleichfalls von einem Fabricanten in Sheffield erzeugte Marke Marshall als die nächstbeste. Diese Marken wurden nur für die feinsten Rasirmesser, Federmesser, chirurgischen Instrumente, Uhrfedern u. s. w. verwendet.

Die von Theoretikern unternommenen Versuche zur Verbesserung des Gußstahls hatten wenig Erfolg. Ja, erst 1843 hat der französische Hüttenchemiker Le Play eine wirklich gediegene wissenschaftliche Darstellung der Gußstahlherstellung veröffentlicht. Die einzige bedeutsame Verbesserung des Processes bis auf Krupp war der durch Heath 1845 eingeführte Zusatz von Mangan, das den Preis des Gußstahls um ein Viertel ermäßigte.

Sheffield wurde durch Huntsman's Erfindung die Weltmetropole der Stahlwaaren-Industrie, deren Erzeugnisse durch ihre Qualität lange Zeit jeder Concurrenz Trotz boten. Im Jahre 1835 gab es dort 62 Betriebe mit

534 Schmelzöfen für Gußstahl. Nur der kleinste Theil dessen, was sie producirten, wurde unverarbeitet exportirt; das Meiste wurde an Ort und Stelle verarbeitet. Kein Wunder, daß die Einwohnerzahl der Stadt in dem Jahrhundert 1740—1840 von 10000 auf 110000 anwuchs.

Unter den Vielen, welche sich auf dem Festlande an der Herstellung von Gußstahl nach englischem Vorbilde versuchten, befand sich auch in dem Zeitraume 1810 bis 1826 Friedrich Krupp in Essen. Diese Stadt hatte damals etwa 4000 Einwohner; schon seit dem Mittelalter erzeugte sie handwerksmäßig Gewehre und andere Eisenwaaren; doch hatte sie dabei schwer zu kämpfen mit der überlegenen Concurrenz Englands und Belgiens. Auch Friedrich Krupp gelang es nicht, vorwärts zu kommen. Er verarbeitete den Stahl größtentheils selbst zu Lohgerber-Werkzeugen, Tuchscherblättern, Hammersätteln u. s. w., die er meist in der Nachbarschaft absetzte; nur seine Münzstempel und Münzwalzen scheinen in die Ferne gegangen zu sein. Er starb 1826 in bedrängten Verhältnissen und hinterließ seinem vierzehnjährigen Sohne Alfred weder Capital noch Credit und nur vier ständige Arbeiter, wohl aber einen Schatz schlimmer Erfahrungen, die dem angehenden Fabrikherrn sicherlich zu Statten kamen; doch hatte er ein Vierteljahrhundert zu kämpfen, ehe ihm sichere Erfolge zu Theil wurden. Alfred Krupp hat sich selbst später wiederholt über diese lange Leidenszeit ausgesprochen, so 1872, als er bestimmte, daß sein altes kleines Wohnhaus erhalten bleiben solle, so lange die Fabrik bestehe:

„Dieses kleine Haus, in der Mitte der Fabrik jetzt, welches wir im Jahre 1822/23 bezogen, nachdem mein Vater ein ansehnliches Vermögen der Erfindung der Gußstahlfabrication ohne Erfolg und außerdem seine ganze Lebenskraft und Gesundheit geopfert hatte, dieses damalige einzige Wohnhaus der Familie, worin ich mit derselben eine Reihe von Jahren des Elends und Kummers durchlebt habe, von wo aus 1826 am 26. October mein Vater zur Gruft getragen wurde, wo ich in der Dachstube Hunderte von Nächten in Sorge und fieberhafter Angst mit wenig Aussicht auf die Zukunft durchgemacht habe, wo vor und nach mit geringen Erfolgen die erste Hoffnung erwachte, und worin ich die Erfüllung der kühnsten Hoffnungen erlebt habe."

Und im Jahre 1873 ließ er in dem kleinen Hause ein Blatt anbringen mit eigenhändiger Widmung, der wir Folgendes entnehmen:

„Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte. Fünfundzwanzig Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit endlich so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel Andere in Bedrängniß ermuthigen, möge es Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für oft große Sorgen darin vermehren!"

Endlich 1877 im Kampfe mit der Socialdemokratie:

„Es ist bekannt, daß im Jahre 1826 die verfallene Gußstahlfabrik ohne Vermögen mir zur Führung anvertraut wurde. Mit wenigen Leuten fing ich an; sie verdienten mehr und lebten besser als ich. So ging es fast fünfundzwanzig Jahre fort mit Sorgen und mühevoller Arbeit, und als ich dann eine größere Zahl von Leuten beschäftigte, war dennoch mein Vermögen geringer, als was heute mancher Arbeiter der Gußstahlfabrik besitzt."

Alfred Krupp setzte den Betrieb zunächst in der Weise seines Vaters fort, war er doch noch ganz jung und unerfahren. Sowohl technische und kaufmännische Fachkenntnisse wie Allgemeinbildung mußte er, der von der Quarta weg zur Leitung der Fabrik, zunächst unter der Aufsicht seiner tüchtigen Mutter, berufen wurde, sich erst allmählich erwerben. Seine Geschäftsreisen, die sich bis nach England erstreckten, weiteten seinen Horizont, zeigten ihm nach seinen eigenen Worten, „welch einen umfassenden Markt eine gute Sache sich erwerben kann“.

Sein Hauptaugenmerk war zunächst darauf gerichtet, den bisherigen Fabricaten größeren Absatz zu verschaffen, namentlich den Münzwalzen und Münzstempeln. Aber die Concurrenz in diesen Artikeln war eine sehr scharfe. In Oesterreich gelang es ihm nach langjährigen Kämpfen, welche sein Haar bleichten — er pflegte später zu sagen, die Farbe seiner Haare habe er in Wien gelassen — nur dadurch, schließlich Eingang zu finden, daß er mit Hülfe des Wiener Kaufmanns Alexander Schöller, eines geborenen Rheinländers, 1844 in Berndorf bei Leobersdorf eine Metallfabrik gründete, deren technische Leitung Krupp's jüngerer Bruder Hermann übernahm.

Erst nach und nach gelangte Krupp zu neuen Verwendungsarten des Gußstahls auf Grund eigener Erfindungen. Den ersten Erfolg brachte ihm gegen Ende der dreißiger Jahre die Löffelwalze (zur Herstellung von silbernen und plattirten Löffeln), deren Patent er in England so gut verkaufte, daß er seinen Betrieb vergrößern konnte.

Hatte er bisher in guten Jahren höchstens gegen 70, in schlechten nur etwa 10 Arbeiter beschäftigt, so stieg jetzt die Zahl bis 1843 auf 99, bis 1845 auf 122. Doch war damit die Zeit der tastenden Versuche noch lange nicht abgeschlossen. So stellte Krupp auf der 1844 in Berlin veranstalteten deutschen Gewerbe-Ausstellung unter Anderem aus: ein dreitöniges Geläute aus Gußstahl, das benutzt wurde, um täglich Eröffnung und Schluß der Ausstellung einzuläuten, — wohl mehr ein Reclame-Artikel; jedenfalls wurde er nicht weiter gepflegt. Von größerem Interesse sind zwei andere Ausstellungsgegenstände, nämlich erstens zwei Gewehrläufe aus Gußstahl, von denen der eine roh geschmiedet, der andere zum Beweise seiner Zähigkeit durch Hammerschläge kalt umgebogen war; er hatte diese Probe ausgehalten, ohne daß Brüche zu bemerken waren. Sodann kugelfeste Kürasse aus Gußstahlplatten, die von der Militärverwaltung bis auf fünfzig Schritte ohne Erfolg beschossen wurden. Die Gewehrläufe hatte Krupp eigenhändig geschmiedet und sie bereits 1843 dem preußischen Kriegsministerium zugesandt, das die Sendung aber uneröffnet mit dem Bemerken zurückschickte, „die preußische Waffe — das Dreyse'sche Zündnadelgewehr — sei so vollkommen, daß sie keiner Verbesserung mehr bedürfe“. Inzwischen waren die Krupp'schen Gewehrläufe aber in Frankreich officiell mit größtem Erfolge geprüft worden, worauf die preußische Gewehr-Revisionscommission das Gleiche that. Sie bezeugte jetzt dem Krupp'schen Gußstahl, „daß es Ausgezeichneteres und Besseres anhero nicht gegeben“, und der amtliche Ausstellungsbericht erkannte „die außerordentlichen Verdienste, welche sich der Aussteller um die vaterländische Industrie durch Vervoll-

kommnung der Gußstahlfabrication erworben hat", lobend an. Dies war der erste in der langen Reihe der Krupp'schen Ausstellungserfolge.

Durch die Herstellung von Waffen aus Gußstahl hatte Krupp den Weg betreten, der zum Ziele führen sollte. Aber noch immer handelte es sich dabei erst um vorläufige Versuche im kleinsten Maßstabe, während die eigentliche Fabrication selbst überwiegend noch im alten Geleise verblieb. Das Einschlagen ganz neuer Bahnen wurde hauptsächlich dadurch verhindert, daß sich Krupp bis 1844 mit zwei Brüdern und bis 1848 noch mit einem Bruder in die Leitung der Fabrik zu theilen hatte. Erst am 24. Februar 1848 übernahm er sie auf alleinige Rechnung. Er hat selbst fünfundzwanzig Jahre später diesen Tag als einen wichtigen Wendepunkt in der Entwicklung seiner Fabrik bezeichnet. Jetzt war er nur sich selbst verantwortlich, jetzt konnte er seinen eigenen Ideen folgen und das mit ihrer Ausführung verknüpfte Risico übernehmen, in der unerschütterlichen Zuversicht, daß der Erfolg nicht ausbleiben werde.

Der Geschäftsgang war damals keineswegs günstig. Die Arbeiterzahl war seit 1845 schon wieder bis auf 93 heruntergegangen, und jetzt trat die große politische Krisis ein, welche eine tiefe wirthschaftliche Depression zur Folge hatte. Im Jahre 1848 wurden durchschnittlich nur 72 Arbeiter beschäftigt. So schwierig war die Lage, daß Krupp, um nicht weitere Arbeiter entlassen zu müssen, das letzte ihm noch verbliebene Silbergeräth seiner Eltern einschmelzen ließ. Seitdem wurde in seinem Hause kein Silberzeug mehr verwendet. Aber damals waren schon die entscheidenden Schritte eingeleitet, welche die Lage völlig verändern sollten.

Krupp's Hauptaugenmerk war mindestens seit 1847 gerichtet auf Herstellung von Geschützen aus Gußstahl. Ein kühner Gedanke! Denn seit Jahrhunderten wurden damals die meisten Geschütze aus Gußeisen, die besten aus Bronce hergestellt. Gußeiserne Geschütze zersprangen leicht; bei den broncenen nützte sich die innere Wandung, „die Seele", zu schnell ab. Trotzdem war noch nie ein ernster Versuch gemacht worden, bessere Materialien zu verwenden.

Noch im 16. Jahrhundert war Deutschland Hauptexportland für Kanonen gewesen. Aber unter Königin Elisabeth, die im Anfange ihrer Regierung ihren Bedarf an Waffen jeder Art noch vornehmlich in Deutschland deckte, gelang es, die englische Geschützgießerei derart zu entwickeln, daß sie exportfähig wurde. Seitdem versorgte England in wachsendem Maße alle Länder mit Kanonen. Lange Zeit hatte daneben nur noch die schwedische Geschützindustrie große internationale Bedeutung. Erst im 19. Jahrhundert entwickelte sich auch diejenige von Lüttich. Deutschland dagegen konnte jetzt nicht einmal den eigenen Bedarf decken, was im Kriegsfalle sehr bedenkliche Folgen haben mußte. In den Befreiungskriegen hatte Preußen bei der Beschaffung von Geschützen mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, was sich leicht wiederholen konnte.

Wenn Krupp jetzt seine Energie darauf concentrirte, Geschütze aus Gußstahl einzuführen, so durfte er erwarten, daß namentlich die preußische Heeresverwaltung dies mit Freuden begrüßen werde. Er wußte, daß sein Gußstahl

ein ausgezeichnetes Material war, wie man es gerade für Geschütze brauchte, und er konnte annehmen, daß man sich an dem hohen Preise dieses Materials nicht stoßen werde. Wenn man sonst überall bei Ankäufen mindestens ebenso sehr auf Billigkeit wie auf Qualität zu sehen pflegt, so hat man doch beim Kauf von Kriegswaffen meist das letztere Moment voran gestellt. Gibt es doch keine schärfere Probe für die Qualität eines Erzeugnisses als den Krieg, und muß doch der Krieger schon vor Beginn des Krieges unbedingtes Vertrauen zu seiner Waffe haben. Deshalb kann man auf keinem anderen Gebiete so wenig mit der Devise „billig und schlecht" wirthschaften wie auf dem der Waffenindustrie. Unter allen Waffen aber gibt es keine, bei der die Güte des Materials so wichtig ist wie bei dem Geschütz. Denn bei keiner hat das Material so viel auszuhalten. Es muß außerordentlich zähe und elastisch sein, darf durch die Pulvergase, die Hitze und die Stöße der Geschosse möglichst wenig angegriffen werden. Jeder Staat wird bestrebt sein, für seine Geschütze das beste erreichbare Material zu verwenden, und darf dabei die Kosten nicht scheuen. Krupp durfte wohl annehmen, daß namentlich die preußische Heeresverwaltung dies einsehen, daß die Güte seines Gußstahls sich auf keine Weise so rasch Anerkennung verschaffen werde, als wenn er daraus Geschütze herstellte und diese der preußischen Heeresverwaltung anbot.

Aber mit diesen, vorzugsweise wirthschaftlichen Erwägungen allein war noch nichts gethan. Es galt vor Allem, bedeutende technische Schwierigkeiten zu überwinden. Der Gußstahl war ursprünglich nur in der Kleineisen-Industrie verwendet worden. Allmählich waren die Objecte, welche man aus Gußstahl herstellte, zwar schon etwas größer geworden, aber die weitere Vergrößerung fand ihre Grenzen an der Unmöglichkeit, sehr schwere Gußstahlblöcke von vollkommener Gleichartigkeit der Qualität zu erzeugen. Die Gußstahlfabrication muß nämlich, um ein durchaus homogenes Product herstellen zu können, Schmelztiegel verwenden, deren jeder nur ein kleines Quantum Rohmaterial faßt (ursprünglich 12 Kilogramm, jetzt bei Krupp je 40 Kilogramm). Nun hatte man zwar schon begonnen, eine Anzahl solcher Schmelztiegel in größere Formen zu entleeren. Aber je größer hierdurch der Block wurde, desto mehr litt die Gleichartigkeit der Qualität. Um diese Schwierigkeit zu überwinden, wendete Krupp ein ganzes System in einander greifender Mittel an, so namentlich sorgfältige Auswahl bezw. Herstellung des Rohmaterials und der Schmelztiegel, zweckmäßige Anlage der Schmelzöfen und glänzende Organisation ihres Betriebes, strenge, peinlich genaue Schulung der Arbeiter in der Durchführung des Betriebes u. s. w. Nur zwei Gruppen dieser Maßregeln sollen hier etwas näher beleuchtet werden, weil sie besonders charakteristisch sind für das Krupp'sche Fabricationssystem. Dabei muß ich freilich, dem Gange der Entwicklung vorauseilend, gleich die spätere Vollendung des Systems schildern, von dem aber bereits 1850 bedeutsame Anfänge vorhanden waren.

Von größter Wichtigkeit für die Erzielung einer hohen Qualität des Gußstahls ist die Verwendung bester Rohmaterialien: „Ohne gutes Eisen kein guter Stahl" ist ein alter Krupp'scher Grundsatz. Ursprünglich hatte er, gleich seinem Vater, hauptsächlich Cementstahl und Schmiedeeisen aus dem

Siegerlande verwendet, besonders aus der königlichen Hütte zu Lohe, deren „Müsener Stahlberg“ das beste Eisen zur Stahlbereitung lieferte. Als aber Krupp's Eisenbedarf immer mehr zunahm, konnte die Loher Hütte ihm nicht genug Material liefern, weshalb er, gleich den englischen Stahlfabricanten, schwedisches Eisen zu Hülfe nehmen mußte. Im Jahre 1851 wurde auf seine Veranlassung in Lohe das kurz vorher erfundene Stahlpuddeln eingeführt, wodurch weit größere Massen Rohstahl hergestellt werden konnten als bei der früheren Cementation von Schmiedeeisen. Krupp sicherte sich die ganze Production des Loher Werks an Puddelstahl und machte sich auf solche Weise vom Auslande unabhängig. Doch auch das genügte ihm nicht auf die Dauer. Sowohl in Bezug auf die Menge wie auf die Qualität seines Rohmaterials wollte er ganz auf eigenen Füßen stehen.

Zu dem Zwecke erwarb er im Laufe der Zeit eine große Zahl von Eisensteingruben, hauptsächlich im Siegerlande und Nassau (wovon indeß nur ein kleiner Theil ausgebeutet wird), seit den siebziger Jahren vor Allem bei Bilbao in Nordspanien, weil die dortigen Hämatit-Erze besonders vorzüglich sind. Sie werden mit Krupp's eigenen Seedampfern nach Rotterdam und von dort auf dem Rheine nach den schon seit den sechziger Jahren allmählich erworbenen Krupp'schen Hüttenwerken bei Rheinhausen, Duisburg, Neuwied, Engers u. s. w. geschafft. Dort werden die Erze verhüttet, und das gewonnene Roheisen wird in Essen zu Puddeleisen und Puddelstahl verarbeitet. Dabei wird die höchste Sorgfalt verwendet, sowohl auf die Auswahl der für die einzelnen Fabricate am besten geeigneten Roheisensorten, wie auch auf den Proceß des Puddelns selbst, der an die dabei beschäftigten Arbeiter sehr hohe Ansprüche stellt.

Das Puddeln bezweckt, aus dem Roheisen sowohl einen mehr oder weniger großen Theil des Kohlenstoffs zu entfernen, dasselbe zu „entkohlen“, wie auch die sonstigen schädlichen Bestandtheile so weit wie möglich zu beseitigen. Dieses „Frischen“ geschieht beim Puddeln nicht mehr, wie bei dem älteren Verfahren, dem „Herdfrischen“, dadurch, daß Holzkohle, sondern dadurch, daß nur die Flamme des Brennstoffes mit dem Eisen im Puddelofen in Berührung gebracht wird. Will man Stahl erzeugen, so darf man die Entkohlung nicht so weit treiben wie bei der Erzeugung von Schmiedeeisen, muß also den Proceß früher abbrechen, wodurch er sich aber nur noch schwieriger für die dabei beschäftigten Arbeiter, die Puddler, gestaltet, weil der richtige Augenblick zum Abbrechen des Verfahrens sich nicht leicht erfassen läßt. Der ganze Puddelproceß erfordert nicht nur körperlich sehr kräftige und gewandte, sondern auch besonders intelligente und gut disciplinirte Arbeitskräfte. Krupp gelang es in ungewöhnlichem Maße, solche heranzuziehen und auszubilden. Er errichtete, nach dem Ausspruche eines belgischen Fachmannes, eine wirkliche Puddelschule, mit dem Erfolge, daß die Puddler der Essener Werke selbst in England, der Heimath des Puddelverfahrens, wohlbekannten Ruf besonderer Geschicklichkeit sich erworben haben.

Der fertige Rohstahl wird dann unter dem Dampfhammer bearbeitet, zu langen Stangen ausgewalzt, im Wasser gehärtet, in besonderen Laboratorien

auf Härte und Kohlenstoffgehalt geprüft und danach sortirt. Dieses Prüfen und Sortiren des Rohstahls geschieht bei Krupp wieder mit peinlichster Sorgfalt, um für jede Verwendungsart des Gußstahls stets über die am besten geeignete Sorte Rohstahl verfügen zu können. Die Rohstahlstangen werden sodann zerbrochen, und aus den Stücken, sowie aus ähnlich hergestellten Stücken Schmiedeeisen wird nun erst durch genaue Wägung der einzelnen Materialien für jeden der zur Erzeugung von Gußstahl bestimmten kleinen Schmelztiegel die „Beschickung" zusammengestellt, je nach dem Zwecke, dem der Gußstahl dienen soll.

Die Schmelztiegel aus feuerfestem Thon und Graphit können nur einmal gebraucht werden, weshalb Krupp von ihnen jetzt Hunderttausende gebraucht. Trotzdem müssen auch sie mit ganz besonderer Sorgfalt hergestellt werden, was ebenfalls bei Krupp geschieht. Doch kann ich darauf, sowie auf die Construction der Schmelzöfen nicht eingehen. Vielmehr kann ich nur noch an der Hand eines guten, anschaulichen Berichts schildern, wie sich der Schlußact der eigentlichen Gußstahlfabrication vollzieht, nämlich das Ausgießen der einzelnen Tiegel, von denen bei großen Güssen bis zu 1500 erforderlich sind, in die Gußform.

Es kommt darauf an, daß in jedem einzelnen Tiegel der Stahl vollkommen gar eingeschmolzen wird, und daß man den Inhalt sämmtlicher Tiegel in ununterbrochenem Strome in die Form sich ergießen läßt. Darin liegt eine der Hauptschwierigkeiten, da der Stahl verhältnißmäßig schnell fest wird. Hierbei kommt denn auch die ganze, lang erprobte Schulung, Handfertigkeit und Geistesgegenwart des Arbeitspersonals zur Geltung. Jeder muß auf seinem Platze sein, für Jeden ist berechnet, wieviel Zeit er braucht, um mit seinem Tiegel an die nächste Gußrinne zu gelangen. Nur die besonnensten Arbeiter sind zu diesem Posten tauglich. Wenn Alles vorbereitet ist, werden die Oefen geöffnet. Zwei Schmelzer ergreifen die Tiegel, den ein Dritter ihnen mit einer eigenthümlich geformten Zange zureicht, und nun geht's in geordneter Colonne, ganz ohne Geräusch, zu den Gießrinnen: weiß glänzende, prächtig leuchtende Quellen flüssigen Stahles ergießen sich alsdann zunächst in einen Sammelbehälter und aus diesem direct in die für den weiter zu bearbeitenden Block bestimmte Form.

Durch solche Mittel gelang es Krupp, jene Schwierigkeiten zu überwinden, an denen die englischen Fabricanten gescheitert waren, gelang es ihm, immer größere Gußstahlblöcke von durchaus homogener Beschaffenheit herzustellen. Den ersten entscheidenden Erfolg auf diesem Wege errang er im Jahre 1851 auf der ersten internationalen Industrie-Ausstellung in London mit einem Gußstahlblocke im Gewichte von 4500 Pfund. Nie hatte man einen so schweren und zugleich so homogenen Block gesehen. Die allgemeine Bewunderung, die er erregte, bedeutete für Krupp den Anfang seines Weltrufes. Doch dieser Gußstahlblock war nur ein Halbfabricat, war nur das Material, aus dem Krupp seine Geschütze baute. Und um letztere begann jetzt erst der eigentliche Kampf zu entbrennen. Die Erwartung, insbesondere Preußen werde die Gußstahlgeschütze mit Freuden begrüßen und einführen, sollte noch lange nicht in Erfüllung gehen.

Vom Jahre 1847 an, als Krupp das erste Probegeschütz für Preußen herstellte, einen Dreipfünder, bis zum Jahre 1859, als die ersten großen Bestellungen einliefen, war die Geschützfabrication für ihn nur eine Lieblingsbeschäftigung, die große Opfer an Kraft, Zeit und Geld kostete. Wenn er nur auf Gelderwerb sehen wolle, so äußerte er noch 1858 gegenüber einem Artillerie-Officier, so dürfe er keine Geschütze gießen; denn das Untersuchen, Prüfen &c. halte immer sehr lange auf. Für den Bey von Tunis oder den Khedive von Aegypten sei leichter arbeiten als für Preußen; denn deren Artillerie prüfe nicht so lange, wie die preußische Artillerie-Commission und zahle, noch ehe die Rohre abgeliefert seien. Er lege aber Werth auf die Ehre, seinem Vaterlande mit seiner Erfindung zu nützen; deshalb gestatte er sich die kostspielige Nebenbeschäftigung der Geschützanfertigung.

Wenn die Zahl der Krupp'schen Arbeiter in dem Jahrzehnte 1849 bis 1858 sich verzehnfachte und am Ende des Zeitraums über tausend betrug, so verdankte er dies nicht der Geschützfabrication, sondern „Friedensartikeln", der Herstellung von Achsen und Federn für Eisenbahnwagen, Schiffswellen und dergleichen, namentlich aber einer epochemachenden eigenen Erfindung des Jahres 1853, dem Verfahren, Radbeschläge für den Eisenbahnbetrieb aus Gußstahl ohne Schweißung herzustellen. Bis dahin hatte man nur geschweißte Radreifen aus Eisen oder Puddelstahl gehabt, die an der Schweißstelle leicht brachen und auch sonst nicht genügten. Krupp gelang es nach eifrigem Nachdenken und wiederholten Versuchen, die von einem einfachen Bleiringe in Größe eines Fingerringes ausgingen, eine Gußstahlbandage ohne Schweißnaht herzustellen. Diese Erfindung ist für die ganze weitere Entwicklung der Radreifen vorbildlich gewesen. Ihre Ausbeutung hat lange Zeit hindurch den ergiebigsten Zweig der Krupp'schen Fabrication gebildet, hat ihm Gewinne eingebracht, die in Deutschland kaum je dagewesen waren. Hauptvoraussetzung für die Größe seiner Erfolge bei solchen Gegenständen des Eisenbahnbedarfs war natürlich die Aera des Eisenbahnbaues, die immer wachsende Ausbreitung des neuen Verkehrsmittels.

Dagegen wollte die Entwicklung der Krupp'schen Geschützfabrication, wie schon erwähnt, lange Zeit hindurch nicht in Gang kommen. Die Lage war für Krupp insofern günstig, als die Einführung neuer Geschütze allerorten auf der Tagesordnung stand, seitdem die Erfindung der gezogenen Gewehre mit ihren größeren Schußweiten den Werth der bisherigen glatten Vorderlader-Geschütze stark herabgesetzt hatte. Man experimentirte mit neuen Systemen, und die Strömung war mehr und mehr auf Einrichtung gezogener Hinterlader gerichtet, die in Schweden erfunden worden waren und von Krupp adoptirt wurden. Die Vortrefflichkeit seines Materials war zwar schon, wie weiter oben bemerkt, 1849 bei dem nach Berlin gesandten Dreipfünder von der Artillerie-Prüfungscommission anerkannt worden. Aber die Construction des Geschützes war noch unvollkommen, und als sie verbessert wurde, scheiterte die Einführung an Vorurtheilen der entscheidenden Männer zu Gunsten der Broncegeschütze. Krupp erreichte es nun, daß seine Geschütze in anderen Staaten probirt wurden. Ueberall erwies das Material seine Vorzüglichkeit,

und in Frankreich kam es daraufhin 1856 zur Bestellung von 300 Geschützen, die aber alsbald wieder zurückgenommen wurde, — wie es scheint, aus Geldrücksichten und aus Besorgniß, vom Auslande abhängig zu werden. Die Bestellung von 36 Geschützen durch den Khedive von Aegypten konnte nur als hoffnungsvoller Anfang begrüßt werden. Entscheidend konnten begreiflicher Weise erst größere Bestellungen der eigenen Regierung ins Gewicht fallen, und diese erfolgten nicht vor dem Jahre 1859.

Es war der damalige Regent Prinz Wilhelm selbst, der die Entscheidung zu Gunsten der Krupp'schen Geschütze herbeiführte. Er hatte Krupp und seine Fabrik schon 1853 kennen gelernt. Im Jahre 1859 stimmte er, nach einem unter seinen Augen ausgeführten Probeschießen, im Widerspruche mit einem Votum des damaligen Generalinspecteurs der Artillerie, dem Vorschlage bei, die Versuche mit gezogenen Feldgeschützen für abgeschlossen zu erklären. Anfangs wollte man nur 16 Sechspfünder bei Krupp bestellen. Die dem Prinz-Regenten zur Unterschrift vorgelegte Cabinetsordre verfügte die Bestellung von 100 solcher Geschütze. Der Regent aber änderte diese Zahl eigenhändig in 300. Auf Jahrzehnte hinaus entschied er damit über die weitere Entwicklung der Artillerie und beendete zugleich für Krupp die Zeit der vergeblichen Kämpfe. Aber an schweren Kämpfen hat es Diesem auch später nicht gefehlt, so namentlich nach dem Feldzuge von 1866, in dem einige Krupp'sche Geschütze zersprangen, was aber theils durch die nicht von Krupp herrührende Construction, theils durch die noch mangelhafte Handhabung verschuldet worden war, so selbst wieder nach dem Kriege von 1870/71, trotz der glänzenden Erfolge, welche die Krupp'schen Geschütze damals lieferten, so schließlich auch später noch bis an sein Lebensende. Einiges davon müssen wir hier noch kennen lernen.

Die Kriege der sechziger Jahre stellten die längst erprobte Ueberlegenheit des Gußstahls als Geschützmaterial gegenüber der Bronce sogar in Preußen wieder in Frage. Man war dort nahe daran, wieder zur Bronce überzugehen, als der Krieg von 1870/71 ausbrach! Wie mußte eine solche Erfahrung auf den Mann wirken, der seit so langer Zeit von der Vorzüglichkeit seines Materials felsenfest überzeugt war, der seit 1859 hoffen konnte, wenigstens dieses Ergebniß sichergestellt zu haben! Thatsächlich gelang das endgültig erst durch den Krieg gegen Frankreich, in dem kein einziges der Krupp'schen Rohre zersprang, die vielmehr den größten Ansprüchen genügten. Und selbst dieser gewaltige Sieg wirkte noch nicht in allen Ländern; erneuerte sich doch in den siebziger Jahren der Kampf mit der Bronce, als letztere durch die Erfindung von Uchatius sich zur Hartbronce entwickelt hatte.

Die Herstellung so schwerer Fabricate aus Gußstahl hatte Krupp natürlich längst zu einer Reihe großartiger Erweiterungen seiner Anlagen gezwungen. Dahin gehören vor Allem die Dampfhämmer zum Schmieden der riesigen Gußstahlblöcke. Der größte dieser Dampfhämmer, im Gewichte von 50000 Kilogramm (Kostenpreis fast 2 Millionen Mark), wurde schon 1861 errichtet, als es noch nirgends derartige Ungethüme gab, weshalb man die von Krupp geplante Construction in technischen Kreisen mit Kopfschütteln erörterte. Als

dann zum ersten Male der Hammer vor der erwartungsvoll gespannten Beamten- und Arbeiterschar langsam in die Höhe stieg, um im nächsten Momente mit furchtbarer Gewalt auf einen mächtigen Gußstahlblock niederzufallen, sprangen die zunächst stehenden Personen entsetzt zurück. Krupp, der ganz vorn stand, war der Einzige, der ruhig seinen Platz behauptete und unverrückt die großartige Kraftentfaltung beobachtete.

Um dieselbe Zeit erfolgte die Anlage eines Bessemerwerkes und mehrerer Walzwerke, namentlich für die Herstellung von Stahlschienen, Anfang der siebziger Jahre die Errichtung eines Werkes zur Durchführung der Stahlfabrication nach dem Siemens-Martin-Verfahren. Dieses wurde, gleich dem Bessemerwerke, nur zur Fabrication von Stahl für den Massenconsum verwendet, für Schiffswellen, Eisenbahnachsen und -Reifen, Kesselbleche u. s. w. Aber das waren keine eigenartigen Schöpfungen. Viel wichtiger ist für uns hier die Thätigkeit, welche Krupp als Geschützconstructeur entfaltete; denn sie bildet erst das Schlußglied in der Kette technischer Maßnahmen, durch welche Krupp bestrebt war, den ganzen Herstellungsproceß der Geschütze, von der Eisensteingrube bis zur Ablieferung, ohne fremde Hülfe zu bewältigen.

Diese Thätigkeit begann schon 1865 mit der Erfindung einer neuen Verschlußart, des „Rundkeilverschlusses“, der später bei allen Krupp'schen Hinterladern angewendet wurde. Dann folgte eine neue Rohrconstruction für ganz schwere Geschütze, das Ringrohr, welches viel größeren Ladungen Stand hält als das alte Massivrohr. Auf der Pariser Ausstellung von 1867 führte Krupp ein Riesengeschütz dieser Art vor, das etwa 1000 Centner wog, ohne Zweifel die größte Feuerwaffe, die man bis dahin gekannt hatte. In den Jahren 1869/73 kam es zur Construction mehrerer neuer Feldgeschütze, um deren Einführung in Preußen er wieder einen harten Kampf durchzufechten hatte. Die Artillerie-Prüfungscommission war mit eigenen Entwürfen für neue Feldgeschütze beschäftigt und wollte Krupp nur als Fabricanten, nicht als Constructeur anerkennen, was sein berechtigtes Selbstgefühl schwer kränkte. Erst 1874 wurde dieser Kampf durch ein Compromiß beendet, bei dem für den wichtigsten Theil des Geschützes, für das Rohr, seine Construction, das Mantelrohr, den Sieg errang und auch in einigen andern Punkten seine Vorschläge durchdrangen. So entwickelten sich seine Geschützconstructionen immer weiter. Sie veranlaßten ihn um diese Zeit, sich auch bei den Schießversuchen auf eigene Füße zu stellen, sich unabhängig von denen der Militärverwaltungen zu machen. Deshalb kaufte er 1873 einen großen Schießplatz bei Dülmen und, als dieser bei der sich immer mehr steigernden Tragweite der Geschütze nicht mehr ausreichte, 1877 ein Landgebiet bei Meppen, das nicht weniger als 17 Kilometer lang ist. Eine Reihe großartiger Anlagen dient dort den Schießversuchen, zu denen Krupp nun seinerseits die Vertreter der Militärverwaltungen einladen konnte.

Die späteren Fortschritte in der Construction der Krupp'schen Geschütze — lange Rohre, Schnellfeuerkanonen u. s. w. — kann ich hier nicht erörtern, sondern nur noch als Schlußergebniß kurz von dem vollständigen Siege sprechen, den Krupp über seinen stärksten Concurrenten, Armstrong, davon-

trug. Schon 1867 war Armstrong zwar bei deutschen Schießversuchen unterlegen. Aber seitdem hatte er sich rastlos bemüht, Krupp zu überholen, und erst Mitte der achtziger Jahre konnten diese Bemühungen als endgültig gescheitert angesehen werden. Was das Material betrifft, so klagte der Director des Arsenals von Woolwich selbst, daß Sheffield nicht im Stande sei, die Sorte Stahl zu liefern, dessen die Artillerie bedurfte. Hinsichtlich der Construction ist es schon höchst charakteristisch, daß die Engländer lange an den Vorderladern festhielten, daß sie dann eine weitere Reihe von Jahren zwischen Vorder- und Hinterladern schwankten und erst sehr spät endgültig zu letzteren übergingen, wobei denn natürlich die Zuverlässigkeit der Qualität noch viel zu wünschen übrig lassen mußte. Der Verschluß Krupp wurde von den Engländern selbst für besser erklärt als das von Armstrong angenommene französische Verschlußsystem; ebenso mußten sie zugeben, das ihre Stahlgeschosse denen Krupp's nicht ebenbürtig seien.

Am 18. Juli 1887 starb Alfred Krupp als der größte Industrielle Deutschlands, vielleicht der ganzen Welt. Sein Werk aber entwickelte sich zunächst, wenigstens äußerlich, immer weiter. War noch bei seinen Lebzeiten (1886) das Grusonwerk in Buckau bei Magdeburg mit 12 Millionen Mark Capital, 3500 Arbeitern und einer durchschnittlichen Tagesproduction von 5400 Centnern Hartguß, namentlich Panzerungen und Geschossen aller Art, dem Krupp'schen Unternehmen einverleibt worden, so übernahm dieses 1896 auch den Betrieb der Germaniawerft in Kiel mit fast 3000 Arbeitern. Die ganze Arbeiterzahl der Krupp'schen Werke beträgt jetzt 46 000 Mann, so daß, einschließlich der Angehörigen, jedenfalls weit über 100 000 Menschen ihren Lebensunterhalt von Krupp beziehen. Die Stadt Essen ist binnen fünfzig Jahren aus einer Kleinstadt von 10 000 Einwphnern eine Großstadt von 100 000 geworden, — eine Entwicklung, die doppelt so rasch ist wie diejenige der Stadt Sheffield in dem Jahrhundert nach der Erfindung des Gußstahls durch Huntsman. Und während hier zahlreiche kleinere Unternehmungen betheiligt waren, ist in Essen das Meiste einem einzigen Riesenunternehmen zu danken, wenn auch von der Krupp'schen Arbeiterschaft ein großer Theil nicht im Essener Stadtbezirke wohnt. Die Thatsache, daß die Arbeiterschaft der Essener Kruppwerke im Jahre 1849 nur etwa 1%, 1898 dagegen 22% der Essener Einwohnerschaft ausmachte, zeigt jedenfalls deutlich den entscheidenden Einfluß des Krupp'schen Unternehmens.

Krupp ist durch sein Lebenswerk einer der reichsten Männer Deutschlands geworden — sein Sohn bezieht jetzt ein Jahreseinkommen von 12 bis 15 Millionen Mark —, aber andrerseits reicht die Bedeutung seiner Thätigkeit unendlich weit hinaus über die Entwicklung seines eigenen Unternehmens. Von denjenigen anderen deutschen Unternehmungen, für welche er unmittelbar bahnbrechend wirkte, nenne ich nur den 1854 entstandenen „Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrication", der jetzt mit einem Actiencapital von 25 Millionen Mark und 9000 Arbeitern jährlich über 200 000 Tonnen Fabricate im Werthe von über 30 Millionen Mark erzeugt.

Deutschland hat nur in einigen anderen Industriezweigen so riesenhafte Fortschritte gemacht wie in der Herstellung von Stahl und Stahlwaaren. Gewiß weist schon die Roheisen-Erzeugung eine erstaunliche Entwicklung auf; denn sie betrug 1850 10 %, 1898 dagegen 82 % derjenigen Großbritanniens. Aber beim Stahl ist das Bild noch ein weit großartigeres: Um das Jahr 1850 erzeugte Deutschland im Ganzen etwa 5000 bis höchstens 6000 Tonnen Rohstahl (etwa 500 bis 600 Tonnen Gußstahl), während Großbritanniens Ausfuhr allein schon doppelt so viel betrug, die Production jedenfalls weit mehr als das Zehnfache. Jetzt dagegen producirt Deutschland erheblich mehr Stahl als Großbritannien, vermuthlich etwa um ein Viertel mehr. Am schnellsten vollzog sich in neuester Zeit die Entwicklung bei den verschiedenen Sorten des Flußstahls, hergestellt nach dem Bessemer- und namentlich nach dem Siemens-Martin-Verfahren, das Deutschland in weit höherem Maße zu Gute gekommen ist als England. Aber das ist Massenproduction „for the million“, Erzeugung gewöhnlicher Handelswaare. Wichtiger für den Volkswirth, der in die Ferne zu blicken weiß, bleibt die Thatsache, daß Deutschland in der Herstellung des höchstwerthigen Qualitätsstahles die führende Nation geworden ist. Dies verdankt es ganz allein Alfred Krupp. Und ferner verdankt es ihm seine Bedeutung als führende Nation in der Herstellung von Geschützen. Es gibt jetzt nur noch wenige Staaten auf der ganzen Erde, die nicht ihren Hauptbedarf an Geschützen von der Essener Fabrik bezogen haben; hat sie doch bis Ende 1898 davon über 37 000 Stück geliefert.

Welches sind, so frage ich jetzt, die Ursachen so großer Erfolge gewesen?

III.

Hat Krupp viel „Glück“ gehabt? Ohne Frage mußte für ihn, wie für jeden erfolgreichen Arbeiter, eine gewisse Gunst der äußeren Verhältnisse gegeben sein. Die Aera des Eisenbahnbaues habe ich als ein solches günstiges Moment schon genannt. Auch daß nach Erfindung der gezogenen Gewehre die Geschütze verbessert werden mußten, kann man als ein solches anführen. Wichtiger war es ohne Frage, daß Krupp die Aufmerksamkeit eines Fürsten erregte, der mehr als ein Anderer seines Zeitalters für die Verbesserung der Kriegstechnik gethan hat, und daß dessen Kriegserfolge auch Krupp zu Gute gekommen sind. Die vorbildliche Bedeutung, welche das deutsche Heerwesen nach 1870/71 erlangt hat, ist sicherlich als eine bedeutsame Voraussetzung für Krupp's Erfolge anzusehen.

Auch abgesehen davon hat Krupp von der preußischen Regierung, als diese seine Bedeutung voll erkannt hatte, und ebenso später von der deutschen Reichsregierung manche Gunst erfahren, so schon 1865, als er vom Staate einige für ihn wichtige Hüttenwerke kaufen wollte und dem Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrication, der den gleichen Preis bot, beim Zuschlage vorgezogen wurde. Derartiges wird sich wohl häufig wiederholt haben. Dagegen hat Krupp diejenige Art der Staatshülfe, welche für die Industrie die wichtigste ist, den Schutzzoll nämlich, für seine Gußstahlfabricate niemals nöthig gehabt. Schutzzölle haben nur Zweck, wenn es gilt, Preis-

unterbietungen des Inlands durch das Ausland, bei vorübergehender Ungunst der relativen inländischen Productionsbedingungen, wettzumachen. Bei Erzeugnissen, welche durch ihre Qualität jeder Concurrenz Trotz bieten, sind Schutzzölle zwecklos. Nur für seine Schienenproduction hat Krupp vermuthlich von der 1879 beginnenden deutschen Schutzzoll-Aera Nutzen gehabt, nicht nur für den Absatz im Inlande, sondern auch indirect für den Export, indem die Sicherung relativ lohnender Inlandspreise durch den Schutzzoll es in den achtziger Jahren den deutschen Schienenfabricanten erleichterte, die Engländer bei Lieferungen für das Ausland zu unterbieten. Doch hat Krupp persönlich an diesem volkswirthschaftlich keineswegs einwandsfreien Verfahren schwerlich viel Antheil gehabt. Er kam damals, seines hohen Alters wegen, nur noch selten in die Fabrik und kann einen Betrieb, der den Geschäftsgrundsätzen seines ganzen Lebens widersprach, schwerlich mit vollem Bewußtsein gebilligt haben. Krupp war kein Mann, der nach Staatshülfe verlangte, sondern ein geborener Kämpfer, der sich selbst in erster Linie seine Erfolge zu danken hatte. Wie lange hat er ringen müssen mit den Vorurtheilen der heimischen Staatsorgane, bis diese seinen Geschützen die verdiente Werthschätzung zu Theil werden ließen! Entscheidenden Einfluß hat Staatsgunst gewiß nicht auf seine Erfolge ausgeübt.

Krupp's Lebensziel bestand darin, Fabricate, namentlich Geschütze von höchster Leistungsfähigkeit zu erzeugen. Gegenüber diesem ihn beherrschenden Gedanken ist das Erwerbsinteresse, wie wir wissen, lange Zeit hindurch stark zurückgetreten. „Lieber setzte er schon in seiner Jugend sein ganzes, kleines Vermögen an die Ausführung einer einzigen Idee, als daß er aus Geldrücksichten auf technische Versuche verzichtete. Noch in späteren Lebensjahren erzählte er gerne, wie er damals beinahe sein Hab' und Gut geopfert, um seine Löffelwalze zu construiren, und wie er, als sie ihm entzweibrach, dennoch nicht verzweifelte, sondern in der festen Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Idee nach der Ursache des Constructionsfehlers forschte und, nachdem er ihn gefunden, rüstig wieder von vorne anfing." Ebenso verfuhr er noch 1848, als er die Fabrik allein übernommen hatte, mit der Herstellung großer Gußstahlblöcke und noch 1866, als er dreihundert von ihm für die preußische Artillerie gelieferte Feldgeschütze, die sich nicht bewährt hatten, einfach zurücknahm und durch neue Rohre mit anderem Verschluß ersetzte, trotzdem der unzureichende alte Verschluß gar nicht von ihm, sondern von der Geschützgießerei in Spandau herrührte. Mit Recht hat man gesagt: „Wäre er nur ein guter Geschäftsmann gewesen, so würde er der preußischen Regierung den Umtausch nicht kostenlos, sondern zu billigen Bedingungen angeboten haben." Aber die mangelhaften Kanonen beleidigten sein Ehrgefühl. Deshalb sagte er mit der Schroffheit, welche sein Wille in diesem ihm wichtigsten Punkte anzunehmen begann: „Weg damit!" Und aus der gleichen Gesinnung ging die Heftigkeit hervor, mit der er 1872 der preußischen Artillerie-Prüfungscommission entgegen trat, als sie seine Geschützconstructionen nicht mit der nöthigen Achtung behandelten. Aber dieser Idealismus des großen Industriellen hat noch weit wichtigere Wirkungen hervorgebracht.

Um seinen Erzeugnissen die höchste erreichbare Qualität zu verleihen, war Krupp's stetes Bestreben darauf gerichtet, ihren ganzen Herstellungsproceß selbst zu beherrschen, sich von allen anderen Betrieben unabhängig zu machen. Gegenüber dem englischen Principe möglichst weitgehender Arbeitstheilung haben wir in dieser wahrhaften Arbeitsvereinigung unzweifelhaft einen Hauptgrundsatz Krupp's vor uns; es ist auch gar keine Frage, daß darin eine seiner Hauptstärken bestand. Das erste englische Militärblatt, die „Army and Navy Gazette", gestand in den achtziger Jahren zu, es sei ein Fehlgriff gewesen, daß die englische Heeresverwaltung zwar die eigentliche Geschützfabrication selbst in Woolwich vornehmen lasse, dagegen die Lieferung des dafür nöthigen Stahls der Privatindustrie überlasse; denn in kurzer Zeit seien drei aus solchem Stahl hergestellte Rohre gesprungen. Unzweifelhaft wird durch die Arbeitstheilung auch das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Erzeugniß getheilt, was keine gute Folge der Arbeitstheilung ist. Aber andererseits ist Krupp's Princip nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen durchführbar, deren wichtigste die einzigartige Natur eines Unternehmers von seiner Größe bildet.

Vor Allem mußten zur Durchführung jenes Grundsatzes Jahrzehnte lang alle im Geschäfte verdienten Capitalien immer wieder festgelegt, zu Erweiterungen des Betriebes verwendet werden. Welche kaum übersehbare Reihe solcher Erweiterungen hat Krupp's Unternehmen erlebt! Der Grundbesitz der Firma hat sich von 1850—1895 von 4½ bis auf 352 Hectar vergrößert, der überbaute Grundbesitz von 0,40 bis auf 51 Hectar. Der Gesammtwerth der bei Krupp festgelegten Capitalien wird jetzt sicherlich 100 Millionen Mark weit übersteigen.

Im Jahre 1874 trat der Fall ein, daß die Geschäftsgewinne für die nöthigen Erweiterungen nicht mehr ausreichten, weshalb Krupp eine Hypothekaranleihe von 30 Millionen Mark aufnehmen mußte, trotzdem das Werk gerade damals in Folge der allgemeinen Handelskrisis unzureichend beschäftigt war. Die Anleihe ließ sich nur unter drückenden Bedingungen erreichen, wobei außer der Krisis auch die Thatsache mitwirkte, daß Fabriken an sich keine guten Pfandobjecte sind, weil sie in dem durch den Darleiher doch immer zu berücksichtigenden schlimmsten Falle von Concurs und Zwangsversteigerung zum großen Theile nur den Werth alten Eisens haben. Auch waren damals Hypothekaranleihen von Fabriken noch gar nicht üblich. Kurz, die Bedingungen waren ungünstig, namentlich in Bezug auf die Rückzahlung der Anleihe. Doch gelang es, sie 1879 unter besseren Bedingungen in eine neue Anleihe umzuwandeln und diese bis 1886 gänzlich zu tilgen, weit früher, als es nach dem Abkommen von 1879 nöthig war, und zwar trotzdem die Erweiterung des Unternehmens ihren Fortgang nahm — gewiß ein glänzendes Zeugniß für seine Ertragsfähigkeit. Im Ganzen blieb es dabei, daß das Unternehmen selbst immer wieder die Mittel lieferte, um es, den Anforderungen seines Leiters entsprechend, auszudehnen. Wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte eine Erweiterung in solchem Umfange gewiß nicht stattfinden können.

Eine noch weit wichtigere Voraussetzung jenes Systems der Arbeitsvereinigung besteht in der glänzenden, planmäßigen Organisation der Arbeit in dem Krupp'schen Unternehmen. Und damit sind wir wohl bei dem wichtigsten Theile unserer Erörterung angelangt.

Was zunächst die Leitung des Betriebes betrifft, so besorgte Krupp diese anfangs ganz allein, dann bis 1862 mit einem Vertreter. Jahrzehnte lang lastete auf ihm die ganze Arbeit, Sorge und Verantwortlichkeit dieser Riesenaufgabe. Die Folge war Ueberanstrengung, die ihn namentlich in der schweren Zeit nach den Erfahrungen von 1866 zu gründlicher Ausspannung nöthigte. Aber Krupp besaß in hohem Maße die seltene, für jeden Leiter eines großen Betriebes unschätzbare Kunst, alle Arbeiten, für die er selbst nicht mehr unbedingt nöthig war, auf andere Schultern abzuwälzen, um den verbleibenden, wichtigsten Theil desto besser bewältigen zu können. Deshalb errichtete er 1862 die „Procura", eine Collectiv-Vertretung von zunächst zwei Personen, welche er allmählich vermehrte, und an die er immer neue Theile der Betriebsleitung abgab, bis sie schließlich bei seinem Tode ein Directorialcollegium mit einem Vorsitzenden und sechs gleichberechtigten Ressortchefs bildete. Für diese wie überhaupt für alle wichtigeren Posten suchte er, ohne zu markten die tüchtigsten Kräfte zu gewinnen. Aber die oberste Leitung behielt er sich stets vor. „Tag und Nacht beherrschte ihn die Sorge um das Gedeihen seiner großen Schöpfung. Thatsächlich verwandte er bis in die letzten Lebensjahre hinein schlaflose Stunden der Nacht zur Arbeit. An seinem Bette befand sich beständig ein Schreibapparat mit Papier und riesigen Bleistiften. Am anderen Morgen wanderten die Bogen, die seine Fragen, Befehle, Anregungen, Erörterungen in energischen, großen, charakteristischen Schriftzügen enthielten, in die Fabrik. Häufig und gerne fügte er Constructionsskizzen bei, die er mit rascher und sicherer Hand hinzuwerfen wußte. Er pflegte aber auch noch oft selbst in den Werkstätten zu erscheinen, um sich persönlich davon zu überzeugen, wie dieser oder jener Auftrag ausgeführt wurde. Diejenigen seiner Angestellten, welche länger auf der Gußstahlfabrik beschäftigt waren, kannte er alle von Angesicht zu Angesicht."

Mit der gleichen Organisationsgabe und dem gleichen eindringenden Scharfblicke umfaßte er alle Theile seines gewaltigen Betriebes.

„Wenn Krupp" — so sagt der französische Chemiker Frémy in seinem Werke ‚Le métal du canon' — „dazu gelangt ist, den Kriegsmaschinen jene Vollkommenheit zu geben, welche man an ihnen kennt, so geschah dies, weil er seit einer langen Reihe von Jahren ihre Fabrication auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt hat. In seiner Fabrik wird nichts dem Zufall überlassen. Chemiker analysiren fortwährend die Grundstoffe und die hergestellten Erzeugnisse. Das wissenschaftliche und industrielle Element ist eng mit dem militärischen verbunden. Artillerie-Officiere sind der Fabrication zugetheilt und verfolgen alle ihre Einzelheiten. Erhebliche Summen werden auf neue Versuche verwandt, die mit den verschiedenen für die Geschützfabrication geeigneten Legirungen gemacht werden. Jede untersuchte Metallart erhält gewissermaßen ihre Acten, die ihre chemische Zusammensetzung, ihre Vortheile und Mängel ergeben."

Frémy spricht hier von einer „wissenschaftlichen Grundlage" der Krupp'schen Fabrication und schreibt es dieser Grundlage zu, daß seine

Geschütze einen so hohen Grad der Vollkommenheit erlangt haben. Bleiben wir hierbei noch einen Augenblick stehen. Ist es nicht zu viel gesagt, von einer „wissenschaftlichen Grundlage“ zu sprechen bei dem Werke eines Mannes, der auf dem Gymnasium nur bis zur Quarta gekommen ist und nie eine technische Hochschule besucht hat? Krupp ist selbst niemals wissenschaftlich thätig gewesen, und seine Erfindungen sind jedenfalls nicht das Ergebniß systematisch-theoretischer Schulung. Dennoch hat Frémy Recht: die Krupp'sche Fabrication hat eine „wissenschaftliche Grundlage“.

Dabei denkt man zunächst an die wissenschaftlichen Methoden, welche bei allen den Proben Anwendung finden, denen die Rohmaterialien und Fabricate der Krupp'schen Werke unterworfen werden, also etwa an die Festigkeitsversuche in der Probiranstalt (1898: 143000), an die Analysen in den chemischen Laboratorien (1898: 24567), an die Prüfungen, die jedes Geschütz in Bezug auf Widerstandskraft und ballistische Leistungen durchzumachen hatte. Ungleich bedeutsamer war doch, sowohl praktisch wie theoretisch, die Verwerthung des sich auf solche Weise ansammelnden ungeheuren Thatsachenmaterials zur Besserung der vorhandenen Mängel, zur Erzielung von Fortschritten in der Betriebstechnik. Sie waren undenkbar ohne Eindringen in die Ursachen jener Thatsachen, ihrer gleichartigen und ihrer verschiedenartigen Eigenschaften. Und das ist Wissenschaft, mag es nun geschehen, um die Wahrheit zu ergründen oder um praktische Resultate zu erzielen, am Ende gar, um Geld zu verdienen

Noch mehr: was auf solche Weise geschah, war in der tiefsten Grundlage verwandt mit anderen Theilen der organisatorischen Thätigkeit, die Krupp aufwenden mußte, um sein Lebensziel zu erreichen, so auch mit jener sorgfältigen Schulung, die er seinen Handarbeitern für das Puddeln und Stahlgießen angedeihen ließ. Hier wie dort hieß es, den Mängeln im bisherigen Betriebe genau nachzuforschen, ihre Ursachen zu ermitteln und sie dann abzustellen durch geduldige, gründliche, systematische, geistige Arbeit. Hier wie dort war es der rastlos wiederholte Versuch, der das Material für diese geistige Arbeit lieferte und als Probe dafür diente, ob man auf dem rechten Wege sei oder nicht. Nur war es in einem Falle die unbelebte Materie, im anderen der Mensch, mit dem auf solche Weise experimentirt wurde, um feste Grundsätze zu finden, nach denen man verfahren konnte, bis neue Erfahrungen weiter führten. Freilich sind diese Erfahrungen und Grundsätze meist nicht Büchern anvertraut, nicht veröffentlicht worden. Aber darum haben sie doch wissenschaftlichen Charakter und wissenschaftliche Bedeutung.

Man hat gesagt, Krupp sei „kein Kaufmann“ gewesen. Das ist, so ausgedrückt, jedenfalls unrichtig. Er hat mit außerordentlichem Geschick für seine Fabricate Propaganda gemacht und ihren Absatz dadurch zu fördern gewußt, daß er ihre Vorzüge ins rechte Licht stellte. Deshalb hat er alle großen Ausstellungen beschickt und kein Opfer gescheut, um stets so glänzend wie nur möglich vertreten zu sein. Krupp's Gußstahlblock, sein Riesengeschütz, seine riesenhaften Schiffskurbelwellen waren regelmäßig die am meisten bestaunten Ausstellungsgegenstände. Er wußte den Eindruck solcher gewaltiger Objecte auf das Publicum geschickt zu steigern und auszunutzen. Auch mit

Wort und Schrift war er oftmals bestrebt, seinen Erzeugnissen Geltung zu verschaffen, und was er in solcher Weise nicht selbst thun konnte, geschah durch Fachmänner, denen er Material lieferte. So hat er namentlich auch dafür gesorgt, daß die Ergebnisse aller jener Versuche, die mit seinen Fabricaten angestellt wurden, möglichst weite Verbreitung fanden. Gewiß diente auch die Art, wie er ausländische fürstliche und andere vornehme Besucher, militärische und sonstige wichtige Autoritäten in seiner Fabrik aufnahm, dem gleichen Zwecke. Freilich, im Uebrigen hieß es: „Procul este, profani!“

Krupp war also ohne Frage ein tüchtiger Geschäftsmann, ein weitsichtiger Geschäftsmann größten Stils. Das zeigte sich z. B. auch darin, daß er den Staaten, welche mit ihm wegen Geschützlieferung in Verbindung traten, Versuchsgeschütze und sonstige Versuchsmittel kostenlos überließ. Auch jene Zurücknahme der dreihundert Geschütze nach dem Feldzuge von 1866, obwohl sie gewiß nicht aus geschäftlichem Interesse hervor ging, entsprach diesem doch vollkommen, wenn man es nur groß genug auffaßte. Krupp ist ein classisches Beispiel dafür, daß die höchste Stufe des Geschäftsgeistes in ihren Ergebnissen nothwendiger Weise mit denen idealer, gemeinnütziger Gesinnung übereinstimmt. Das geht am deutlichsten hervor aus dem Verhältnisse Krupp's zu seinen Lohnarbeitern.

Betrachten wir zunächst das Verhältniß innerhalb des Betriebes. Hier war Krupp durchaus der Herr, der jeden Einzelnen zwang, sich seinem Gebote unbedingt zu fügen. Dies klingt hart, ist aber nichts als der Ausdruck schlichter Nothwendigkeit, was Jedem einleuchten muß, der sich ohne Vorurtheil das Wesen des Krupp'schen Betriebes vergegenwärtigt. Wie wäre jenes System der „Arbeitsvereinigung“ durchführbar, bei dem die allerverschiedensten Productionszweige zu einem Zwecke in einem Betriebe vereinigt werden, wäre ihr Ineinandergreifen nicht unbedingt sicher gestellt durch strengste Einheitlichkeit der Leitung! Wie wäre auch nur die für Krupp so charakteristische peinlich sorgfältige Schulung der Arbeiter, die exacte Durchführung des Puddelprocesses oder des Ausgießens vieler hundert Tiegel mit flüssigem Gußstahl in die Gußform binnen einer ganz bestimmten, kurzen Zeitspanne — wie wäre das möglich ohne vollkommenes Sich-einfügen jedes Einzelnen in den Gesammtorganismus, dessen Leitung in Einer Hand liegen muß! Ist erst einmal die richtige Methode gefunden, ist aus einer Anzahl von Menschen ein genau arbeitender Organismus gebildet, dann kann der Schöpfer dessen Leitung wohl einem Anderen übertragen; aber auch dann noch muß er regelmäßig die Ausführung überwachen. Vielleicht mag es irgend welche Betriebe geben, die auf andere Weise geleitet werden können, woran ich freilich zweifle; der Krupp'sche Betrieb läßt sich jedenfalls nur nach dem strengsten monarchischen Principe leiten.

Wird der einzelne Hülfsarbeiter dadurch, wie der landläufige Ausdruck lautet, zur „Maschine“? Ich glaube nicht. Er bleibt ein selbständiges Wesen; nur concentrirt er seinen Willen und seine Intelligenz darauf, eine ihm genau vorgeschriebene Pflicht so gut wie nur irgend möglich zu erfüllen. Das that Krupp selbst im höchsten Maße und konnte es daher auch

von jedem seiner Gehülfen verlangen. Die Bedeutung dieser Pflichterfüllung konnte ihnen Allen, bei einigem ruhigen Nachdenken, unmöglich verborgen bleiben, in einem Betriebe, dessen Gedeihen in solchem Maße gerade hiervon abhängt. Bei Krupp mußten sie sich als werthvolle, nothwendige Glieder eines mächtigen Ganzen fühlen. Aber sie mußten auch einsehen, daß ihr eigenes Wohl von dem dieses Ganzen bestimmt wird. Das Bewußtsein des Wechselverhältnisses, welches besteht zwischen der Wohlfahrt des großen Unternehmens und derjenigen seiner Angehörigen, mußte bei Krupp, wenn keine äußeren Einflüsse sich geltend machten, jedem Einzelnen in Fleisch und Blut übergehen. Bei dem letzten der Krupp'schen Arbeiter mußte doch schließlich ein Gefühl des Stolzes entstehen darauf, daß er in einem solchen Unternehmen arbeitete, durch strenge Pflichterfüllung zu dessen Gedeihen beitrug.

Freilich konnte ein solches Pflicht- und Gemeingefühl nur entstehen, wenn wirklich das Unternehmen das Wohl der Lohnarbeiter förderte, wenn dessen Leiter sich nach Kräften bestrebte, für sie zu sorgen, wie es seine Pflicht als Herr mit sich brachte. Denn eine solche Abhängigkeit vieler Menschen von einem Einzelnen, der an ihre Arbeitskraft die höchsten Ansprüche stellt, ist für sie nur erträglich unter der Voraussetzung, daß mit diesen Ansprüchen eine vollkommen entsprechende Fürsorge für ihr Wohl verbunden ist. Auch darin ist Krupp allen deutschen Unternehmern mit einem glänzenden, bisher unerreichten Beispiele voran gegangen, und zwar in einer Zeit, als sonst an solche „Wohlfahrtseinrichtungen" noch wenig gedacht wurde.

Der eben verwendete Ausdruck wird jetzt vielfach angefochten, nicht nur von Socialdemokraten, sondern selbst von manchen Unternehmern, mit der Motivirung, es handle sich dabei um Einrichtungen, welche die Unternehmer im eigenen Interesse träfen, um die Arbeiter an sich zu fesseln. Das ist vollkommen zutreffend, aber der Vorwurf, der nach socialdemokratischer Anschauung darin liegen soll, ist nicht begründet. Vielmehr kann nichts Anderes damit gemeint sein, als daß das Wohlergehen der Lohnarbeiter dem richtig verstandenen eigenen Interesse des Fabrikherrn entspricht, weil Arbeiter, denen es gut geht, mehr leisten als solche, die gegründeten Anlaß haben, mit ihrem Loose unzufrieden zu sein.

Noch jetzt glauben freilich die meisten Unternehmer, genug für ihre Lohnarbeiter gethan zu haben, wenn sie ihnen den üblichen Lohn bezahlen. Vor fünfzig Jahren, in den Anfängen der Fabrikindustrie, war diese Anschauung bei den Fabricanten ganz allgemein verbreitet. Sie ist aber unrichtig und verderblich. Die Thätigkeit in einer Fabrik verlangt keineswegs nur, wie man annimmt, die Hergabe einer bestimmten Arbeitszeit gegen eine vertragsmäßig festgesetzte Gegenleistung, den Lohn. Mit einer solchen bloßen Hergabe der Arbeitszeit ist keinem Unternehmer gedient. Vielmehr wird verlangt, daß in dieser Arbeitszeit möglichst viel und möglichst Gutes geleistet wird. Nur unter dieser Voraussetzung kann eine Fabrik im heutigen Concurrenzkampfe auf die Dauer bestehen. Allerdings ist dies in höherem Maße der Fall bei den Unternehmungen, deren Stärke in möglichst hoher Qualität

ihrer Erzeugnisse besteht, als bei denjenigen, über deren Gedeihen vor Allem die Billigkeit ihrer Producte entscheidet. Aber auch letztere können nicht bestehen, wenn ihre Arbeiter in der vereinbarten Arbeitszeit wenig leisten. Die gewöhnlichen Mittel, durch welche man versucht, Leistung und Lohn in ein directes Verhältniß zu einander zu setzen, wie Accordlohn, Prämiensystem u. s. w., sind nur auf solche Arbeiten anzuwenden, die ein sowohl quantitativ wie qualitativ deutlich bestimmbares Erzeugniß liefern, was bei den meisten Arbeiten nicht der Fall ist. Es gibt aber ein anderes, allgemein anwendbares Mittel, um die Lohnarbeiter zu möglichster Anspannung ihrer Kräfte zu veranlassen. Dieses Mittel besteht darin, bei ihnen *Freude an der Arbeit* zu erwecken. Solche Freude können sie aber nur empfinden, wenn der Fabrikherr nach Kräften dafür sorgt, daß sie gut behandelt werden und auch sonst ein menschenwürdiges, erfreuliches Dasein führen.

Dies Alles hat Krupp sehr früh erkannt. Schon im Jahre 1853 begründete er für seine Arbeiter eine Krankenkasse, und die Sorge für gute und billige Arbeiterwohnungen begann bei ihm schon 1861. Wären die anderen deutschen Fabricanten seinem Beispiele rechtzeitig gefolgt, hätte sich dann wohl die Socialdemokratie bei uns so stark entwickelt? Wer die Denkweise deutscher Arbeiter kennt, wird diese Frage schwerlich anders als verneinend beantworten können. Freilich wurde Krupp einerseits in *besonderem* Maße angetrieben, für die Wohlfahrt seiner Arbeiter zu sorgen, und andererseits wurde ihm dies durch die glänzende Entwicklung seines Unternehmens relativ leicht gemacht. Was insbesondere die äußeren Antriebe zu seiner Arbeiterfürsorge betrifft, so müssen wir hier vor Allem daran denken, daß Krupp von seinen Arbeitern stets die höchsten Leistungen erwartete, sodann aber auch daran, daß die rasche Zunahme seiner Arbeiterzahl in der damals noch so kleinen Stadt Essen ungesunde Wohnungsverhältnisse, abnorme Steigerung der Miethpreise, bedenkliche Ausbeutung der Arbeiter durch Detailgeschäfte und Branntweinkneipen zur Folge hatte. Aber wie oft entstehen nicht ähnliche Verhältnisse, ohne daß dadurch die Unternehmer zu einer Thätigkeit veranlaßt werden, wie sie Krupp entfaltete! Restlos läßt sie sich nur erklären aus seiner Natur, die zugleich so human und weitsichtig angelegt war, daß er im eigenen Interesse wie in dem seiner Arbeiter die zwingende Nothwendigkeit empfand, jene Mißstände zu beseitigen.

Bei Krupp gibt es jetzt unter Anderem etwa 4000 Beamten- und Arbeiterwohnungen mit je einem bis sieben und mehr Räumen und so billigen Miethen, wie sie anderweitig nicht zu erlangen sind (durchschnittlich 40—50 Mark für jedes Zimmer). Es gibt ferner eine Consumanstalt für die Krupp'schen Arbeiter, die auf solche Weise alle ihre Lebensmittel in bester Qualität beziehen können. Anfangs geschah dies zu Engrospreisen, jetzt zu Detailpreisen, aber unter Zurückzahlung des dabei erzielten Gewinnes an die Arbeiter. Eine Pensionskasse, zu der die Firma jährlich etwa eine halbe Million beisteuert, bezahlt den ausgedienten Arbeitern Pensionen von — je nach dem Dienstalter — 40—70 Procent des Jahresverdienstes, Wittwenpensionen von 50 Procent der den Männern zustehenden Pension, sowie kleinere Renten für hinterbliebene

Kinder. Im Jahre 1897 wurden auf solche Weise fast 800 000 Mark ausgezahlt. Außerdem besteht eine Invalidenstiftung mit 1½ Millionen Mark Grundcapital, sowie eine besondere Pensions-, Wittwen- und Waisenkasse für die Beamten mit einem von dem jetzigen Chef gestifteten Capital von einer halben Million, eine ebenfalls durch den jetzigen Chef beim Tode seines Vaters begründete „Krupp-Stiftung" mit einem Capital von einer weiteren halben Million, dessen Zinsen auf verschiedene Weise (Arbeiterwohnungen, Volksbad u. s. w.) verwendet werden, eine Sparkasse, eine Haushaltungsschule, zahlreiche andere von Krupp errichtete Schulen u. s. w. Im Ganzen wendete die Firma im Jahre 1897 für solche Zwecke auf:

450 000 Mark auf Grund der deutschen Socialgesetzgebung,
910 000 " freiwillig,

zusammen also nicht weniger als 1 360 000 Mark!

Noch in anderer Weise hat Krupp das Seinige gethan, um mit seiner Arbeiterschaft in Frieden zu leben, nämlich durch die bürgerliche Schlichtheit seines Auftretens und seiner ganzen Lebensführung! Sein Reichthum verleitete ihn nicht zu einem für den socialen Frieden so nachtheiligen Protzenthum. Vielmehr gedachte er gern seiner bescheidenen Anfänge, und damit sie sowohl ihm selbst stets vor Augen blieben, wie auch bei Anderen nicht in Vergessenheit geriethen, liebte er es, durch äußere Merkmale die Erinnerung an jene Zeiten festzuhalten. Dahin gehört es, daß in seinem Hause kein Silberzeug mehr verwendet wurde, seitdem er 1848 das letzte Familiensilber hatte einschmelzen lassen müssen, oder daß er das kleine Haus, in dem er so lange gewohnt hatte, 1872 sorgfältig wieder herstellen ließ und dessen dauernde Erhaltung anordnete mit den Worten: „Das Haus und seine Geschichte mag dem Zaghaften Muth geben und ihm Beharrlichkeit einflößen; es möge warnen, das Geringste zu verachten, und vor Hochmuth bewahren!" Bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum seiner Geschäftsübernahme entzog er sich jeder Feier durch die Abreise, und die ihm von seinem Könige angebotene Erhebung in den Adelsstand hat er abgelehnt. Was mehr ist: auch im persönlichen Verkehre mit seinen Beamten und Arbeitern war er nicht nur „der Herr", sondern „ein guter, edler, lieber Herr", wie ihn an seiner Bahre der Erste seiner Beamten genannt hat. „Das würden" — so sagt Diedrich Bädeker, der es wissen konnte — „auch viele Tausende seiner Arbeiter und Beamten persönlich bezeugen können, die sich niemals vergebens an ihn wandten, wenn sie ein besonderes Anliegen hatten und bei ihrem Herrn vertrauensvoll Rath, Hülfe oder Unterstützung suchten."

Doch wenn er auf solche Weise Alles that, was in seinen Kräften stand, um das Verhältniß zu seinen Arbeitern so gut wie irgend möglich zu gestalten, so wies er andererseits alle Einmischungen Dritter und alle unberechtigten Forderungen seiner Arbeiter mit äußerster Energie, ja mit Schroffheit zurück. Charakteristisch dafür ist namentlich sein Kampf gegen Socialdemokraten und Katholisch-Sociale seit dem Jahre 1872. Er warnte seine Arbeiter eindringlich und väterlich durch längere Kundgebungen vor den Agitatoren dieser Richtungen. Dabei appellirte er zunächst an die Einsicht der Arbeiter

und suchte die Verkehrtheit der socialistischen Lehren u. A. an der Hand der Entstehung seines eigenen Unternehmens nachzuweisen. Aber für den Fall des Widerstrebens drohte er unerbittlich mit sofortiger Entlassung. Damit erweiterte er ohne Frage das Herrschaftsverhältniß zu seinen Arbeitern über den Bereich des Fabrikbetriebes hinaus. Hierdurch hat er zwar das Vordringen socialistischer Anschauungen unter seiner Arbeiterschaft nicht zu hindern vermocht, aber von Strikes Krupp'scher Arbeiter ist — abgesehen von den beiden allgemeinen Kohlenarbeiter-Strikes der Jahre 1872 und 1889 — nichts bekannt geworden, und ein Berichterstatter aus jüngster Zeit (Kley) schildert die Stimmung unter den Arbeitern in der Krupp'schen Gußstahlfabrik folgendermaßen:

„Die meisten der in der Gußstahlfabrik selbst beschäftigten Arbeiter erkennen an, daß sie eine bessere Arbeitsstätte so leicht nicht finden können, sind zufrieden mit ihrem Loose — — —. Sie sind mit ihrem Werke verwachsen: ‚Ich kaufe nur in *unserem* Consum' — ‚*Unser* Herr ist jetzt in Baden-Baden,' solche Worte konnte ich in einer Krupp'schen Bierstube vernehmen. Sie erschienen mir charakteristisch genug, um sie alsbald in meinem Tagebuche zu vermerken, bekunden sie doch deutlich, wie diese Arbeiter das Verhältniß zu dem Werke und seiner Verwaltung auffassen. Sie arbeiten in *ihrer* Fabrik, sind *ihrer* Verwaltung unterstellt, sind Theilhaber einer großen, mächtigen Genossenschaft, Glieder eines großen Organismus, der nicht functionirt, wenn nicht jeder Einzelne seine Schuldigkeit thut. Mit Recht ist es der Stolz vieler Krupp'scher Arbeiter, im ersten industriellen Etablissement der Welt zu arbeiten."

Möglicher Weise ist diese Darstellung etwas optimistisch ausgefallen, und jedenfalls bedarf die Wirkung der Krupp'schen Wohlfahrtseinrichtungen auf die *subjectiven Empfindungen* seiner Arbeiter noch weiterer Untersuchung. Wenn von den 3700 Krupp'schen Arbeiterwohnungen in den Jahren 1887—1891 jährlich kaum 3% ihre Miether wechselten, so läßt dies mit Sicherheit nur erkennen, daß Krupp über einen ansehnlichen Stamm ständiger Arbeiter verfügt. Auch die Thatsache, daß die Zahl der Krupp'schen Pensionsempfänger von 1885—1897 von 240 bis auf 1920 anwuchs, ist an und für sich noch nicht geeignet, endgültigen Aufschluß über die Frage zu geben, ob die Krupp'schen Arbeiter zufriedener geworden sind oder nicht. Doch erhält man einstweilen den Eindruck, daß die Erwartungen, von denen Krupp sich bei seiner Arbeiterfürsorge leiten ließ, mindestens theilweise in Erfüllung gegangen sind.

Aus den Kundgebungen Krupp's gegen die Socialdemokratie möchte ich hier noch einige Stellen anführen, die ein helles Licht darauf werfen, wie er selbst *die Bedeutung seiner Unternehmerthätigkeit* auffaßte. Er sagt da einmal:

„In der mildesten Form geht die Lehre der Socialisten dahin, das Eigenthum des Einzelnen zu beschränken, es ihm theilweise zu nehmen. Die Gesammtheit oder größere Genossenschaften sollen es besitzen und der einzelne Arbeiter Antheil am Gewinn haben. So soll die Lage der Arbeiter verbessert werden; sie wird aber nur dadurch verschlechtert. Nehme man z. B. an, daß ich aus meinem Besitz sogar freiwillig zurücktrete und die Leitung meiner Werke dem Belieben der Gesammtheit überlassen wäre. Aus der bisherigen oberen Verwaltung und von den wirklich

Eingeweihten und Befähigten würde schwerlich auch nur Einer der neuen Herrschaft sich unterordnen. An Stelle der Erfahrung, welche allein im Stande ist, durch geschickte Leitung der Fabrication und Verwaltung die Werke zu erhalten und über die Gefahren ungünstiger Zeitumstände hinweg zu führen, würden daher gar leicht zweifelhafte unbewährte Kräfte treten und damit das Ganze dem Untergange bald zutreiben. Das braucht wohl Niemandem näher erklärt zu werden. — Aber selbst angenommen, daß man Leute finden würde, welche die Werke zu führen im Stande wären, welche in Preis und Qualität die bisher uns vorbehaltene Leistung ausführen würden, mit der mächtigen fremden Industrie zu concurriren und sie zu überflügeln — selbst in diesem Falle würde dennoch die Fabrik aus Mangel an Arbeit untergehen müssen, folglich ferner Niemandem mehr Nahrung geben, denn die Waare muß nicht nur gemacht, sie muß auch verkauft werden. Der inländische Verbrauch ist aber nicht groß genug, um alle unsere Werkstätten zu beschäftigen, und ohne eine ununterbrochene, vereinte, volle Thätigkeit ist das Werk nicht lebensfähig. Der größte Theil der Arbeiten muß also in fremde Länder verkauft werden und geht über die ganze Erde. Diese Ausnahmestellung und seine Größe verdankt das Werk dem alten Ruf, der Bekanntschaft und dem Vertrauen, welches die Verwaltung sich seit dem Beginn der Fabrik vor und nach erworben hat. Ohne dieses an Personen gebundene Vertrauen fällt der ganze Weltverkehr weg. Kein Staat und keine Regierung würde das Werk als das alte ansehen, wenn es unter die Herrschaft der Socialisten käme; an Stelle des Vertrauens würde Mißtrauen treten, und dadurch allein schon würden alle Besteller von Kriegs- und Friedensbedarf, Staaten und Private, ferngehalten werden."

Und an einer späteren Stelle heißt es:

„Der Arbeiter hat die Erfindungen nicht gebracht. Er wird nicht betroffen von den Kosten und Verlusten, welche der Fabrikant für Versuche und Anlagen zu tragen hat. Für die Arbeit erhält er seinen Lohn. Es kann keine Rede davon sein, daß irgend Jemand einen besonderen Anspruch behalte, außer solchem, der in Steigerung des Lohnes und des Gehaltes besteht und immer nur Folge größerer Leistungen ist. Das ist die Sache der freien Vereinbarung. Die Erfindungen und dazu gehörenden Productionen habe ich eingeführt; der Arbeiter darf aber nicht die Frucht verlangen von der Thätigkeit Anderer; das ist gegen das jedem Menschen eingeborene Rechtsgefühl. Wie Jedermann vertheidige auch ich mein Eigenthum; wie mein Haus so ist auch meine Erfindung mein und die Frucht derselben, sie mag Gewinn sein oder Verlust. In seinem Lohne hat der Arbeiter den größeren Antheil am Ertrage. Denn durchschnittlich beträgt in guten Zeiten der Lohn mehr als drei Viertel des ganzen Werthes der Fabricate; der Rest muß Zinsen, Entwerthung, Verwaltungskosten, verlorene Posten und dergleichen decken. Dann erst kommt der Gewinn. In schlechten Zeiten aber, wo der Arbeitgeber oft nichts verdient, vielleicht viel verliert, behält der Arbeiter immer noch seinen Lohn. Der Arbeiter, der in guten Zeiten Antheil am Gewinn verlangen möchte, müßte doch auch in schlechten Zeiten, wo zugesetzt wird, den Verlust theilen, und doch verlangt er auch dann vollen Lohn. Daher ist es nothwendig, daß der Arbeitgeber in guten Jahren mehr verdient als er gebraucht. Gerade wie der Landwirth, muß er auf Wechselfälle vorbereitet sein. Beide haben oft die Kosten für die Saat und keine Ernte. Hat die Fabrik in guten Jahren ihr Capital nicht vergrößert, so könnte sie in schlechten Jahren nicht bestehen und müßte die Arbeiter entlassen. — Das ist bisher in größerem Maße nicht nöthig gewesen; sie hat, wenn Alles darnieder lag, dennoch die Arbeit fortgesetzt, auf Vorrath fabricirt oder mit Verlust verkauft, um die Leute zu ernähren und ihren Herd warm zu halten. Wie ich den Verlust allein tragen muß, so ist auch der Gewinn mein von Rechts wegen, denn ich habe ihn erworben mit meiner Kraft und meiner Sorge. Ich habe das Bewußtsein, daß diese Werke ein Segen sind für das Land und für die Arbeiter. Sie sind das um

so mehr, weil mein Interesse mir empfohlen haben würde, dieselben im Auslande zu errichten, wo ich früher und mehr Anerkennung und Absatz gefunden habe und größere Vortheile haben würde" [1]).

Diese Worte des größten Industriellen unserer Zeit verdienen mehr Aufmerksamkeit, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Das Wesentliche daran ist nicht die socialistische Perspective, die vielmehr mit einigen Mißverständnissen durchwachsen ist. Aber wie Krupp hier seine eigene Lebensaufgabe schildert, das ist von großer, grundsätzlicher Bedeutung. Vor Allem ist darin enthalten das starke, sichere Bewußtsein, daß das Gedeihen seines großen Unternehmens herbeigeführt ist durch seine eigene geistige Thätigkeit, daß ihm deshalb der Ertrag des Unternehmens von Rechts wegen gebührt.

Wer Krupp's Worte ernsthaft erwägt und dabei an die Art denkt, wie Krupp's Werke entstanden sind, der ist gefeit gegen alle Phrasen von der Ausbeutung der „Arbeit" durch das „Capital", der kann unmöglich noch zu behaupten wagen, die Verfügung über dieses „Capital" sei es, welche den Unternehmer reich mache, die „Arbeit" welche allen Reichthum schaffe, sei vorzugsweise die Arbeit des gewöhnlichen Handarbeiters. Er wird auch nicht einmal mehr daran glauben, die Leistung eines gewöhnlichen Handarbeiters sei derjenigen eines des Unternehmers gleichwerthig, und er wird deshalb den Widersinn der Forderung erkennen, beide müßten auf dem Fuße einer hohlen „Gleichberechtigung" über den „Arbeitsvertrag" mit einander verhandeln.

Alfred Krupp war Einzelunternehmer. Das größte industrielle Privatunternehmen Deutschlands, vielleicht der Welt, ist nicht geschaffen worden durch eine Capitalgesellschaft, sondern durch das Genie eines einzigen Mannes. Wer kann gegenüber dieser ungeheuren Thatsache noch dem „Capital" jene Bedeutung beimessen, die wohl das wunderbarste Beispiel von Massensuggestion bildet, in einer Zeit, die doch überreich ist an solchen Erscheinungen?

Noch ein wichtiger Punkt ist übrig, der unsere Aufmerksamkeit zwingend auf sich lenkt: Ist der internationale Absatz der Krupp'schen Geschütze vereinbar mit den deutschen Interessen? Man hat dies vielfach in Zweifel gezogen und zwar schon früher im Hinblicke darauf, daß Krupp sich noch bis 1868 bemüht hat, die französische Regierung für seine Geschütze zu interessiren, dann auch neuerdings, als im chinesischen Feldzuge Krupp'sche Geschütze wirklich gegen Deutschland verwendet wurden. Dem natürlichen Empfinden widerstrebt es sicherlich, daß Kriegswaffen deutschen Ursprungs dazu dienen konnten, deutsche Truppen zu bekämpfen. Und namentlich ist der begreifliche Wunsch weit verbreitet, die in Deutschland hergestellten besten Geschütze der Welt möchten auch nur im deutschen Kriegsdienste Anwendung finden. Die Erfüllung dieses Wunsches ist vielleicht nicht unmöglich, aber jedenfalls müßten ihr Maßregeln von tiefgreifender Bedeutung vorher gehen.

Krupp's Geschützexport ist keine Neuerung. Die Herstellung von Kriegswaffen hat sich seit Alters zum großen Theile als Privatindustrie und zwar

[1]) Das bezieht sich offenbar auf die russische Regierung, die in den sechziger Jahren Krupp stärker beschäftigte als Preußen und ihn zur Anlage einer Fabrik in Rußland zu bewegen suchte.

auch als für den Export arbeitende Industrie entwickelt. Man hat Waffen fabricirt und exportirt, als wären es beliebige andere Waaren. Nur die Herstellung einzelner Kriegswerkzeuge, namentlich solcher, die vorzüglichst lange Geheimniß bleiben sollen, hat der Staat sich selbst vorbehalten. Er könnte dies sehr wohl hinsichtlich aller Kriegswerkzeuge thun. Dann müßte er freilich auch jede Verbesserung der Kriegstechnik durch inländische Erfinder selbst erwerben. Und so weit er sie der Industrie schon zur Ausbeutung überlassen hätte, müßte er die ganzen daraufhin entstandenen Fabrikbetriebe verstaatlichen, d. h. die Fabricanten entschädigen.

Das würde natürlich die volkswirthschaftliche Entwicklung sehr hemmen. Bei Krupp wären in solchem Falle nicht 40 000 Geschütze hergestellt worden, sondern vielleicht nur einige Tausend für den inländischen Bedarf. Ein Unternehmen, das 100 000 Menschen ernährt, wäre nicht entstanden. Damit wären auch die meisten indirect durch Krupp veranlaßten Fortschritte der volkswirthschaftlichen Entwicklung ausgeblieben.

Hätte die Qualität der Geschütze von einem Staatsbetriebe ebenso hoch gesteigert werden können wie bei Krupp? Insofern ein so großer Betrieb nöthig war, um diese hohe Qualität zu erzielen, wäre die entsprechende Wirkung jedenfalls ausgeblieben. Im Uebrigen wäre es einem Staatsbetriebe vielleicht möglich gewesen, die Qualität sehr zu vervollkommnen, wenn er die außerordentlich großen Opfer für die Versuche gebracht, seine Constructeure und Arbeiter ebenso gut bezahlt, Letztere ebenso gut geschult hätte wie Krupp. Ob diese Bedingungen für einen Staatsbetrieb erfüllbar sind, ist mindestens zweifelhaft. Wollte der Staat vollends etwa die Krupp'schen Werke in ihrem jetzigen Umfange ganz oder theilweise verstaatlichen, so müßte er ungemein tief in seinen Säckel greifen.

Man muß hier schließlich volkswirthschaftliche und finanzielle Interessen gegen militärische und politische abwägen. Bisher haben jene in letzter Linie noch den Ausschlag gegeben. Das kann sich sehr wohl einmal ändern. Doch wird man sich dann entschließen müssen, sehr große wirthschaftliche Opfer zu bringen. Dadurch, daß man sich hierzu vor fünfzig Jahren nicht entschlossen hat, sind Krupp's Werke ein werthvolles nationalwirthschaftliches Besitzthum, sind sie — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — „ein Segen für das Land" geworden. Werden sie diese ihre Bedeutung dauernd behaupten können? Darauf zu antworten, ist nicht möglich. Doch wie auch immer sich die Zukunft der Krupp'schen Werke gestalten mag, Deutschland wird sicherlich, als wichtigsten Erfolg jenes großen Lebens, die Führerschaft in der Stahl- und in der Geschützfabrikation zu behaupten wissen. Und wenn selbst das nicht auf die Dauer gelingen sollte, so wird uns doch unverloren bleiben die eigenartige, durch Krupp selbst wesentlich bereicherte Mischung von produktiven Kräften, der wir schon so Großes verdanken. Aus ihr werden — darauf dürfen wir bauen — Männer von Krupp's Art immer aufs Neue hervorgehen.

Die Bayreuther Schwester Friedrich's des Großen.

Von
Richard Fester.

V.

Die ersten Jahre des siebenjährigen Krieges, die letzten Wilhelmine's, haben bewiesen, welcher Steigerung ihre schwesterliche Hingebung fähig war. Das Heroische lag außerhalb ihrer Sphäre. Auch in ihren Leidenschaften bleibt sie ein schwaches, seiner Gebrechlichkeit nur allzu bewußtes Weib. In den lyrischen Anwandelungen Friedrich's, in seiner Sehnsucht nach dem Leben eines Weisen erkennt sie den Gefährten ihrer Kinderjahre wieder. Ihm nach Walhalla zu folgen, ist ihr verwehrt. In Noth und Bekümmerniß sucht sie mit ihm den längst verlorenen Weg nach Sanssouci. An den Heldenanfängen des jungen Eroberers in derselben Weise theilzunehmen, würde sie ihr Naturell wohl auch dann verhindert haben, wenn nicht ein Mißgeschick besonderer Art gerade damals ihr das Herz zugeschnürt hätte.

Mit dem Stück Heimath, das ihr aus Berlin nach Bayreuth gefolgt war, hatte Wilhelmine auch den Samen neuer Leiden mit herübergenommen. Die Nichte Grumbkow's als spionirende Hofdame in ihrer Nähe zu haben, war noch das geringste Uebel gewesen. Die Verehrung ihres markgräflichen Schwiegervaters für die Schwester ihrer Oberhofmeisterin, Flora von Sonsfeld, hatte zum Glück nicht die lange befürchteten Folgen gehabt. Dem Geschwätz eines nach Berlin geschickten Kammerdieners sollte es Wilhelmine verdanken, daß eine zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit geplante Reise nach Montpellier und Italien unterblieb, um erst nach Verlauf von fünfzehn Jahren, als es bereits zu spät war, unternommen zu werden. In der Correspondenz der Geschwister aus dem Jahre 1739 begegnet der Name dieses Menschen, Meermann, so häufig wie in früheren Jahren der einer intriguanten Kammerfrau der Königin. Die schlimmste Feindin aber ist der Markgräfin in einer Nichte ihrer Oberhofmeisterin erwachsen. An einem Pfeiler des Naturtheaters der Bayreuther Eremitage liest man noch heute die eingehauene Inschrift: „Albertine de Marwiz mieux gravée dans mon cœur que sur la pierre W.“. In der zweiten

der drei Töchter des Generals von Marwitz glaubte Wilhelmine eine Freundin gefunden zu haben. Die älteste, Wilhelmine Dorothea, that ihr den Schmerz an, Markgraf Friedrich aufs Neue auf die Bahn der schon früher von dem Schwager getadelten „distractions“ zu locken.

Das Familienleben der höheren Stände jenes Zeitalters ist sattsam bekannt. Den Franzosen bleibt nur das zweifelhafte Verdienst, dem Laster durch Formengebung seine Schwerfälligkeit und Plumpheit genommen zu haben. Fast an allen europäischen Höfen stand der Minnedienst in seiner Sünden Blüthe. „Das galante Sachsen“ des Baron von Pöllnitz griff für die Liebhaber von dergleichen ein berühmtes Musterbeispiel heraus. Auch zu einem galanten Baden, Württemberg, Bayern und Hannover hätte es nicht an Stoff gefehlt. Die Markgräfin war weltläufig genug, sich über die triviale Komödie des Lebens ihrer Standesgenossen nicht zu wundern. In ihrer Loge, vor geöffneter Weltbühne zu lachen, hätte sie sich nicht übel genommen. Nur in der Wirklichkeit verstand die an Ehrbarkeit gewöhnte Tochter Friedrich Wilhelm's I. und Sophie Dorothea's keinen Spaß. Die Gewißheit der Untreue ihres Gatten wurde ihr zur entsetzlichsten Folter. Alle dunklen Gedanken aus den Tagen ihrer Verheirathung erwachten aufs Neue. Wenn die Auffassung ihres Opfers 1731 nicht von verletzendem Hochmuthe frei gewesen war, durfte sie sich jetzt gestehen, daß Markgraf Friedrich ihr für das, was er an ihr hatte, einigen Dank schuldete. Das Gefühl beleidigten Stolzes, die Empörung über die unverdiente Kränkung aber wurde, wenn möglich, übertroffen durch die Scham, sich an einem kleinen Hofe an der Seite eines ihr geistig nicht ebenbürtigen Gemahls mehr oder weniger dem heimlichen Gespötte ihrer Umgebung ausgesetzt zu sehen. Der Ausweg, die Vermittelung ihrer Familie anzurufen, schien ihr verschlossen, weil alsdann offen ausgesprochen worden wäre, was man bis dahin nur hinter ihrem Rücken, wenn auch vernehmlich genug, geflüstert hatte. Die Hülflosigkeit ihres Seelenzustandes wurde durch die geflissentliche Verschmähung jeder Hülfe immer qualvoller. Die krankhafte Furcht vor einem „éclat“ ließ sie die einzige Ausflucht in der früh geübten Verstellung sehen, Verstellung vor dem Gatten und seiner Maitresse, vor der Welt, vor ihrem Bruder, vor sich selbst.

Das offene Geständniß, wann sie eigentlich hellsichtig geworden ist, wird ein Kenner des weiblichen Herzens weder in den Briefen noch in den Memoiren der Markgräfin erwarten. Die bei Männern so häufige Blindheit gehört bei Frauen zu den größten Seltenheiten. Sie wäre im vorliegenden Falle, wenn man die engen Verhältnisse des Bayreuther Hofes in Erwägung zieht, ein wahres Wunder zu nennen. Sobald der Markgraf zu Fräulein von Marwitz in nähere Beziehungen trat, wird seine Gemahlin auch darum gewußt haben. Ihre Scheu, nach dem Rathe des Bruders Meermann zu entlassen, spricht dafür, daß sie schon 1739 gefürchtet hat, der entlassene Diener werde ihre Schmach an die große Glocke hängen. Soviel ist wohl sicher, daß ihr bereits die Freude über die Thronbesteigung Friedrich's vergällt war, daß ihre grundlosen Besorgnisse aus der Tiefe ihres häuslichen Kummers emporgestiegen sind, daß ihr Argwohn wie ein ins Wasser geworfener Stein immer

weitere bewegte Kreise zog bis zur Ueberfluthung ihrer „amitié de vieille roche“.

Anstatt ihrem Bruder ihr Herz zu öffnen, hielt sie es schließlich für den geringsten „éclat“, daß sie im April 1744 die Vermählung ihrer Hofdame mit einem Vetter derselben, Graf Burghaus, einem alten Verehrer Dorothea's, durchsetzte. Das dem Vater gegebene Versprechen, keine ihrer zum preußischen Lehnsadel gehörigen Hofdamen außerhalb Preußens zu verheirathen, wurde gebrochen, ihr Bruder überlistet und mit der vollendeten Thatsache des Ehebundes einer preußischen Generalstochter mit einem österreichischen Officier überrascht.

So war denn endlich dem latenten Kriegszustande nach der Auffassung des Königs die offene Kriegserklärung gefolgt. Es hat nahezu sieben Jahre gedauert, bis Friedrich sich überzeugte, daß sein weibliches alter ego keinen politischen Ehrgeiz besaß, daß diese kranke, betrogene Frau mit all' ihrer Klugheit sich nicht einmal auf die landläufigste Hauspolitik verstand. Auch sein Mißtrauen war erwacht, als er zum ersten Male wahrnahm, daß der Bayreuther Schwager, ohne ihn zu befragen, seine eigenen Wege ging. Wie alle seine Vorfahren an der Kur sollte auch er die Erfahrung machen, daß die Vettern im Reiche, ganz abgesehen von ihren persönlichen Wünschen, durch gewisse Imponderabilien: die Interessen ihrer Territorien und des fränkischen Kreises, verhindert wurden, sich der brandenburgischen Politik allezeit bedingungslos anzuschließen. Mehr als einmal sind freundliche Winke nicht verstanden, kritisirende Bemerkungen überhört worden. Bei alledem wäre es ihm nicht eingefallen, seine Ansbacher Schwester, die thörichte Gattin des Thoren, verantwortlich zu machen. In Ansbach wußte er ganz genau, an wen er sich jeweils zu halten hatte. In Bayreuth verschwanden ihm der Markgraf und seine politischen Berather hinter einer Schwester, deren politische Talente er entschieden überschätzt hat, so sehr sie auch ihre Umgebung überragen mochte. Das Hausleid Wilhelmine's war ihm längst kein Geheimniß mehr, als er sich ihre unbegreifliche Nachsicht gegen die markgräfliche Maitresse so zu erklären anfing, daß sie, mit Blindheit geschlagen, den Einflüsterungen einer durch die Marwitz geführten österreichischen Hofpartei Gehör schenke.

Da ist es nun für das traurigste aller Mißverständnisse charakteristisch, wie der Bruder in dem Bestreben, sich seiner Schwester als Politiker wieder zu nähern, sich in Wahrheit immer weiter von ihr entfernt. Ein Bündniß des Markgrafen mit Kaiser Karl VII. hält er für voreilig, weil er die Kriegslast allein nicht länger tragen will und seinen Schwager nicht gern in das Schicksal seines bisherigen Verbündeten verflochten sähe. Er kann das in den drangvollen Wochen vor der Schlacht bei Chotusitz und dem Breslauer Separatfrieden auch seiner Schwester natürlich nicht mit dürren Worten sagen. Er begnügt sich daher, am 29. April 1742 seine Bedenken gegen jenes Bündniß in die liebenswürdige Bitte einzukleiden, daß sie ihn als den Onkel in der ostindischen Compagnie ansehen und nur nach seinen sachkundigen Rathschlägen speculiren möge. Indem er aber mit der einen Hand streichelt, kann er es doch nicht lassen, mit der anderen ein wenig zu kratzen. Weniger

mit ausdrücklichen Worten, als durch die Art, wie er die Sätze aneinander reiht, gibt er Wilhelmine zu verstehen, daß man sich in Bayreuth um ihn nicht kümmere, während er nur an ihr Bestes denke.

Noch feiert Wilhelmine 1742 den Geburtstag des Bruders durch Salutschüsse ihrer kleinen Flotille auf dem künstlichen See des Lustschlosses Brandenburger, noch schickt sie ihm Rekruten für die Bayreuth-Dragoner, noch empfängt sie von ihm eine Sendung Ungarwein; aber es klingt wie Ironie, wenn er sich „par la grâce de Dieu commissionnaire de la margrave de Baireuth“ nennt, es klingt wie eine Mahnung, wenn er einmal mit einer kleinen Variation der gewöhnlichen Schlußphrase seiner Briefe sie bittet, daß sie ihm die Gerechtigkeit erweise, an seine Liebe zu glauben. Möglich, daß der Wunsch Friedrich's, die Schwester bald von ihrer doppelten Nachbarschaft befreit zu sehen, sich nicht nur auf die beiden kriegführenden Parteien bezieht, daß der „commissionnaire“ der Markgräfin nicht nur ihr Weinlieferant, sondern der jeder Zeit zur Verfügung stehende Herauswerfer einer gewissen Creatur sein möchte. Gewiß ist, daß die Winke nicht verstanden werden, während die Nadelstiche schmerzen, daß den Geschwistern die frühere Harmlosigkeit bereits zu Beginn des Jahres 1743 völlig verloren gegangen ist.

Auch die von Friedrich seit 1742 eingefädelte Verlobung seines Mündels Karl Eugen von Württemberg mit Wilhelmine's kleiner Tochter Friederike Elisabeth sollte unter diesen Umständen nicht zur Wiederannäherung dienen. Das Erbieten, für Mitgift und Hochzeitskosten seines Pathenkindes aufzukommen, lautete brüderlich genug. In Wahrheit hat der König dem Bruder im Wege gestanden, ist Friedrich II. in der despotischen Verfügung über die Hand seiner Nichte nur zu sehr dem heirathspolitischen Vorbilde seines Vaters gefolgt. Bei aller Offenheit hat er seiner Schwester doch nie die volle Wahrheit sagen dürfen. Wie sehr ihm aus politischen Gründen an der Vermählung einer Verwandten mit einem süddeutschen Fürsten gelegen war, blieb sein Geheimniß. Wie hätte er sonst im Juli 1743 in einem Briefe an seine Schwester gegen den absurden Hofklatsch Front machen können, daß er selbst damit umgehe, die Verlobung ihrer Tochter wieder aufzulösen.

Unter so wenig freundlichen Auspicien waren sich die Geschwister noch einmal vor dem Bruche gegenüber getreten. Im September 1743 erschien Friedrich in Bayreuth so liebenswürdig, wie nur immer, wenn er etwas erreichen wollte. Alles schien darauf angelegt, der Schwester Freude zu machen. Ein Dichter und ein Sänger, Voltaire und der Castrat Porporino, befanden sich in seinem Gefolge. Auch während eines Abstechers Friedrich's nach Ansbach durfte sich Wilhelmine der Causerien des Einen und der Arien des Anderen erfreuen. Festliche Tage, und dennoch unerfreulich durch die geräuschvolle Anwesenheit der württembergischen „Medea“, der Gegenschwiegermutter Wilhelmine's, durch altes Leid und neue Sorgen, durch einen Bruder und einen Dichter, die nur die Politik nach der Eremitage geführt hatte. Wie ein Alarmschuß war die Nachricht von Friedrich's Reise in das Reich den mitteldeutschen Zaunkönigen in die Glieder gefahren. Für einen Fürstenbund unter Preußens Führung waren die Zeiten noch nicht reif genug. Selbst eine als Rückhalt

für den wittelsbachischen Kaiser gedachte neutrale Association schien verdächtig, da Preußen den Anstoß dazu gab. Der jugendliche Eroberer Schlesiens besaß noch nicht das Vertrauen der Reichsstände, das doch auch dem alten Fritz nicht ganz unbedingt geschenkt worden ist. Ein Gesandter an seiner Stelle hätte vielleicht mehr ausgerichtet. Ihm selbst fehlte die Geduld für das künstliche Maschenwerk sogenannter Reichspolitik. Mit der Mediatisirung und Annexion ist es später rascher gegangen. So lange die zweite deutsche Großmacht auf Verhandlungen angewiesen war, führte die Geltendmachung der eignen Stärke gegenüber der Schwäche am wenigsten zum Ziele. Der Herzog von Sachsen-Gotha und seine geistvolle Gemahlin haben im Herbst 1743 ernstlich erwogen, ob sie vor dem königlichen Bündnißwerber nicht Reißaus nehmen sollten. Der alte Fürstbischof von Würzburg-Bamberg wich einer Begegnung vorsichtig aus. Die Bayreuther hielten nur Stand, um aus Friedrich's Reden während seines ersten Aufenthaltes und seinem Schweigen nach der Rückkehr aus Ansbach neuen Argwohn zu schöpfen. Daß Markgraf Friedrich an sich nicht ganz abgeneigt war, auf die Vorschläge seines Schwagers einzugehen, scheint aus einer Unterredung mit Voltaire hervorzugehen, über die wir einen Bericht des improvisirten Diplomaten an den französischen Minister Amelot haben. Wie alle seine Vorgänger hätte der Markgraf gern in dem fränkischen Kreis und durch den Kreis im Reiche eine über seine eignen Machtmittel hinausgehende Rolle gespielt. Die unvorsichtigen Vergleiche des Schwagers zwischen Groß und Klein aber verdarben Alles. In dem Aerger über den Bruder hat Wilhelmine sich wohl zum ersten Male als Bayreutherin gefühlt.

Mit lauten Freundschaftsbetheuerungen und stillen Gedanken hatte man sich schließlich getrennt. „Ein Jahrhundert zu früh", meinte Friedrich, „wenn es nach seinen Wünschen ginge, ein Jahrhundert zu spät in Anbetracht seiner Geschäfte". Auch aus den veröffentlichten Fragmenten ihrer Correspondenz erkennt man die Art der Geschwister. So sehr sich die Markgräfin durch die Besonderheit ihrer Lage im Nachtheil befindet, führt doch Jedes neben der eignen Sache bis zu einem gewissen Grade die Sache seines Geschlechtes. Der König hat das Bewußtsein seiner diplomatischen Niederlage. Als Mann findet er sich mit der Thatsache ab, daß er die Bayreuther „nicht nach Berlin kriegt, so lange sie noch Geld haben". Der Bruder kann seit den Bayreuther Tagen noch weniger als früher von einer Schwester lassen, die er doch zu durchschauen glaubt. In seinen Ueberschwänglichkeiten steckt ein wahrer Kern. Dem Jahrhundert zu früh des Abschiedes setzt das Jahrhundert zu spät einen Dämpfer auf, der für die Echtheit seiner Gefühle spricht.

Neben diesem Bruder scheint, wenn wir von den Memoiren wie bisher absehen, auch die Briefschreiberin Wilhelmine zu verlieren. Man glaubt es ihr nicht, daß sie die Rückkehr Friedrich's aus Ansbach nach Bayreuth kaum erwarten könne. Eine etwas kühlere Haltung würde überzeugender wirken. Es fehlte nicht viel, daß uns die innerliche Entfremdung, hinter einem Wortschwall verborgen, die Freude an ihrem Bilde verdürbe. Sogar Maria Theresia weiß seit geraumer Zeit von dem „bösen Einverständniß zwischen dem König und seiner Frauen Schwester". Schon 1742, ein Jahr vor Friedrich's Besuch, läßt

die Markgräfin in der unverantwortlichsten Weise im Gespräche mit dem Gesandten der Königin von Ungarn, Grafen Cobenzl, ihr Zünglein spazieren. Aus der in der Luft liegenden Annexionsfurcht der Kleinstaaten werden in ihrem Munde ernste Absichten des Bruders auf Nürnberg und Hamburg. Die Lieblingsschwester Friedrich's traut es ihm zu, daß er die Kaiserkrone nach dem Tode Karl's VII. einer Messe werth halte. Die Pflichten der geborenen, preußischen Prinzessin und der Schwester werden in den Wind geschlagen. Nur das weibliche Blut scheint sich in dieser Verirrung des Herzens nicht ganz zu verleugnen.

Aber eben darum sollten die Geschwister nach dem Bruche ihre Rollen vertauschen. Die Vermählung der Marwitz war in Friedrich's Augen ein Verrath, nachdem er seiner Schwester wiederholt direct und indirect durch den Vater ihrer Hofdame, General von Marwitz, einen Ausweg aus ihren Nöthen angedeutet hatte. Gewohnt, sich mit Handlungen, nicht mit Worten bezahlen zu lassen, macht er mit männlicher Entschlossenheit durch ihren Freundschaftsbund einen Strich. Dem weiblichen Schmollen Wilhelmine's setzt er den bitterböseften männlich-hartnäckigen Groll entgegen. Die Reihe, zu werben und zu streicheln, kommt jetzt an Wilhelmine. Schüchterne Entschuldigungen laufen den bisherigen Vorwürfen der Schwester allmählich den Rang ab. Die weibliche Taktik, den Angriff eines Mannes niemals abzuwarten, wird einem Angreifer wie Friedrich gegenüber zu Schanden.

In Berlin war man nach dem Vorausgegangenen nur zu sehr geneigt, in Wilhelmine's Thun und Lassen nichts als Trotz zu sehen. Friedrich's Beschwerden über die Erlanger Zeitung gehen an ihre Adresse. Für die scheinbar preußenfeindliche Nachsicht der Bayreuther Censur wird die Schwester verantwortlich gemacht. Nicht einmal die Ankündigung der Verhaftung des Redacteurs vermag den König zu beschwichtigen. Er bittet wohl um die Freilassung des Sünders, um der Schwester dann später dennoch seine Flucht in das Lager der Königin von Ungarn vorzuwerfen. Die ganze Familie ist einstimmig in Wilhelmine's Verurtheilung, als sie im October 1745, während Friedrich die Oesterreicher bei Soor schlägt, seiner Feindin Maria Theresia ihre Aufwartung macht. Der Umstand, daß Maria Theresia auf der Reise zur Kaiserkrönung ihres Gemahls im Bayreuthischen Mittagsrast machte, wird beharrlich ignorirt. Den Sieg von Soor theilt Friedrich der Markgräfin mit den malitiösen Worten mit, daß er „ihre" Kaiserlichen geschlagen habe.

Nur wer einmal Aehnliches durchgemacht hat, nur wer eine Zeit lang jeden Brief, bevor er ihn öffnete, neuer Kränkungen gewiß, zuvor in der Hand gewogen hat, wird ungefähr ermessen, was Wilhelmine zwei lange Jahre nach ihrer verzweifelten Selbsthülfe unter diesen Bitternissen gelitten hat. Ein völliger Bruch würde sie weniger geschmerzt haben, als die moralische Aushungerung dieser trübseligsten aller geschwisterlichen Correspondenzen. Auf jedes freundliche Wort ein unfreundliches, auf jeden Versuch der Wiederanknüpfung zur Antwort ihr Sündenregister. Man weiß nicht, will Friedrich sie strafen oder mürbe machen. Nur so viel wird man vielleicht sagen dürfen,

daß sie ihm schließlich durch eine stolze Antwort mehr imponirt hat als durch alle früheren Annäherungsversuche. Den Vorwurf, daß sie Maria Theresia ihrem Bruder vorziehe, weist sie mit fürstlicher Würde zurück. „Ich erweise ihren Verdiensten Gerechtigkeit" — schreibt sie — „und glaube, daß es erlaubt ist, Jeden, wer es auch sei, seiner Verdienste wegen zu achten". Ihren Freundschaftsversicherungen hatte Friedrich keinen Glauben geschenkt. In jenen Worten erkennt er großsinnig sein eignes Blut wieder. Zwei Monate nach jenem Briefe Wilhelmine's, zwei Jahre nach der Burghaus-Marwitz'schen Hochzeit, am 29. März 1746, spricht er endlich das erlösende Wort: „Ich habe Dein Herz nie für mitschuldig gehalten an all dem Aerger, den Du mir seit drei Jahren verursacht hast".

Nicht als ob damit der Friede schon besiegelt gewesen wäre. Die Präliminarien haben fast dieselbe Zeit in Anspruch genommen, wie der offene Krieg. Zwischen dem Könige und seiner Schwester stand noch immer „jene Creatur, deren unreiner Name ihm nicht in die Feder kommen soll". Er ist überzeugt, und sagt es ihr unverblümt, daß sie allein wie ein Hahnrei die stadtbekannten Vorgänge in ihrem Hause nicht kenne. So unbegreiflich ihm die Freundschaft der Markgräfin für die Maitresse ihres Gemahls ist, will er sie sich doch nicht ausreden lassen. Das Blut stockt ihm bei dem Gedanken an jene Medea, deren Rachgier er durch die Sperrung ihrer preußischen Einkünfte gereizt habe. Niemand anders als sie habe den Erisapfel zwischen ihn und die Schwester geworfen. Sein Herz spricht für Wilhelmine. Er meint wohl, man lasse sich leicht überzeugen, wenn man überzeugt sein wolle. In Wahrheit ist er erst auf dem halben Wege zur Verzeihung. Der Eifer, mit dem sich Wilhelmine vertheidigt, erfreut ihn, ohne ihn völlig zu versöhnen. Er verspricht zwar schon wenige Wochen nach dem ersten Eisbruch, daß er ihren Zwist nicht mehr berühren, daß er ihn vergessen wolle, er fängt seit dem Sommer 1746 wieder an, über sein Befinden, Familienfeste und Aehnliches zu schreiben, er verfällt auch ab und zu in den alten Plauderton, erweist und empfängt kleine Aufmerksamkeiten, aber er kommt nichtsdestoweniger immer wieder auf die Vergangenheit zurück. Man hat das Gefühl, daß das abziehende Gewitter ebenso gut noch einmal heranziehen könnte. Es scheint nur an einem Haare zu hängen, daß ihre Freundschaft in der Asche, aus der sie nach Friedrich's Worten wieder ersteht, am Ende doch noch erısticke. Bis in den Sommer 1747 verräth fast jeder Brief, häufig ohne Umschweife, manchmal auch nur durch eine Redewendung, wie tief ihn der Bruch von 1744 und die vorausgegangenen Reibereien verwundet haben.

In Wilhelmine's Bibliothek befand sich ein leider abhanden gekommenes Buch mit dem ominösen Titel: „Les privilèges du cocuage". Für den Bruder schien sie dieses traurige Privileg in der That zu besitzen. Wie konnte er auch ahnen, daß sie durch die Verheirathung ihrer Hofdame die Beseitigung des Aergernisses bezweckt und — nicht erreicht hatte. Die sichere Erwartung der Markgräfin, daß Graf Burghaus mit seiner Gemahlin Bayreuth alsbald verlassen werde, war nicht in Erfüllung gegangen. Mit einem Worte wäre Alles gesagt, aber Wilhelmine kann sich nicht entschließen, es auszusprechen. Das

Eingeständniß eines dummen Streiches würde ihr nicht so schwer fallen, wenn nicht die brennendste Scham sie im entscheidenden Augenblicke immer wieder verstummen ließe. Friedrich mag ihr die Beichte noch so nahe legen, er mag frisch von der Leber weg die Dinge beim rechten Namen nennen oder ein andermal ihre Schilderung des lockeren Carlsbader Badelebens zum Anlaß nehmen, als Anwalt cynischer Libertinage gegen ihre „Tugenddragonerschaft“ zu Felde zu ziehen, sie bleibt dabei, seine Vorwürfe, gerechte und ungerechte, stumm über sich ergehen zu lassen. Wie man auch über ihren Charakter denken möge, in diesen Jahren hat ihre Haltung etwas unendlich Rührendes. Die Freude und Dankbarkeit über jedes Zeichen der wiederkehrenden Bruderliebe sind nicht geheuchelt. Wenn zur vollen Aufrichtigkeit der Verzicht auf Geheimnisse gehört, so entlastet sie doch die Beredsamkeit ihres Schweigens von dem Vorwurfe fortgesetzter Verstellung.

Es mag dahin gestellt bleiben, wer das größte Verdienst um die Versöhnung der Geschwister hatte, ihr jüngerer Bruder, der Prinz von Preußen, oder ein Berliner Hoffräulein, die kleine Tettau, Finette genannt. Thatsache ist, daß Wilhelmine im August 1747 in die weit geöffneten Arme ihres Bruders eilte, daß dem König ein Blick in die abgemagerten, von körperlichen und seelischen Leiden erzählenden Züge mehr sagte, als alle ihre Briefe. Auch er war seit jenem Bayreuther Besuche an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert worden. Ein leichter Schlaganfall hatte ihn zu Beginn des Jahres in der Gesundheit ein von ihren Besitzern selten nach Gebühr geschätztes Gut in seinem vollen Werthe erkennen lassen. Erst im Mai hatte sein Philosophensitz auf dem Hügel über den Havelseen den sehnsüchtigen Namen Sanssouci erhalten. Er weiß jetzt, was man Kranken zumuthen darf. Weder in Potsdam noch nach ihrer Rückkehr drängt er Wilhelmine zur Aussprache. Das Experimentiren hat ein Ende. Seine Diagnose steht seit dem August 1747 fest. Ob er bis auf den Grund der Seele seiner Schwester gesehen hat oder nicht, so viel ist wohl sicher, daß er jeden rauhen Eingriff von nun an für lebensgefährlich hält. Er appellirt nicht mehr an ihre versagende Willenskraft. Die Lebensweisheit des Philosophen von Sanssouci wendet sich an ihren noch ungebrochenen Intellect. Auf dem Wege der Resignation sucht er ihrem Pessimismus die Wendung zu einer leichteren Auffassung der Dinge zu geben. In der flüssigen, zuweilen etwas dünnen Sprache Voltaire's entwickelt er den männlichen Gedanken, den ein andrer Promethide später in die Worte zusammengedrängt hat: „Ein kleiner Ring ist unser Leben“. „Wir sind nun einmal Geschöpfe des Augenblicks. Wer weiß, was der nächste Tag bringt. Laßt uns die Blumen auf unserem Lebenspfade pflücken“. Läuft auch jetzt noch einmal eine Anspielung mit unter, so nimmt ihr doch die Wärme und Liebenswürdigkeit der Fassung den Stachel. „Mag in Bayreuth Alles drunter und drüber gehen, mag Madame Meyer eingesperrt werden, was liegt ihm daran, wenn nur Wilhelmine gesund ist“.

Für den Psychologen hat es bis zu diesem Punkte unserer Erzählung eigentlich keine Räthsel zu lösen gegeben. Charaktere enthüllen sich auch ohne Monologe. Es galt nur, sich in die Briefe der Geschwister hinein zu

lesen. Droysen hat das freilich auf eine ganz andere Weise gethan. Nach ihm wäre die Markgräfin entweder in ihrer Freundschaft für die Marwitz-Burghaus völlig blind gewesen, „oder sie selbst begünstigte das zweideutige Verhältniß derselben mit dem Markgrafen, dem sie vielleicht nicht mehr in jeder Weise Gattin sein konnte, zufrieden, daß es ihre Freundin war, die ihre Stelle vertrat". Die allgemeine Erinnerung scheint nahezuliegen, daß zwei Menschen niemals über Menschen und Dinge in völliger Uebereinstimmung urtheilen werden. Im vorliegenden Falle aber kann doch wohl kein Zweifel bestehen, daß die Memoirenschreiberin dem Geschichtschreiber der preußischen Politik so zu sagen unter die Räder des preußischen Staatswagens gekommen ist. Der Psycholog, allerdings ein psychologischer advocatus diaboli, wird die Droysen'sche Deutung vielleicht nicht ohne Weiteres aus dem Bereich der Möglichkeit verweisen. Für den Historiker ist sie durch den historischen Befund schlechterdings ausgeschlossen. Die Humanität des Dichters wird man von ihm, dem getreuen Verwalter der Reliquien der Vergangenheit, mit noch größerem Rechte erwarten dürfen. Die Präsumption des Schlechten, ohne Unterschied der Person, mag dem Staatsanwalt, dem Untersuchungsrichter erlaubt sein, dem Historiker ist sie es nicht. Historische Persönlichkeiten gehören nun einmal nicht auf die Armensünderbank. Wir wollen nicht anklagen, sondern verstehen. Unser Urtheil ist kein richterliches. Wenn es die unentbehrliche Intuition zu einem subjectiven macht, so liegt doch eine Gewähr für die Objektivität des Ergebnisses in der Treue der Beobachtung. Je fleißiger wir hinsehen, desto weniger laufen wir Gefahr, zuviel zu sehen oder, was nicht minder das Ergebniß fälschen kann, Wesentliches zu übersehen. Was der Historiker in unserem Falle vermißt, hat mit einer befriedigenden Erklärung des Verhältnisses der Markgräfin zur Marwitz-Burghaus nicht das Mindeste zu thun. Hierzu reicht auch unser Material vollkommen aus. Nur gewisse Daten fehlen zur Zeit noch zur Herstellung eines lückenlosen Zusammenhanges. Sie beziehen sich durchweg auf die äußeren Schicksale der Gräfin Burghaus.

Wir wissen, daß „Madame Meyer" mit ihrem Gatten eine Zeit lang in Wien war, um krank und mit leerem Beutel nach Bayreuth zurückzukehren; aber wir wissen nicht genau, wie lange das edle Paar in Wien gewesen ist und wann es wieder in der Markgrafenresidenz seinen Wohnsitz nahm. Wahrscheinlich ist, daß sich die Markgräfin zu dem Besuche in Potsdam nur deshalb ein Herz faßte, weil sie das Ende der schwerkranken Feindin nahe glaubte. Sicher ist, daß sie bei ihrer Rückkehr zu den heimischen Penaten sich in eine Hölle versetzt dachte, als ihr die Maitresse gesund und guter Dinge mit der gewohnten anspruchsvollen Frechheit gegenüber trat. So viel Muth hat Wilhelmine durch die Aufhebung der Familienacht jetzt doch gefaßt, daß sie vor dem „éclat" nicht mehr um jeden Preis zurückscheut. Ihre „Freundin" Albertine von Marwitz, inzwischen verehelichte Gräfin Podewils, kann es, wie sie der Schwester schreibt, gar nicht verstehen, daß man sich so ändern könne. Die Kälte waren diese exemplarischen Schwestern an ihrer Fürstin gewohnt. Die Sprache der Leidenschaft kommt ihnen überraschend. Die Markgräfin ist nach langer Irrfahrt auf dem Wege, sich selbst wiederzufinden. In Potsdam

hat ihre Vertheidigung sich darauf beschränkt, den Einfluß des Markgrafenliebchens auf sie selbst in Abrede zu stellen. Was mögen ihre Mutter und ihre Geschwister von ihr denken, wenn sie jetzt hören, daß der Markgraf der Frau Gräfin in dem Gesandtenhaus auf seine Kosten eine stattliche Wohnung eingerichtet hat. Besser, der Mutter und dem Prinzen von Preußen das selbst schreiben, als daß sie es von anderer Seite erfahren. Nur eine eingebildete Fessel verhindert sie noch, das zu thun, was sie vielleicht schon zehn Jahre früher hätte thun sollen. Die Bettlerarmuth der Schuldenmacherin ließe ihre Ausweisung als eine Grausamkeit erscheinen. Selbst unter der Voraussetzung der Einwilligung des Markgrafen hält Wilhelmine ein entschlossenes Vorgehen in diesem Sinne für unvereinbar mit ihrer Ehre.

Doch halt. Die Bettlerin hört auf, es zu sein, wenn ihre preußischen Einkünfte wieder freigegeben werden. Die Markgräfin kann dann nicht mehr der Vorwurf treffen, daß sie eine ehemalige Freundin und Dienerin, die sie selbst verheirathet hatte, ins Elend gestoßen habe. Jeder andere Ausweg scheint versperrt. Nur der König kann helfen. Jetzt oder nie muß sie sprechen, wenn auch nicht beichten. Am 21. Februar 1748 entschließt sie sich, dem Bruder zu schreiben. „Ein Brief von sehr geschickter Fassung," meint Droysen; gewiß „nichts weniger als offen", aber ebenso gewiß, was Jener bestreiten möchte, „von wahrer Empfindung".

„Laß mich Dir mein Herz öffnen, laß mich aufrichtig über eine Sache reden, die mir seit Jahren den tödtlichsten Kummer bereitet hat. Wie oft habe ich mir nicht meine ungehörige Handlungsweise gegen Dich zum Vorwurfe gemacht. Meine letzte Krankheit, mein naher Tod haben mich nachdenklicher gestimmt. Nach reiflicher Selbstprüfung bin ich zur Ueberzeugung gelangt, mich in meinem Leben nur einmal vergangen zu haben gegen einen Bruder, dem mein Herz seit meiner frühesten Jugend gehörte".

Und nun erwartet man ein volles Geständniß, aber es ist, als ob ein krankhaftes Schluchzen ihr das Sprechen unmöglich mache. Mühsam, ohne klaren Zusammenhang, stammelnd gleichsam, fließen ihr die Worte und Sätze in die Feder.

„Uebel angebrachtes Mitleid; Schwäche; getäuschtes Vertrauen: verrätherischer Undank, das Loos aller Fürsten".

Erst die Bitte, der Zweck ihres Schreibens, läßt die Briefstellerin den scheinbar verlorenen Faden wieder finden.

„Ich bin für die Unglücksheirath verantwortlich. Die Burghaus hat Alles verloren. Ihr Gatte bezieht seit zwei Jahren von seinem Regiment keine Gage mehr. Ich kann ihnen nicht genug geben, um fern von Bayreuth leben zu können. Wir passen nicht mehr zu einander. An den Bettelstab bringen darf ich sie nicht. In Deine Hände lege ich meine Ehre und meinen Ruf. Nur Du kannst mir die Ruhe wieder schenken, wenn Du ihr das Vermächtniß ihres Vaters heraus gibst. Unter dieser Bedingung will sie die Markgrafschaft verlassen. Mit gefalteten Händen bitte ich Dich um diese Gnade. Mein ganzes Leben lang, bis zum Grabe, will ich nicht aufhören, Dir dafür zu danken".

Mehr aber hat dieser so flehentlich apostrophirte Bruder nie erwartet. Sein zartfühlender Trost beweist, was er der Markgräfin schon früher gewesen sein würde, wenn sie seinen Beistand nicht beharrlich verschmäht hätte. Mit keiner Silbe kommt er auf die Veranlassung ihres Briefes zurück. Er knüpft

da an, wo er in seinen letzten Briefen stehen geblieben war. „Was sollen wir thun in einer Welt, die sich uns zu Liebe nicht ändern wird?" Er empfiehlt ihr außer ihrem eigenen Hausmittel, der geistigen Beschäftigung, sich mit der Philosophie gegen diese Welt der Leiden zu wappnen. Vor Allem, er hat der Burghaus mittheilen lassen, daß ihr die gesperrten Zinsen ausgezahlt werden, sobald sie Bayreuth verlasse. Er fügt die Warnung hinzu, daß sich die Gräfin möglicher Weise damit nicht zufrieden geben werde, sondern neue Forderungen stelle. Für diesen Fall hat er nur einen Rath: unerbittliche Rücksichtslosigkeit gegen die Frechheit. Niemand wird der Markgräfin alsdann einen Vorwurf machen können. Wie angebracht seine Warnung ist, kann er alsbald aus Wilhelmine's Antwort ersehen, daß sie sich lieber ein Uebermaß an Güte als an Strenge zu Schulden kommen lassen wolle. In der That hat Wilhelmine eben damals in ihrem Testament vom 2. April 1748 die Mitwelt und leider damit auch die Nachwelt irre zu führen gesucht, indem sie ihrer ehemaligen Hofdame ein kleines Legat, zehn Paar silberne Spielleuchter und ein vergoldetes Besteck, vermachte. Aber der Bruder hat doch bald darauf die Genugthuung, daß „Madame Meyer" vom Schauplatze verschwindet, die Schwester von dem bösen Alpdrucke befreit wird und der Bayreuther Schwager das Nachsehen hat.

Der Historiker wird nicht allzu oft in die Lage kommen, ein novellistisches Motiv von der Art dieses Ehren- und Ehehandels in Poetenweise, wenn auch mit aller kritischen Vorsicht seiner Muse, auszuspinnen. Das rein Menschliche ist und bleibt unter allen Umständen die Domäne des Dichters. Auch für den Biographen einer historischen Persönlichkeit gibt es eine Grenze, die er nicht ungestraft überschreiten darf, wenn er sich nicht auf das Gebiet der künstlerischen Zwittergattung des historischen Romanes verirren will. So merkwürdig an sich die geschilderten inneren und äußeren Erlebnisse der Markgräfin sind, so würde doch ihr Biograph dabei nicht ohne Weiteres verweilen dürfen, wenn man sie nicht kennen, und zwar aufs Genaueste kennen müßte, um den Charakter einer Frau zu verstehen, die sich wahrhaftig nicht durch ihre traurigen Ehestandsabenteuer, sondern durch ihr geistiges Leben in der Welt einen Namen gemacht hat. Wie fühlt man sich mit ihr aus eklem Wuste in die Sphäre philosophischer Weltüberwindung erhoben, wenn man in ihrem Briefwechsel mit Friedrich unmittelbar nach Abschluß der trostlosesten Episode ihres Lebens auf die reizende Epistel stößt, die sie ihren Schoßhund Folichon an Friedrich's Hündin Biche richten läßt. Etwas Graziöseres als diese Hundephilosophie hat Wilhelmine nie wieder geschrieben. Wo von Lafontaine oder dem berühmten Hundegespräch des Cervantes die Rede ist, sollte auch das zierliche Kunstwerk der Schwester Friedrich's des Großen nicht vergessen werden. Dankbarkeit und Sehnsucht nach dem Bruder verstecken sich schalkhaft hinter einer Liebeserklärung des kleinen Vierfüßlers an die Adresse der ständigen Begleiterin Friedrich's. Auch die Wiederkehr der täglichen Misère markgräflicher „distractions" kann Wilhelminen das beglückende Gefühl, von Friedrich verstanden zu werden, nicht mehr rauben. Sie wird sich über ihren Gemahl auch in der Folge nie beschweren. Im Gegentheil, sie unterstreicht

jedes kleinere oder größere Verdienst, daß er sich um sie und ihre Familie erwirbt. Aber sie stellt dann wohl einmal dem Bruder die schon von Hündlein Folichon erörterte Doctorfrage, ob Beständigkeit in der Liebe möglich sei, um sich von dem Salomo des Nordens bescheiden zu lassen, daß nur die Achtung beständig sei, weil sie allein auf keinem flüchtigen Sinnenreiz beruhe. Der Achtung Friedrich's gewiß darf sie den Muth der Resignation haben.

VI.

In der Reconvalescenz des Frühlings 1747 war dem König die Sehnsucht nach der Genossin seiner Jugendschicksale erwacht. „Dem Gestade des Acheron", „dem Nachen Charon's" entflohen, hatte er sich auf die Wiederanknüpfung der Bande treuer Freundschaft gefreut. Sein höchster Wunsch ist erfüllt, wenn er sie wieder sieht, spricht und hört, wenn er auf seinem ragenden Musensitz ihre Unterhaltung wieder genießen kann. Und als sie ihm dann die freundlichen Bilder der Kindheit und Jugend wieder aufgefrischt hat, da spendet er der Heimgekehrten das begeisterte Lob, daß man sich mit ihr über die heterogensten Dinge, über Frisuren, über Krieg und Politik unterhalten könne. Von den größten philosophischen Spitzfindigkeiten bis zum frivolsten Romane — nichts sei ihr fremd. Er hätte, wenn er Voltaire citiren wollte, auch auf dessen Schilderung des Heiligthumes einer echt französischen Göttin, des Geschmackes, verweisen dürfen. Wilhelmine selbst gesteht es gelegentlich zu, daß sie eine Schwäche oder Leidenschaft, je nachdem man es nehmen will, für eine gute Oper, schöne Gärten und prächtige Gebäude habe; aber sie betont doch, daß ihr eine kleine, auserlesene, geistvolle Gesellschaft über alle rauschenden Vergnügungen gehe. Nicht Jeder findet in Voltaire's „Temple de goût" Einlaß.

> Verbannt ist dort für alle Zeit
> Der Affectirte, der Pedant,
> Kurz jeder schlechte Musikant,
> Und Sturm und Drang wünscht man hinweg sich weit.
> Denn wo die Anmuth herrscht, kann selbst das Wissen
> Bei allem Ernst die Heiterkeit, den Witz nicht missen.
> Der Geist in vielerlei Gestalten
> Eröffnet das Gefecht und neckt,
> Gewohnt von Andern Gleiches auszuhalten.
> Vernunft, da Langeweil' erschreckt,
> Weiß scherzend auch sich zu entfalten.

So unbedenklich wie nur irgend eine der geistvollen Pariserinnen ihres Zeitalters würde Wilhelmine das Präsidium über die Schar der Berufenen übernehmen. In diesem Sinne sind auch die an uns schon vorüber gezogenen Jahre für sie keine verlorenen gewesen.

Während Kronprinz Friedrich in Rheinsberg seine glücklichsten Tage verbrachte, hatte seine Schwester sich die 1718 angelegte Eremitage bei Bayreuth nach ihrem Sinne umgestaltet. Man muß ältere Beschreibungen zu Hülfe nehmen, um sich ihren Lieblingsaufenthalt einigermaßen in seiner ursprüng-

lichen Gestalt zu vergegenwärtigen. Schon 1780, unter dem letzten Markgrafen der vereinigten Linien Ansbach-Bayreuth, wird über die starke Vernachlässigung des Ganzen geklagt. Die Verwandlung eines großen Theiles der französischen Gartenanlagen in einen Naturpark hat die Wirkung des decorativen Gartenschmuckes an Gebäulichkeiten, künstlichen Ruinen und Sculpturen fast ganz aufgehoben. Die schlechte Erhaltung all' dieser nur auf den Gesammteindruck berechneten Schaustücke thut das Uebrige, um in dem Beschauer die uns in Sanssouci beschleichende Stimmung nicht aufkommen zu lassen. Dem Intendanten der französischen Provinz Bayreuth, Baron Camille de Tournon, erschienen diese Sonnentempel, Pavillons und Götterbilder armselig und „gothisch". Der „style de l'empire" wollte von dem Schnörkelwerk des Rococo nichts wissen. Aber auch wir haben Mühe, das, was wir vor uns sehen, mit unserem hohen Begriffe von dem decorativen Geschmacke des achtzehnten Jahrhunderts zu vereinigen.

Hier war es, wo die junge Fürstin am liebsten ihre kleine Gesellschaft um sich versammelte. Der Name ihres buen retiro gab den Anlaß zu einer symbolischen Spielerei im Geschmacke des Jahrhunderts der Freimaurer und Illuminaten. Die geladenen Gäste werden zu Einsiedlern und Einsiedlerinnen, die Gastgeber zu Abt und Aebtissin. In ihren Zellen statten Brüder und Schwestern sich Besuche ab. Zum gemeinsamen Mittagsmahle lädt das Glöckchen der beiden Prioren. In Sanssouci ist dann später nach dem Muster der Eremitage ein zweites Kloster erstanden. Wenn aber der Abtei des Bruders die Nönnchen fehlten, so sucht man in dem Jahrzeitbuche der Eremitage vergebens nach einem Bruder Voltaire.

Wir kennen die Bayreuther Hofgesellschaft fast nur aus der Schilderung der Memoiren. Ihr Gespräch habe sich um die Jagd, Landwirthschaft und Geschichten vom alten Hofe gedreht. Niemals vom Bayreuther Pflaster fortgekommen, habe sie keine Weltkenntniß besessen. Die Buchdruckerkunst sei für sie nicht erfunden gewesen. Von anderer Seite erfahren wir nur, daß die Markgräfin „das rohe Wesen, das starke Trinken und die öffentlichen Ausschweifungen vom Hofe verbannt" habe. Wie an anderen Höfen schieden sich auch an dem Bayreuther die Zeitalter. Während die voraus gegangene Generation, ganz einerlei, ob sie das Versailler Vorbild nachäffte oder nicht, einen starken Trunk liebte, begann man nicht nur in Potsdam und Bayreuth unter Geselligkeit etwas Anderes zu verstehen. Wie Friedrich sehen wir die Markgräfin Zeitlebens bemüht, für ihre Abtei zu werben, ohne daß sie doch je eine Tafelrunde zusammen gebracht hätte. Versuche, durch Voltaire's Vermittlung Frau von Graffigny oder eine andere Pariserin als Gesellschaftsdame nach Bayreuth zu ziehen, scheiterten. Ein Verwandter der „göttlichen Emilie" Voltaire's, Marquis du Châtelet, scheint ebenso wie der Hofmarschall Montpernis den markgräflichen Hof nur um eine komische Figur bereichert zu haben. Erst in ihren letzten Lebensjahren fand Wilhelmine zwei Gesellschafter nach ihrem Herzen in einem auf Voltaire's Empfehlung berufenen Marquis d'Adhémar und in dem liebenswürdigen Oheim des großen Tribunen, Ludwig Alexander von Mirabeau. Algarotti und Voltaire kamen nur je ein-

mal in Friedrich's Gefolge zu Besuch, der Dichter der „Pucelle“ obendrein weniger als Schöngeist, als in einer seiner schlechtesten Rollen. Eine congeniale Gesellschaft hat die geistvolle Frau genau genommen also nur in ihren Ferien, nur bei ihrem viermaligen Besuche in Berlin und Potsdam in den Jahren 1740, 1747, 1750 und 1753, sowie auf ihren Reisen gefunden. Ihre „petite société“ war in Wahrheit noch kleiner als sie dem Bruder eingestehen wollte. Die Eremitage war für sie in geistiger Beziehung eine wirkliche Einsiedelei.

So mußte sie sich denn nach einem Ersatz für den Umgang mit umgangswürdigen Menschen umsehen. Ueber ihren brieflichen Verkehr ist sehr wenig bekannt. Mit Voltaire scheint es erst nach dem Berliner Besuche von 1750 zu einer ununterbrochenen Correspondenz gekommen zu sein. Ueber ihre Lectüre sind wir besser unterrichtet durch ihre wohl erhaltene Bibliothek. Ich habe an anderem Orte ausführlicher über dieses Denkmal Wilhelmine's berichtet. Das Vorbild der von Duhan de Jandun eingerichteten ersten Bibliothek des Kronprinzen, die Bestimmung der Sammlung, nach dem Tode der Markgräfin in den Besitz der Universität Erlangen überzugehen, haben ihr einen encyklopädischen Charakter verliehen. Nichtsdestoweniger läßt sie auf die Weite des Interessenkreises ihrer Besitzerin schließen. Ohne Mentor sucht sie sich schon in den ersten Jahren ihrer Ehe ihren Weg. Sie fühlt dann wohl, daß ihre viel bewunderte Bildung eine Scheinbildung ist, und möchte Duhan nach Bayreuth ziehen. Während der Wolffianer Friedrich seinen auf Newton und Locke eingeschworenen literarischen Berather Voltaire zu seiner jungen Erkenntniß bekehren möchte, wendet sich Wilhelmine in ihren philosophischen Nöthen an La Croze. Zwei verfängliche Fragen legt sie dem guten alten Herrn vor, die erste namentlich ein Beweis, daß ihr Denken sich nicht bei Begriffen beruhigt, sondern nach Realitäten verlangt. Gibt es Atome, lautet die erste; kann man das Dasein Gottes geometrisch beweisen, die zweite. Der Eindruck der Antwort dürfte freilich nicht ganz den löblichen Absichten ihres ersten philosophischen Orakels entsprochen haben. Seine scharfsinnigen Einwände gegen die cartesianische Atomenlehre, gegen die unendliche Theilbarkeit der Materie und gegen die experimentelle Nachweisbarkeit von Atomen scheinen sie nur in ihrer Hinneigung zu Leibniz befestigt zu haben. In einem Briefe an Friedrich vom 20. December 1735 entwickelt sie bereits schüchtern ihre Monadologie. Weit besser hat ihr in der Antwort ihres Lehrers der Satz gefallen: „Je suis un peu Pyrrhonien“. Ohne das bei Frauen überhaupt seltene Bewußtsein, sich mit fremden Federn zu schmücken, hat Wilhelmine diesen Satz fast wörtlich in ihre Memoiren herüber genommen. Wir werden noch sehen, daß die skeptische Schülerin von La Croze sich nicht ein zweites Mal in philosophischen Fragen wie in jener Antwort durch Berufung auf den Apostel Paulus, Augustin und Daniel abspeisen läßt.

Es ist nicht wenig, wenn man nach einer Erziehung, wie Wilhelmine sie genossen hatte, in reiferem Alter zur Erkenntniß des Nichtwissens kommt. Auch ihre frühzeitige Gewöhnung, Glauben und Wissen auseinander zu halten, ist die Frucht einer das Gegentheil bezweckenden Pädagogik gewesen. Bei

Sophie Dorothea hatte es sich von selbst verstanden, daß die Confirmation ihrer ältesten Tochter zu einer äußerlichen Haupt= und Staatsaction wurde. Drei Stunden lang mußte sich die kleine Confirmandin 1724 von dem Hof=prediger Andreä über ihr Glaubensbekenntniß examiniren lassen. Auf achtzehn Druckbogen war dieses Ereigniß umständlich und erbaulich erzählt worden. Der Zwang, eine weitschichtige Dogmatik auswendig zu lernen, weckte den Geist nachdenklichen Widerspruchs. Dem reformirten Bekenntniß innerlich entfremdet, konnte die heranwachsende Prinzessin auch dem Pietismus keinen Geschmack abgewinnen. Ihren Vater hatte die großartige Stiftung des Waisenhauses in Halle für den Stifter, August Hermann Francke, eingenommen. Ihr selbst war schon bei dem Besuche des jüngeren Francke und Freyling=hausen's nicht entgangen, daß der Geist der Duldung bei den Nachfolgern Spener's am Worte nicht mehr die Oberhand hatte. Man muß es in den Tagebüchern der jungen Pietisten nachlesen, wie an der Mittagstafel in Wusterhausen der Theaterteufel in Sophie Dorothea, der Jagdteufel in Friedrich Wilhelm einen Vertheidiger fand. Nur den Saufteufel wollte der König bedingungslos preisgeben. Die Theologen mochte seine Bußfertigkeit nicht befriedigen. Die Königskinder schrieben schon dieser halben Bußfertigkeit die finstere Laune des Vaters zu und wünschten die Hallenser mit ihren Tractätchen zum Kuckuck.

Man begreift daher die unangenehme Ueberraschung Wilhelmine's, als sie in Bayreuth von dem Regen in die Traufe kam. Seit der Vertreibung von Francke und Thomasius durch die Leipziger Lutheraner war auch in diesem Kernlande des Lutherthums Alles anders geworden. Als Francke 1717 Schwaben und Franken bereiste, streckte fast allenthalben die lutherische Orthodoxie vor der Popularität seines Namens die Waffen. Ebenso pfäffisch und herrschsüchtig, wie Spener milde und verträglich gewesen war, setzte es Francke, nicht ohne mannigfache Opposition, durch, daß er in der Stiftskirche in Stuttgart und im Ulmer Münster die Kanzel bestieg. Wenn man ihm auch in Nürnberg die Predigt abschlug, hatte er doch die Genugthuung, in den brandenburgischen Markgrafschaften desto fester Fuß zu fassen. Nach Bayreuth wurde 1726 ein Hallenser Pietist, Johann Christoph Silchmüller, als Hofprediger und „Beichtvater" des Markgrafen Georg Friedrich Karl berufen. Das 1730 gestiftete Waisenhaus der fränkischen Residenz beweist, daß er dort im Geiste seines Lehrers gewirkt hat. Der Erbprinzessin aber trat die weniger erfreuliche Seite seiner kirchlichen Richtung vor Augen, wenn sie den Hofprediger von der Kanzel gegen den Maskeradenteufel donnern hörte und dann die ganze Bußfertigkeit ihres schwindsüchtigen Schwiegervaters mit seinen albernen Heirathsgedanken verglich.

Wer wüßte nicht, wie nachdrücklich König Friedrich das seinen Unter=thanen gewährleistete Menschenrecht, nach ihrer Façon selig zu werden, für sich selbst in Anspruch genommen hat! Der Markgräfin sollte es nicht so gut werden. Man möchte es für Uebertreibung halten, wenn sie einmal 1737 ihrem Bruder klagt, neulich habe sie die Predigt eines Achtzigers gehört über das Thema: „Das ins Feuer geworfene Stroh brenne". Bei näherer Be=

schäftigung mit der Homiletik des Zeitalters wird man doch auf noch ärgere Trivialitäten stoßen. Der „Diener am Worte Gottes zu Untertriebel“ im Vogtlande, unweit der Bayreuther Grenze, setzte seiner Gemeinde in einer Bußpredigt über den harten Winter von 1740 auseinander, daß man das Jahr in vier Jahreszeiten eintheile. „Nach der gemeinen Abtheilung nennet man Sommer, wenn es warm ist, daß Pflanzen und Bäume grünen und wachsen können. Hingegen Winter, wenn es kalt ist, daß es schneit und gefriert“. Wenn Jesus Sirach Schneeverwehungen mit Heuschreckenschwärmen vergleicht, findet der Untertriebeler Pastor, daß „der Schnee wegen des Fliegens sich gar füglich mit denen Heuschrecken vergleichen“ läßt. „Heuschrecken sind eigentlich keine Vögel, jedoch fliegen sie gar artig in der Luft herum. So ist's auch mit dem Schnee, der fleucht und ist doch kein rechter Vogel, hat weder Federn noch Flügel“. Auch Silchmüller's Predigten zeichneten sich nicht gerade durch Geist und Geschmack aus. Die schwachgläubige Seele vergleicht er mit Rebekka, „als sie mit ihren zwen Söhnen schwanger ward und sich diese Kinder in ihrem Leibe stießen, daß sie im Unmuth ausrief: „Sollte es mir also gehen, warum bin ich schwanger geworden“. Obwohl der widerliche Schwulst der Epoche der zweiten schlesischen Dichterschule damals eigentlich schon überwunden war, konnte der markgräfliche Beichtvater seinen Hörern empfehlen, sich „gleichsam an der Liebesbrust des Heilandes recht fett und stark zu saugen“. Der Kronprinz hatte seine Schwester gut trösten, daß er an ihrer Stelle nicht zuhören würde. Ihm selbst brachte sein Regierungsantritt die Freiheit. Die Fürstin eines kleinen Ländchens mußte still halten und die schlechtesten Predigten über sich ergehen lassen.

Das Gefühl, daß hier nur der Zutritt von Luft und Licht Wandel schaffen könne, muß sich schon früh in Wilhelmine geregt haben. Schon 1736 machte sie der Bibliothek des Bayreuther Gymnasiums eine ansehnliche Bücherschenkung. Die Einsicht, daß etwas geschehen müsse, war vorhanden. Das Was und Wie verlangte nach männlicher Hülfe. In Halle war die erste der deutschen Aufklärung geweihte Universität entstanden. Göttingen hatte die Früchte der Hallenser Intoleranz gegen Wolff geerntet. Der Stifter der Universität an der Saale war der Großvater Wilhelmine's. Bei der Stiftung der Universität Göttingen hatte eine brandenburgische Prinzessin, die Gemahlin Georg's II., Caroline von Ansbach, die Rolle der Protectorin der Wissenschaften übernommen. Der Gedanke an eine Universitätsgründung lag also nahe genug. Das Beispiel Friedrich's I. und einer Fürstin, die beinahe ihre Schwiegermutter geworden wäre, und die immer wieder auf gelegenere Zeiten verschobene Absicht einiger Vorgänger ihres Gemahles wiesen darauf hin. Nur der Organisator fehlte, bis Wilhelmine den richtigen Mann in ihrem Leibarzt Daniel von Superville entdeckte.

Die Frage nach dem eigentlichen Stifter der Universität Erlangen ist sonach eine müßige. Markgraf Friedrich steht ganz im Hintergrunde. Den heftigen Widerstand Silchmüller's und des Bayreuther Consistoriums würde er ohne eine energisch vorwärts treibende Persönlichkeit nie bemeistert haben. Wenn sich Großes mit bescheidenerem Thun vergleichen läßt, wird sich der

Antheil Wilhelmine's und Superville's an der Universitätsgründung zu einander verhalten haben wie der Antheil Kaiser Wilhelm's und Roon's an der Heeresreform. Die Berufung des von Friedrich Empfohlenen hat im Leben Wilhelmine's und in der Geschichte der Bayreuther Lande Epoche gemacht. Mit einigen langen Kerls, „einer Galanterie von sechs Fuß", wie Friedrich scherzte, ist die Abtretung des berühmten Arztes an die Tochter von Friedrich Wilhelm I. 1739 wohlfeil genug erkauft worden. Bis zu seinem Austritt aus dem Bayreuther Dienst hat er der Markgräfin neun Jahre lang näher gestanden als irgend eine Person ihrer Umgebung, so daß sie sich in ihrer Auseinandersetzung mit Friedrich gegen den eingebildeten oder thatsächlich erhobenen Vorwurf vertheidigte, von Superville beherrscht worden zu sein.

So gut wir über die Anfänge der neuen Hochschule unterrichtet sind, so liegt doch ihre Vorgeschichte noch ziemlich im Dunkeln. Die Memoiren der Markgräfin brechen da ab, wo sie einsetzt. Die Briefe Wilhelmine's an Friedrich sind in den sieben mageren Jahren von 1740—1747 nicht eben reich an eingehenden Mittheilungen über ihre Erlebnisse. Vertrauliche Briefe Superville's, Silchmüller's und anderer maßgebender Persönlichkeiten an Freunde sind bis jetzt nicht bekannt geworden. Was die Erlanger Universitätsacten enthalten, kann dafür keinen Ersatz bieten. Ueber die angedeutete Umrißzeichnung wird man vorläufig nicht hinaus kommen. Immerhin gehen die Intentionen der Stifterin auch aus dem Bekannten zur Genüge hervor. Die Angliederung der 1742 ins Leben gerufenen Friedrichs-Akademie an das Bayreuther Gymnasium hat sicher nur ihren eigenen Wünschen entsprochen. Dem Gymnasium Christiano-Ernestinum hatte eine ihrer ersten Stiftungen gegolten, während Silchmüller die Verdienste der Bayreuther Minerva um sein Waisenhaus um dieselbe Zeit nur in sehr allgemeinen Wendungen preisen konnte. Eine Akademie in ihrer Residenz zu wissen, mochte ihrer landesmütterlichen Eitelkeit schmeicheln. Bei der Eröffnung im März 1742 hatte das neue akademische Wesen noch einen ziemlich äußerlichen Charakter. Der etwas frauenzimmerliche Apparat von Weihrauch und Allegorien, Superville's Rede auf die Markgräfin und die Aufführung eines allegorischen italienischen Singspiels standen in keinem Verhältniß zu den vierundzwanzig Gymnasiasten und den paar „hommes de naissance" der Bayreuther Ritterakademie, welche mit dem Degen an der Seite die ganze Studentenschaft darstellten. Sei es, daß die Frictionen zwischen Studenten und Bürgern, dem Director Superville und Silchmüller oder finanzielle Erwägungen die Verlegung nahe legten, Thatsache ist, daß aus der inzwischen von Kaiser Karl VII. bestätigten Akademie erst in Erlangen eine Universität wurde.

Ist nun die Initiative gerade dazu schwerlich von Wilhelmine ausgegangen, so sollte sie doch aus diesem Anlaß mit ihren Absichten zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit treten. Auf den 6. November 1743 war in dem Festprogramm die Krönung eines Poeten angesetzt. Da erklärte am Abend zuvor, wie der Universitätsprediger Huth in einem Flugblatt über die Einweihungsfeierlichkeiten berichtet, „Ihro Königliche Hoheit, daß Sie uns nun gern einmal wollten disputiren hören, wenn wir uns dazu verstünden, daß

wir Teutsch redeten. Wir waren Alle bereit: Ihro Hoheit aber fügten hinzu, daß es keine Kunst sei, wenn man sich lange zuvor könnte zubereiten; Sie wollten des folgenden Tages die Theses austheilen und die Disputanten bestimmen". Erst um 9 Uhr Morgens erhielten die Professoren die Thesen; die erste: „Es sei nicht widersprechend, daß eine Materie denken könne"; die zweite: „Es sei nicht schlechterdings nothwendig, daß die zusammengesetzten Dinge aus Einheiten bestehen müßten". Zum Defendenten wurde von der Markgräfin ein Jurist, der Prokanzler Gadendam, bestimmt, zum Opponenten der ersten These wieder ein Jurist, Braun, der zweiten These der Theologe Huth. Berufung auf die Autorität der Heiligen Schrift sollte nicht gestattet sein. Schon um 10 Uhr begann die Disputation. Nach einstündiger Dauer wurde sie abgebrochen, um dem Programm des Tages Platz zu machen. Die Markgräfin aber ließ sie nach der Poetenkrönung noch einmal aufnehmen. Erst nachdem man weitere anderthalb Stunden herum gestritten hatte, gab sie sich zufrieden.

Man möchte wohl wissen, wo Wilhelmine's Gedanken während jener 2½ Stunden weilten, bei der von ihren Leiden erlösten denkenden Materie, La Croze genannt, oder bei Wilhelmine Dorothea von Marwiz, die ihr auch hier nicht von der Seite wich und die Wißbegierde der Fürstin innerlich wohl ebenso verwünschte wie Markgraf Friedrich. In einem Briefe an ihren Bruder äußerte sie sich jedenfalls sehr befriedigt. Daß sie selbst die Thesen gestellt hatte, verschwieg sie. Auch bemerkte sie nur, daß über die Theilbarkeit der Materie disputirt worden sei zwischen einem Anhänger Newton's und einem Wolffianer. Aber sie fand, daß Alle ihre Sache recht gut gemacht hätten, ohne die bei Leuten ihres Schlages gewöhnliche Pedanterie. Sie würde auch diese kurze Mittheilung unterlassen haben, wenn sie Friedrich's beißenden Spott voraus gesehen hätte. Es war kein übler Witz, wenn er meinte, so lange ihr Kanzler und ihre Professoren nicht gegen die Herzogin-Mutter von Württemberg disputirt hätten, sei nichts gethan. Aber er ließ zugleich durchblicken, daß die neue Universität nichts als ein zukunftsloses Spielzeug Wilhelmine's sei. „Ich zittere schon im Voraus vor allen Gelehrten, die daraus hervorgehen werden. Was für Fortschritte werden sie machen, wenn sie mit einer Disputation über die Theilbarkeit der Materie beginnen". Dem Zweifel Friedrich's auf der einen Seite entsprach eine ihn bis zu einem gewissen Grade rechtfertigende Opposition auf der anderen Seite. Die erste These glaubte Huth auf das Conto Voltaire's setzen zu müssen, während er das von der Verehrerin Voltaire's erlassene Verbot biblischer Argumentation in seiner Flugschrift mit beredtem Stillschweigen überging.

Man könnte versucht sein, Friedrich mit seinen eigenen Worten zu widerlegen. In freundlicherer Stimmung hat er sechs Jahre später anerkannt, daß trotz der Verschiedenheit ihrer Staaten zwischen den fürstlichen Pflichten der Markgräfin von Bayreuth und des Königs von Preußen kein Unterschied sei. Der auch in jener Antwort erkennbare Spott des Stürmers und Drängers der ersten schlesischen Kriege über die kleinstaatliche Ohnmacht war weder brüderlich noch ganz gerecht; aber er riß zugleich unbarmherzig den Schleier

von einem Hauptgebrechen der neuen Hochschule hinweg. Um ein Halle oder Göttingen zu werden, fehlten der Universität die Mittel, das Podium und die Kräfte. Die Nachrichten über den anfänglichen Flor sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Auf die akademische Reclame hat sich das achtzehnte Jahrhundert trefflich verstanden. In Bayreuth wäre die Fridericiana eine territoriale geblieben. In Erlangen erhob sie den Anspruch, im deutschen Geistesleben eine Rolle zu spielen, ohne der schwachen Concurrenz der ehemals berühmten Nürnberger Universität in Altdorf Herr zu werden. Für die katholischen Stände des fränkischen Kreises kam sie selbstverständlich nicht in Betracht, aber auch die Markgrafschaft Ansbach war nicht, gleichviel aus welchen Gründen, mit ins Interesse gezogen worden. Aus Halle war etwas geworden, weil Kurbrandenburg zwei Dinge besaß, die in den Bayreuther Landen fehlten: Geld und Studenten. „Schaffet genugsame Mittel an Hand, macht gute Disposition und Anstalt und vociret gute, auserlesene Leute", hatte Samuel von Pufendorf an seinen nach Halle übergesiedelten Freund, Christian Thomasius geschrieben. An der guten Disposition hatte es auch in Erlangen nicht gefehlt, aber die mit dem besten Willen nicht zu beseitigende Dürftigkeit der Mittel war ebenso unbestreitbar wie der Mangel an Lehrkräften ersten Ranges. Wenn Wilhelmine und Superville die fränkischen Lande der Aufklärung erobern wollten, mußten sie sich bald überzeugen, daß ihrer Armee die Unterführer und die Soldaten fehlten.

Ein Porträt Superville's läßt auf den Folianten im Hintergrunde die Titel Bayle, Locke, Lucrez erkennen. Seine rechte Hand ruht auf einem Manuscript mit der Ueberschrift: „Quantum et quod nescimus". Die literarischen Sporen hatte er sich als Mitarbeiter der reformirten Berliner Kirchenhistoriker Lenfant und Beausobre verdient. So viel Berührungspunkte das Freidenkerthum des medicinischen „Philosophen" mit Voltaire gehabt haben mag, so wird man doch nicht den verschiedenen Ausgangspunkt des Calvinisten und des Jesuitenzöglings übersehen dürfen. Auch der Markgräfin ist es niemals eingefallen, dem Philosophen Voltaire ihre Seele zu verschreiben. 1743 hatte sie ihm nachweislich lediglich die Einführung in die Gedankenwelt Locke's und Newton's zu danken. Obwohl sie 1752 die erste Leserin seines Lehrgedichtes über die natürliche Religion wurde, ist ihr Theismus doch alle Zeit um ein Gran kirchlicher geblieben als der brüderliche. Wenn Voltaire in der Trauerrede auf ihren Tod ihren männlichen Verstand rühmte, so hielt sich ihr weibliches Gefühl an sein poetisches Glaubensbekenntniß:

„Quoi, le monde est visible et Dieu serait caché?"

Schon 1743 mußte sie aus den englischen Briefen wissen, daß Voltaire in dem Stifter des Christenthums nicht mehr als einen „enthousiaste de bonne foi" sehen wollte; aber es scheint, daß der Radicalismus ihres Freundes nach dieser Seite hin keinen Eindruck auf sie gemacht hat. „Ich beklage Ihre Verblendung" — schreibt sie in dem letzten Briefe an Voltaire, den wir von ihr haben — „daß Sie nur an Gott glauben und Jesus verleugnen". Das Pathos ist, wie aus dem ganzen Briefe hervorgeht, nicht so ernst gemeint. Warum sollte sie nicht auch gegen die „Verblendung" duldsam sein. Aber

mit der Sache ist es ihr zweifellos Ernst. Wie Superville verstand sie unter Aufklärung nicht das Losungswort der engeren Voltaire-Gemeinde: „écrasez l'infame," sondern Toleranz und als ihre erste Vorbedingung an einer Hochschule Säcularisation der Wissenschaft.

Eben damit aber sollte sie auf einen Widerstand stoßen, der uns daran erinnert, daß auch die geistige Entwicklung unseres Volkes so sprunghaft und ungleichmäßig wie die territoriale gewesen ist. In einer Erbauungsschrift aus dem Jahre 1724 hatte der Garnisonprediger in St. Georgen am See bei Bayreuth, Johann Wilhelm Speckner, mit Berufung auf einen älteren Amtsbruder die Bibel das beste „Lehrbuch, Historienbuch, Gebetbuch, Gesangbuch, Regentenbuch, Kriegsbuch, Gerichtsbuch, Staatsbuch, Hausbuch und Arzneibuch" genannt. Was uns in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" und in der Luther-Bibel insbesondere, nach Herder's und Goethe's Vorgang, auch abgesehen von ihrem religiösen Gehalte, das Buch aller Bücher sehen läßt, hatte der Autor damit keineswegs sagen wollen. Wie sich die starre Buchstabengläubigkeit der Reformatoren weder durch den Bauernkrieg noch durch die Doppelehe des Landgrafen von Hessen überführen ließ, daß orientalische Bräuche und Gesetze für ein christliches Volk deutscher Nation nicht maßgebend sein können, waren auch die Erlanger Theologen nicht gemeint, dem durch Pufendorf und Thomasius vor mehr als einem halben Jahrhundert inaugurirten neuen Zeitalter auch nur die geringsten Zugeständnisse zu machen. Indem Professor Ellrod seiner Einweihungspredigt am 4. November 1743 als Text Jesaias 33, 20 zu Grunde legte, betonte er in Gegenwart der fürstlichen Stifter mit besonderem Nachdruck, daß die „neue hohe Schule nicht nach eigenem Gutdünken der Weisen dieser Welt, sondern nach der Vorschrift der göttlichen Offenbarung" eingerichtet werden müsse. Wie Jerusalem müsse sie nach den Worten des Propheten einer sicheren Wohnung oder, in wörtlicherer Uebersetzung des hebräischen Urtextes, einem „Schafstalle ähnlich sein". Zu den „unreinen Böcken" wurden, wie sich wiederholt zeigen sollte, auch die Reformirten gerechnet. Zwei Gesuche um die Anstellung eines reformirten Theologieprofessors wurden 1745 und 1756 von der Stiftung einer reformirten Fürstin schroff zurückgewiesen. Das Element, dem gerade Erlangen nach der Aufhebung des Edictes von Nantes wesentlich seine Erhebung aus halb slawischer Verkommenheit verdankt hatte, sollte nach wie vor in der Markgrafschaft nur tolerirt sein. Die Toleranz der neuen Hochschule beanspruchte für das starre Lutherthum wie in den Tagen der ersten Kämpfe zwischen Thomasius und den Leipziger Orthodoxen die Herrschaft.

Nichtsdestoweniger sollte der Triumph des neuen Zion über die Absichten der Stifter kein vollständiger sein. Am Schlusse seiner Einweihungspredigt hatte Ellrod sich auch an die Studentenschaft gewendet. „Lasset" — rief er aus — „den guten Geruch Eures Fleißes, Eurer Sittsamkeit, Eurer Mäßigkeit sich auch in die entfernten Länder ausbreiten; so wird unsere hohe Schule sein wie eine ausgeschüttete Salbe". Nicht ohne Verwunderung liest man, daß dieser Mann dazu auserseben wurde, das theologische Lehramt mit einer Professur der Poesie und Beredsamkeit zu verbinden. Auch Huth scheint sich

den Ruf eines feurigen Redners hauptsächlich dadurch erworben zu haben, daß er in der Weise des 1648 zu Grabe getragenen Streitjahrhunderts auf Kanzel und Katheder mit großer Heftigkeit gegen die babylonische Hure zu Felde zog. Die Pforten des Tempels des Geschmackes dürften sich kaum einem der bei Lebzeiten Wilhelmine's angestellten Erlanger Professoren erschlossen haben. Luft und Licht haben erst im Gefolge der französischen Revolution in Franken Einzug gehalten. Aber die Vorboten einer neuen Zeit hatten auch hier nicht ganz gefehlt. Ich vermag nicht genauer zu sagen, wie sich seit 1743 das Verhältniß des Lutherthums zum Pietismus im Bayreuthischen gestaltete. So viel ist sicher, daß auch die Orthodoxie sich dem wohlthätigen Einfluß der gelehrten Mitarbeit der anderen Facultäten auf die Dauer nicht ganz verschließen konnte, daß hier allmählich in der Erziehung des Predigernachwuchses durch Lehre und Beispiel erreicht wurde, was schon Wilhelmine's gläubiger Vater für Preußen erstrebt hatte, als er sich in einer Cabinetsordre von 1740, „die hohen oratorischen Redensarten und künstlichen, allegorischen und verblümten Worte“ verbat, „die kein thätiges Christenthum befördern und ohne Kraft sind“. Auch unter dem letzten markgräflichen Rector, Karl Alexander von Ansbach-Bayreuth, verstand es die Universität nur, zu folgen, nicht zu führen. In den theologischen Studien gingen Göttingen und Halle voran. Die Fühlung mit der Gesammtcultur der Nation war wohl lockerer als anderwärts. Einem der angesehensten Mitglieder der Erlanger Deutschen Gesellschaft sind noch 1786 Voß und Bürger, Herder und Wieland, Schiller und Goethe unbekannt gewesen, wenn er sie nicht geflissentlich ignorirt hat. Die preußische Herrschaft war zu kurz und fiel in zu unruhige Zeiten, um Wandel zu schaffen. Die Mittel, das Podium und die Kräfte hat die Universität erst unter der Krone Bayern gefunden, aber der geistige Impuls der Stifter hatte sie doch immerhin bis zu ihrer Verwandlung in eine königliche am Leben erhalten.

Erwägt man diese Wirkung in die Ferne, so wird man vermuthen dürfen, daß jenem Disputationstage kein näherer Verkehr zwischen der Markgräfin und ihren Professoren gefolgt ist, obwohl sie öfter und längere Zeit im Erlanger Schloß residirt hat. Für die Fortdauer ihres Antheils spricht lediglich die systematische Vermehrung ihrer Bibliothek in den fünfzehn Jahren zwischen Vermächtniß und Tod der Stifterin. Den Rückgang der Universität erlebte sie noch, ohne ihn aufhalten zu können. Der Weggang Superville's bedeutete auch für sie eine Lücke, die nicht mehr ausgefüllt worden ist. Die Ursache seines Sturzes gehört im Uebrigen zu den unlösbaren Räthselfragen ihres Lebens. Als er 1776 starb, befand sich die in der Braunschweiger Ausgabe veröffentlichte Originalhandschrift der Memoiren Wilhelmine's mit zahlreichen orthographischen und stilistischen Correcturen seiner Hand in seinem Nachlaß. Wie sie in seinen Besitz gelangt ist, muß dahingestellt bleiben. Die Behauptung des späteren Besitzers, die Markgräfin habe ihrem früheren Leibarzt die Memoiren vermacht, klingt wenig wahrscheinlich, weil die Charakteristik Superville's in den Memoiren auch seiner Schwächen, seines Dünkels und seiner Streberei gedenkt. Auffallend ist es, daß seine Entlassung zeitlich

fast mit der definitiven Abreise der Gräfin Burghaus zusammenfällt. Als Wilhelmine im December 1747 den Prinzen von Preußen von ihrem Zerwürfniß mit der Nebenbuhlerin unterrichtete, bat sie ihn, seine Antwort an Superville zu schicken, weil sie offenbar fürchtete, daß man die an sie gerichteten Briefe erbreche und der Feindin verrathe. Der Arzt wird natürlich mehr gewußt haben, als Wilhelmine sich selbst gestehen wollte. Es ist nicht mehr als eine Hypothese, aber doch eine nicht allzu gewagte, daß Superville schließlich als Arzt aufgetreten ist, daß er dem Markgrafen auf die Gefahr seiner Ungnade die lebensgefährlichen Folgen der durch seine Liebschaft hervorgerufenen nervösen Ueberreizung Wilhelmine's vorgestellt hat. Sein Eintritt in braunschweigische Dienste läßt vermuthen, daß der wegen seines Freimuthes in Bayreuth unmöglich gewordene Leibmedicus durch Wilhelmine an ihre jüngere Schwester Charlotte von Braunschweig warm empfohlen worden ist. Diese wird es vielleicht auch gewesen sein, die Superville die Memoiren nur zur Lectüre oder zur Druckfertigmachung überließ. Dem Sprudelkopfe Charlotte's wäre das jedenfalls eher zuzutrauen als der Markgräfin, die jene Charakteristik unmöglich ganz vergessen haben konnte[1]).

---

[1]) Berichtigung. Im ersten Artikel (October-Heft, S. 41) muß es heißen: „der historische Polterer“ statt „Poltron“, wie jeder Kenner Schlosser's ohne Weiteres corrigirt haben wird.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Goethe's Unterhaltungen mit Carl Friedrich Anton von Conta.

Zum 10. November
mitgetheilt
von
Bernhard Suphan.

I. Zur Einführung.

Ueber Begegnungen und Verkehr mit Goethe ist bei Lebzeiten des Dichters von Hausgenossen und Freunden, nicht minder aber von Denen, die nur vorübergehend sich ihm zu nähern, zu gesellen wußten, so Vieles niedergeschrieben und in Briefen, Tagebüchern, Memoiren, schließlich auch in kunstgemäßer Redaction aufbewahrt worden, daß man über die Masse dieser Aufzeichnungen, wie sie nun in den Woldemar von Biedermann'schen zehn Bänden vor uns steht, immer von Neuem erstaunen muß. Dennoch hat noch Niemand, der diese Bände einmal durchgegangen und gelegentlich stellenweise durchforscht hat, behauptet, wir hätten nun von Unterhaltungen oder Gesprächen mit Goethe genug und übergenug. Jeder Schattenriß Goethe's, der etwa in einem Stammbuch auftaucht, hat einen Werth in der großen Reihe seiner Bildnisse, sollte sich auch herausstellen, daß nur ein Liebhaber sich an Gestalt und Antlitz des Großen versucht habe. So wird auch jedweder Versuch, Gespräche des Mannes festzuhalten, dem gelegentlich wohl, was er gesprochen, höher zu stellen beliebte als seine Schriften, uns willkommen sein; richtig an seinen Ort gestellt, kann solch ein Versuch neue Züge zum Seelenbilde liefern oder doch die bekannten bedeutsam hervortreten lassen. Und wäre das im Allgemeinen zu viel gesagt, so bliebe doch jede derartige Niederschrift, rührt sie nur von einem einigermaßen Empfänglichen und Fähigen her, ein individueller Beleg dafür, wie Goethe auf seine Umgebung persönlich gewirkt hat. Es hat schon einmal, in einer heute kaum noch gelesenen Gedenkschrift[1]), einer der Seinigen,

---

[1]) Goethe in Seiner ethischen Eigenthümlichkeit. Zweiter Beitrag zu Seiner Charakteristik. Von Friedrich von Müller. (Logenrede) Weimar 1832. S. 14.

der diese persönliche Wirkung erfahren und sie in seiner Weise fortzupflanzen sich bemüht hat, ein Ebenbild, einen völlig deckenden Ausdruck dafür in Schiller's Versen finden wollen:

Eine Lust ist's, wie er Alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum.
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht sie groß,
Läßt Jeden ganz das bleiben, was er ist . . .

Daß Friedrich von Müller hiermit die rechte Formel für Goethe's königliches Wesen gefunden hat, wird durch die mir vorliegenden Aufzeichnungen eines Mannes, der nächst und neben dem Kanzler sich um den Weimarischen Staat verdient gemacht hat, völlig bestätigt.

Wer bei einem Besuche unseres Goethe-Hauses sich die Zeit nimmt, auch die Galerie bedeutender Persönlichkeiten zu betrachten, die im Auftrage des Dichters der Porträtzeichner Schmeller hergestellt hat, findet darunter auch das Bild von Carl Friedrich Anton von Conta[1]), ein ernstes, intelligentes Beamtengesicht. Die Aufnahme in diese geschichtliche Gesellschaft spricht zur Genüge für den Werth des Mannes. Er und seine Gattin Friederike sind dem Dichter „ein hochgeschätztes Freundespaar" gewesen. Die Urkunden seines Verkehrs mit dem Dichter habe ich in dem jüngsten Goethe-Jahrbuch bekannt gegeben, einen Briefwechsel von über fünfzig Nummern, der vom Sommer 1807 bis in den Mai 1831 reicht und von gemeinsamer wichtiger Thätigkeit, bisweilen im trockenen Geschäftston, nicht minder aber von dem gemeinsamen Interesse an Kunst und Wissenschaft, von gemeinsam Erlebtem und von persönlichen Angelegenheiten redet. Merkwürdig, wie wenig dieses Verkehrs durch die Zeitgenossen, die doch so viel schrieben, Erwähnung geschieht. In Kanzler Müller's „Unterhaltungen" findet sich Conta nur ein paar Mal flüchtig genannt, Eckermann und Riemer haben ihn gar nicht erwähnt. Auch von seinem amtlichen Wirken an bedeutender, zuletzt hervorragender Stelle (er war seit 1837 zweiter, seit 1845 erster Präsident der Landesdirection, schließlich bis zu seinem Tode [1850] Ministerialdirector im Departement des Inneren) ist auffallend wenig die Rede. So findet sich denn auch in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" sein Name nicht; erst in einem Nachtragbande soll, auf meine Anregung und auf Grund des in diesem Jahre veröffentlichten, unter meiner Mitwirkung und Anleitung von einem jüngeren Archivgenossen, Max Hecker, commentirten Materials, dieses Uebersehen gut gemacht werden. Läßt man alles Kleinliche bei Seite, so bleibt, um eine solche Erscheinung, vielmehr solch ein Zurücktreten und Beinahe-Verschwinden zu erklären, die Thatsache, daß in dem Weimar Goethe's und Carl August's eine Fülle von Leistungskraft und

---

[1]) Der alte Adel, den seine Vorfahren abgelegt hatten, nachdem sie als Hugenotten aus dem südlichen Frankreich ausgewandert waren, wurde ihm bei Carl August's 50jährigem Regierungsjubiläum erneuert.

Streben auf kleinstem Bezirk versammelt gewesen ist, eine Fülle, bei der das Bedeutende und Tüchtige nicht als ungewöhnlich gewerthet und anerkannt wurde.

Carl Friedrich Anton von Conta ist erst durch die Veröffentlichung im Goethe-Jahrbuch aus einem Namen wieder zu einer Figur geworden. Er wird es für die Freunde Goethe's in höherem Grade noch durch die Mittheilungen, die ich mir, um sie einem größeren Leserkreise zuführen zu können, für diese Stelle aufgespart habe. Hat jene Publication bei Weitem das Meiste und Wichtigste an bisher unbekannten Quellen den Beständen der Goethe'schen Kanzlei enthoben (denn die werthvollsten Goethe-Briefe von Conta'schen Besitzes waren schon früher veröffentlicht), so bin ich hier in der Lage, eine Gabe ganz aus dem von Conta'schen Familienarchive darbieten zu dürfen. Ich verdanke sie Herrn Staatsrath Dr. Alfred von Conta in Weimar, dem jüngsten, allein noch überlebenden von den vier Söhnen des Landesdirections-Präsidenten. „Excerpte aus Briefen meines Vaters an meine Mutter, Goethe betreffend" — so sind von seiner Hand die Blätter bezeichnet, die er mir zur Veröffentlichung anvertraut hat. Nur ein Stück (aus dem Jahre 1809) gehört der Brautzeit an; die übrigen Briefe, aus denen unsere Auszüge stammen, sind an die Gattin nach Weimar geschrieben. Diese, Friederike von Conta, geboren 1785 zu Langensalza als Tochter des Kaufherrn Christian Weiß, stand in verwandtschaftlichen Beziehungen zu der höheren Weimarer Gesellschaft; eine Tante von ihr war jene Caroline Schmidt, Tochter des Kammerpräsidenten Joh. Chr. Schmidt, die Schiller in Briefen an den Freund Körner während seines ersten Weimarer Aufenthaltes (1787) erwähnt; der liebe- und ehebedürftige Dichter hat auch sie darauf angesehen, ob sie „eine Partie" für ihn sein möchte.

Friederike von Conta hat die Stelle, die an der Seite eines hochgebildeten Gatten ihr zu Theil geworden war, mit schönem Verständniß ausgefüllt und im Verein mit ihm zu pflegen gewußt, was dem Leben, wenn wir Schiller glauben, den „Jugendschein" erhält. Die wahre vornehme Geselligkeit ward in ihrem Hause gepflegt, zu dessen Gästen Johanna Schopenhauer, beiden Gatten befreundet, gehörte. Altweimarisches Leben und Wesen erscheint uns im schönsten Lichte, wenn wir einen Blick in diese Häuslichkeit thun. Hier hörte man die beste Musik; Mozart besonders ward, wie in dem Hause am Frauenplan, verehrt. Hier wurden die Früchte, die Goethe's Hausgarten immer noch reichlich hervor brachte, frisch, wie sie hinein getragen kamen, mit Wonne genossen. Dankbar begrüßt man die Hefte von „Kunst und Alterthum" mit ihrem reichen, mannigfaltigen Inhalt. „Nicht genug vorlesen kann ich" (schreibt Conta zugleich im Namen der Gattin) „die Ballade (Vom vertriebenen Grafen) und die Orphischen Urworte; meine Frau muß ihren Freunden Abschriften davon machen ... Auch Männer von der verschiedensten Art waren gleich ergriffen von dem letzteren Gedicht." Dem Dichter aber bereiten, wie er alsbald (11. September 1820) erwidert, diese Nachrichten von der freundlichen Einwirkung seiner neuesten Sendung auf den werthen Kreis ein wahres Vergnügen. Nun knüpft sich noch eine eigenartige Aussprache an.

„Ew. Excellenz darf ich nicht vorenthalten, daß nur Männer hier und da einer Erklärung der ‚Urworte' bedurften, allen Frauen aber, denen ich das schöne Gedicht vorlas, es sogleich auf das erste Mal verständlich war und sie es lieber ohne die Erklärung hören wollten. Ich nenne z. B. die Stichling (Herder's Tochter Luise), die Günther (Gemahlin des Oberconsistorialraths, der Goethe und Christiane getraut hatte), die Froriep (Tochter Bertuch's), die Professorin Schrader aus Erlangen, meine Frau. Tief ergriffen und begeistert waren sie, besonders beim mehrmaligen Lesen-hören, und sehr gerührt von der Xenie: ‚Ein alter Mann ist stets ein König Lear.' Alle versicherten einstimmig: so lieb hätten sie Sie nie gehabt, wie Sie ihnen durch diese Gedichte würden." Goethe entgegnet wiederum nach wenigen Tagen (25. September), wie ihm dies Schreiben abermals sehr zu gute komme: „Sie bekämpfen meinen Unglauben: denn der ist es doch, der solche Commentare, auch dergleichen mißmuthige Reime (wie zum Theil die ‚Zahmen Xenien') hervor bringt. Ihrem Kreise sei daher der schönste Dank." Und für diesen Kreis zunächst das schönste Ehrendiplom, zugleich aber für alle Zeiten zu beherzigen in jeder Goethe-Gemeinde, die dieses Namens werth sein will, ist, was er in dieser gehobenen Stimmung hinzufügt: „Eigentlich sind es auch nur Männer, welche mich zu dem verzweifelten Entschluß bewogen haben, mich selbst zu commentiren. Deutsche Männer und Frauen mögen auf einer Stufe der Cultur stehen, einer sehr hohen. Die Frauen jedoch haben den Vortheil, daß sie nicht nach außen getrieben und von außen nicht gezwängt sind. Es hängt von ihnen ab, wenn sie sich mit ihrem häuslichen Kreise abgefunden haben, ganz durchaus ihr eigenes Selbst zu sein. Wenn nun verstehen heißt, dasjenige, was ein Anderer ausgesprochen hat, aus sich selbst entwickeln, so sind die Frauen, sobald es Innerlichkeiten gilt, immer im Vortheil."

So weit Goethe. Innigkeit, sagt er, auch im Vernehmen, ist der Vorzug der Frau; sie läßt dem Nebensinn, dem Nebengedanken keinen Raum. Dies ist es (es sei gestattet, so fortzufahren), was den Berichten über Erlebtes und Gehörtes, die von Frauen herrühren, einen so hohen Werth verleiht. Ich wünschte, wir besäßen deren über Goethe viel mehr als bis jetzt vorhanden sind: Berichte so frisch und unbefangen wie der aus dem Tagebuche der lieblichen Lili Parthey, den uns Otto Harnack im letzten Goethe-Jahrbuche beschert hat. Und welcher Gewinn wäre es für uns, wenn mehr als eine Hörerin, wie Christiana von Wurmb, uns von Schiller's Gesprächen Kunde gegeben hätte! Liest man das, was dieses treffliche Mädchen bei einem Erholungsaufenthalte von wenig Wochen aus Schiller's Munde aufbewahrt hat, und danach sogleich die magisterlichen Briefberichte des jüngeren Voß — so braucht es keines weiteren Erweises.

Es soll damit dem, was ich zu geben gedenke, nichts von seinem Werthe benommen sein. Eins haben v. Conta's Nachrichten mit den Referaten von Frauen gemein: sie sind völlig unbefangen, haben keine andere Absicht als die, einer vertrauten Seele traulich und treulich Antheil zu geben am Erlebten und Genossenen in dem bescheidenen Maße, wie es dem bedrängten Arbeiter

die Forderung des Tages oder dem auch in der Kur und Erholung pflichttreuen Beamten die Vorschrift des Arztes gestattet; schließlich mit dem Vorsatze, das Angedeutete mündlich auszuführen. Conta war ausübender Musikfreund und konnte sich auf sein Gedächtniß verlassen. Es genügte ihm, die ersten Noten anzuschlagen. Und er steht nicht so tief unter seinem großen Partner, daß auf ihn die Sentenz anwendbar wäre, die wir unter Goethe's „Sprüchen in Prosa" lesen: „Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat." Steigt dennoch hie und da (ich wüßte nur einen Fall der Art) ein Bedenken auf, so kommt es darauf hinaus, daß der Ausdruck in der Hast des Schreibens vergriffen ist.

Ich habe das älteste Stück von Conta's Niederschriften, jenen Brief an seine Braut vom 16. März 1809, als Abschluß und Probe im Goethe-Jahrbuche (S. 73) gegeben. Hier wiederhole ich es nur theilweise.

„Ich war heute einmal, nach langer Zeit, wieder bei der Schopenhauer," hebt er an. Hier war er, im Spätjahr 1806, dem Dichter zuerst begegnet, der damals, seiner Christiane wegen, fast nur den Salon der klugen und gemüthlichen Frau besuchte. Die beiden folgenden Jahre hatte er zumeist auswärts auf diplomatischen Posten zugebracht, von Wien aus, im Juni 1807, brieflich, in privat-diplomatischer Mission mit Goethe wieder angeknüpft, den er mit allerlei kluger Lockung bestimmen sollte, von Karlsbad aus, wo er sich zur Kur aufhielt, einen Abstecher nach der Kaiserstadt zu unternehmen. Schon damals war ihm, wenn auch diese erste Action mißlang, Goethe's Achtung gewonnen. Seit 1808 lebte er wieder in Weimar, in der Stille verlobt, und wohl nur um des neuen Dienstes willen hatte er sich von der Gesellschaft zurückgehalten. Wir hören ihn weiter.

„Es war sehr interessant. Goethe hatte die beste Laune von der Welt und erzählte viel . . . Es ist ein neues Werk über China erschienen von einem Franzosen, der sechzig Jahre in diesem Lande gelebt hat, und welcher beweist, daß das angegebene hohe Alter der Chinesen erdichtet sei, indem der Staat China sich kaum von einigen Jahren v. Chr. Geburt her datire. Goethe rief bei dieser Bemerkung freudig aus: ‚Nun, es ist mir immer lieb, wenn einer Nation von ihrem prätendirten Alter etwas genommen wird, denn so erscheint denn doch das ganze Menschengeschlecht nicht mehr so alt, sondern in einem artigen Jünglingsalter, sonst wäre es auch eine Schande, wenn noch so viele alberne Dinge in der Welt passirten. So sind wir denn aber, wie es Jünglingen geziemt'."

Ganz so geheimräthlich wird der letzte Satz doch nicht gelautet haben. „Die Menschen im Großen und Ganzen" (oder: „die Völker") „bleiben doch immer grüne Jungen," klingt natürlicher, und so hätte wohl der andere Große gesagt, den man jetzt so gern mit Goethe zusammenstellen mag. Den Namen des Franzosen, dessen Behauptung paradox bleibt, wenn man auch ein Verhören annimmt und einige „Jahrhunderte" statt der einigen Jahre setzen will, habe ich zu ermitteln unterlassen; es lohnt kaum, ihm nachzuspüren.

II. **Karlsbad, 1820.**

Im Mai 1820 war ich so glücklich, in Karlsbad mehrere Wochen im täglichen Umgange mit Goethe zu verleben. Goethe war von der heitersten Laune, er sprach gern und viel von seinen früheren Verhältnissen, am liebsten von seinem Freunde Schiller, von dem er sagte: „Wenn ich ihn drei Tage nicht gesehen hatte, so kannte ich ihn nicht mehr; so riesenhaft waren die Fortschritte, die er in seiner Vervollkommnung machte.“ Von Schiller's frühem Tode sprechend sagte er: „Man hat mich vielfältig getadelt, daß ich nicht auf unserm Theater, wie es anderwärts geschah, eine Todtenfeier veranstaltete. Wie konnte ich das? ich war ja vernichtet!“

Die Schuld von Schiller's allzu frühem Tode gab er der Art und Weise wie er arbeitete. „Ich,“ sagte er, „behauptete immer, der Dichter dürfe nicht eher ans Werk gehen, als bis er einen unwiderstehlichen Drang zum Dichten fühle. Und diesen Grundsatz befolge ich auch, ihm verdanke ich mein heiteres Alter. „Sie sehen hier,“ fuhr er fort, „sechs verschiedene angefangene Arbeiten; ich gehe an keine, wenn sie mich nicht eben anzieht, und verweile bei keiner länger, als ich mich dazu aufgelegt fühle.

Schiller dagegen wollte das nicht gelten lassen. Er behauptete, der Mensch müsse können, was er wolle, und nach dieser Manier verfuhr er auch. Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Schiller stellte sich die Aufgabe, den Tell zu schreiben. Er fing damit an, alle Wände seines Zimmers mit so viel Specialkarten der Schweiz zu bekleben, als er auftreiben konnte. Nun las er Schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Weg und Stegen des Schauplatzes des Schweizer Aufstandes auf das Genauste bekannt war. Dabei studirte er die Geschichte der Schweiz, und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich über die Arbeit, und“ — hier erhob sich Goethe und schlug mit geballter Faust auf den Tisch — „buchstäblich genommen stand er nicht eher vom Platze auf, bis der Tell fertig war. Ueberfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich — nicht, wie ihm fälschlich nachgesagt worden, Champagne — sondern starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der Tell in sechs Wochen fertig; er ist aber auch wie aus einem Guß!“ —

So weit Conta. Ich habe diese spätere, aus der Erinnerung, schwerlich im Gedanken an die Oeffentlichkeit niedergeschriebene Relation mit Bedacht vorangestellt. Sie nimmt keine Rücksicht auf Eckermann's „Gespräche“, darf deshalb vor 1835 verlegt werden. Ein Glück nennt es der Erzähler, mit Goethe zusammengetroffen zu sein. Er ist nicht müde geworden, dasselbe schon in den Berichten an die Lebensgefährtin zu bekennen. Und das Siegel drückt er diesen Bekenntnissen auf in dem schönen Briefe, mit dem er den Dichter zum nächsten Geburtstage — Weimar, den 28. August 1828 — begrüßt. Er bezeigt ihm „die verehrungsvollen und ergebenen Gesinnungen“, von denen er tief durchdrungen ist,

„und womit ich Ihnen" — fährt er fort — „vom Grund meines Herzens den ungetrübten Genuß der Freuden, die ein wirkungsreiches, schönes Leben wie das Ihrige gewähren muß, und der allgemeinen Verehrung, die die Welt Ihnen zollt, wünsche. Darf ich dabei an mich besonders denken, so füge ich den Wunsch und die ehrerbietige Bitte hinzu, daß Ew. Excellenz mir auch ferner die gütige Wohlgewogenheit schenken mögen, die mich so glücklich macht, und die mir meinen letzten Aufenthalt in Karlsbad als einen schönen Lichtpunkt meines Lebens erscheinen läßt."

In den „Tag= und Jahresheften" von 1820 sind die Erlebnisse des Karlsbader Aufenthaltes zu einem kargen Breviarium, einer Liste fast nur von Respectspersonen zusammengeschnurrt. So will es denn etwas bedeuten, wenn da zwischen Dr. Schütze (Stephan) und Professor Hermann aus Leipzig (Gottfried) unser Conta auftritt und ihm überdies ein Lob bedächtig zugewogen wird. „Legationsrath Conta nimmt einsichtigen Theil an den geographischen Excursionen." Viel deutlicher sagt Goethe's Tagebuch, wie werth ihm der neue Gast geworden ist. Es verzeichnet vom 13. bis 27. Mai seine Besuche, mehrmals die gemeinsamen Ausflüge, bald auch (vom 19. an), was mit ihm zusammen getrieben oder geredet ist. „Herr Conta war von der Gesellschaft und interessirte sich für diese Gegenstände (den Erdbrand an der Schlackenwerther Chaussee)"; 19. Mai. „Sammlung für Legationsrath Conta". „Mit der Steinsammlung beschäftigt, die Contaische vermehrt." „Eingepackt das sämmtliche Gestein. Kleine Sammlung an Conta." (22. 23. 25. Mai). „Conta; Unterhaltung über Weimars Frühzeit." (26. Mai.)

Zu den Titeln und Ueberschriften, die uns Goethe's Tagebücher zumeist nur geben, erhalten wir selten eine Ausführung, wie wir sie hier einmal besitzen. Von jetzt an reden Conta's Briefe an seine Friederike, zu denen, da das Nebensächliche nicht erläutert zu werden braucht, es kaum einer Bei= oder Zwischenrede bedarf.

Karlsbad, den 14. Mai 1820.

Gestern Nachmittag gegen 5 Uhr bin ich, wie ich mir vorgesetzt hatte, hier eingetroffen und schreibe diese Zeilen in unserem vormaligen Logis im Elephanten . . . Mein erster Gang, als ich mich gesäubert und umgekleidet, war zu Goethe, der mich außerordentlich freundlich empfing. Er bot mir alle seine Erfahrung über das eine so lange Reihe von Jahren von ihm gekannte und besuchte Karlsbad an. Ich solle ihn zu meinem Arzte machen und ihn daher täglich von den verspürten Wirkungen des Wassers unterrichten. Sein Rath im Allgemeinen stimmt ganz mit Rehbein's [1]) Vorschrift überein, die ich ihn heute auch habe lesen lassen. Ich soll ihn oft besuchen und auf seinen Spazierfahrten begleiten; da soll gemeinschaftlich mineralogisirt und von allerhand Interessantem gesprochen werden. Goethe hat sonst mit Niemand hier Umgang. So kann das Karlsbad mir für Geist und Körper zugleich köstliche Früchte bringen.

---

[1]) Goethe's Hausarzt, in den Tagebüchern und sonst oft erwähnt. „Brief von Rehbein" steht gleich hinter Conta's Namen vom 13. Mai vermerkt.

15. Mai.

Gestern habe ich, der Vorschrift gemäß, ganz der Ruhe gepflogen und bin, die Besuche bei Goethe und General von Hake[1]), Königlich preußischen Kriegsminister, und den Gang zu Tische ausgenommen, nicht aus der Stube gegangen.

16. Mai.

Gestern Abend habe ich wieder lange bei Goethe zugebracht; die Unterhaltung mit ihm war mir äußerst interessant. Ich sitze übrigens von früh bis in die Nacht über der Mineralogie, und meine Tische liegen voll Steine. Unter Goethe's Anleitung hoffe ich es schon zu etwas zu bringen. Auch in das Studium der Wolken, über deren Zug Rehbein manche Conversation mit Goethe gehabt, scheint dieser mich einweihen zu wollen; er hat mir gestern schon eine Einleitung dazu gegeben. Uebrigens untersagt er mir streng alles Schreiben, wenn ich nicht bleibende üble Folgen für meine Augen davon tragen wolle. Das Karlsbader Wasser greife sie sehr an, und nur durch möglichste Schonung während der Cur vermeide man ihre bleibende Schwächung. Daher brauche er sie nur zur Anschauung von Naturgegenständen, und müsse es geschrieben sein, so dictire er.

17. Mai.

Gern hätte ich gestern noch einmal die Feder ergriffen, um Dir den Zauber des Abends zu schildern, hätte nicht ein Brennen in meinen Augen mich an Goethe's Lehre erinnert . . . Außer Goethe, den ich doch nur stundenweise sehe, und dem General von Hake, der übermorgen abgeht, kenne ich hier keine Seele; auch ist die Zahl der Brunnengäste noch erst klein und kaum bemerkbar.

18. Mai.

Vor Tische mache ich Goethe einen Besuch, wenn ich es nicht des Abends thue.

19. Mai.

So that ich gestern und hatte eine recht interessante Unterhaltung. Goethe rieth mir, die Prager Straße zu reiten; den Rath befolgte ich um 4 Uhr, als der ganze Himmel mit Wolken bedeckt war. Als ich vor Goethe's Wohnung[2]) vorbei ritt, stand er am offenen Fenster, den Zug der Wolken beobachtend, und rief mir begeistert zu: „Schön! schön! es ist ein herrlicher Moment; in der That, ich beneide Sie um diesen Ritt!“ . . Sag nur Rehbein recht viel Verbindliches von mir, seine Vorschrift ist vortrefflich. Goethe hält sehr viel von ihm und meint, er werde auf dem Wege, den er verfolge, ein immer ausgezeichneterer Arzt werden. Sag ihm auch, Goethen hätte das Gedicht seines Schwagers, des Reg. Raths Schmidt, zu Schwabe's Jubelfeier[3]), das ich ihm mitgebracht habe, sehr wohl gefallen.

---

[1]) Karl Georg Ernst v. Hake, † 1835. Allg. Deutsche Biographie 10, 394.

[2]) Goethe wohnte im Hause zu den „Drei Mohren“.

[3]) Schmidts „treffliches“ Gedicht war, wie der Jubilar, Joh. Sam. Gottlob Schwabe, Conrector des Weimarischen Gymnasiums, in seiner Selbstbiographie vermeldet, von Karl Eberwein (dem Dirigenten von Goethe's Hauscapelle) „meisterhaft componirt“.

19. Mai, Abends.

Eben habe ich eine fünf Stunden lange mineralogische Fahrt mit Goethe beendigt. Interessanter kann man seine Zeit unmöglich hinbringen als diese fünf Stunden. Goethe hat sich über Alles, Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Mineralogie, Farbenlehre, Dramaturgie und Theater, über seine Theilnahme an letzterem, über den Verfall des deutschen Theaters überhaupt, über den verdorbenen Geschmack an den Müllnerischen Stücken[1]) u. s. w., so offen und traulich ausgelassen, daß ich nur gewünscht hätte, Alles niederschreiben zu können. Dabei haben wir einen ganzen Wagen voll seltener Mineralien mitgebracht, die wir nun theilen. Wir kamen in die reizendsten Gegenden, und es entzückte mich, den siebzigjährigen Mann von der jugendlichsten Empfänglichkeit für diese Naturschönheiten belebt zu sehen. Diese nähere Bekanntschaft mit Goethe rechne ich für einen großen, bleibenden Gewinn meines Karlsbader Aufenthaltes.

20. Mai, Abends.

Eine köstliche Stunde habe ich heute bei Goethen zugebracht; er schreibt die Geschichte des Weimarischen Theaters und spricht mit Begeisterung von der schönen Zeit desselben. Zwei Leipziger Professoren, Hermann, der berühmte Philolog, und der Historiker und Staatswissenschaftslehrer Pölitz, unterbrachen unser Gespräch mit ihrem Besuch. Goethe ist ausnehmend gütig und freundlich gegen mich; er macht mir eine vollständige Sammlung der hiesigen Mineralien zusammen. Bei Dr. Schütze, den ich hierauf besuchte, lernte ich Tiedge kennen: ein alter, abgelebter Mann, nichts weniger als einem Dichter ähnlich sehend.

24. Mai, Abends 7 Uhr.

Ich komme eben zurück von einer köstlichen Spazierfahrt mit Goethe, von 3 Uhr an. Schon Vormittag habe ich eine Stunde bei Goethe zugebracht[2]) in den allerinteressantesten Gesprächen. Ich gäbe jetzt diese Reise, schon der näheren, ja, ich kann sagen: vertrauten Bekanntschaft mit Goethe wegen, um Vieles nicht hin. Ich habe viel von ihm gelernt, und er behandelt mich auf eine Art, die in der That mir ein heilsames Selbstvertrauen gegeben hat. Die Ansichten, die er gibt, die Erfahrungen, Beobachtungen, Lebensregeln, die er mittheilt, sind so groß, so treffend und so belehrend, und dieser große Mann steht so einzig in der Welt da und so nahe dem Scheiden aus derselben, daß jedes von ihm gesprochene Wort kostbar ist. Ich werde Dir recht viel Interessantes von unseren Gesprächen erzählen können.

25. Mai.

Heute Vormittag war mir, in Wahrheit zu sagen, Goethe zu Kopf gestiegen. Er hatte mir Bücher seiner Autorschaft gegeben, darauf vor Tische eine Stunde mit mir gesprochen, so anziehend und dabei in so hohem Fluge, mit so wenig Worten Endloses andeutend, daß mir zu schwindeln anfing. Ich mußte in die freie Luft, ins schöne Grün hinaus, um mir das Kopfweh

---

[1]) Gemeint: wie das Publicum seinen Geschmack an Müllner's Dramen verdorben habe.
[2]) Voran: „Mit Goethe war ich vor Tische spazieren gegangen."

zu vertreiben. Das erst erschienene zweite Heft seiner Morphologie enthält einiges sehr Schöne, unter anderem ein Gedicht, das ich Dir abschreiben muß[1]).

26. Mai.

An interessanten Bekanntschaften fehlt es mir nun nicht, und Du wirst es mir nicht übel nehmen, daß ich mich diesmal fast ausschließlich an die Männer halte. An Goethe's Stelle wird mir Hermann treten, ein kraftvoller, geistreicher Mann, der, wenn er auch kein Goethe ist, doch ebenfalls anregend und belebend durch seine Gespräche wirkt. Und Goethe sagte mir von ihm: „Wenn man nur so glücklich wäre, einen so interessanten Mann wenigstens alle Vierteljahre einmal zu sprechen“ . . . Goethe wollte morgen abreisen und direct nach Jena gehen; ich war daher willens, diesen Brief nebst den gesammelten Blumen etc. ihm mitzugeben. Nun geht er aber erst übermorgen und hält sich in Franzensbrunn etwas auf. Daher gebe ich diesen Brief jetzt auf die Post und die anderen Sachen nur Stadelmann[2]).

27. Mai.

Ich erreichte glücklich das Haus, ehe der Regen kam. Er dauerte nicht lange. Nun ging ich zu Goethen, bei dem ich beim Glase Wein zwei Stunden allein sitzen blieb. Ganz liebenswürdig war er, offen und heiter sprach er mir von sich, von Schiller, von Gellert, der sein Lehrer gewesen, von Lessing, den er gar hoch schätzt, u. s. w. Höchst anziehend war mir, was er von der verschiedenen Art, zu sein und zu arbeiten, von sich und Schiller sagt. Er wartet stets die Neigung ab, lauscht auf Eingebung — Schiller, die Freiheit des Willens vertheidigend, nahm sich die Arbeiten vor, gab sie sich auf und zwang sich zur Begeisterung. Das aber hat ihn auch allzu früh aufgerieben. Schiller wäre nach Goethe's Behauptung noch unendlich höher gestiegen, hätte er länger gelebt. Ja, seine Fortschritte seien so außerordentlich gewesen, daß er ihn nach vier[3]) Tagen oft nicht mehr gekannt habe. — Goethe gerieth in Begeisterung, wie er von seinem Freunde sprach, — unsäglich viel hätte er in ihm verloren. Nun beschrieb er mir, wie Schiller es machte, wenn er etwas Großes vor hatte, z. B. den „Wilhelm Tell“. Sobald er den Entschluß zu diesem Stücke gefaßt hatte, klebte er sich eine möglichst specielle Karte von der Schweiz an die Wand, setzte sich davor und las, was über die Schweiz und die Geschichte ihrer Befreiung vorhanden war. Dabei besprach er vielfältig seinen Gegenstand, und wenn er sich nun so ganz davon durchdrungen hatte, schrieb er mit unglaublicher Leichtigkeit so lange fort, bis ihm die Augen zufielen. Nun schlief er angezogen und sitzend, bis er wieder erwachte, wo er dann sogleich die Arbeit fortsetzte. Ob es Tag oder Nacht, das war ihm gleich viel. Goethe denkt nie über seinen Gegenstand nach[4]), spricht nicht vorher

---

[1]) Eins und Alles. „Im Grenzenlosen sich zu finden“.

[2]) Goethe's Diener.

[3]) Im Original deutlich die Ziffer 4. Der erste Bericht giebt, wie der dritte, „drei Tage“. Eckermann läßt Goethe sagen: „Alle acht Tage war er ein anderer und vollendeterer.“ Die Zahl ist dabei immer nur symbolisch zu nehmen.

[4]) Gemeint: sucht sich seines Gegenstandes nicht durch Reflexion, Meditation zu bemächtigen.

darüber, sondern wie es ihm ankömmt, setzt er sich nieder und schreibt. Alles ist bei ihm Eingebung des Augenblicks; er ist also das wahre Genie. Der Schillersche Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtungsart ist die Folge eines Gesprächs der beiden Dichter, und wirklich, wie ich mir schon gedacht, hatte Schiller sich Goethen als Repräsentanten der ersteren Dichtungsart vorgestellt. Mündlich erzählen muß ich Dir, wie Goethe es anfing, um Einheit in das Spiel der Weimarischen Acteurs und Actricen zu bringen [1]). — Goethe bat mich, ihn heute wieder zu besuchen und es so in Weimar fortzusetzen. — Was kann mir wohl zu meiner Bildung erwünschter sein als diese Aufforderung! — Hermann verehrt Goethen wie einen Gott in Menschengestalt. Hermann selbst ist ein ausgezeichneter, herrlicher Mann. Er schließt sich ebenso gern an mich als ich mich an ihn an. Alle Morgen gehe ich mit ihm am Neubrunnen, und alle Damenbekanntschaften werden im Stiche gelassen.

~~~~~~~~

Ein Bericht in aufsteigender Linie; zuletzt, wie durch Schicksals Gunst, begegnet dem Empfänglichen noch das Schönste. Conta hatte sich von seiner besten Seite gezeigt: Lernbedürfniß war in Goethe's Augen das Beste. Und Er verstand sich auf das Lehren, auf die Kunst zumal, den „Nachdruck" zu geben, und was ein Alter so schön „den Stachel des Antriebs in dem Hörer zurück lassen" genannt hat, das verstand er meisterlich.

Jedem redlichen Bemühn
Sei Beharrlichkeit verliehn!

Er verlieh sie dem Jüngeren, im kräftigsten Triebe Stehenden — Conta war ein Zweiundvierziger damals — in der That. Acht Tage nach Goethe's Abreise sandte Conta an ihn einen Bericht, der den gemeinsamen Unterhaltungen in jedem Betracht eine Folge gibt. Mit der Natur wird, „wie billig", der Anfang gemacht; nach der Meteorologie und Mineralogie kommt die Aesthetik zu ihrem Recht; den hypochondrischen Anwandlungen des großen Leipziger Gelehrten, der den Verfall der deutschen Literatur nach hundert Jahren prophezeit, begegnet ein fröhlicher Optimismus, begründet auf die „vorhandenen classischen Werke". Ein ergötzlich Geschichtchen von der Frohnleichnamsprocession der vorigen Woche wird aufgetischt: drei junge Studenten schreiten ehrsam mit. Der mittelste hält ein Buch, in dem sie alle drei andächtig lesen. Und dies Brevier ist, wie ein Kurgast bemerkt — Hermann und Dorothea. Allerlei Nachrichten über das Curtheater machen den Schluß. „Hoch geehrt und mächtig angeregt" fühlt sich hinfort der tüchtige Mann durch die Neigung, die ihm der Größte bewiesen. „Unendlich viel und Unschätzbares verdanke ich Ew. Excellenz für mein ganzes Leben, und ich kann nur wünschen daß Sie sich der Rechte, die Sie sich auf dasselbe erwerben, zu bedienen geruhen möchten." (4. September 1820.) So nachhaltig ist die Wirkung jener Tage gewesen.

---

[1]) Nach einer glaubhaften Tradition übte er die Recitation wie einen musikalischen Vortrag mit dem Taktstock in der Hand ein. Julius Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethe's Leitung 1892 (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 6) S. 166.
~~~~~~~~

III. Marienbad, Sommer 1821.

Ganz andere Tage waren es, die Conta im nächsten Sommer mit dem Dichter verlebte. In Marienbad, das beide zum ersten Male besuchen, lernt er das Weltkind kennen, dem es behagt, „durch Spiel und Tanz und Neigung“ sich „verwirren“ zu lassen. Schon damals hat, wie wir jetzt wissen, eine Neigung im Herzen des Dichters leise Wurzel geschlagen, die dann im übernächsten Sommer zur herrschenden Leidenschaft erwachsen ist. Davon zwar können uns Conta's Briefe nichts verrathen, aber sie führen uns in den engeren Kreis ein, worin es dem Dichter wohl war, und den er im besonderen Sinne die „Gesellschaft“, die „Familie“ nannte. Goethe's Beziehungen zu der Familie von Brösigke-Levetzow und insbesondere zu Ulrike von Levetzow sind in jüngster Zeit so oft besprochen worden, daß nach dieser Seite kaum irgend etwas zu thun bleibt.

Goethe kam am 29. Juli in Marienbad an, und unter diesem Datum erwähnt sein Tagebuch auch sofort den Besuch des „Herrn Geheimen Legationsraths Conta“, dessen Curzeit damals schon zu Ende ging, so auch später mehrmals, und noch am 9. August findet sich die Eintragung: „Legationsrath Conta, einige Feuerproducte der Krugfabrik bringend.“

Sogleich mit dem Tage von Goethe's Ankunft setzen nun auch Conta's Nachrichten ein, nachdem er am 26. seine Freude, „wenn er wirklich hierher kommt“, ausgesprochen hat.

Marienbad, den 29. Juli 1821.

Welche Freude hast Du mir gemacht, meine theure Friederike, mit dem Briefe, den Goethe mir mitgebracht! Ich aß bei der Heygendorf, als ihr Bedienter mir diese lieben Zeilen hereinbrachte. . . . Freund Rehbein wird es interessiren, zu wissen, daß Goethe sich ins gräflich Klebelsbergische Haus neben der Apotheke einquartiert hat, daß er aber nur bleiben will, wenn nicht mehr im Hause gehämmert wird. Da das Parterre noch ausgebaut und daher allerdings noch viel Baulärm im Hause gemacht wird, so dürfte er schwerlich lange bleiben. Ich habe ihm eben meinen Besuch gemacht, doch [ihn] bald wieder verlassen, da der Arzt, Dr. Heidler, bei ihm war, mit dem er viel zu sprechen zu haben schien. Er war sehr freundlich und forderte mich auf, ihm meine mineralogischen Beobachtungen und Sammlungen mitzutheilen. Er schien ganz wohl zu sein.

31. Juli.

Nach 5 Uhr Abends war ich wieder hier und besuchte gegen 6 Uhr die Quelle. Hierauf wollte ich Goethen meine Aufwartung machen, fand ihn aber nicht zu Hause. Frau von Brösigke[1]), in deren Haus er wohnt, nöthigte mich in ihren Gesellschaftssaal, um Goethe's baldige Rückkunft zu erwarten.

1. August.

Wie ich Dir schon schrieb, war ich gestern Abend bei Frau von Heygendorf. Als sie um 8 Uhr zu Tische ging, verfügte ich mich noch zu Frau von

[1]) Nach Thüringer Aussprache geschrieben: Bresecke. So schreibt auch Goethe den Namen.

Brösigke, wo ich große Gesellschaft und darunter auch unseren Goethe fand. Gespräche und allerlei Spiele wurden bis halb 10 Uhr getrieben. . . . Goethe war sehr freundlich, doch blieb er nicht zum Abendessen.

2. August.

Goethe ist sehr heiter und ungewöhnlich umgänglich; er ißt zu Mittag bei seiner Hauswirthin, Frau von Brösigke, in großer Gesellschaft, steht vor der Thüre[1]), wenn es hübsches Wetter ist, und unterhält sich mit den Hausgenossen und Vorübergehenden, geht mit Damen, namentlich mit der Gräfin Strachwitz, spazieren, und des Abends findet er sich wieder im Brösigkischen oder vielmehr gräflich Klebelsbergischen Gesellschaftssaale ein (denn man weiß nicht recht, gehört das Haus dem Grafen Klebelsberg oder dem Herrn von Brösigke). Gestern Abend war auch ich wieder dort; die Gesellschaft war kleiner und gesetzter, und es wurde bloß conversirt. Sie bestand aus Herrn und Frau von Brösigke, Herrn und Frau Gräfin Klebelsberg aus Prag, Frau von Levetzow nebst Tochter (Ulrike), unserem Goethe, auf kurze Zeit auch der Frau von Heygendorf, dem Fürsten Thurn und Taxis, der Gräfin Beust und ihrem Bruder, der Gräfin Strachwitz, einem Grafen Berchem, Herrn von Logau, dem Baron von Münster.

5. August.

Gestern Abend war bei Brösigkes eine sehr brillante Fête, wo der größte Theil der hiesigen vornehmen Welt versammelt war. Es war Ball und Souper, selbst Goethe tanzte[2]).

7. August.

Der gestrige Abend war sehr schön, und nachdem ich einen angenehmen Ritt gemacht, ging ich 1½ Stunden lang mit Goethe am Brunnen spazieren und unterhielt mich sehr angenehm und interessant mit ihm. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, aber er unterhielt sich mit Niemand als mit mir.

8. August.

Der Oberhofmeister des Großfürsten Michael bestellte mich auf halb 12 Uhr morgen. Dies nöthigte mich zu einer Abänderung, denn ich hatte mich mit Goethe zu einer Partie verabredet, die ich ihm nun aufsagen mußte... Zu Mittag aß ich bei Brösigkes in Goethe's und anderer heiterer Gesellschaft; von 3 Uhr ab, wo man sich trennte, bis 5 Uhr brachte ich bei Frau von Beulwitz aus Rudolstadt zu . . . Morgen werde ich Abschiedsvisiten machen und dann einpacken.

Eine Erklärung möchte vielleicht für einen Punkt erwünscht sein, über den Conta selbst nicht ins Klare hat kommen können. Sie betrifft Goethe's Quartier, das sogenannte „Klebelsberg'sche Hôtel". Ich finde sie in Prem's Goethe-Biographie (3. Auflage 1900, S. 419). Ulrike's Großvater v. Brösigke

---

[1]) In den folgenden Jahren: „Auf der Terrasse". Tagebuch vom 5. August: „Abends am Brunnen mit Conta, später vor der Thüre Gesellschaft."

[2]) Goethe's Tagebuch: „Abends Ball im Hause: wobei gegenwärtig bis 10 Uhr".

war Besitzer des stattlichen Hauses mit der vielgenannten (jetzt durch Aenderung des Terrains verschwundenen) „Terrasse". Da er aber als Protestant und Ausländer bei dem Erwerbe von Grund und Boden der Obrigkeit (dem geistlichen Stifte Tepl) gegenüber auf Schwierigkeiten hätte gefaßt sein müssen, so war für ihn Graf Klebelsberg eingetreten, der Freund und spätere Gemahl seiner Tochter Amalie von Levetzow (Ulrikens Mutter), und auf Klebelsberg's Namen war das Hôtel erbaut und wurde es verwaltet, bis sich in der Folge Frau Ulrike v. Brösigke als Eigenthümerin officiell nennen konnte. Als solche aber hat sie schon 1821 und im folgenden Jahre mit Goethe geschäftlich verhandelt. Ueber das Verhältniß der von ihrem Gemahl geschiedenen Frau von Levetzow zum Grafen hatte Conta manches Ungünstige vernommen, was diplomatischer Weise auch in der Parenthese zum Ausdruck kommt, die zu diesem Excurse Anlaß gab.

IV. Zwiefaches Nachwort.

Als ich gegen Goethe's noch lebenden ältesten Freund (von 48 Jahren her), den Hofrath Meyer, Goethe als den glücklichsten Sterblichen pries, der wohl je gelebt habe, leugnete er das und behauptete, das Unangenehme, das Goethe, oft durch eigene Schuld, zu tragen gehabt, wiege reichlich auf, was ihm Erfreuliches begegnet sei, und gerade das Uebermaß von Lob, welches ihm ertheilt worden, habe ihm die bittersten Kränkungen bereitet, indem es die Gegner zu desto bittererm Tadel aufgefordert habe. Scheinbar sei zwar Goethe gegen alles ihm von außen kommende Mißbeliebige unempfindlich gewesen, aber nur scheinbar; in der That habe er um so tiefer gefühlt. Verschiedene Beispiele, die wir hierauf gemeinschaftlich sammelten, scheinen auch diese Behauptung allerdings zu bestätigen.

Meyer befand sich bei Goethe, als die Nachricht von Schiller's Tod ihm gebracht wurde. „Nun, so ist denn wieder Einer dahin gegangen," war alles, was Goethe über diesen Todesfall äußerte. Gleichwohl bekennt er in seinen Schriften, wie unendlich viel er durch Schiller's Tod verloren, und zu mir sagte er im Mai 1820 in Karlsbad: „Man hat mich getadelt, daß ich nichts gethan habe, um Schiller's Tod zu feiern. Was sollte ich denn thun?" — und mit verstärkter Stimme fügte er hinzu: „Ich war vernichtet." Nun malte er mir auf seine ganz eigenthümlich plastische Weise aus, was Schiller ihm gewesen, zeichnete mir dessen Eigenthümlichkeiten mit seiner Meisterschaft und schloß mit den Worten, indem er sich vom Stuhle erhebt: „Ja, wenn ich ihn drei Tage nicht gesehen hatte, so kannte ich ihn nicht mehr, — so riesenmäßig waren die Fortschritte, die er zu seiner Vervollkommnung machte."

Ich selbst überbrachte Goethe gemeinschaftlich mit dem Herrn Minister von Gersdorff die Nachricht von dem Tode des hochseligen Großherzogs[1]), mit

[1]) Goethe's Tagebuch, 15. Juni 1828: „Minister von Gersdorff und Geh. Legationsrath Conta, die neue Verpflichtung aufnehmend", d. h. die Verpflichtung für den neuen Landesherrn. Carl August war am 14. Juni in Graditz verschieden.

welchem er dreiundfünfzig Jahre in der engsten Freundschaft gelebt hatte. Es veränderte sich kein Zug in seinem Gesichte, und gleich gab er dem Gespräch eine heitere Wendung, indem er von dem vielen Herrlichen sprach, das der Hochselige gestiftet und gegründet hatte. Aber nichtsdestoweniger hat er diesen Verlust tief gefühlt und innig betrauert.

Als sein einziger Sohn in Rom gestorben war, sprach er mit Niemand von diesem harten Schlage; selbst die Wittwe durfte dessen nicht erwähnen, und seinen weinenden Enkeln erzählte er lustige Geschichtchen, um sie zu zerstreuen. Wir wissen, daß er gleichwohl in Folge jenes Verlustes krank wurde, und daß er einen Rückfall erhielt, nachdem er den jungen Maler[1]) gesprochen, in dessen Armen sein Sohn gestorben ist, ob er gleich mit demselben nicht ein Wort von seinem Sohne, sondern mit der größten Heiterkeit von der Kunst gesprochen hatte.

Seinen Tod hat er gewiß geahnet; aber bis zur letzten Stunde hat er heiter, sogar scherzhaft mit seiner Schwiegertochter, die er nicht von sich ließ, und mit seinem Arzt gesprochen. Nun komme der April, da wolle er sich in seinem Garten recht sonnen, und eine Stunde vor seinem Tode mußte ihm noch Salvandy's neuestes Werk beigeschafft werden[2]), von welchem die Frau Großherzogin ihm lobend gesprochen hatte.

Seine Krankheit begann Donnerstag, den 15. März, Abends, mit einem Schnupfenfieber, nachdem er zu Mittag in seiner Schwiegertochter und Meyer's Gesellschaft mit dem besten Appetit gegessen und mit der heitersten Laune gescherzt hatte. Am 17. schien er, nach einer die Nacht vorher durch eine heftige Transpiration überstandenen Krisis, ganz wieder hergestellt zu sein. Allein, es trat bald eine gänzliche Unthätigkeit in allen Systemen des Organismus ein, und so nahte ihm schmerzlos allmählich der Tod.

Was ich eben hier mittheile, ist für Ew. Excellenz und, wenn Sie glauben, daß es genug interessiren könne, für Seine Majestät den König, Ihren allergnädigsten, von mir tief verehrten Herrn bestimmt; aber ich wünsche sehr, daß nicht etwa weiterer Gebrauch davon gemacht werden möge. In unseren schreibseligen Zeiten kann man sich nicht genug in Acht nehmen mit dem, was man nicht gedruckt lesen möchte.

Das Schreiben Conta's, von dessen Concept die mir überlassene Abschrift genommen ist, war für einen hochstehenden Gönner und Geschäftsfreund am Hofe König Ludwig's bestimmt. Es ist bald nach Goethe's Tod verfaßt, wahrscheinlich zugleich mit dem oben (S. 232) mitgetheilten Erinnerungsstück; Heinrich Meyer, der „älteste lebende Freund“ (Conta hat an Knebel nicht gedacht), ist am 14. October 1832 Goethe im Tode gefolgt. Zu den leitenden

[1]) Friedrich Preller; er war, als August von Goethe starb, sechsundzwanzig Jahre alt.

[2]) Seize mois ou la Révolution. Wir wissen dies auch aus den „Goethe's letzte Lebenstage und Tod betreffenden Notizen“ von Coudray (herausgegeben von Karl Holsten, Heidelberg 1889) S. 6.

Persönlichkeiten in München stand Conta seit dem Spätjahr 1830 in Beziehung: die Verhandlungen über den Zollverband, die er mit Bayern wie mit Württemberg zu glücklichem Ende brachte, hielten ihn bis zu Winters Ende dort fest. Er betrachtete sich auch als Goethe's freiwilligen Geschäftsträger dort, und das Vertrauensverhältniß, in dem er zu Goethe stand, war ihm bei dem königlichen Verehrer des Dichters die beste Empfehlung. „Des Königs erste Frage war nach Ew. Excellenz Befinden," berichtet er alsbald an Goethe; „und als ich versichert, daß ich Sie wohl und kräftig verlassen, und daß Sie mir aufgetragen, Seiner Majestät Ihre Ehrfurcht zu Füßen zu legen, erwiderte er heiter und lebhaft, Ew. Excellenz müßten hundert Jahre alt werden, und wenn es nur möglich wäre, daß Sie einmal nach München kommen könnten! Er wünsche das sehnlich. Dieser Wunsch wurde mir oft und von allen Seiten wiederholt." Und Ludwig selbst wiederholte Wunsch und Hoffnung, als er Conta im December beauftragte, dem Dichter seine Glückwünsche zur Genesung von schwerer Krankheit auszurichten, — eine Aufmerksamkeit, auf die Goethe feierlich mit dem Wunsche erwidert, „Ihro Majestät dem Könige betheuert zu wissen, daß Allerhöchst Ihro Gunst und Gnade mir auch da vorleuchtete, wo die Sonne des Lebenstages für mich unterzugehen schien". Durch Conta's Vermittlung hatte auch der Kanzler von Müller in jener Zeit dem Monarchen Nachrichten über Goethe zugehen lassen. „Seine Maxime, sich vor dem Andrang zu heftiger Gefühle theils durch lebhafte Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen, theils durch Stillschweigen zu bewehren, hat auch diesmal sich bewährt. Er hat die Besuche unserer höchsten Herrschaften und anderer Theilnehmenden schon nach vier bis fünf Tagen angenommen, ohne mit einer Silbe den Gegenstand zu berühren. Ein neues und interessantes Werk ‚De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité par Edgar Quinet' kam recht zu guter Stunde an, um ihm Zerstreuung zu gewähren."

Weimar, den 19. November 1830.

In einem späteren Schreiben (5. Januar 1831) fügt er hinzu, „daß Goethe nicht nur seit seiner Wiedergenesung am ‚Faust' bedeutend fortgearbeitet, sondern auch die ausführliche Fortsetzung von ‚Dichtung und Wahrheit' aufs Jahr 1774/75 fast vollendet hat".

Nun aber ist dem Conta'schen Epilog nur noch ein bescheidenes Nachwort anzufügen, dessen Bestimmung nicht durch ein Kleingeflecht von Notizen über Irrthümer, Ungenauigkeiten, Abweichungen, Widersprüche u. s. w. vereitelt werden soll. Jeder wird Derartiges nach seiner Weise bemerken, beachten, übergehen oder ausgleichen. Halten wir uns an das wahrhaft Bedeutende, so steht Schiller zu oberst und voran. Mit Absicht sind die drei auf Ihn bezüglichen Berichte unverkürzt vorgelegt. Verfehlt wäre es gewesen sie zusammenzuschmelzen. Wer sie liest, wird sich getrieben fühlen, zu Eckermann's „Gesprächen mit Goethe" zu greifen. Diese Gespräche sind mehrere Jahre später als die unsrigen geführt, und noch erheblich später so ausgeführt, wie wir sie lesen; die zwei ersten Bändchen sind 1835 und 1836 herausgegeben.

Von Schiller reden zu können war für Goethe ein Fest, und er hat wohl nur in Stunden der Erhebung von ihm gesprochen. So hörten ihn Eckermann und Riemer am Abend des 18. Januar 1825. „Das Andenken Schiller's war in ihm so lebendig, daß die Gespräche der letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren." — „Er war ein wunderlicher großer Mensch," hat Goethe zu den Beiden gesagt, und wir glauben es und hören ihn sprechen. Aber dies Sprechen-hören wird uns durch Eckermann selten zu Theil. Er stilisirt, er fühlt sich als Bevorzugter, dem Goethe Procura ertheilt hat. In seiner Seele verwandeln sich die Gespräche in Manuscripte, wie er sie zu Dutzenden vor sich liegen gehabt hat, mit der Vollmacht, sie zu „ajustiren". Da spricht denn Goethe im günstigen Falle, als dictire er ein Stück für „Kunst und Alterthum". Es fehlt Leben, Action. Bei Conta schlägt der Alte, wenn er sein: „Buchstäblich!" ausspricht, mit der geballten Faust auf den Tisch, und er ist ganz überzeugt davon, daß sein Schiller den Tell in sechs Wochen fertig gebracht hat. Was thut es, daß es thatsächlich fünf Monate waren [1])! „Das ist denn freilich kein erster Act, sondern ein ganzes Stück, und zwar ein fürtreffliches," hatte er ja auch damals, in heller Mitfreude am Gelingen dem Freunde zugerufen. So tief also hatte sich ihm die Vorstellung jenes rastlosen, „regen" Schaffens eingeprägt, innervirt, möchte man sagen. Und bei Conta erhebt er die Stimme und ruft aus tiefer Brust sein: „Ich war ja vernichtet!" Er denkt nicht daran, daß er ja doch den Versuch wenigstens gemacht, dem großen Freunde eine „Todtenfeier" im großen Stile zu dichten und auszustatten. Jetzt verstehen wir erst recht, daß ihm bei jenem Werke die Hände herab gesunken sind, von dem nur der Entwurf sich in seinem Nachlaß vorgefunden hat: vor sieben Jahren habe ich ihn für die Leser der Rundschau zuerst hervorgezogen und auszudeuten versucht [2]). So, meine ich, haben wir Grund, an Schiller's Geburtstag, dem ersten im neuen Jahrhundert, des trefflichen Mannes, dessen Name hier zu dem Goethe's gesellt worden ist, in Ehren mit zu gedenken und, so wenig es gerade darum ihm zu thun gewesen ist, sein Bemühen, durch das uns so Werthvolles erhalten ward, anzuerkennen.

---

[1]) Zur Ausführung des Tell ist Schiller geschritten am Abend des 25. August 1803. Am 18. Februar 1804 athmet er auf: „Den Tell bin ich nun los." Das Wort vom „ganzen Stück" steht in Goethe's Brief an Schiller vom 13. Januar. In Ernst Müller's Regesten zu „Schiller's Leben und Werken" (Leipzig 1900) läßt sich jetzt mit Leichtigkeit die gesammte Arbeit an der Dichtung übersehen, die am 5. Mai 1803 einsetzt (6. Mai: Tschudi's Chronik); am 18. Mai Goethe's Glückwunsch zum Unternehmen.

[2]) Zum 10. November. Schiller's Todtenfeyer; ein dramatischer Entwurf Goethe's. „Deutsche Rundschau". November 1894.

Die Vertheilung der Kräfte im Mittelmeer.

Von
E. Fitger (Bremen).

Die einzigartige Stellung des Mittelmeers in der Weltgeschichte ist ein Gemeinplatz, über den man kein Wort mehr verliert. Weniger klar und unbestritten ist die großartige Bedeutung dieses Gewässers für die hohe Politik unserer Zeit. Allerdings sind seine Küsten nicht mehr schlechthin der Schauplatz der Weltgeschichte wie bis zum Beginn des Mittelalters. Mit dem Zusammenbruch der antiken Kultur verschleierte sich auch der Sonnenglanz, der bis dahin auf den asiatischen, europäischen und afrikanischen Gestaden gelegen hatte, die gemeinsam dieses Meer umarmen. Schon die Natur war eine andere geworden. Durch Jahrtausende langen Raubbau hatte die antike Kultur die Wälder aller mediterranischen Küstenländer verwüstet, die Berge des schützenden Wurzelgeflechts beraubt, mit dem das Erdreich auf ihrem Rücken festgehalten wird; damit verschwanden die Wasserreservoire, die das untere Gelände in Zeiten der Dürre tränken; kahle Felsengebirge standen, wo früher die afrikanischen, italischen, griechischen, kleinasiatischen Bauern ihr Korn gebaut und ihre Herden geweidet hatten. Noch heute ist dieser Fluch nicht von den Mittelmeerländern genommen.

Politisch endigt die antike Mittelmeerherrschaft mit den Siegen Belisar's und Narses' über Vandalen und Gothen: sie hinderten nicht, daß das byzantinische Reich altersschwach verfiel. Neue Mächte stiegen vom Orient herauf: die Araber, die ihre Herrschaft über ganz Nordafrika bis an und über die Pyrenäen, bis Sicilien und Sardinien ausdehnten, später die Türken. Das Frankenreich der Karolinger hat keine maritime Bedeutung erlangt. Vielmehr waren es ganz andere politische Gebilde, die aus dem Uebergang der Antike zum Mittelalter zukunftsfreudig auf die blauen Fluthen blicken konnten. Venedig, Pisa, Genua traten neben Byzantinern und Arabern hervor, bald als Feinde, bald als Verbündete. Der Seehandel gab allen ihren Verdienst. Das Eindringen der deutschen Kaisermacht nach Italien hatte keine belangreichen Folgen in politischer Beziehung. Erst die Kreuzzüge öffneten den nördlich der Alpen wohnenden Völkern den Blick aufs Mittelmeer. Mit ihrer Hülfe warf Venedig die byzantinische Macht zu Boden. Doch gelang es nicht, den Orient wieder

an den Occident zu knüpfen, vielmehr kam alsbald von Osten der wuchtige Stoß der Türken, der die Balkanhalbinsel vom Abendland abriß und den Halbmond bis nach Ungarn und vor Wien führte.

Inzwischen hatte sich am westlichen Ende des Mittelmeeres ein Umschwung von größter Bedeutung vollzogen. Die maurische Herrschaft auf der pyrenäischen Halbinsel war immer weiter zurückgedrängt und zuletzt ganz vertrieben. Spanien war geeint und sollte bald als Großmacht in der Weltgeschichte erscheinen. Die Schiffahrt hatte unter dem Zusammenwirken von Arabern, Italienern, Majorcanern und Portugiesen wichtige Fortschritte gemacht, so daß sie Reisen ins unbekannte Weltmeer hinaus wagen konnte. Daß italienische Nautik, italienischer Wagemuth mit spanischer Staatsentwicklung gepaart die erste Unternehmung wagen konnten, daß dadurch Spanien — und seinem kleineren Concurrenten Portugal — die neue Welt sammt den Inselreichen des Sunda-Archipels in den Schoß fiel, war eine der folgenschwersten Handlungen der Weltgeschichte. Jenseits der Säulen des Hercules thaten sich Gesichtskreise auf, von deren Weite die kunstschwelgenden Landsleute und Zeitgenossen Tizian's nichts ahnten. Die Depossedirung Venedigs und Genuas im Handel mit dem fernen Osten vollzog sich nur ganz allmählich. Fühlbar machte sie sich erst, als die Holländer im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts den Portugiesen die Sundainseln entrissen.

Noch war der sorgenvolle Blick der venezianischen Staatsmänner nach Osten gerichtet. Die Türken hatten Konstantinopel erobert, sie waren siegreich in Ungarn erschienen, sie waren am adriatischen Meer, wenn dessen Küsten auch noch meist in Venedigs Händen waren: 1470 verlor Venedig Morea, 1645 Kreta an die Türken. Was brachte die Zukunft? Sollte Venedig's Handel etwa in Abhängigkeit von den Türken gerathen? Sollte der Halbmond gar auf S. Marco aufgepflanzt werden, wie auf Hagia Sophia? Seit dem Alterthum drohte zum ersten Mal wieder eine einheitliche Herrschaft über das Mittelmeer hereinzubrechen. Die Zeiten, da der Doge Dandolo im Verein mit den Kreuzfahrern Konstantinopel bezwingen konnte, waren vorüber. Jetzt duckte sich die stolze Lagunenstadt.

Der erste Stoß aus entgegengesetzter Richtung war die Unternehmung Karl's V. gegen Tunis 1535. Die Türkei hatte eine nominelle Oberherrschaft auch über das westliche Nordafrika erlangt und begünstigte das seeräuberische Auftreten der Barbaresken, die so markige Gestalten zu Anführern hatten wie Horuk und Hairadin Barbarossa, während der Kaiser selber theilnahm und seine Unternehmung von einem so ausgezeichneten Staatsmann und Seemann wie Andreas Doria organisirt wurde. Aber die Folgen entsprachen dem Glanze des Sieges bei Tunis nicht. Als man einige Jahre später in der Lage war, mit vereinten Kräften, worunter auch die Venezianer waren, die türkische Seemacht im Busen von Arta zu vernichten, unterblieb das durch Doria's noch heute unaufgeklärtes Verhalten. Die zweite Expedition Karl's nach Nordafrika, 1541, mißglückte gänzlich, und so blieb die türkische Seemacht bestehen. Auch die Schlacht bei Lepanto (1571) war ein Ereigniß von großem militärischen Glanze ohne politische Folgen. Es gelang Don Juan d'Austria, die überlegene türkische Flotte zu vernichten; aber die Eifersucht Philipp's II.

auf seinen Bruder verhinderte die Ausnutzung. Auch Venedig trat in auffallende Passivität zurück; es hatte wohl Besorgnisse, daß die spanische Macht, die sich alsbald zu der großen Armada aufschwingen sollte, auf dem Mittelmeer alleinherrschend werden möge. Hatte Venedig vorher türkische Allmacht gefürchtet, so schien diese nun von spanischer Seite zu drohen. Spanien (Aragonien) war schon seit 1442 im Besitze des Königreichs beider Sicilien und schien durch seinen überseeischen Machtzuwachs eine ganz anders zu fürchtende Instanz als die Türkei. Denn mit dieser ging es bergab. Das konnte trotz der noch mehr als hundert Jahre nach Lepanto ausgeführten Belagerung von Wien gar nicht verkannt werden.

Das siebzehnte Jahrhundert war für das Mittelmeer eine Zeit ausgesprochener Stagnation. Wirthschaftlich machte sich die Verlegung des indischen Handels in den Seeweg um das Kap der guten Hoffnung fühlbar. Venedig und Genua gingen zurück; ebenso die Türkei und Spanien. Auch die Streitobjecte der andern Staaten lagen anderwärts. Man führte in Deutschland und Holland die Religionskriege; in England kämpften Parlament und Königthum. Frankreich ist erst spät eine Mittelmeermacht geworden. Lange war der Süden ein besonderes Reich (Arelat), dann fiel er an das deutsch-römische Kaiserreich. Erst allmählich erstreckte sich die Macht der französischen Krone auch über das untere Rhonegebiet. Franz I. war in seinen Kämpfen mit Karl V. unterlegen. Auch die ersten beiden Coalitionskriege gegen Ludwig XIV. betrafen sehr wenig das Mittelmeer. Spanien selber war unter den letzten Habsburgern gänzlich in Verfall.

Nur ein seltsamer Vorspuk späterer Zeiten tritt aus der windstillen Zeit des 17. Jahrhunderts hervor: England war von 1660—1684 im Besitze von Tanger, der strategisch so wichtigen Position an der Straße von Gibraltar, die es heute so gern wieder sein nennen möchte. Tanger war als Heirathsgut seiner Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin, an Karl II. gekommen. Da Kämpfe mit den Eingeborenen die Freude an dem Besitz verdarben, so gaben die Engländer ihn wieder auf. Man hatte noch keine Ahnung von seiner dereinstigen Wichtigkeit.

Erst der Kampf um die spanische Erbschaft machte die Mittelmeerländer wieder zum Streitobject der großen Mächte der Zeit. Ludwig XIV. kämpfte bis zur völligen Erschöpfung aller Hülfsmittel seines Landes um die Gewinnung der spanischen Königskrone für seinen Enkel. Es stand die bourbonische Weltmonarchie am Horizont der Zukunft, nachdem die habsburgische durch das Testament Karl's V. abgewandt war. Der Gedanke des europäischen Gleichgewichts trat in den Geistern der Staatsmänner immer klarer hervor. Er verband die protestantischen Mächte England, Holland, Brandenburg mit dem katholischen Oesterreich gegen Frankreich, das mit Bayern, dem protestantischen Schweden und der ungläubigen Türkei verbunden war. Daß Savoyen bei dieser Gelegenheit ernstlich hervortritt und zwar nach anfänglichem Schwanken auf antifranzösischer Seite, ist für die Mittelmeergeschichte nicht gleichgültig.

Gerade für die späteren Schicksale der Mittelmeerländer ist ein anderer Zwischenfall von außerordentlicher Bedeutung. England schaffte sich Ersatz für das verlorene Tanger. In seinen Kämpfen gegen Ludwig's Enkel, König

Philipp V. von Spanien, lag ihm daran, einen Stützpunkt zu gewinnen. Auf Gibraltars hohem Felsen lagen damals einige ganz verfallene maurische Befestigungen. Admiral Rooke nahm sie im August 1704 durch einen Handstreich weg und setzte den Prinzen Georg von Darmstadt zum Befehlshaber ein. Dieser verstärkte den Platz in aller Geschwindigkeit so, daß, als Spanier und Franzosen — auch das ein verfrühtes Spiegelbild kommender Ereignisse? — im Herbst 1704 die Belagerung begannen, Gibraltar sieben Monate lang, bis zum Entsatz durch eine englische Flotte, aushalten konnte. England kämpfte damals nominell für den habsburgischen Gegenkönig Philipp's, für Karl III., allein es lieferte diesem Gibraltar niemals aus und hat es nun schon fast zweihundert Jahre in ungestörtem Besitz. Mit der Eroberung Gibraltars fängt für das Mittelmeer endgültig das neue Zeitalter an. Vier Jahre später eroberten die Engländer mit Hülfe der Einwohner Sardinien. Welche Schicksale hatte diese Insel nicht durchgemacht! Sie war karthagisch, römisch, saracenisch (dem Emir der Balearen gehörig), pisanisch, hohenstauffisch, wieder pisanisch, aragonisch gewesen und hatte jetzt zu Spanien gehört. Jetzt gab England sie dem habsburgischen König von Spanien. Im selben Jahre 1708 nahm England die kleinere der balearischen Inseln Minorca, deren vorzüglicher Hafen Port Mahon ihm werthvoll war. Sie war eine beständige Bedrohung der südfranzösischen Häfen. Der Utrechter Frieden verschob indeß viele Verhältnisse, da durch den Tod Kaiser Joseph's I. König Karl III. habsburgischer Kaiser von Deutschland geworden war, und nun plötzlich das Gespenst einer habsburgischen Weltmonarchie wieder hervortrat. Das wollten die Seemächte bannen, und so schlossen sie 1713 den Frieden mit Frankreich, wonach Spanien und das Königreich Neapel nebst Sardinien bei der bourbonischen Seitenlinie verblieb, Oesterreich Belgien und die Lombardei behielt. England blieb im Besitze von Gibraltar und Minorca und hatte damit eine außerordentlich starke Mittelmeerposition. Klägliche Kriegsführung verursachte zu Beginn des siebenjährigen Krieges den Verlust Minorca's; 1763 mußte es an England zurückgegeben werden, 1782 eroberten es die Franzosen abermals, 1798 wurde es wieder englisch, 1802 endgültig spanisch. Alle diese Wechselfälle zeigen, welchen Werth die betheiligten Mächte der wichtigen Seestation beimaßen. — Sicilien war im Frieden von Utrecht an Savoyen gefallen, wurde aber 1720 von Spanien gegen Sardinien eingetauscht. Savoyen nahm nun den Titel Sardinien an. Corsica war seit 1300 genuesisch, doch unzufrieden mit dieser Herrschaft. Von 1735—1743 kämpfte an der Spitze der Eingeborenen der deutsche Baron Theodor von Neuhof als von England begünstigter „König“. Vielfache Aufstände verleideten Genua den Besitz, so daß es 1768 Corsica an Frankreich abtrat.

Damit stehen wir an der Schwelle des 19. Jahrhunderts. Nicht nur Genua und Venedig, sondern alle italienischen Staaten waren den Stürmen der Revolution nicht gewachsen. Wir brauchen diese nicht zu schildern. Wir brauchen nur das Endergebniß hervorzuheben. Malta war von Karl V. dem Johanniterorden gegeben. Diese verfallende Körperschaft behielt die Insel bis in die Revolutionsstürme, wählte zu ihrer Errettung 1797 Kaiser Paul von Rußland zum Großmeister, was freilich nicht hinderte, daß Napoleon

1798 auf seinem Zuge nach Aegypten Malta durch einen Handstreich wegnahm, worauf 1800 die Engländer es eroberten. England hatte also für das verlorene Minorca einen Ersatz gewonnen. Gibraltar und Malta sind seitdem die beiden Säulen, auf denen Englands Mittelmeerherrschaft ruht. Genua kam an Sardinien. Venedig, seine italienischen Landbesitzungen und Dalmatien fielen Oesterreich zu. Dagegen hatten die Franzosen ihm 1797 die Jahrhunderte lang gegen die Türken vertheidigten jonischen Inseln abgenommen. Kaiser Paul entriß sie ihnen 1798 und richtete sie als Republik unter türkischem Schutze ein; 1807 wurden sie wieder französisch, bald darauf englisch und endlich 1815 als Vereinigter Staat der Jonischen Inseln unter englischem Schutz constituirt. Am adriatischen Meer besaß die habsburgische Krone seit Jahrhunderten außer Croatien Triest, aber weder dieses noch die kampf- und raublustigen Gegner Venedigs, die an der kroatischen Küste ansässigen Uskoken, konnten Oesterreich veranlassen, eine Seemacht zu werden. Durch den Zuwachs Venetiens wurde es mit einem Male eine solche. In Wahrheit blieben seine Kriegsschiffe in den Händen der Venezianer, und so fand Oesterreich denn 1848 den größten Theil seiner Flotte auf Seiten der Revolution.

Ein ungleich folgenschwereres Ereigniß als die österreichischen Erwerbungen an der adriatischen Küste hatte sich im fernsten Osten vollzogen. Rußland war unter Katharina ans Schwarze Meer gelangt und trat dort sogleich als Erbe des kranken Mannes auf. Allmählich verlor dieser das Nordufer des Schwarzen Meeres. Sogleich richtete Katharina ihre Pläne auf Beherrschung des ganzen Mittelmeeres (Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 18. Buch, 1. Cap.), was sich heute wie eine Fata morgana von mancherlei Dingen unserer Gegenwart ausnimmt. Die Kaiserin gründete 1794 Odessa und entwickelte eine ansehnliche Seemacht auf dem Schwarzen Meer. Kaiser Paul nahm ihre Mittelmeerpläne wieder auf, verfolgte seine schon erwähnte Malteserpolitik und wurde, als Napoleon die kleine Insel weggenommen hatte, ein heftiger Gegner Frankreichs. Er verbündete sich 1798 mit dem über Napoleon's ägyptischen Zug empörten Sultan, und eine russisch-türkische Flotte befreite die jonischen Inseln von den Franzosen. Oesterreich mußte das alles geschehen lassen. Seine Kräfte wie die der meisten Völker waren erschöpft und mehr auf andere Dinge als auf das Mittelmeer gerichtet.

Immer höher stieg hier die Macht Englands. Nur durch einen Zufall war Napoleon auf der Fahrt nach Aegypten der Wachsamkeit englischer Kriegsschiffe entgangen; seine Flotte büßte seinen kühnen Zug mit gänzlicher Vernichtung bei Abukir. Napoleon's Plan, England in Indien zu packen, war genial, aber unausführbar. Daß er Aegypten eroberte, blieb unfruchtbar, ebenso seine spätere Freundschaft mit dem Sultan, zu deren Förderung er vorübergehend Illyrien in seinen Besitz gebracht hatte. Bei Trafalgar sanken mit der französisch-spanischen Flotte auch die Hoffnungen auf ein maritimes Gegengewicht gegen England ins Wellengrab hinunter. England war unbedingt die erste Mittelmeermacht geworden. Das 18. Jahrhundert hatte den Grund dazu gelegt, das 19. bildete die Uebermacht aus. Doch sollte seine zweite Hälfte die Uebermacht beseitigen, und je mehr das neue Jahrhundert herankam, desto fraglicher wurde, ob England mit seinen etwaigen Freunden gegen eine

feindliche Coalition auch nur das Gleichgewicht behaupten könne. Dies, und das Interesse Deutschlands daran, darzulegen ist der Zweck dieser Zeilen.

Beim Ende der napoleonischen Kriege waren die Segel der englischen Macht im Mittelmeer stolz geschwellt. Vorläufig gab es keine Machtmittel, die sich mit den englischen messen konnten, weder schwimmende noch Landbefestigungen. Gibraltar und vor Allem Malta wurden mächtig befestigt. Dagegen konnte Toulon nicht aufkommen. Rußlands Macht war erst im Werden, die türkische schon damals im Verfall, so daß England, das noch keinen anderen Bundesgenossen im Mittelmeer besaß, rasch zu der Einsicht kam, es müsse sie stützen, damit nicht Rußland Herr der Meerengen werde. Dadurch sollte England Gegner der griechischen Unabhängigkeitsbewegung werden, die als erste Störung des Werkes von 1815 hervortrat. Auch Oesterreich kam sie sehr ungelegen, nicht bloß weil es in allgemeiner Gegnerschaft gegen die Revolution stand; es hatte das gleiche Gefühl, daß von Osten ein schweres Gewitter heraufziehe: die russische Uebermacht.

Noch wollte die wundersame Ironie der Weltgeschichte, daß die Flotten Englands und Frankreichs mit der russischen zusammenwirken sollten, um die türkische Seemacht zu zerstören. Bei Navarino lagen sie alle vier. Herausfordernder Uebermuth des türkischen Admirals veranlaßte die anderen Befehlshaber, die türkisch-ägyptische Flotte am 20. October 1827 zusammenzuschießen. Den Philhellenen war das eine unsägliche Freude, die englische Politik dagegen bezeichnete es officiell als ein unwillkommenes Ereigniß. Sie konnte aber die griechische Unabhängigkeit nicht hindern. Ueberdies kam es zum russisch-türkischen Krieg von 1828 und 1829, der Rußland die Herrschaft über das Ostgestade des Schwarzen Meeres einbrachte. Da in den folgenden Jahren auch Aegypten erfolgreich seine Waffen gegen den Sultan wandte, so war die türkische Schutzwehr, die England gegen den Zaren zu haben glaubte, doch sehr geschwächt. Der Argwohn gegen Rußland und seine vermuthlichen Eroberungspläne gegen das türkische Reich, Persien und Indien schoß damals üppig ins Kraut. Er wurde systematisch genährt von dem britischen Gesandtschaftsattaché David Urquhart, um den herum sich in England eine förmliche Gruppe, die Urquhartiten, sammelte. Rußland stärkte sich unbekümmert darum. Es hatte einen siegreichen Krieg mit Persien geführt, der seine Nachbarschaft den Engländern in Indien noch näher brachte. Im Schwarzen Meer entwickelte es eine ansehnliche Kriegsflotte, die an Sebastopol, seit 1825 ein Kriegshafen ersten Ranges, einen wichtigen Stützpunkt hatte. Daß man dagegen England die Oberhoheit über die jonischen Inseln gegeben hatte, verschlug wenig; für Strategie eigneten sie sich weiter nicht, und Kohlenstationen — die man sich übrigens auf jeder cycladischen Insel einrichten kann — brauchte man für die damaligen Segelkriegsschiffe nicht. — Eine Umgestaltung von ähnlicher Folgenschwere vollzog sich fast gleichzeitig am Westbecken des Mittelmeers. Frankreich eroberte sich Algier und gewann damit einen Stützpunkt nicht nur für allenfallsige Flottenoperationen, sondern auch für weitere Landeroberungen in Nordafrika. Es legte den Grundstein zu seinem großen afrikanischen Reiche.

Noch einmal kam England in die glückliche Lage, durch eine europäische Coalition dem Vordringen Rußlands Einhalt zu gebieten. Kaiser Nicolaus hielt die türkische Herrschaft für umsturzreif. England war allmählich ihr anerkannter Protector geworden und hatte das Glück, Napoleon und Cavour bereit zu finden, sie gemeinsam gegen die Russen zu schirmen. Das Ende des zweijährigen Krimkrieges war eine Schwächung Rußlands und eine bald darauf wichtige russische Freundschaft für Preußen. Im Frieden von 1856 verlor Rußland das südliche Bessarabien, Sebastopol war zerstört, und man mußte die Bedingung eingehen, außer Polizeischiffen keine Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere zu halten. Noch im November 1853 hatte ein russischer Admiral ein türkisches Geschwader in Sinope zusammenschießen können; jetzt aber herrschte für zwanzig Jahre wieder der Halbmond im ganzen Gewässer. Das schien für England mehr zu sein als Ausgleich für das Erscheinen Frankreichs in Algier. Noch ein zweiter Glücksfall für England, den es anfänglich gar nicht zu würdigen wußte, war die Einigung Italiens. England befürchtete davon eine Stärkung Frankreichs. Statt dessen wurde daraus eine Macht mit wichtigen Kriegshäfen und einer ansehnlichen Flotte, eine Macht, die für England in Bündnißfragen als maritimer Stützpunkt und zur Erhaltung des Gleichgewichts im Mittelmeer sehr ernstlich zu berücksichtigen ist. Auch Oesterreich begann, sich eine Kriegsmarine zu schaffen. Es merzte die Venezianer aus und bemannte seine Schiffe mit zuverlässigen Deutschen und Croaten; so konnte es 1866 sogar einen wichtigen Seesieg über die Italiener erringen, mit dem es, wenn auch nur bescheiden, in die Reihe der Seemächte eintrat. Italien freilich gewann Venetien.

Tiefere Spuren zog das Jahr 1870. Daß sich durch den Abzug der Franzosen aus Rom die Einheit Italiens vollendete, ist nicht das Wichtigste. Viel bedeutungsvoller war, daß Frankreich einen so schweren Schlag erhielt und in Folge dessen fortan seine Wehrkraft ausschließlich auf einen neuen Krieg mit Deutschland einrichtete. Die Mittelmeerverhältnisse kamen ihm vorläufig aus den Augen, es vernachlässigte seine Flotte und seine Mittelmeerhäfen. England brauchte vorerst Frankreich als Nebenbuhler, als präsumtiven Feind nicht mehr anzusehen. Umgekehrt entwickelten sich die Dinge am anderen Ende des Mittelmeers. In Folge der deutschen Siege sagte sich Rußland von der drückenden Verpflichtung los, keine Kriegsflotte im Schwarzen Meer halten zu wollen. Auch begann es sofort mit Schaffung einer neuen Kriegsflotte. Sebastopol wurde wieder aufgebaut und wieder zu einem Kriegshafen gemacht. Rußland trat mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn zum Dreikaiserbunde zusammen, deckte sich dadurch den Rücken, nahm aber auch naturgemäß friedliche politische Tendenzen an. Vollends so lange Rußland und Frankreich auseinander gehalten wurden, konnte sich auch England im Mittelmeer für gedeckt erachten. — Der Rest des Jahrhunderts sollte indeß noch bedeutende Wechselfälle bringen. Das türkische Regiment blieb mit den nothwendigsten Reformen auf halbem Wege stecken; der Landfriede, die Rechts- und Wohlfahrtspflege waren so mangelhaft, daß, wenn sie auch vielleicht nicht zurückgingen, doch bei ihnen ein immer schärferer Gegensatz zu den Anschauungen der Zeit hervortrat. Und diese drangen auch in die lange geknechteten Rajah-Völker ein.

Dem Kriege von 1876 haben panslavistische Agitatoren vom Schlage Ignatieff's in Serbien und Bulgarien kräftig vorgearbeitet. Rußland fühlte sich im Stande, das 1856 aufgegebene Werk wieder aufzunehmen. Um aber den vollen Umschwung zu ermessen, der seit dem letzten Balkankriege eingetreten, muß man sich erinnern, daß die Türkei trotz ihres vorgeschrittenen Verfalles im Stande war, ohne jede Hülfe ein Jahr lang das russische Heer nordwärts vom Balkan festzuhalten. Noch herrschte die türkische Flotte unbestritten im Schwarzen Meer. Sie stand unter dem Oberbefehl eines tüchtigen englischen Seemanns, Hobart Pascha, blokirte Odessa und hatte eine Anzahl Kanonenboote auf der Donau, die den Uebergang der russischen Armee wenigstens erschweren sollten. Da das türkische Reich der Eisenbahnen noch ermangelte, so konnte die Flotte es übernehmen, Truppen von Albanien, das dem Sultan seine besten Soldaten liefert, nach Häfen des Schwarzen Meeres zu bringen. England sah diesmal dem Kriege mit verschränkten Armen zu. Bundesgenossen fand es nicht, nicht einmal in Oesterreich. Um selbst einen Krieg mit dem asiatischen Koloß anzufangen, dafür stand ihm zu viel auf dem Spiele, vor Allem in Indien, denn auf dem Wege dorthin hatte Rußland andauernd Fortschritte gemacht. Auch war in England das Vertrauen auf türkische Reformfähigkeit stark geschwunden. Gladstone war ein ausgesprochener Gegner der Türkei geworden. Nur als Ignatieff im Frühjahr 1878 mit stürmender Hand auf Constantinopel vorgedrungen war und den Frieden von St. Stephano geschlossen hatte, ermannte sich Beaconsfield, ließ die englische Flotte durch die Dardanellen einlaufen und bei den Prinzen-Inseln ankern. Der Berliner Congreß trat zusammen. Wenn Rußland auch von seinen Forderungen ablassen mußte (worüber es tiefen Groll gegen Deutschland empfand), so erreichte es doch Außerordentliches. Die Gebietsvergrößerung ist Nebensache. Vor Allem wurde die Türkei so völlig gelähmt, daß in der Folgezeit selbst Rußland den Bestrebungen der kleinen Staaten, sich noch weiter auf ihre Kosten zu vergrößern, entgegentrat. Auch in Armenien wollte Rußland nicht weiter eingreifen. Sogar die englische Aufforderung, aus Anlaß der letzten Greuel mit der dortigen türkischen Herrschaft ein Ende zu machen, ließ es unbeachtet. In ihrer Machtlosigkeit war ihm die Türkei in einem ganz erwünschten Zustande. England hatte, seinem Versprechen gemäß, die Oberhoheit über die jonischen Inseln schon vor Jahrzehnten, sobald Griechenland sich genügend gekräftigt hatte, niedergelegt. Anläßlich des Berliner Congresses nahm es die Insel Cypern in Pachtung. Anfangs wurden außerordentliche Erwartungen daran geknüpft, die sich indeß bald ganz verloren. Zur Anlegung eines Kriegshafens geschah nichts, und thatsächlich hat die Insel keinerlei militärische Bedeutung erlangt. Mit dem Einsegeln der Flotte ins Marmara-Meer hat England der Türkei den letzten Dienst erwiesen. Es hat das Protectorat am Bosporus aufgegeben. Dieses ist in Rußlands Hände übergegangen. Das ist ein Umschwung, wie er folgenschwerer kaum zu denken ist.

Wenige Jahre später, 1881, vollzog sich im Westbecken des Mittelmeers ein Ereigniß, das England ebenso viel Stoff zu melancholischen Betrachtungen gab, neben ihm aber namentlich auch Italien in Mitleidenschaft zog. Tunesien war 1871 von der Pforte ganz unabhängig geworden. Italien hatte sich seit

Entstehung seiner Einigkeit für den berechtigten Erben gehalten. Es hatte dort die größten Interessen, von allen Europäern waren die Italiener weitaus am zahlreichsten in Tunis. Nun benutzte plötzlich das mächtigere Frankreich irgend einen Vorwand, um Italien zuvorzukommen, und dieses hatte das Nachsehen. Damit wurde die Franzosenfreundschaft in Italien auf den Aussterbe-Etat gebracht. Das Königreich erkannte, daß es von Frankreich wohl Bevormundung und Ausbeutung zu erwarten habe, nimmermehr aber Schutz seiner Lebensinteressen und Stütze in gefährlichen Wechselfällen. Daher wandte es sich Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu, die, als Bismarck 1878 das Dreikaiserbündniß gelöst hatte, zu einem engeren Bunde zusammengetreten waren. Es entstand der Dreibund, der fortan einen Eckstein in der europäischen Friedenspolitik bilden sollte. Von jeher ist viel davon geredet worden, daß dieser oder jener Ministerwechsel einen Abfall Italiens vom Dreibunde zur Folge haben werde. Allein kaum hatten die neuen Minister das Gefühl der Verantwortlichkeit erfaßt, so erkannten sie, daß ein Festhalten am Dreibunde sowohl für sie selber wie für Italien eine Lebensfrage sei. — Militärisch bedeutet die Erwerbung von Tunis einen großartigen Gewinn für die Franzosen. Das Land besitzt einen der besten natürlichen Kriegshäfen der Welt: Bizerta. Es findet sich hier eine tief eingeschnittene, von Bergen geschützte Bucht, die Raum für eine große Flotte hat, auch genügende Wassertiefe, und deren Eingang, um uneinnehmbar zu werden, nautisch nur durch einige Molenbauten, militärisch durch Batterien und Forts geschützt zu werden brauchte — Arbeiten, die Frankreich inzwischen in Angriff genommen hat. England erlangte bei der Besetzung Tunesiens zwar die französische Zusicherung, daß Bizerta nicht in einen Kriegshafen verwandelt werden solle, sie hielt aber nicht lange vor. Längst ist der Kriegshafen im Bau, und erst in diesem Jahre sind wieder neue hohe Summen für ihn bewilligt. Er liegt recht an einer der wichtigsten englischen und internationalen Schiffahrtsstraßen.

Diesem fühlbaren Verlust gegenüber hatte England am Ostende des Mittelmeers einen großen Gewinn. Früher war das Mittelmeer eine Sackgasse. Der Lesseps'sche Kanalbau machte es zu der großen Durchgangsstraße für den Weltverkehr zwischen dem fernen Osten und dem Westen. Der Suez-Kanal gab dem Mittelmeer einen Theil der Bedeutung zurück, die es durch die Entdeckung des Seeweges verloren hatte. Genua und noch mehr Marseille wurden abermals Häfen des Weltverkehrs, in geringerem Maße auch Triest; selbst das verschlafene Brindisi erwachte wieder; Venedig's Hoffnungsträume erfüllten sich nur zum kleinsten Theile. Der Hauptverkehr des Suez-Kanals war auf Nordeuropa gerichtet. Zwischen England — später auch Deutschland und Belgien — und dem Mittelmeer entwickelte der Schiffsverkehr eine Lebhaftigkeit, wie niemals in den besten Zeiten Venedig's. Die große Straße zwischen England und Indien, Australien, Ostasien, Ostafrika ging von nun an durch den Suez-Kanal. England hatte seiner Erbauung unfreundlich gegenüber gestanden. Als aber die Wirklichkeit bewies, daß England mehr Nutzen aus dem Kanal zog als irgend ein anderes Land, griff Beaconsfield rasch zu, kaufte dem Khedive seine Actien ab und sicherte damit England in der Gesellschaft die entscheidende Stimme. Politisch machte England in Aegypten große

Fortschritte; Frankreich, ausschließlich mit dem Revanchegedanken beschäftigt, vergaß seine alten ägyptischen Traditionen. Als vollends 1881 der Militär-Aufstand Arabi-Pascha's ausbrach, als Gladstone 1882 Alexandria bombardiren ließ und Truppen ausschickte, um die Empörung niederzuwerfen, stieg das englische Prestige immer mehr. Gern überließen die Großmächte England die Aufgabe, Aegypten gegen den alsbald ausbrechenden mahdistischen Aufstand zu vertheidigen. Das zog sich unter mancherlei Opfern (Hicks-Pascha, Gordon) hin, bis endlich 1896 wieder zur Offensive übergegangen wurde. Dazu drängte die Lage der Italiener in Abessinien. Sie hatten hier, ermuntert durch England, festen Fuß gefaßt und hofften, die in Tunis verlorenen Aussichten auf Erwerbung einer Colonie hier verwirklichen zu können. Die Niederlage bei Adua am 1. März 1896 machte dem ein Ende. England mußte ein Aufflammen der nationalistischen Reaction fürchten, wenn es nicht zur Offensive überging. Diese führte nach zwei Jahren zum Siege bei Omdurman (2. September 1898) und lieferte Aegypten den Engländern aus. Die Großmächte und der Sultan machten nicht länger die Forderung geltend, daß England nur zeitweilig in Aegypten operiren dürfe. Das Pharaonenland wurde eine britische Colonie. Seinen schärfsten Ausdruck fand dies in dem Zurückweichen Frankreichs in der Faschoda-Angelegenheit. Das ganze Nilgebiet gehörte England, und Frankreich wagte nicht, seine Ansprüche mit den Waffen zu vertheidigen.

So hatte England denn nun zwei Jahrhunderte nach Gibraltar und ein Jahrhundert nach Malta die dritte Position im Mittelmeer. Befestigt ist jedoch Aegypten auch heute noch nicht und — es zu vertheidigen gegen eine etwa von Syrien anrückende russische Armee ist England auch außer Stande. Seine Interessen am Mittelmeer sind durch die Eröffnung des Suez-Kanals riesig gewachsen, seine Machtmittel keineswegs in demselben Umfange. Der Schlüssel des Bosporus und der Dardanellen liegt heute in kraftloser Hand. Einer russischen Kriegsflotte kann das Auslaufen nicht mehr verwehrt werden. Die türkische Flotte ist ganz in Verfall und wagt sich nicht mehr ins Schwarze Meer hinaus. Neue Schiffe werden nicht mehr gebaut, die alten machen keine Uebung mehr, Schiffe, die im Auslande reparirt werden sollen, können wegen Mangels an Geldmitteln nicht einmal heimkehren. Auch im Westen verschieben sich die Dinge fortwährend zu Englands Nachtheil. Frankreich hat nicht nur Toulon und Bizerta, es hat sich auch entschlossen, in Corsica außer Bastia einen neuen Kriegshafen zu errichten: Porto Vecchio. Damit hat es eine großartige Position. Italiens Seemacht ist dagegen nicht auf der relativen Höhe der siebziger Jahre geblieben. Finanzielle Engigkeit, die ja jetzt überwunden zu sein scheint, hat ihm nicht erlaubt, mit Schiffsbauten so fortzufahren wie damals. Seine Kriegshäfen sind zahlreich: La Spezia, Maddalena (auf der Nordspitze von Sardinien), Trient und Ancona — auch Messina und Genua kann man hinzu rechnen; aber natürlich sind sie nicht im Stande, die langgestreckte Küste gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Feindliche Panzerschiffe, d. h. schwimmende Festungen, können bald hier, bald dort auftauchen. Wenn Italien auch wirklich erfährt, daß heute die französische Flotte aus Toulon ausgelaufen ist, so weiß es nicht, ob es sie morgen vor Genua, Livorno oder Neapel erwarten

muß. Unvertheidigte Ortschaften dürfen nach dem Völkerrecht nicht beschossen werden. (Eine hauptsächlich in Frankreich, zuerst durch Admiral Aube, vertretene Lehre nimmt für Kriegsschiffe das Recht der Brandschatzung unvertheidigter Häfen und Küsten, der Drohung mit Bombardement eventuell des Bombardements in Anspruch.) Unglücklicher Weise sind die meisten italienischen Häfen nicht streng „unvertheidigt". Neapel z. B. hat in Castel Novo und S. Elmo kleine Forts, von den Bourbonenkönigen bestimmt, die Bevölkerung im Zaum zu halten, aber gegen feindliche Panzergeschwader machtlos. Diesen bieten sie nur einen völkerrechtlichen Vorwand, um ein Bombardement auszuführen. Selbst Genua, unzweifelhaft eine eigentliche Festung im Sinne unserer Zeit, also im Kriege dem Bombardement in jedem Sinne ausgesetzt, ist gegen feindliche Panzerschiffe völlig unzulänglich, wenn es nicht durch eine ebenbürtige Flotte vertheidigt wird. Die Landbefestigungen, und wenn sie noch so stark sind, können gegen feindliche Panzerschiffe wenig ausrichten. Die letzteren sind auf höchstens 1½ Kilometer Entfernung ernstlich verwundbar, und auch dann nur, wenn das Geschoß sie in der Wasserlinie im rechten Winkel trifft. Sie können sich aber in 15 Kilometer und noch mehr Entfernung halten, sind dann als kleine Pünktchen schwer zu treffen und keinen Falls gefährlich zu verwunden. Jedes Geschoß von ihrer Seite trifft aber so ausgedehnte Objecte wie die Städte Genua, Neapel, Livorno mit unfehlbarer Sicherheit. Wer irgend wie Gefühl für die Psyche des italienischen Volkes hat, male sich einmal aus, welchen Einfluß die Beschießung auch nur einer dieser großen Städte auf sie haben würde. Ein Krieg, der solche Folgen nach sich zöge, würde sofort beendigt werden müssen, wenn nicht eine explosive revolutionäre Bewegung die ganze staatliche Ordnung auflösen oder wenigstens Italiens Macht gänzlich lähmen sollte.

In diesem Zusammenhang der Dinge liegt geradezu ein Schlüssel für die wichtigsten Fragen der großen Politik. Hier ist der Punkt, wo sich die Hinfälligkeit des Wortes zeigt, daß die Mittelmeerfragen Deutschland nichts angingen. So lange der Dreibund für einen Eckstein der europäischen Friedenspolitik und Italiens Zugehörigkeit zu demselben für unerläßlich gilt, kann man unmöglich es für gleichgültig erklären, ob die Seemachtsverhältnisse im Mittelmeere den Italienern den Verbleib beim Dreibunde gestatten oder ob es schon im Beginn des Krieges abfallen muß.

Das Verschwinden seines Uebergewichts im Mittelmeere wies England auf Italien hin. So lange beide Rückhalt an einander fanden, hatte es mit feindlicher Uebermacht keine Noth. Ihre vereinigten Flotten sind im Stande, die Russen jenseits der Dardanellen zu halten und die französische Flotte in die Kriegshäfen einzusperren. Damit ist die italienische Küste gesichert, zugleich auch die Freiheit der englischen Schiffahrt nach dem fernen Osten. Bei der Gründung des Dreibundes, die Salisbury als a message of great joy begrüßte, sind einige englisch-italienische Verabredungen getroffen worden. Die franzosenfreundliche englische Opposition griff sie als ein Bündniß heftig an. Die englische Regierung leugnete, daß sie einen solchen Charakter hätten, und seitdem ist die Sache ganz verblaßt. Man hört nichts mehr davon. Dagegen ist seitdem ein ganz anderes Bündniß zwischen Mittelmeermächten

entstanden: der russisch-französische Zweibund. Nun kann man gewiß sagen: so lange England und Italien zusammen stehen, sind sie Rußland und Frankreich zur See gewachsen; so lange besteht ein Gleichgewicht der Kräfte im Mittelmeere. So lange wird Italien auch ein treuer Genosse im Dreibunde sein. Aber jenes Zusammenstehen ist fraglich und ist abhängig von Dingen, die auf einem ganz anderen politischen Blatte stehen — unter Anderem auch von den Beziehungen zwischen den übrigen Dreibundsmächten und England. Auf diese Seite der Sache wollen wir hier jedoch ausdrücklich nicht eingehen. — Von französischer Seite wird seit lange an der Zertrümmerung des Dreibundes gearbeitet. Bald sucht man Oesterreich, bald Italien von ihm abzuziehen. Frankreich steht ja nicht mehr auf so gespanntem Fuße mit Italien wie aus Anlaß von Tunis und der Gründung des Dreibundes. Der Zollkrieg ist beendet. Man hat sich gegenseitig Flottenbesuche gemacht. Allein die italienische Politik, so sehr sie sonst vom Wellenschlag des parlamentarischen Lebens hin- und hergeworfen werden mochte, war in einem Punkte beständig, nämlich darin, die Nothwendigkeit des Dreibundes anzuerkennen. Auch die neueste französische Parole: „Das Mittelmeer muß wieder ein lateinischer See werden,“ hat nicht den erwünschten Eindruck gemacht. Man erkennt zu deutlich, daß das nichts Anderes war, als das Mittelmeer zu einem französischen See machen, wohin ja oft gestrebt ist. Sobald die Macht Englands aus diesen Gewässern hinaus geworfen sein sollte, wäre es mit der Unabhängigkeit Italiens vorbei. Dann gliche Italien einer Familie, die wohl den Corridorschlüssel hat, aber den Hausschlüssel nicht. Dann wäre Italien unter steter Bedrohung mit französischer Uebermacht, was zu verhindern auch in Deutschlands handgreiflichstem Interesse liegt. Den einen Schutz Italiens bilden unsere Armeecorps an den Vogesen, den anderen die Mittelmeerflotte Englands. Erst beides zusammen gibt dem Gewölbe seinen Schluß.

Ganz neuerdings hat die Frage des Gleichgewichts im Mittelmeere noch nach einigen Richtungen eine bedeutsame Erweiterung erfahren. Spanien ist durch den amerikanischen Krieg schwer mitgenommen worden und auf absehbare Zeit wohl außer Stande zu größerer Kraftentfaltung. England hat sich durch den südafrikanischen Krieg unermeßlich geschadet. Nicht nur ist die Minderwerthigkeit seiner Wehrkraft zu Lande noch viel ärger zu Tage getreten, als irgend Jemand es vermuthete, sondern es hat sich auch durch diesen kleinen Krieg so die Hände gebunden, daß es jede andere politische Verwicklung ängstlicher meiden muß als jemals. Geriethe es in einen europäischen Krieg, so würde die Eroberung der Burenrepubliken sofort hinfällig sein und aller Wahrscheinlichkeit nach auch Capland verloren gehen. Daher ist England mehr als je genöthigt, unerwünschte Dinge gehen zu lassen. Das hat sich Frankreich mit Bezug auf Marocco zu Nutze gemacht. Die Beherrschung ganz Nordafrika's ist immer ein Ziel der französischen Politik gewesen. In Tunis hat man es erreicht, in Aegypten zu schmerzlichem Bedauern verfehlt. Tripolis, auf das Italien noch hofft, hat eine geringere Bedeutung, zumal seit im Anschluß an die Erledigung der Faschoda-Angelegenheit ein großer Theil des im Bereich der tripolitanischen Karawanenstraßen gelegenen Sudans, nämlich

Wadai und Bornu, durch englisch-französischen Vertrag an Frankreich gekommen sind, während England sich Darfur vorbehalten hat. Noch ist Marocco übrig, ein seltsamer Staat; das Land besteht aus Wüste, Hochplateaus und fruchtbaren, wohlbewässerten Thälern, die Cultur ist auf dem allgemeinen arabisch-orientalischen Niveau, das Staatsregiment in tiefem Verfall, vollends seit dem vor einigen Jahren erfolgten Thronwechsel. Dieses Zusammentreffen von Umständen kommt Frankreich gelegen. Es hat nicht nur die von Marocco fast unabhängigen, tief in die Sahara eingebetteten Tuat-Oasen besetzt, sondern auch die entschieden zu Marocco gehörigen Tafilelt-Oasen am Atlas. Außerdem hat es den scherifischen Staat mit einer Entschädigungsforderung gedemüthigt. Eine Partei in Frankreich wollte, daß die Gelegenheit, vor Allem die Lähmung Englands, benutzt werde, um die französische Herrschaft über ganz Marocco zu erstrecken. Dazu hat man in Paris aber einstweilen nicht den Muth gehabt, weniger Englands wegen, als weil die Unterwerfung von 7—8 Millionen fanatischer Mohammedaner zu viel französische Streitkräfte absorbiren könnte, zumal man auch eine Ausbreitung der religiösen Erregung auf Algier und Tunis zu fürchten hat.

Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Die Erwerbung Tanger's ist ein überaus wichtiges Ziel. Sie würde mit einem Schlage Frankreich zu einer mit England gleichberechtigten Macht an den Säulen des Hercules machen. England hätte seine dominirende Stellung an der Meerenge mit ihm zu theilen, und in jedem Kriege, in dem England neutral wäre, hätte Frankreich den Schlüssel zum Mittelmeer in der Hand. Diese Aussicht ist um so beunruhigender für England und Italien, als der Führer der spanischen Conservativen, Silvela, jüngst mit dem eindringlichen Rath hervorgetreten ist, Spanien solle in der Lösung der maroccanischen Frage mit Frankreich zusammengehen, ein Rath, der vorerst bei Silvela's Landsleuten freilich heftigen Widerspruch findet.

Es ist indeß noch viel zu optimistisch, wenn man annimmt, daß die Erwerbung Tanger's Frankreich nur zum ebenbürtigen Nebenbuhler Englands an der Straße von Gibraltar machen würde. In Wahrheit ist die afrikanische Position besser als die gegenüberliegende europäische. Bis vor wenigen Jahrzehnten konnte Gibraltar als jeder Beschießung vom Lande aus entrückt gelten. Inzwischen ist die Welt in den Besitz von Kanonen gelangt, welche mehr als das Doppelte der Entfernung zwischen dem spanischen Algeciras und Gibraltar (8 Kilometer) beherrschen. Belagerungsgeschütz, das rund um Algeciras herum zu installiren ist, kann Stadt und Hafen von Gibraltar in Grund und Boden schießen. Nun ist zwar auch die englische Position im Besitz stärkster Geschütze; aber bis es diesen gelingt, plötzlich demaskirte Batterien zum Schweigen zu bringen, kann der Hafen, können vor Allem die empfindlichen Trockendocks sammt etwa darin liegenden Schiffen vernichtet sein. Panzerschiffen (außer im Trockendock) kann man wohl wenig anhaben, alles Andere ist rascher Zerstörung ausgesetzt. Solche Schattenseiten hat Tanger nicht. Es ist von keinem gegenüberliegenden Ufer zu beschießen. Allerdings hat es nur eine offene Rhede, aber diese kann durch Molenbauten in einen Hafen verwandelt werden. So lange England im Stande ist, eine solche Anlage durch sofortige

Entsendung eines Panzergeschwaders und durch dessen Geschützwirkung zu demoliren — in dieser Beziehung ist Tanger ungleich schwächer als Bizerta —, kann ihm der maroccanische Hafen nicht gefährlich werden. Ist das nicht mehr der Fall, — dann allerdings! Aber welches andere Land hätte ein Panzergeschwader, um, falls England neutraler Zuschauer ist, Tanger unschädlich zu machen? Deutsche Blätter haben ausgesprochen, uns könne es ganz gleichgültig sein, ob Frankreich Tanger nehme oder nicht. Diese Ansicht bedarf hiernach keiner Widerlegung. Hat England Mittelmeer-Interessen, weil es Gibraltar und Malta besitzt? Oder behauptet es diese Plätze zum Schutze seiner Mittelmeer-Interessen? Haben wir keine Mittelmeer-Interessen, keinen Handel, keine Schiffahrt mit dem fernen Osten, keine Verbündete am Mittelmeer, deren Existenz von der Erhaltung des Gleichgewichts der Kräfte abhängt?

England hat sich lange in dem Gefühl vollkommener Sicherheit gewiegt. Seine mächtige Flotte, seine Kriegshäfen Malta und Gibraltar schienen ausreichend, um jedes Angriffs zu spotten. Jetzt machen sich andere Auffassungen geltend. Die Flotte hat gleichzeitige Aufgaben an vielen Punkten der Erde, sie kann sich nicht auf das Mittelmeer und den Kanal concentriren; die Möglichkeit, mehreren verbündeten Seemächten gegenüberzustehen, muß ins Auge gefaßt werden. Dabei steigt das zu schirmende Object, die Freiheit der Schiffahrt nach dem fernen Osten, täglich im Werthe. Von den beiden Kriegshäfen, die zur Stütze der englischen Mittelmeermacht bestimmt sind, ist Malta der stärkere. Seine Inselstellung entrückt es allen Angriffen, außer von Schiffsbord aus. Selbst diese sind an den Süd- und Westküsten der drei Inseln (Malta, Gozzo und Comino) wegen der steilen Felswände unmöglich. Der eigentliche Kriegshafen, La Valletta, an der Nordostküste, liegt auf einer Landzunge zwischen zwei Buchten, die die Häfen Marsascirocco und Porto Grande bilden. Er ist durch mächtige Landbefestigungen, die in den Forts St. Elmo und Victoria gipfeln, gesichert und hat geschützten Ankerplatz für eine sehr große Flotte. Trockendocks bieten verwundeten Schiffen Gelegenheit zur Herstellung. Arsenale und Kohlenstationen entsprechen der strategischen Bedeutung der wichtigen Centralstellung der englischen Seemacht im Mittelmeer. Da Malta nur 450 Kilometer, eine Seereise von etwa fünfzehn Stunden, von Bizerta entfernt liegt, so verwandte England in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Uebergang Tunesiens an Frankreich alle Aufmerksamkeit darauf, Malta uneinnehmbar zu machen, was auch gelungen sein dürfte. Bei Gibraltar liegt die Sache aus den schon geschilderten Gründen ganz anders. Es tauchte die Frage auf, ob man nicht das ganze Marineetablissement, um es etwaigen bei Algeciras aufzustellenden Batterien zu entrücken, auf die Ostseite des Felsens verlegen sollte, die nahezu als schußfrei anzusehen ist; die Möglichkeit, von der nördlich sich anschließenden spanischen Küste aus herüber zu schießen, ist nämlich minimal. Im englischen Parlament kam es darüber am 27. Juni 1901 zu eingehenden Verhandlungen. Es sprachen unter Anderen der jetzige erste Lord der Admiralität und seine beiden Vorgänger, deren einer im Cabinet der gegnerischen Partei gesessen hatte. Alle drei vertraten die Meinung, daß Gibraltar für das britische Weltreich von größter Bedeutung

sei und um jeden Preis so stark gemacht werden müsse, wie nur möglich. Der liberalen Regierung hat das Parlament für Gibraltar $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling bewilligt, der jetzigen $4^1/_2$ Millionen, zusammen rund 120 Millionen Mark. Diese sind gänzlich auf die Westseite verwandt. Man hat durch neue Molen einen wirklichen Hafenschutz geschaffen, reparaturbedürftigen Schiffen drei massive Trockendocks bereitet, ferner mit großen Kosten neue Felsengalerien erbaut und mit schwerstem Geschütz versehen. Endlich sind Arsenale geschaffen und die Kohlenstation ausgestaltet. Schon um die Flotte bis zum Ausbruch des Krieges auf ihrer Höhe zu halten, seien diese Hafenverbesserungen ganz unerläßlich gewesen. Die Ostseite komme durchaus nur in zweiter Linie in Betracht. Steil ins Meer abfallende Felsen geben keinerlei natürlichen Hafenschutz. Man müsse in einer Wassertiefe von fünfzig Fuß mit ungeheuren Kosten Molen bauen, um den primitivsten Schutz zu haben; das Gelände für Trockendocks und Hafenbetrieb müsse dem Meere abgewonnen, die ganze Ostseite in artilleristischer Beziehung erst hergerichtet werden, und endlich seien bombensichere Arbeiterwohnungen und ein Tunnel nach der Westseite herzustellen. Denn natürlich können feindliche Schiffe, namentlich Nachts, unbemerkt herankommen und großes Unheil anrichten. Zu berücksichtigen ist auch, daß die Ostseite von schweren Stürmen viel heimgesucht ist, so daß nicht einmal immer eine sichere Einfahrt verbürgt werden kann. Daher sind denn in allseitigem Einverständniß alle verfügbaren Mittel auf die Westseite verwandt, während die Ostseite unverändert geblieben ist. Dem hat denn auch das Oberhaus einmüthig zugestimmt; die Opposition hatte keinen Erfolg.

An dem Entschluß der Regierung und des Parlaments, Gibraltar mit allen Kräften auf der Höhe der Zeit zu halten, ist also nicht zu zweifeln. Ob man im Stande sein wird, die Meerenge zu beherrschen, das hängt von Weltverhältnissen ab, deren Gestaltung sich noch nicht übersehen läßt, und sodann von zwei concreten Vorbedingungen: von der wirksamen Neutralität Spaniens in einem etwaigen Kriege und von der Ueberlegenheit der englischen Flotte im Mittelmeer. Als schwerwiegender Umstand kommt sodann hinzu, ob die übrige Territorialhoheit an der bedeutsamen Meerenge in den Händen schwacher Staaten, wie Spanien und Marocco, bleibt oder ob neben ihnen sich eine so wichtige Macht wie Frankreich, die erste Seemacht nächst der englischen, installirt. Italien wird denken: steht schon einmal eine Wache an diesem für mich wichtigsten aller Seethore der Welt, so möge sie lieber von einem präsumtiven Freunde bezogen sein, von derjenigen Macht, die gleich mir ein brennendes Interesse an der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Mittelmeer hat und die gleich mir darauf angewiesen ist, daß unsere Kräfte sich gegenseitig decken. Deutschlands Interesse ist entfernt nicht so groß, wie dasjenige Italiens, aber es fällt in dieselbe Richtung, und — Italien ist unser Bundesgenosse. Vor Allem: sollte jemals Frankreich in der Lage sein, durch eine herrschende Stellung im Mittelmeer Italiens Flotte lahmzulegen, so könnte es im Falle englischer Neutralität seine ganze Mittelmeerflotte in der Nordsee verwenden, d. h. gegen Deutschland.

Aus der römischen Campagna.

Streifereien durch das alte Latium.

Von

Richard Voß.

II. Tusculum.

Aus dem Wirrsal der Geschichte Tusculums treten mit scharfer Contour vier Epochen hervor: Tusculum unter den mystischen römischen Königen; Tusculum während der Republik, während der ersten Imperatoren und des frühen Mittelalters.

Durch Jahrhunderte waren die ersten Tusculaner nichts Besseres als ein Haufe von latinischen Ackerbauern und Hirten, eine Horde von mehr oder minder raublustigen wilden Gesellen. Auf dem hohen, nach allen Seiten hin steil abfallenden Lavakegel eines erloschenen Vulcans hatten sie sich verschanzt. Der Platz war vortrefflich gewählt. Auf der einen Seite beherrschte der feste Ort die römische Ebene, auf der anderen das enge Thal, welches den tusculanischen Höhenzug von einem zweiten zertrümmerten Krater scheidet. Rings um die Arx lagen Felder und Weiden; und ringsum befanden sich andere zahlreiche Hirten- und Raubstaaten, gegen welche die Tusculaner auf ihrer unzugänglichen Klippe sich hartnäckig vertheidigten; mit denen sie Frieden machten, um sie sehr bald von Neuem zu bekämpfen. Dieser Wechsel von Freundschaft und Fehde währte so lange, bis die Latiner, von Völkerschaften fremder beutegieriger und streitlustiger Stämme: den benachbarten Hernikern und Aequern, bedroht, unter einander einen Bund schlossen.

Wenn die Leute von Tusculum von ihrem Fels Umschau hielten, sahen sie auf die dreißig Städte dieses Bundes herab, die entweder zwischen Sumpf und Weide oder hoch darüber auf schwer zugänglichem Lavakegel durch das weite Land zerstreut lagen. Aber an jener Stelle, wo der Tiber an sieben Hügeln vorüber seine blonde, schlammige Fluth dem Meere zuwälzte, ruhte noch die unberührte jungfräuliche Wildniß . . .

Und die Tusculaner erblickten gegen Süden das schimmernde Gestade, an welchem ihr griechischer Ahnherr in den Armen der argen Zauberin geruht hatte. Sie erblickten in derselben Richtung, aber sehr nahe ihrem Hügelgebiet, die tiefe, quellendurchfurchte Schlucht des Haines, in dessen Schatten die latinische Eidgenossenschaft ihre Feste feierte. Sie erkannten die „heilige Straße", die von jener Stätte aus am Rande eines tiefen, düsteren Kratersees zu der ehrwürdigen Hüterin des Bundes: der langen, leuchtenden Alba, hin führte und den schönen Berg emporzog, dessen Gipfel der Tempel des Jupiter Latialis krönte.

Dann trug es sich zu, daß nomadisirende Hirten auf einem Hügel am Tiber Hütten sich bauten. Es waren trotzige, starke Gesellen, die von giftigen Fieberdünsten sich nicht vertreiben ließen, die weder Morast und Wildniß noch ein Feind schreckte.

Diese kühnen Männer gründeten Rom. Da sie von überaus gewaltsamer und räuberischer Art waren, brachten sie ihre junge Colonie schnell zu großem und gefürchtetem Ansehen. Aus dem wüsten Hirtenstaat entwickelte sich eine Monarchie, deren „Könige" indessen nur die Oberhirten waren. Es gab deren gute und schlechte, fromme und gottlose, weise und grausame. Ein sehr bösartiger Herdenkönig war der Etrurier Tarquinius, dessen Ehrgeiz nach der Herrschaft über alle übrigen kleinen Herdenstaaten strebte. Um sie zu unterjochen, verband er sich zunächst mit der Genossenschaft, die ihm als die bedeutsamste erschien, und das war das hohe und feste Tusculum.

Dem vornehmsten der Tusculaner, Octavius Mamilius, gab Tarquinius die eigene Tochter zur Frau. Aber die Römer empörten sich wider das fremde Geschlecht, verjagten den Gewaltherrscher, den letzten der Könige Roms, und dieser floh zu seinem Tochtermann auf die Burg von Tusculum. Sogleich versammelte Mamilius die streitbare Jugend der dreißig Städte, um gemeinsam gegen die bereits ebenso gefürchteten wie verhaßten Römer zu Felde zu ziehen. Das Latinerheer lagerte bei dem kleinen Kratersee Regillus, auf dessen todten, schilfumwachsenen Wasserspiegel die Leute von Tusculum gerade unter sich hinab blickten. Dort kam es zur Schlacht. Vor ihren Augen wurden die Latiner geschlagen — freilich kämpften für die Römer die Himmlischen selber. Dieser für die römische Republik und ihr künftiges absolutes Herrscherthum entscheidende Sieg wurde den in der Stadt Zurückgebliebenen unter dem palatinischen Hügel durch eine glanzvolle Erscheinung des göttlichen Dioskurenpaares verkündet. So erhielten Kastor und Pollux auf dem Forum einen Tempel errichtet.

Aber nicht nur, daß die immer gewaltiger werdenden Römer mit den Tusculanern sich vollkommen versöhnten — die Stadt des Enkels der Venus wurde mit der Stadt des Sohnes des Odysseus gleichsam verschwistert. Das sonst so treulose Rom hielt Tusculum in hundert Drangsalen und Nöthen eine fast legendenhafte Treue. Um den Tusculanern gegen die Aequer beizustehen, wurde Cincinnatus von seinem armseligen Acker am Tiber geholt, und durch Jahrhunderte waren die Feinde des kleinen Tusculum die Feinde des gewaltigen Rom.

Aber Tusculum ertrug nicht Roms großmüthige Freundschaft: heimlich verbündete es sich gegen Rom mit den Volskern. Die Römer entdeckten den Verrath und schickten, um ihn zu ahnden, ihren großen Camillus ab. Die Tusculaner fühlten sich dem mächtigen Feinde gegenüber, den sie aus Roms Thoren abziehen sahen, verloren und nahmen ihre Zuflucht zu einer List ... „Als Camillus mit dem Heere der Tusculaner Gebiet betrat, blieben Alle bei ihren Feldarbeiten, und Niemand griff zu den Waffen; ja, die Thore der Stadt und der Burg blieben offen, die Bürger eilten den Römern zum Willkomm entgegen und schickten reichlich Lebensmittel in das Lager. Camillus glaubte Anfangs, dies sei eine Kriegslist, die einen Hinterhalt verberge; deshalb ließ er sein Lager vor der Stadt aufschlagen. Er allein ging hinein. Da fand er aber die Hausthüren und Waarenläden offen; da sah er in den Werkstätten, in den Läden freies Gewerbe und häusliche Thätigkeit wie im tiefsten Frieden. Dies entwaffnete ihn. Er veranlaßte darauf die Tusculaner, nach Rom zu gehen. Dies geschah. Der Senat setzte keinen Zweifel in des Camillus Bericht, untersuchte nicht weiter und gab den Tusculanern nicht allein Frieden, sondern auch kurz darauf das römische Bürgerrecht ..." So wurde Tusculum eine römische Stadt.

Es erfolgt der Einbruch der Gallier, die Schlacht an der Allia, die Niederlage der Römer und die Einäscherung Roms. Auch Tusculum wird von den Galliern zerstört. Jetzt fällt die undankbare Stadt öffentlich von Rom ab und schließt sich der großen latinischen Liga gegen Rom an. Am Vesuv kommt es zur Schlacht, und die Latiner werden auch dieses Mal geschlagen. Alle anderen besiegten Bundesstädte erfahren Roms Rache — gegen das verrätherische, geliebte Tusculum zeigt es sich milde.

Von der Magie, mit der die Mutter von Tusculums Gründer den göttlichen Dulder Odysseus umstrickt hatte, breitete sich ein Zauber aus über die hochragende Stadt am Saum der großen römischen Ebene: sie wurde von Göttern und Menschen geliebt. Bereits zur Zeit der Kriege Sulla's war Tusculum ein Ort bacchischer Lebensfreude. Mit Begeisterung schildert schon Strabo die Schönheit der Stätte und die Pracht ihrer Villen.

Unter den vielen Großen, die zur Kaiserzeit ihr wonniges Tusculum besaßen, befindet sich eine Gestalt, deren einsame düstere Silhouette auf jener leuchtenden Höhe einer dämonischen Erscheinung gleich wirkt: der tragische Schatten des zweiten römischen Kaisers! ... Des Cäsars Wahnsinn brach aus, und Tiber kerkerte sich selbst auf einer Klippe im Meere ein. Von seinem ganzen ungeheuern Reich forderte er für sich einzig und allein ein winziges Eiland, daraus er eine Insel der Seligen — einen Ort des Seufzens und Sterbens schuf. Nie mehr ging er von Capri nach Rom. Aber er sah Rom von seiner tusculanischen Villa aus wieder. Sie lag auf einem Abhang nach dem Meere zu und beherrschte sowohl den Blick nach dem Mons Albanus wie hinab auf die Campagna. In dicht verschlossener Sänfte ließ sich vom Algidumthal her der greise Imperator den steilen Berg hinauf tragen, deren Pflaster aus Basaltblöcken zum Theil heute noch vollkommen unbeschädigt ist. Gelangten die Träger auf die Höhe, wo hart am Weg der säulengetragene

prächtige Porticus der Cäsar-Villa lag, so mochte es wohl geschehen, daß Tiberius die Vorhänge aus kaiserlicher Purpurwolle zurückschlug und herabsah auf Rom, wo er ein glänzender Jüngling, ein weiser Regent, ein großer Imperator gewesen — wo er ein einsamer Mensch, ein hassenswerther Despot, ein sinnverwirrter Dämon geworden.

Noch einen anderen Kaiser versetzt eine tusculanische Legende auf diesen paradiesischen Hügel und läßt ihn von dort niederblicken auf Rom . . . Als die Stadt in Feuer aufging, befand sich Nero in seinem Geburtsort Antium. Um das Flammenschauspiel des gewaltigen Brandes wie ein Kunstwerk zu genießen und dabei, von glühendem Purpur umloht, den Brand Trojas zur Laute zu singen, eilte der Sohn der Agrippina nach Rom. Jedoch so mächtig war seine Gier nach dem Anblick der brennenden Stadt, daß er seinen Wagen von der ebenen Straße abweichen und die Pferde über Arricia auf der Höhe dahin rasen ließ. So gelangte Nero nach Tusculum, gerade bei Anbruch der Nacht, welche der Brand Roms zum Tage machte. Auf der Terrasse der Tiberius-Villa stand der Imperator und sah voller Entzücken zu seinen Füßen die Feuerwogen sich wälzen; denn es war, als brannte nicht Rom, sondern die Erde.

Beinahe zwei Jahrtausende später sollte auf diesen selben Höhen wiederum die Gestalt eines römischen Herrschers stehen: hoch zu Pferd und ernsten Blicks auf die neue Capitale des neuen Königreichs Italien — des einen Italiens — herabschauend: Victor Emanuel!

Durch alle die folgenden Jahrhunderte erleidet jetzt Tusculum das Schicksal Roms, welches nach dem Fall des abendländischen Kaiserreichs Heruler, Ostgothen und andere Barbarenvölker zerstörten. Immer wieder in Schutt und Asche gelegt, erhebt es sich fort und fort von Neuem, bis es im neunten Jahrhundert durch die Grafen von Tusculum eine weltgeschichtliche Bedeutung erhält. Das gewaltige Adelsgeschlecht setzt auf den Thron des Apostelfürsten eine Reihe von Stellvertretern Christi, in deren göttlichen Gestalten es nicht allein Rom, sondern den ganzen christlichen Erdkreis beherrschte. In diesen Zeiten ereignet es sich, daß Rom bis zur Vasallin Tusculums herabsinkt, welches in seinem Siegesrausch das Undenkbare sich erdenkt: Rom soll aufhören, Rom zu sein, und Tusculum soll zu Rom gemacht werden und zur „ewigen Stadt!“ — Caligula's rasendes Hirn hat nicht tollere Phantasien geboren.

So wurde denn Rom die Todfeindin Tusculums. Es war im Jahre 1191 am 1. April, daß die maßlos entnervten Römer mit dem Hohenstaufen-Kaiser Heinrich VI. einen Pakt schlossen: Der Deutsche sollte die verhaßte Stadt für sie erobern! Dieses geschah durch ein sehr unrühmliches Vorgehen der deutschen Heere. Gewissermaßen im Schlaf wurde die Stadt überfallen, wurden die Bürger niedergemetzelt, wurde das besiegte zermalmte Tusculum an das haßerfüllte, rachegierige Rom ausgeliefert. Unter wildem Frohlocken zog eine Menge Volks nach den wonnevollen Höhen, welche einstmals Roms Lebensfreude im Marmorglanz zu den Göttern aufstrahlen ließen. Wie eine Meute blutgieriger Hunde warfen sie sich auf das gefallene Wild.

Sie errichteten einen Triumphwagen, beluden ihn mit den Trümmern, führten diese im Siegeszug nach Rom und auf das Capitol, wo sie, mit gesättigtem Haß auf den Schutthaufen deutend, jauchzten: „Seht, dieses ist Tusculum!“

So hat denn vor allen Nationen gerade der deutsche Besucher des herrlichen Ruinenberges Ursache, Tusculums unrühmliches Ende zu beklagen.

Dieses sind die Bilder, die aus der Galerie tusculanischer Landschaften dem Auge und Gemüth des Schauenden am tiefsten sich einprägen:

Die Gräberstraße. Aus der Oede des Molarathals kommend, zieht sie sich, von der alten Via latina abzweigend, den kahlen Berg hinauf. Nichts Lebendes ist zu sehen. Nur Wildniß und Kirchhöfe. Zu beiden Seiten des Weges Grabstätten, Columbarien, Grüfte. Sie sind von gierigen Händen, die unter den Todten nach Schätzen suchten, aufgerissen und durchwühlt. Die Nischen, welche die Aschenurnen bargen, füllen Blumen und Unkraut; Blaudrosseln nisten darin. Der Marmor, der den Tumulus umhüllte, liegt zerstückelt wie die Fetzen eines Prachtgewandes am Boden. Den Eingang zur entblößten Sargkammer hüten verwitterte Cypressen. Noch steht auf dem Stein in tief gegrabenen Lettern zu lesen, wer der Todte war, dem hier ein Grabmal „für die Ewigkeit“ errichtet ward.

Auf den bläulichen spiegelglatten Plastersteinen, in deren Ritzen kein Gräslein sich einzwängen kann, steigt der Wanderer gedankenvoll aufwärts, umgeben von einer Landschaft, welche die Illustration zu manchen Abschnitten der Bücher des Livius bildet. Er sieht hinab auf das große Schlachtfeld Roms, wo jeder fußbreit Bodens mit Blut gedüngt worden ist. Trostlos ist hier die Welt, als hätte der rothe heiße Strom, der dieses Thal während vieler Jahrhunderte durchfluthete, alles Leben der Scholle ertränkt. Und doch, welche Schönheit ringsum! Allerdings ist es die Schönheit der antiken Tragödie. An Sophokles muß man denken und an Aeschylos. Sie hatten dort oben ein hellenisches Theater. In dieser Landschaft diese Dichtungen aufgeführt! ... Einem schimmernden Wolkengebilde gleich, lagert im Hintergrunde das Volskergebirge über dem baumlosen Hochthal, dessen Schweigen einzig nur der heisere Schrei der kreisenden Falken und das klagende Blöken weidender Heerden unterbrechen, diese typischen Stimmen römischer Einsamkeit.

An einer jungen Pineta vorüber, immerfort auf dem Basalt der alten Straße dahin, zu einem antiken Meilenstein und einem Kreuzweg auf der Höhe. Man steht über einem Amphitheater, das mit Substructionen und Sitzreihen in die Tiefe gesunken zu sein scheint. Eine üppige Pflanzenwelt füllt diese Stätte blutiger Spiele. Kirschbäume und Akazien wachsen längs dieses mächtigen Blumenrandes, und zur Blüthezeit entsteht hier ein glanzvoller Hain, der einen betäubenden Wohlgeruch ausströmt. Hier ist es, wo der aus dem Molarathal Aufsteigende zum ersten Mal und ganz plötzlich die gesegnete Schönheit Frascatis und das feierliche Bild der Campagna erblickt: hinter sich eine enge, wüstengleiche Oede — vor sich ein unübersehbares Reich, eine ganze Welt bedeutend.

Von dem Amphitheater, welches die Phantasie des Volkes „scuola di Cicerone" getauft hat, wieder zurück sich wendend und dem Hügelrücken zu, hat man den überraschenden Anblick eines steil abfallenden Feldes von Felsentrümmern. Es ist, als wäre hier der Berg geborsten und in gewaltigen Stücken auseinander gerissen, durcheinander geschleudert worden. Erst wer davorsteht, erkennt: was wie Natur erschien, ist Menschenwerk. Die Fundamente einer alten Villa sind es, die in ihrer Zerstörung den Eindruck eines Bergsturzes hervor bringen. Tiefer eindringend, empfängt den Erstaunten ein Labyrinth unterirdischer Gänge, Hallen, Kammern. Wo die Wölbungen eingestürzt sind, hat sich eine von der Sonne durchglühte Rankendecke über die Oeffnung gespannt. Von dem lebenden Teppich haben sich lange Gewinde gelöst und hängen als Festons nieder; die Wände sind in ihrer ganzen Höhe dicht mit dem feinen zarten Laube der Nymphenfarren umsponnen; wilde Callas steigen mit schlanken blassen Blüthen aus dem morastigen Boden, und ein unirdisches grünes Licht erfüllt die Grotten, wo der Fuß an zerstückte Marmorleiber stößt, und heftige Regengüsse Ornamente und Figuren antiker Mosaiken aufspülen.

Es sind die Ruinen der Villa Kaisers Tiber's . . .

Auf ebenem Platz, dort, wo einstmals das Forum gewesen, steht ein kleines seltsames Haus, dessen der Gespensterglaube sich bemächtigt hat. In die Mauern sind auf sehr bizarre Weise Trümmer und Fragmente des alten Tusculum eingelassen: Reliefs, Marmorhäupter, Marmorhände und -Füße — ganze Bildsäulen! In hellen Nächten heben die Wände an, sich gespenstisch zu regen. Sie bewegen, öffnen und theilen sich. Der Stein erschauert, athmet, gewinnt Leben, und bleiche Gestalten treten daraus hervor, immer mehr und mehr! Ein ganzer Kirchhof von auferstandenen Leibern ist's, als wäre das kleine Haus die Pforte einer gewaltigen Katakombe. Prätoren und Senatoren in feierlichen Staatsgewändern; vom Kopf bis zu den Füßen verschleierte Frauen; Priester und Priesterinnen. Süße Klänge von Cymbeln und Flöten durchzittern die Lüfte. Lautlos wallen die Erstandenen über die Flur, mit den geisterhaften Füßen die Blumenkelche streifend. Sie schweben durch die Ulmen, an deren Zweigen die aufbrechenden Knospen gleich einem Frühlingsschauer silberner Flocken hängen, ziehen in Procession in das griechische Theater und reihen sich auf den Sitzbänken, die im Halbkreis die Scena umgeben. Aber nicht die Antigone des Sophokles wollen sie dargestellt haben — Erdenfreude wollen sie schauen! Und plötzlich erfüllt die Scene ein Gewimmel nackter Gestalten, die zu der Musik in den Lüften einen bacchischen Reigen aufführen. Wie Strahlen leuchten die jungen schlanken Leiber im Mondlicht. Was sie tanzen, ist Lebenswonne; was sie sind, ist unsterbliche Schönheit. Da faßt die Schauenden ein gewaltiges Sehnen. Sie schnellen von ihren Sitzen empor, sie eilen hinunter, mischen sich mit den Bacchen. Vom Rausche des Daseins ergriffen, reißen sie von den Säulen schwarzbeerigen Epheu herab, kränzen sich damit das Haupt und jauchzen, des Gottes voll, das heilige „Evoë!" Wie vor Jahrtausenden glänzen die Wogen des thyrrhenischen Meeres, leuchtet der Gipfel des Mons Albanus herüber . . .

Plötzlich in der Tiefe Geläut von Kirchenglocken, dem im Theater ein lang gezogener stöhnender Klagelaut folgt. Das süße Flötenspiel verhallt, der selige Jubel verstummt, der himmlische Reigen hört auf. Die Scene wird einsam, und das Haus leert sich. In langem Zuge schweben Zuschauer und Acteure von dannen, immerfort von dem einen wimmernden Seufzer geleitet. Sie schweben empor zum Gipfel, wo den schimmernden Aether ein hohes Kreuz schwarz durchschneidet. Vor dem Kreuz reißen sie sich die Eppichkränze von den Stirnen und häufen sie um das Zeichen der Entsagung und des Leidens. Steine heben sie auf, werfen sie auf die jungen schönen Körper der Bacchen und heulen dazu: „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“ — heulen und steinigen so lange, bis die Scharen der armen Göttlichen hinsinken auf die herab gerissenen Gewinde.

Nach vollbrachter Buße begibt sich der Zug wieder hinab und zurück nach dem kleinen Hause, dessen geöffnete Mauern sie aufnehmen und von Neuem einschließen, Stein an Stein. Treibt dann am Morgen der Hirte seine Herde vorüber, so blickt er scheu auf die regungslosen blassen Gestalten. Alle waren in der Frühlingsnacht um die Geisterstunde lebendig gewesen — nur ein einziger Marmorleib hatte todt bleiben müssen: der Leib des jungen Weibes, das mit dem Antlitz aus dem Mauerwerk ragt, die Lippen zu qualvollem Stöhnen geöffnet, die Augen weit aufgerissen, den Blick starr vor Entsetzen darüber, daß sie sich dem Stein nicht zu entwinden vermochte — von Allen nur sie nicht!

Von dem grausigen Antlitz in der Wand des kleinen Hauses weiß der Hirt zu erzählen, daß es das Haupt einer Frau ist, die in ihrem Leben niemals das Kreuz hatte küssen wollen, sondern immer nur die Lippen schöner Jünglinge. Für diese Todsünde ward sie zur ewigen Haft im Marmor verbannt.

Tusculanischer Blumenzauber!

Es ist März — Frühling. Der Berg ist blau von Veilchen, von jenen großen purpurvioletten, starkduftenden Veilchen, die bereits Plinius gekannt und „viola tusculana“ genannt hat. Aus den Oliveten der Villen Falconieri und Tusculana steigt eine Fluth von Blumendüften herauf, höher und höher, bis sie die Trümmer der Tibersvilla, die Stätte des Forum, die Scene des griechischen Theaters überschwemmt hat und den braunen Felsengipfel umwogt. Zu diesem Frühlingslied der jungen Erde eine Symphonie von Lerchenjubel hoch oben in den Lüften! Dann ist auch die Zeit, wo aus Rom der Forestiere in langen Cavalcaden auf den einsamen Berg zieht, wo schon im Morgengrauen die römischen Veilchensucher droben eintreffen. Sie plündern die Höhen, tragen ihren Raub nach Rom auf den spanischen Platz, wo sie, auf die Blüthenhaufen weisend, den Ruf ihrer Ahnen wiederholen können: „Eccolo, Tuscolo!“

Wenn die Veilchenzeit vorbei, erlebt Tusculum eine Blüthenperiode nach der anderen. In allen Farben erglänzt der Berg. Der Mohn hüllt ihn in Cardinalspurpur ein; die Cistusrosen kleiden ihn schneeweiß, bis der Juni ihm aus blauen Wicken und dunkelrothen Disteln das prächtige Sommergewand

webt. Aber den Kaisermantel wirft Tusculum erst um, wenn nur das braune, in Felle gekleidete Volk der Hirten es sieht ... Wenn die Sonnengluthen in der Ebene Gräser und Blumen verdorren, beginnt der ganze Berg goldig aufzuleuchten von blühendem Ginster und den hohen feierlichen Blumendolden der Königskerzen. Ruinen und Fels strahlen. Es ist, als ob die Geister Tiber's und Nero's ein Blüthenbacchanal feierten. In der Tiefe brütet der schwere Brodem der Hitze, daraus der glanzvolle Berg aufsteigt wie ein Zauberfels aus Nebel und Rauch.

Erst im Herbst kriecht die Dürre auch hinauf nach Tusculum und versengt mit feurigem Odem alles Blühen. Erloschen stehen die Fackeln der Königskerzen. Es ist post festum! Wer jetzt den Berg ersteigt, versinkt bis zu den Hüften in dem dürren braunen Farrenkraut, durch welches große smaragdgrüne Eidechsen rascheln. Auf den Albanerbergen ruhen die Gluthen der herbstlichen Kastanienwälder wie dunkle Abendröthe, und das Antlitz der Campagna ist niemals so erhaben, wie um diese schwermuthsvolle Jahreszeit, wo sich das Land noch nicht von dem Wüstenhauch des Sommers und des Scirocco erholt hat.

An der ausgestorbenen Scene des griechischen Theaters vorüber, steigen wir durch fröhliche Haselstauden wieder hinunter. Auch hier alles Trümmer, alles Ruinen! Aber auch hier ist aus den Ruinen neues Leben erblüht — christliches, Gott wohlgefälliges, weltentsagendes, die Freuden der Erde verneinendes, asketisches Mönchsleben: Camaldoli! Es ist ein ganzes Dorf winziger Einsiedeleien, welches — gerade unter dem Kreuz von Tusculum — um eine stattliche Kirche sich angebaut hat, Gärten und Weinberge, Felder und Wälder hoch ummauert, damit kein profaner Fuß der geweihten Stätte sich nahe. In einem dieser Klösterlein lebte König Jakob III. von England; und unter Pius VII. wurden einmal sämmtliche frommen Väter von nicht minder frommen Banditen verjagt, die in dem schönen Heiligthum, bei den guten Likören, welche die Ehrwürdigen gar kunstvoll zu brauen verstehen, eine kleine Weile ein beschauliches Dasein zu führen gedachten.

Jetzt stört unter dem Kreuz von Tusculum nichts mehr den himmlischen Frieden, dessen Diejenigen, welche Gott in Klöstern dienen, bereits auf Erden theilhaftig werden. In ihren weißen feierlichen Gewändern wandeln sie aus ihren Zellen in die Kirche und aus der Kirche zurück in ihre Zellen, und denselben Weg schreiten sie so lange, bis sie in tusculanischer Lavaerde zu ihrer letzten irdischen Wohnstätte eingehen. Oft, wenn ich unter dem Kreuz von Tusculum lag, die Herrlichkeit der Welt zu meinen Füßen, weckte der dumpfe, in kurzen Zwischenpausen fort und fort sich wiederholende eintönige Schlag der Todtenglocke von Camaldoli mich aus meinem Traum, darin meine Seele auf den Ruinen Tusculums zu anderen Göttern betete, als Jene in der Tiefe da drunten.

Aus der Zeit Friedrich Wilhelm's IV.

Briefwechsel des Generals Gustav von Below.

Herausgegeben
von
Prof. Dr. **Georg von Below.**

2. Briefwechsel zwischen G. v. Below und E. v. Saucken=Tarputschen. Der ostpreußische Nothstand. Vorgeschichte des vereinigten Landtages. 1846/47.

G. v. Below an E. v. Saucken.

Im Begriff mich zu meiner Abreise von hier anzuschicken erhalte ich ein Schreiben von unserm guten Könige, welches ich Dir seiner Weisung gemäß in Abschrift mitteile, indem ich nur den Schluß weggelassen habe. Ich muß ihm diesmal Recht geben, daß ein Gesetz[1]), solange es noch besteht, pünktlich, ja dem Buchstaben nach befolgt werden muß. Aber damit bin ich nicht einverstanden, daß der betreffende § in dem Gesetz v. 1823 vernünftig ist. Im Gegentheil wird dieser Paragraph die Veranlassung werden, daß wahrscheinlich sämmtliche nächste Landtage darauf antragen werden, „daß man niemand bei Ausübung politischer Rechte frage, welchen kirchlichen Glauben er hat." Als daher Platen[2]) vor einiger Zeit die Dir bekannte Circulair=Aufforderung der Braunsberger Kreisstände bekam und mich befragte, ob die Sache sich eigene, daß die Stände unseres Kreises sich mit einer ähnlichen Petition an den König wendeten, sagte ich ihm, solange das Gesetz in seiner jetzigen Fassung bestehe, würde dies erfolglos seyn, dagegen schiene mir ein Antrag um Aufhebung jenes § ganz an der Zeit, und könne man sich dabei auf

---

[1]) Es handelt sich hier ohne Zweifel um § 5, Nr. 2 des Gesetzes vom 1. Juli 1823. Der Abgeordnete v. Saucken=Julienfelde stellte später auf dem vereinigten Landtage die Anträge: a) den Grundsatz gesetzlich auszusprechen, daß bei Ausübung politischer Rechte Niemand nach seinem Glauben zu fragen sei; b) daß in Uebereinstimmung mit diesem Grundsatz jenem Paragraphen eine veränderte Fassung gegeben werden möge. Vergl. Rauer, Verhandlungen des vereinigten Landtages von 1847. S. 210 und 221. Berlin 1848.

[2]) v. Platen zu Tillau war Landrath des Kreises Neustadt in Westpreußen, in dem Below begütert war. Platen erscheint später als Mitglied des vereinigten Landtages und auch des Frankfurter Parlaments (als Stellvertreter). Ueber seine oppositionelle Stellung auf dem vereinigten Landtag s. Treitschke, Bd. V, S. 642.

den Fall von Strachowsky[1]) berufen, was namentlich von mehr Erfolg seyn würde, wenn die nächsten Landtage es thäten.

Am wichtigsten scheinen mir für den Augenblick Petitionen aus allen Kreisen um Fortsetzung der angefangenen Chaussee-Arbeiten, denn wenn die Berliner Behörden nicht **bald** etwas thun, so kommen sie bei der bevorstehenden Misserndte der Kartoffeln mit ihren Maasregeln wieder zu spät[2]).

Sogar Dohna[3]) fand dies Sistiren der angefangenen Chaussee-Arbeiten und die Art und Weise, wie man sie unvollendet gelassen, unverantwortlich — denn nun wird man im Herbst überall stecken bleiben . . . . .

Lebe wohl — im Winter denke ich Dich in Berlin zu sehen.

Mit treuer Freundschaft Dein Schwager

Rutzau d. 16. Septbr. 1846. Below.

E. v. Saucken an G. v. Below.

Tarputschen den 6. 12. 1846.

Mein theurer Below!

Du nimmst Theil an den Zuständen unseres Landes, und Dein Herz sucht nicht durch Trugschlüsse und falsche Voraussetzungen sich zu verschliessen bei der Noth des Volkes. Du hast A. Below[4]) jüngst darum befragt, — deshalb schreibe

---

[1]) S. oben S. 108 (October-Heft). In der Liste der Mitglieder des vereinigten Landtages von 1848 wird Landschaftsrath v. Strachowsky zu Elditten (Provinz Preußen) als neu hinzu gekommen (gegenüber dem Jahre 1847) verzeichnet. Rauer, S. 747.

[2]) Ueber den Nothstand in Ostpreußen in dieser Zeit, mit dem sich die folgenden Briefe so eingehend beschäftigen, s. F. J. Neumann, Jahrbücher für Nationalökonomie. Bd. 59, S. 366 ff.

[3]) Der commandirende General in Königsberg.

[4]) Anton v. Below, Sohn des bekannten Führers der litauischen Dragoner in den Befreiungskriegen, geb. 1808, im Jahre 1846 Besitzer von Astrawischken bei Gerdauen. Er starb 1896 als Generalleutnant z. D. in Königsberg i. Pr. Am 2. December 1846 schreibt er an seinen Vetter G. v. Below (nachdem er um dessen Fürwort bei seinem beabsichtigten Wiedereintritt in die Armee gebeten) unter Anderem: „Die Noth unter der arbeitenden Classe, die unter keinem Herrn größerer Besitzungen ansässig sind, ist unbeschreiblich groß . . . Niemand nimmt diese Leute in Arbeit. Güter, die sonst fremde Arbeiter brauchten, entbehren sie leicht, weil die Dreschmaschinen viel Arbeitskräfte erübrigen. Jeder stellt Meliorationen so viel als möglich ein. Oeffentliche Arbeiten gibt es nicht. Gar keine Kartoffeln, der Roggen über 2 Thaler. Die ordentlichen Leute gehen in Verzweiflung herum nach Arbeit; die schlechten verzehren das Letzte und verlassen sich darauf, der Staat soll sie füttern . . . Dieses ist das Schlimmste der drei letzten Jahre. Wenn der Winter von 44 auf 45 auch ebenso war, so hatte doch Jeder noch etwas zuzusetzen . . . Der Winter von 45 auf 46 war nicht so schlimm, weil die Kartoffeln sehr gut gerathen waren. Jetzt aber hat der arme Mann nichts. Wenn man dazu rechnet, daß in manchen Gegenden, sowie besonders hier im Kirchspiel Muldzen, in einem Dorfe allein außer den armen Bauern noch bis fünfzig Einlieger-Familien sind, und deren Dörfer sind viele, so ist vorauszusehen, daß das Elend unermeßlich werden muß. Im Jahre 1845 habe ich an milden Beiträgen 1200 Thaler erhalten, und es glückte mir, damit so zu wirthschaften, daß ich 450 Familien sieben Monate lang nothdürftig unterhielt, indem ich Flachs kaufte, zum Spinnen gegen hohes Lohn austhat, ein Magazin anlegte, wo 700 Scheffel Roggen zum billigen Preise gegeben wurden. Den Erlös nahm ich wieder in den Betrieb, so daß ich die kleine Summe, die ich erhalten, bis auf 5000 Thaler-Einnahme und 5000 Ausgabe brachte, wo sie dann verloren war. Aber auf diese Weise hatte ich die Gemüther beruhigt, die Menschen nicht nur erhalten, sondern sie noch sogar fleißig und nicht, wie es anderswo geschieht, arbeitsscheu gemacht und dadurch demoralisirt. Ich habe mit dem Oberpräsident gesprochen und erfahren, daß in diesem Jahre nichts geschehen soll. So sehr ich damit einverstanden bin, daß das früher angewandte

ich es Dir, daß die Noth schon jetzt eine noch nicht gekannte Höhe erreicht hat und riesenhaft — unüberwindbar zunehmen wird, wann nicht Vorsorge und Hülfe eintritt. Die Noth ist nur in den Dörfern, vorzugsweise in den Königlichen, und dennoch hat die Verwaltung noch gar nichts gethan und scheint auch nichts thuen zu wollen. Der Ober-Präsident Bötticher[1]) hat zu vielen Personen es geradezu gesagt, daß der Staat dies Jahr nichts thuen, das Land sich selber überlassen würde; aber auch selbst hiebei geschieht nichts, es wird die Art und Weise nicht angegeben und noch weniger kräftig durchgeführt. Die Hände in dem Schooß in Lust und Behaglichkeit fortgelebt, läßt man Menschen — Mitchristen — Unterthanen des gepriesenen preußischen Staats des jammervollsten Hungertodes sterben. Kirchen werden gebaut, neue Prediger werden angestellt, aber Christi Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“ und alle die herrlichen[2]) in diesem Geiste nicht befolgt. Bötticher soll sogar geäußert haben, unser milder und weicher König hätte im Zorn über das verunglückte Resultat des Kartoffel-Ankaufs erklärt, er wolle von der Provinz nichts mehr wissen — und überließe sie ihrem Schicksal. Als wenn die Armen, die Nothleid'enden, für die Unbehülflichkeit und Ungeschicklichkeit der Behörden in Ausführung einer Maasregel, die unglaublich hätte nützen können und trotz tausend Mißgriffen immer noch genützt hat, und für schlechte Handlungen einzelner Personen etwas könnten und sie, die Unschuldigen, dafür büssen sollten! Wie durch solche Äußerungen die Liebe und das Vertrauen zum Könige erschüttert wird, das wird von diesen einseitigen Naturen nicht erkannt, und wahrlich, es kostet Mühe, solche Äußerungen in ihren Folgen unschädlich zu machen. Unser König wird auch bald ausrufen können: Gott schütze mich vor meinen Freunden u. s. w. — denn diese Leute geben sich dafür aus und bilden sich auch ein, es zu sein, und wissen nicht, daß sie die gefährlichsten Feinde des Königlichen Ansehens sind. Man hört auch Stimmen — Wrangel sagte mir, daß sie in Berlin laut würden —, man müsse eine Provinz aufgeben, die so oft und so viel den Staatskassen koste, — möge sie aussterben, zur Einöde und Wüste zurück gehen! Kann man so etwas wohl von andern Menschen als höchstens von solchen glauben, die nie aus Berlin herausgekommen sind und mit ihren Maulwurfs-Augen nie über ihren grünen Tisch hinweggesehen haben? Abgesehen von dem Unmenschlichen, rein Barbarischen, Unklugen, Unpolitischen, beweisen sie noch gänzlichen Mangel an allen Kenntnissen der bestehenden Verhältnisse. Die Provinz hat einige Millionen gekostet, — gleich soll sie aufgegeben werden. Der Provinz könnte nichts Glücklicheres kommen, als daß man sie abgesondert für sich verwalten ließ. Sie wird gerne auch sofort (durch ein Anlehn) alle gezahlten Summen zurück erstatten, nie etwas von Berlin fordern, vielmehr jährlich gerne noch eine nahmhafte Summe zur Verwendung für die Central-Regierung, auch ihre Jünglinge und Männer zur Vertheidigung ihres Königs und Vaterlandes liefern und bald ein reiches gesegnetes Land, mit Chausseen, Kanälen, tüchtiger Kommunal-Ordnung etc. etc. sein. Diese unwissenden Schreier wissen nicht, wie viel die Provinz, und im Verhältniß ihrer Bevölkerung und dergleichen wohl sicher am mehrsten im preußischen Staat, an baarem Gelde jährlich mehr abführt, als bei ihr davon ausgegeben wird. Man lasse es ihr und sie wird reich und nie Zuschüsse begehren, die lange lange noch nicht die früher eingezahlten Summen erreichen, oder man gebe ihr Berlin in ihrer Mitte und nehme das Doppelte von ihr und Reichthum, großer Reichthum wäre die nächste Folge. Doch genug — als Entgegnung solchen Unsinns fast wird gesagt, die Kommunen müßten sich selber helfen. Bei uns die Kommunen, die ohne Halt, ohne Ordnung, ein leblos, unbehülflich durch Uebelstände[3]), die ohne alle Macht

---

Fütterungssystem schrecklich ist, so wäre eine ähnliche Beschäftigung, die ganz unter der Hand eingerichtet werden könnte, doch gut ... Ich würde Dir nicht so viel darüber geschrieben haben, wenn ich nicht wüßte, wie sehr Du Dich für die Provinz interessirst.“

[1]) Nachfolger Th. v. Schön's im Oberpräsidium der Provinz Preußen.

[2]) Gebote. — [3]) So!

sie abzuwenden nicht vermögen, erdrückt, verarmt dastehen, die sollen auf einmahl ohne Mittel helfen. Woran grenzen solche Äußerungen? Ich mag es nicht benennen. Als die Getreide-Vorräthe plötzlich und gänzlich auf allen Punkten aufgeräumt wurden, wohin sie mit übertriebenen Kosten voriges Jahr gebracht waren, und nutzlos für die Armen, weil diese ohne Mittel nicht große Vorräthe zu erstehen im Stande sind, daher wieder den Spekulanten in die Hände fielen, schrieb ich dieserhalb an Bötticher, bath, nicht zu verkaufen, was man hätte und so sehr brauchen würde, schilderte ihm die zu erwartende Noth und legte ihm ernst nnd bestimmt den Hungertod und die moralische Entsittlichung des Volks auf sein Gewissen, wenn es auch nur durch Unterlassungs-Sünden herbeigeführt werde, und sagte ihm, ich würde ihn mahnen an meine Warnung zur Zeit. Was nützt es? Man will nicht sehen, betäubt sich, lügt sich vor, die Schilderungen wären übertrieben, um nur in behaglicher Ruhe nicht gestöhrt zu werden. Ich wollte mich um nichts mehr kümmern, was nicht meines Amtes ist, was nicht in meinem unmittelbaren Pflichtkreis liegt, auch keine Vorschläge machen; denn bekanntlich werden die beßten in schlechter Ausführung sogar schädlich, und was nachher schlimmes dabei hervortritt, an dem ist der Vorschlagende, nicht der ungeschickt Ausführende allein schuldig, ich wollte denen, die die Pflichten haben, auch allein die Sorgen überlassen. Da aber trat mir gar großes Elend aus der Nähe entgegen. Ein arbeitsfähiger und arbeitswilliger Vater nur noch für sich um Hülfe bittend, Frau und Kind schon dem Hungertode übergebend. Da bleibe ruhig, wer kann, ich nicht. Und als ich hineilte und mit dem Kirchspiels-Armenpfleger, Königlichen Berittschulzen und zugezogenen Arzte die Hütten des Jammers betrat und Elend über Elend fand, als mir der Armenpfleger und Berittschulz sagte, in andern Dörfern sehe es noch schlimmer aus, als Anton Below mir sagte, im Muldscher Kirchspiel wäre die Noth in gleichem Grade, nur noch umfangreicher — da sandte ich (nach augenblicklich gereichter Hülfe aber nur diesen wenigen Hungernden) eine Abschrift der Verhandlung über die gefundenen Zustände dem Landrath in Insterburg, der Regierung zu Gummbinnen, und da ich leider weiß, daß diesen Behörden von Berlin die Hände gebunden sind und sie wenig oder nichts werden thun können, so beschritt ich auch den Weg der Öffentlichkeit und sandte einen Aufsatz für die Zeitung nach Königsberg, ein Mittel, das manchmahl doch noch die Schlaf- oder Genußtrunkenen — oder die verknöcherten Herzen aufregt. Ich sende Dir beiliegend eine Abschrift des Zeitungs-Artikel. Hältst Du es für die Armen vortheilhaft, so laß ihn getrost mit meiner Unterschrift auch in die Vossische Zeitung einrücken oder gieb ihn den König und wem Du sonst willst — wenn Du nur Theilnahme weckst und Trost bringst in die Jammerstätten der Noth. Auch mit diesem Briefe thue was Du willst, ich gebe mich gern preis, wenn dadurch nur Hülfe den Leidenden wird. O! könnte ich die Herrn in Berlin, die so viel von der christlichen Liebe reden und sonntäglich in die Kirche gehen, in Stelle deren nur in die Wohnungen des Jammers, zu den Brüdern in Christo führen — wahrlich sie könnten da einen besseren Gottesdienst halten und ihre Herzensfrömmigkeit besser durch Thaten als durch bloßen Lippendienst und eine todte stumpfe Zerknirschung beweisen — und sie würden es auch thun; denn ihre Herzen können noch nicht durch den todten Dienst ganz Stein geworden sein, und sie könnten auch als Rathgeber unseres Königs diesem nicht anders rathen, als Brodt den Hungernden zu geben und das Versäumte nachzuholen eingedenk des Spruches: welcher Vater kann wohl, wenn ihn sein Kind um Brodt bittet, ihm einen Stein geben!! Wenn man bedenkt, daß man ins Wasser oder ins Feuer springt, um einen Menschen zu retten, und daß der Staat dafür noch Auszeichnung giebt, so begreift man nicht, wie man Tausende schmälig untergehen, in brennendem Hunger umkommen sehen kann und die Hände ruhig im Schooße läßt und daß die nicht alle aufgehangen werden, denen die Beachtung dieser Menschen übertragen, deren Pflicht es ist, für sie zu sorgen, sie zu beachten und die sie retten können ohne Gefahr des Lebens, nur nicht ohne die,

sich unbeliebt in Berlin zu machen, dem eigenen Fortkommen vielleicht dadurch zu schaden. O! Schmach über Schmach! Du wirst meinen, ich bin zu sehr aufgeregt! ja aufgeregt bin ich — aber lange nicht so, als ich es bei solchen Zuständen sein müßte, ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht mehr thue, noch lebendiger für die Armen in die Schranken trete. Ich wälze aber jetzt ein Theil der mich drückenden Last auf Deine Schultern, mein Freund. Thue Du nun auch das Deine, bedenke was es gilt . . . . . .

Was wird denn aus unsern nächsten Landtagen? kommen alle acht in Berlin zusammen? ich glaube es noch immer nicht, wie auch nicht, daß wie man sagt bei des alten Boyens Abgang General Dohna Kriegsminister werden wird [1]), — für einen starken alternden Pfahl eine schwankende dünne Stütze, in bewegter Zeit, blos weil er Freund von Minister Thiele, Bodelschwingh, Eichhorn, Stollberg etc. und weil er fromm vom rechten Glauben ist! Dieses macht keinen guten Eindruck und ebenso wenig die Maasregel mit Krakau [2]). Einen Vertrag brechen heißt viele lockern, und wenn auch jetzt kein Krieg daraus folgen wird, so ist es doch ein Ereigniß, das ohne bedeutende Folgen nicht bleiben kann. Wie konnte man unserm König bei seinem Werthlegen auf Halten gegebener Zusagen dazu rathen!!!

Empfiehl mich und uns Alle, zu Denen nun auch mein Sohn Karl [3]) gehört (der eine dankbare Erinnerung für alle in Deinem Hause empfangene Güte wach erhält), herzlich und innig allen lieben Deinen und gieb bald Kunde von Dir und Euch und sonstigen Dingen Deinem E. v. Saucken.

G. v. Below an E. v. Saucken.

Berlin 13. Dezbr. 46.

Mein lieber Ernst.

Ich fand Deinen lieben Brief vom 6. d. M. gestern Abend hier vor, als ich vom Schloß zurückkam, wohin ich in der Absicht gegangen war, um zwei Berichte ähnlichen Inhalts wie den Deinigen dem König vorzulesen — ich war jedoch nicht dazu gekommen, weil, nachdem der König von 8 Uhr Morgens bis 11 Uhr Vortrag gehabt, [er] von 11—3 im Staatsrath gewesen und nun Nachmittags noch 3 Minister bei ihm waren.

Ich halte es für meine Pflicht, Deine Berichte den Ministern die dabei zu thun haben, Thile, Bodelschwingh und Duesberg, mitzutheilen, Du hast mir dazu die Vollmacht gegeben, und es ist vieles drin, was nicht ohne Wirkung bleiben kann — allein ich halte den Artikel für eine Zeitung ganz ungeeignet, und schreibe Dir schon heute, hauptsächlich um Dich zu bitten, den Artikel, so wie er da ist, **nicht** der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wenn Du rein mit kurzen schlagenden Worten gesagt hättest „— so ist die Noth, die Facta sind da, rasche Hilfe thut Noth, der Staat hat nicht die Mittel, überall Almosen zu spenden, wir wollen jeder in unserm Kreise Vereine zur Hilfe bilden, die wie vor zwei Jahren Arbeit den Arbeitsuchenden geben, wir geben soviel wir können und haben das Vertrauen, daß in den Domainen-Dörfern die Domainen-Verwaltung das Ihrige thun wird" — gegen einen solchen Artikel habe ich gar nichts — allein alles Uebrige, das gespenstige Gerücht, die stumpfen Pfeile etc. gehört nicht in einen

[1]) Die Absicht, Dohna zum Nachfolger Boyen's zu machen, bestand in der That. Freilich wurde, als Boyen, übrigens erst im Juli 1847, sein Abschiedsgesuch einreichte, Rohr sein Nachfolger. Meinecke, Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen. Bd. II, S. 589, Anm. 2.

[2]) Ueber die Einverleibung Krakaus in den österreichischen Staat und die Beurtheilung dieser Maßregel s. Treitschke, Bd. V, S. 545 ff.

[3]) A. v. Below schreibt (s. vorhin S. 268, Anm. 4): „Ernst Saucken hat seinem Karl das Vorwerk ‚Karlshof' geschenkt und ihn dadurch in die Kreisstände gebracht." Es ist der spätere Landtagsabgeordnete v. Saucken-Georgenfelde, Mitglied der Fortschrittspartei, gest. 1870.

Zeitungsartikel. Alles Aufregende gehört nicht in die Zeitung, wohl aber gehört Alles, was Du über die fehlende Communal-Ordnung sagst, in einen Bericht an die Minister, die seit 20 Jahren eine Communal-Ordnung[1]) verheißen und nachher abgeschlagen haben, weil sie den Märkischen Junkern nicht gefällt; denen unsere Landtage vor 15 Jahren schon die Nothwendigkeit dargestellt haben, in den Domainen-Dörfern des Regierungsbezirks Gumbinnen eine andere Polizei-Verwaltung einzurichten, und die erst jetzt, wo das Feuer auf den Nägeln brennt, Anstalt dazu machen. Dies Alles habe ich für meine Pflicht gehalten, heute Vormittag ohne Umschweife dem Minister Thile vorzuhalten. Wir sind etwas an einander gerathen, an vielem ist er unschuldig, namentlich an der verzögerten Communal-Ordnung und an der schon unterm Ministerium Alvensleben unserm Landtag gemachten Mittheilung, daß die Chaussee-Bau-Fonds auf 14 Jahre voraus consumirt seyen, — wir schieden als Freunde[2]), und er gab mir das Versprechen, daß er darauf antragen wolle, daß wiederum ein Paar Tausend Thaler zur Bildung solcher Spinn-Vereine in Eure Gegend geschickt werden sollten, und forderte mich auf, Duesberg und Bodelschwingh[3]) ebenfalls die ihm mitgetheilten Berichte vorzulesen (den Ausfall auf die Frommen habe ich nicht vorgelesen[4]) — er fragte auch nach keinen Namen —). Die Dummheit von Bötticher, solche Aeußerungen dort zu machen, sieht ihm ganz ähnlich, und die werde ich auch noch an den rechten Mann bringen.

Auch darin hast Du recht, daß es unverantwortlich ist, erst jetzt nach 1½ Jahren den Nothstands-Ausschuß zusammen zu berufen. Diesem Ausschuß liegt zweierlei ob, a.) Vorschläge für die jetzt zu leistende rasche Hilfe, b.) Ermittlung der Ursachen, warum in keiner Provinz die Noth so oft wiederkehrt. Zu diesem zweiten Punkt wäre es ganz an der Ordnung, wenn die Commission entschieden verlangte, daß man ihr eine Nachweisung der bei den Regierungs-Haupt-Cassen eingegangenen Steuern und der davon in der Provinz verausgabten Summen sowie der nach Berlin abgelieferten Ueberschüsse in den 30 Friedens-Jahren mittheilte. Allein um diese Uebersicht gehörig zu vervollständigen, wäre auch nöthig zu wissen, wie viel die Provinz an Salz-Steuer indirekt aufgebracht und wie viel sie z. B. an Consumtion zur Zucker-Steuer beigetragen, der in Magdeburg oder Berlin versteuert worden, aber auf der Landgrenze in die Provinz eingeführt wird, und wo also die Provinz auch den großen Topf der Grenz-Zölle mit anzufüllen geholfen hat. Ich hoffe, Platen, Dein Bruder und die Kaufleute in dem Ausschuß werden dies zur Sprache bringen.

Thile sagte mir, es sey wiederum für Chaussee-Bauten so viel, wie nur irgend hier entbehrt werden könnte, für Preußen angewiesen, nannte mir jedoch keine Summe. Schreibe mir doch, ob irgendwo in Eurer Gegend gearbeitet wurde und ob jetzt beim Frost gearbeitet werden kann? Wie weit ist die nächste Arbeits-Stelle von Euch? Ich sagte ihm, wenn man hier im August das Geld angewiesen und im Oktober bei dem selten schönen Herbst die Steine angefahren hätte, so könnten sie jetzt geschlagen werden.

---

[1]) Vergl. Treitschke, Bd. III, S. 768. — Materialien zur Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV. Heft 3, S. 24. Königsberg 1845.

[2]) Am Rande bemerkt Below: „Denn es ist ja eine durchweg edele Natur!"

[3]) Bodelschwingh antwortete auf ein Schreiben G. v. Below's vom 15. December am 24. December 1846 diesem, daß „die mit demselben mir gefälligst mitgetheilten Aufsätze über den Nothstand in einigen Kirchspielen Ostpreußens zuvörderst dem Herrn Oberpräsidenten Bötticher zur Aeußerung übersandt worden sind".

[4]) Auf dem Saucken'schen Brief vom 6. December hat Below verschiedene Rothstiftstriche angebracht, die offenbar andeuten sollen, was ihm zur Vorlesung geeignet bez. nicht geeignet schien. Unter Anderem sind die Worte „und mit Bötticher" (gegen den Schluß hin) in rothe Klammern eingeschlossen, also wohl nicht verlesen.

Im Staatsrath wird jetzt ein neues Toleranz-Edikt berathen, in welchem alle im Landrecht stehenden Paragraphen über Religions- und Gewissens-Freiheit wiederholt sind — ich hoffe, man wird nun damit auch die Verhältnisse der Dissidenten jeder Art und auch der Deutsch-Katholiken ordnen, damit sie auch auf den Landtagen erscheinen und alle politischen Rechte genießen — doch gewiß weiß ich's nicht.

Das neue Gesetz wegen der General-Landtage soll auch fertig seyn, und einige meinen, es werde im Januar publicirt werden — doch gewiß weiß ich's auch nicht. Nur so viel glaub ich, man wird die Landtage nicht noch einmal in bisheriger Weise zusammenrufen, ehe man das neue Gesetz publicirt hat — es wäre also doch möglich, daß wir uns noch diesen Winter hier sähen. Wenn es dazu kömmt, wird das Ministerium keinen leichten Stand haben — das sehe ich voraus, aber gerade dann wird es die Aufgabe unsrer Provinz seyn, dem Könige und dem Lande zu zeigen, daß wir die Conservativen sind, daß die Anträge, die man uns früher nicht bewilligt, nur im conservativen Sinne gemacht waren. Hätte man eine Communal-Ordnung bewilligt, hätte man die Patrimonial-Gerichtsbarkeit modifizirt, hätte man den Landgemeinden bessre Vertretung auf den Kreistagen gegeben, das Proletariat hätte die heutige schlimme Stellung nicht angenommen; jetzt wird es benutzt, um die Fäuste der Proletarier complet zur Rebellion aufzumuntern, wie es noch Freiligrath in seinen sechs schändlichen Gedichten[1]) gethan, die leider voll poetischer Kraft sind! Darum aber bitte ich Dich, wenn es noch möglich, Deinen Aufsatz nicht in die Königsberger Zeitung gelangen zu lassen. Solche Aufsätze sind nicht die Waffen, mit denen wir die Uebelstände der heutigen Gesellschaft bekämpfen müssen. Du kennst mich, ich ehre die Motive die Dich leiten, allein so thust Du mehr Schaden als Nutzen.

Die Krakauer Besitznahme halte ich auch für einen großen politischen Fehler, allein um darüber zu urtheilen, muß man auch erst alle Verträge kennen — man sagt, gerade weil unser Cabinet einen im Jahr 1835 geschlossenen Vertrag nicht aufgehoben, sey die Besitznahme erfolgt. —

Empfiehl mich den Deinigen, namentlich Deinem Sohn Carl, ich wünsche, daß es ihm wohl gehen möge — die Meinigen sind wohl, und ich könnte sagen: mir geht es wohl, wenn mich nicht die Zukunft unsres theuren Vaterlandes sehr bekümmerte.

Gott besser's! Dein G. Below.

N. S.

. . . Ist es an dem, daß die im vorigen Jahr nach Preußen geschickten milden Beiträge vorzugsweise in den Domainen-Ortschaften verwendet worden sind? Da der Regierungsbezirk nur etwa 60,000 Seelen auf adlichen Gütern und 550,000 Einwohner auf Domainen-Grund hat, so wäre dies übrigens natürlich, besonders da auf den Domainen-Dörfern die Noth am größten gewesen . . . . . .

E. v. Saucken an G. v. Below.

Tarputschen den 1. 1. 47. Neujahr.

Mein theurer Below!

Zuerst empfange Du und alle Deine Lieben die herzlichsten und beßten Wünsche zum Neuen Jahr! . . . . . . Ob es uns ein Wiedersehen in Berlin bringt, daran habe ich immer gezweifelt und zweifle auch jetzt daran. Für unser armes Volk wird dies Jahr ein gar schweres und trauriges werden. Noth und Elend raffen schon viele unserer unglücklichen Mitbrüder dahin, und ihre Zahl wird wachsen bis zu einer kaum glaublichen Höhe. Die Behörden haben sich noch nicht gerührt, nichts weiter gethan als gestritten und geprüft, ob sie nicht die ganze Last dem

[1]) Es sind die sechs Gedichte gemeint, die 1846 in Zürich unter dem Titel „Ça ira" erschienen. S. Ferdinand Freiligrath's Gesammelte Dichtungen. Bd. III, S. 117 ff.

Volke aufbürden und von den Schultern der Verwaltung abwälzen können, und nach Berlin berichtet und geschrieben, während die Menschen verhungern. Es sollen durchaus die Kommunen in Anspruch genommen werden, auch für die Personen, die gesund sind und denen nur Erwerb fehlt — und wenn die Kommunen zu arm oder dadurch ruinirt sind, dann soll der Landarmenfonds aushelfen — also wieder das Volk — und der Fiskus leer ausgehen mit allen seinen Domainen und Forsten etc., wie diese auch zu unsern Kommunal-Lasten nicht beitragen. Ein entschiedenes Unrecht. In dem Princip ist jetzt alles einverstanden, daß nicht das Volk gefüttert, sondern durch Arbeit zur Selbsternährung zurückgeführt und der Demoralisation, die schon so weit um sich gegriffen, nicht noch weiter in die Hände gearbeitet werden soll . . . . . .

Du bist unzufrieden mit meinem Aufsatz und daß ich ihn veröffentlicht habe. Es war geschehen, ehe ich Deinen Brief bekam. Aber mein theurer Freund! ich sehe jetzt die Sache anders als Du an. Du willst noch immer schonen, hoffst noch immer, daß auf Vorstellung und Bitten gerücksichtigt werden wird, und wünschest die milden Wege. Ich habe leider durch viele sehr traurige Erfahrungen die Überzeugung gewonnen, daß dieser Weg nicht mehr zum Ziele führt. Ich weiß, daß der, der den andern einschlägt, gehaßt und auf alle nur mögliche Weise angegriffen wird, selbst durch bezahlte Gegner! aber indem er die Galle aufregt, wird auch eine Thätigkeit hervorgerufen, tritt in die Stelle lethargischen Schlafes und wirkt und nützt der Sache, wenn auch ihr Wortführer leidet. Nun gebe ich mich gerne preis, wenn es nur zum Zwecke führt, und wenn Du sagst: Dinge wie der Schluß meines ersten Aufsatzes gehören nicht in die Zeitung, denn sie regen auf etc., so sage ich Dir, daß ich gerade die Aufregung will, und wir müssen uns nur verständigen über die Personen, die aufgeregt werden. Das Volk ist es nicht, dessen unterste Schichten lesen keine Zeitungen, der Mittelstand ist es durch tausend andere Dinge, nahmentlich die fortlaufenden auf dem kirchlichen Gebiet, schon in einem weit höheren Grade, als mein Schlußpassus es nur irgend bewirken könnte, da läßt er, zu unbedeutend, keine Spur zurück. Es bleiben also nur die Beamten, hoch oder niedriger gestellt, diesen allein ist er auffällig und das soll er auch. Mild gehaltene Aufforderungen werden, gar nicht beachtet, an die Seite gelegt; mit meinem Aufsatz ist es anders gegangen, nicht weil er besser, sondern nur weil er schärfer ist, die verschleimten Zungen das Salz durchschmecken. Blos wegen der fortgenommenen Kartoffel-Hacke [1]) ist eine besondere Verfügung vom Finanz-Minister erlassen, und die Härte der Exekutoren wird gemildert werden. Ist dies nicht allein schon viel gewonnen? Er hat trotz seiner Mängel schon genützt und wird es auch ferner, vor allem dadurch, daß jetzt bei uns Mancher veranlaßt ist, genauere Kunde sich zu schaffen, hinzusehen, wo es Noth thut, und in Folge dessen es keiner mehr wagt, die Noth abzuleugnen, und hierdurch allein ist schon viel gewonnen. Mein zweiter Aufsatz, der Dir vielleicht nicht bekannt geworden ist, geht blos auf die Sache ein und hat jüngst eine ganze Session die Regierung in Gumbinnen beschäftigt, und wie mir der Präsident und Ober-Regierungs-Räthe gesagt, sind sie aufmerksam auf die Verhältnisse und unsicher geworden, ob die Kommunen für die Arbeitskräftigen in Anspruch zu nehmen sein werden, und wegen der Vorschläge einverstanden, auch trotz des Vorwurfs der Säumigkeit doch zufrieden damit, indem sie meinen, daß im Lande und in Berlin die Förderung der Sache die Folge sein wird.

In der Zeitung Nro. 302 steht derselbe [2]), und Du wirst daraus entnehmen, daß sicher schon Menschen verhungert wären, d. h. in Siechthum gestorben, wenn ich sie nicht verpflegte, denn noch bis heute ist nichts, gar nichts amtlich geschehen,

[1]) In dem von Saucken verfaßten Zeitungsartikel (s. oben S. 270) heißt es über die Familie eines Arbeitsmannes im Kirchdorf Jodlauken: „Obgleich in solcher Lage die Classensteuer nicht bezahlt werden konnte, war doch der Kirchspielsexecutor mehrmals erschienen und hat für seine Gebühren den Armen ihre letzte Kartoffelhacke genommen."

[2]) D. h. der zweite Zeitungsaufsatz.

und ich laß täglich für gegen 100 Personen Suppe kochen, die Allen prächtig schmeckt und sie nur immer mehr sich wünschen. Im Kirchspiel Trempen waren wir jüngst zusammen und beschlossen: 1.) obgleich das Gesetz die Gutsbesitzer nicht mehr verpflichtet, für die Dörfer des Dominialbezirkes zu sorgen, daß alle Besitzer der adligen Güter in ihren Gutsbezirken allein die Vorsorge, respektive Beschäftigung und Verpflegung der Eingesessenen übernehmen, ohne Beihülfe; 2.) daß die 5 Königlichen Dörfer, die zum Kirchspiel gehören, nicht verlassen dem gräßlichsten Mangel ausgesetzt bleiben sollen, und es wurden Kommissaire gewählt, die über diese die Vorsorge übernahmen und für Arbeit und wohlfeile Beköstigung sorgen mußten. Zur ersten Einrichtung wurde gleich ein Fonds gebildet und die Königliche Regierung sollte ersucht werden, doch, wie die adligen Güter für ihre Nothleidenden die Sorge übernehmen, es in gleicher Art in den Königlichen Dörfern zu thuen und den Kommissairen die nöthigen, wohl nur geringen Zuschüsse zu gewähren, die vielleicht durch Verlust beim Spinnen und anderer Arbeit oder Vertheilung der Suppe an ganz Alte, Schwache etc. eintreten würden. Sollte die Regierung es aber nicht thuen, so wollen wir neben unsern Armen auch noch die Königlichen Armen erhalten und dazu zusammenlegen etc. 3.) Daß alles Herumlaufen und Betteln aufhören solle und wir uns verpflichteten, jeden Bettler an seinen Wohnort zurück zu senden, und dieser eine Strafe dafür zahlen müsse, als Kontrolle auch, daß wirklich für jeden Armen im Kirchspiel so gesorgt wird, daß ihn die Noth nicht hinaustreibt. 4.) wurden gleich auch mehrere Suppenanstalten gebildet.

Geschehe ähnliches nur in allen Kirchspielen, dann verhungerte wenigstens keiner unserer Mitbürger. Den 4. d. kommen die Kreis-Stände in Gerdauen zur Berathung der Nothstände zusammen. Ich will versuchen, auch da ähnliches zu bewirken, vielleicht durch Besprechung mit den Behörden, die schneller zum Ziel zu führen durch eine nach Königsberg zu sendende Deputation zu bewirken versucht werden könnte. Gott sei Dank, daß in Masuren die Kartoffeln besser gerathen sind und so dort nicht so viel Mangel ist. Bei dem langsamen schleppenden Gang des Geschäftes, in hin- und herschreiben nach Berlin ist es nothwendig, daß wir im Volke uns rühren und glaube mir, mein lieber Below! dies geschieht bei allgemeiner Trägheit nur, wenn Feuer gemacht wird, wenngleich auch einer oder der andere sich dabei Blasen aufbrennt, wie ich hier, die ich aber schon verschmerzen will; für meine leidenden Brüder und für das Bewußtsein, ich habe wenigstens an meinem Theil gethan Alles, was ich nur vermochte, durch That, Wort und Schrift, um Hülfe in die Hütten des Jammers zu bringen.

Für Deine Theilnahme, die Du fortwährend Deinem Geburtslande schenkst, und für die Schritte, die Du für dasselbe thust, nimm durch mich den Dank Deiner Landsleute. Ich sende Dir *eine* richtige Übersicht über die aus Litthauen an die General-Staatskasse in den letzten Jahren abgeführten Überschüsse und Ausgaben für *allgemeine* Landes-Interessen, wozu doch natürlich die Remontepferde gehören, die beinahe alle hier bezahlt werden und die da gleich stehen einer baaren Geldabführung. Auch die Zuschüsse für Trakehnen, von denen viel nach *Polen* für Heu, Stroh und Hafer geht, gehören in diese Kategorie, und rechnet man diese zusammen, so hat die Provinz über $1^1/_2$ Millionen in den guten Jahren an Plus abgeführt, was wohl keine andere Provinz im Verhältniß zur Größe und Bevölkerung gethan haben dürfte. Die Salz-Steuer ist darunter, aber nicht der Zoll für Eisen und Kolonial-Waaren, der in bedeutender Summe noch zuzurechnen ist. Diese Zahlen muß man den Schreiern vorhalten, die immer meinen, die Provinz koste dem Staat so sehr viel, daß es besser wäre, sie ganz aufzugeben, worüber ich selbst mit unserm Schwager Weyrach[1]) einen Streit hatte. Du glaubst aber nicht, wie

---

[1]) Commandirender General des III. Armeecorps, Gemahl der jüngeren Schwester (Amalie) Saucken's. In den Freiheitskriegen war er Adjutant von Bülow v. Dennewitz. S. über ihn auch *Meinecke* a. a. O., Bd. II, S. 80 und 491. — Mittheilungen aus dem Leben des Feldmarschalls Grafen Friedrich zu Dohna. S. 75 und 92. Berlin 1873.

schwer es hält, derartige Nachrichten zu erhalten. Als das größte Geheimniß wird es nur anvertraut, und man empfängt einen schlechten Eindruck von diesem heimlichen Verfahren und der Scheu vor Öffentlichkeit und von der stets zunehmenden Macht und Willkühr der höheren Beamten. In Nro. 304 habe ich einige Worte wegen neuer[1]) Bestimmungen bei den Ober-Gerichten drucken lassen. Sie werden Dir wohl auch zu scharf sein — aber glaube mir, so nur wirken sie, und die Sache ist es werth, daß einer sie geradehin aufdeckt, und da tausend Rücksichten diesem und abermahl tausend einem andern die Zunge binden, so gebe ich mich auch hier des allgemeinen Nutzens wegen preis . . . . . .

Die Nothwendigkeit einer ländlichen Kommunal-Ordnung tritt immer lebhafter hervor, und durch alles, wodurch man mich angreifen oder wiederlegen will, führt man nur neue Beweise dafür. Denn die mit Haaren herbeigezogenen sogenannten Gegengründe sind immer wieder nur aus dem Mangel der Kommunal-Ordnung hervorgegangen, besonders alle die Beschuldigungen, die Bötticher auf die Güter im Ärger auf mich und meinen Aufsatz häuft oder häufen läßt. Wir werden sie jetzt bekommen, und dazu mitzuwirken ist mir Ersatz für manches Unangenehme. Wenn sie nur ordentlich und kein Stückwerk aus Furcht für die sogenannte ländliche Republik wird, vor die die Berliner zittern. Die Polizei-Distrikts-Kommissaire, die der König in richtigerem praktischen Sinn als alle seine Diener nicht in einer Person in jedem Kreise, wo es beim alten geblieben und die Last nur von diesen auf jene Schultern gelegt wäre, sondern durch Anstellung mehrerer Männer aus verschiedenen Ständen, auch kleinen Gutsbesitzern bilden wollte und zu deren Thätigkeit jetzt so sehr viel Spielraum wäre, sind noch nicht angestellt, obgleich alles vorbereitet ist, blos weil man in Berlin das Gehalt nicht anweisen will.

Brächte uns das neue Toleranz-Edikt doch wirklich eine erfreuliche Toleranz im Sinne ächt christlicher Liebe, dann wäre viel Schlimmes gut gemacht und noch Schlimmeres vorgebeugt. Ich fürchte aber die Macht des Pietismus auch hier. Durch die Verleihung politischer Rechte für alle Dissidenten würde auch manchen Anträgen der nächsten Landtage vorgebeugt. Dem neuen Ständischen Gesetz sehe ich auch mit wenigem Vertrauen entgegen, aber jedenfalls erwarte ich es erst als einen Entwurf, den die Stände noch zu berathen bekommen, denn so und nur so darf es nach dem Gesetz von 1823, das der König überall zu halten zugesagt, uns vorgelegt werden. Sollte es als Gesetz publicirt werden, ohne Beirat der Stände, dann giebt es von vorn herein Schmerz und Stöhrung. Möchte es nicht also kommen. Was Krakau betrifft, so lockert diese Angelegenheit an den bestehenden Verhältnissen gar Manches und wird und kann nur schlechte Früchte bringen, die mehr als blos den Mund zusammenziehen werden . . . . . .

Dein E. v. Saucken.

G. v. Below an E. v. Saucken.

Berlin d. 1. Januar 1847.

Wenn ich seit meiner letzten vorläufigen Beantwortung Deines Schreibens eine längere Zeit habe verstreichen lassen, so geschah es, weil ich Dir von dem weitern Verlauf der Sache gern vollständig Nachricht geben wollte, und obgleich ich dies auch heute noch nicht gehörig kann, so will ich damit doch nicht länger säumen, denn der König geht heute wieder auf acht Tage nach Potsdam, wohin ich ihn wohl nicht aufsuchen werde, da eine ernsthafte Krankheit meiner Frau mich hier fesselt.

Der König hat Deinen ersten Artikel in der K.-Zeitung[2]) in Sagan gelesen und soll zuerst sehr aufgeregt darüber gewesen seyn. Als ich ihm dann Deinen

[1]) Dies Wort ist nicht ganz deutlich geschrieben.

[2]) Königsberger Zeitung.

Brief den Tag nach seiner Rückkehr nach Charlottenburg mitnahm, um ihm das Wichtigste daraus vorzulesen, äußerte er sich gegen mich schon milder darüber, meinte, Deine gute Absicht sey nicht zu verkennen, nur die Art und Weise der Darstellung aufregend, aber man erfahre manches Interessante daraus etc. Ich las ihm noch 2 ruhig gehaltene Berichte von Anton B.[1]) und vom alten Berg vor, die Beide mit anderen Worten wie Du sagten, die Verpflichtung Arbeit zu schaffen für die Arbeitsfähigen läge dem Staate ob. Er trug mir auf, sie an Bodelschwingh zu geben, ich sagte ihm, ich hätte dies bereits gethan, worauf er erwiderte, er wolle von Bodelschwingh am nächsten Tage Vortrag darüber haben. Bodelschwingh hat mich seitdem benachrichtigt: Bötticher sey zur Aeußerung aufgefordert worden[2]). Von andrer Seite habe ich gehört, Bötticher seyen 20,000 Thlr. zur Eröffnung von Arbeitsstellen während des Winters angewiesen worden. Ob es wahr ist, kann ich nicht verbürgen. — Aus Deinem Briefe mehreres vorzulesen, namentlich was Du über Verwendung der von der Provinz aufgebrachten Steuern sagst, kam ich nicht, weil der König in die Sing-Akademie fuhr. Gestern nun ging ich mit Deinem zweiten Artikel auf's Schloß und fragte den König, ob er ihn gelesen habe? Er meinte nein, und anstatt ihn sich vorlesen zu lassen, worum ich bat, verlangte er nur den Inhalt zu wissen, diesen theilte ich ihm nun mit. Dies gab Anlaß den Mangel einer Communal-Ordnung, den Mangel von Polizei in den litthauischen Domainen-Dörfern und die Verhandlungen der jetzt versammelt gewesenen Nothstands-Commission (die ich ausführlich in den Protokollen gelesen hatte) zur Sprache zu bringen. Es würde zu weitläufig und vielleicht indiskret seyn, wenn ich Dir die ganze Unterredung mitteilen wollte. Allein nur soviel unter uns: ich fand leider den König schon im Voraus gegen die Vorschläge der Commission, die er nicht gelesen hatte, eingenommen, ganz falsch unterrichtet, man hatte ihm eingeredet, der Zweck dieser Commission sey der gewesen, Vorschläge zur Abhilfe der momentanen Noth zu machen; statt dessen habe die Commission sich in eine Menge theoretischer, unpraktischer Erörterungen über Schulen etc. eingelassen. Da konnte ich nicht umhin, dem Könige zu sagen, er sey im vollen Irrtum, wäre dies der Zweck derselben gewesen, und hätte der Ober-Präsident sie auch dazu benutzen wollen, so hätte er sie vor 1½ Jahren zusammen berufen müssen, allein er sey von Hause aus nur mit Widerwillen daran gegangen, diese Commission zu benutzen etc. etc., übrigens hätte ich die Protokolle gelesen und müßte gerade dem, was über Schulen gesagt sey, meine volle Zustimmung geben, und nachdem ich dem König mitgetheilt, was namentlich über die Erziehung der weiblichen Jugend zu Handarbeiten etc. gesagt, mußte auch er mir Recht geben. Dies gab Anlaß, daß Er mich fragte, ob davon die Rede sey — wie man Ihm auch vorgeklatscht —, daß in der Provinz eine Petition vorbereitet werde, um die Absetzung Bötticher's und die Ernennung von Rudolph Auerswald zu fordern. Ich konnte nun versichern, ich wüßte nichts davon und glaubte auch nicht daran; ich knüpfte jedoch hieran die Gelegenheit, meine Meinung über Bötticher offen auszusprechen. Daß er unter anderm der einzige gewesen, der die Nothwendigkeit einer Communal-Ordnung nicht anerkennen wollen. (Ich kann Dir sagen, daß für Schlesien eine Communal-Ordnung ausgearbeitet ist, und daß man sich im Ministerium des Innern mit einer beschäftigt — was vielleicht der König nicht weiß!) Was die mangelnde Polizei in den Litth. Domainen-Dörfern anbelangt, so meinte er, er habe vor 5 Jahren diese Maßregel bereits befohlen! als ich ihm sagte, Minister Thile habe mir gesagt, sie käme jetzt zur Ausführung, schien er noch daran zu zweifeln!! Das bleibt Alles **unter uns**! Genug, ich glaube, einen Anstoß hast Du gegeben, daß diese beiden Einrichtungen in Litthauen vorwärtsrücken werden. Schreibe mir doch gleich, ob etwas zur Einrichtung von Domainen-Rentämtern in Litthauen geschieht, oder ob Arbeits-Stellen, Mittel zu Spinnverdienst etc. etc.

---

[1]) Anton Below. S. oben S. 268, Anm. 4.

[2]) S. oben S. 272, Anm. 3.

eingeleitet werden? Auch darüber gieb mir Nachricht, ob von einer solchen Petition zur Abberufung von Bötticher irgendwie die Rede gewesen ist? Sollte davon die Rede seyn, so suche es zu hintertreiben, ich glaube, man fängt sich hier schon von seiner Unfähigkeit zu überzeugen an.

Es scheint nun doch, daß wir zu gewöhnlicher Zeit Provinzial-Landtage haben, und daß man diesen eine allgemeine Vorlage wegen des herzuberufenden großen Landtages vorlegen wird. Doch ist es mir unmöglich gewesen, irgend etwas zuverlässiges hierüber zu erfahren. Das hier vielgelesene, in der Augsburger Zeitung v. 11. Dezbr. scharf mitgenommene Buch von Radowitz[1]) über Staat und Kirche, welches in dialogischer Form — die ich nicht liebe — die wichtigsten Tagesfragen in einer weit milderen Form discutirt, als man es in Gesprächen unserer Zeitgenossen zu hören gewohnt ist, verdient nachgelesen zu werden, weil es auf Seite 274—78 eine Skizze von dem giebt, was Radowitz den Ständen als Wirkungskreis anpreiset. Was er Seite 173 über die Unhaltbarkeit der heutigen Censur sagt, ist richtig, und was er über die Glaubens- und kirchlichen Sachen sagt, zeigt, daß zwischen den Katholiken und orthodoxen Pietisten schon eine Art von Friedens-Bündnis eingetreten ist. —

Doch genug hiervon; wir gehen einem bedeutenden Jahre entgegen —

Ich habe das alte mit doppelter Betrübnis beschlossen, eines Theils infolge der gestrigen Unterredung mit dem König, die mir seine Unkenntnis über die Bedürfnisse des Landes klar vor Augen stellte — dann das Leiden meiner armen Frau, die seit 4 Tagen zu Bette liegt . . . . . . Gott wolle sie mir und meinen Kindern erhalten — Gott wolle dem Vaterland bessere Zeiten schenken!! Nur im Vertrauen auf Ihn können wir in die Zukunft mit Muth gehen.

Ich hörte heute in der Predigt die Worte: Trübsal gebietet Geduld, Geduld giebt Erfahrung, Erfahrung bringt Hoffnung! Laß' uns also im Neuen Jahr zusammenhalten, wie im Alten. Grüße meine und Deine Geschwister

von Deinem Schwager
Gustav.

d. 2. früh. Es geht gottlob heute besser mit dem Befinden meiner Frau.

E. v. Saucken an G. v. Below.

Königsberg den 9. 1. 47.

Mein theurer Below!

Deinen lieben Brief empfing ich vorgestern, als ich eben im Begriff war hieher zu fahren, um mit Graf Egloffstein als Deputirter des Gerdauer Kreises mit dem Präsidenten und Ober-Präsidenten wegen der Maasregeln zu berathen, die zur Abwehr der Noth zu ergreifen wären, und will ich jetzt, ehe ich Dir vom Resultat etwas schreibe, zuerst meine wahrhaft treue Theilnahme und Freude ausdrücken, daß der Alliebende die Sorge um Deine Frau gemindert und Dir volle Hoffnung gegeben hat . . . Was nun unsere Verhandlung mit den Behörden betrifft, so hat sie ein sehr mangelhaftes Resultat gegeben. Höre: die Gerdauer Kreis-Stände hatten beschlossen gleich wie das Kirchspiel Trempen[2]) für sämmtliche bäuerliche Ortschaften der Dominial-Bezirke die alleinige Vorsorge für Arbeit und wohlfeilen Lebensunterhalt zu übernehmen und auch vorläufig diese Vorsorge auf die Königlichen Dörfer auszudehnen, dagegen die Königliche Regierung zu ersuchen, in gleicher Art, wie für alle Nothleidenden in den adligen Dörfern gesorgt werde, dies auch von Seiten des Fiskus für die Königlichen Dörfer eintreten zu lassen . . . In der Berathung nun legte uns der Ober-Präsident eine bereits eingegangene Ministerial-Verfügung vor, in der mit dem Schwerdte der Gewalt der Gordische Knoten

[1]) Joseph v. Radowitz, Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Stuttgart 1846.

[2]) Zum Kreis Darkehmen gehörig.

zerhauen und bestimmt ist, daß die Kommunen auch diese Verpflichtung haben sollen und demnach alle Vorsorge für alle Nothleidende nun diesen aufgepackt und im Unvermögensfalle vom Landarmenfonds getragen [werden] und der Staat — hier der Fiskus — in keiner Art irgend helfend beitreten solle. Es ist das Leichteste, wenn gleich in vielen Fällen eine schwer durchzuführende Maasregel, die noch viele Klagen und Beschwerden und zweifelhafte Fälle herausstellen wird. Für den Augenblick, wo Gefahr im Verzuge ist, begrüße ich wenigstens die Bestimmtheit, die der Unsicherheit gegenüber eingetreten, als etwas Gutes; denn nun kann und wird doch Hülfe eintreten, und möge immerhin später ermittelt werden, wer die Kosten zu tragen oder zu erstatten verpflichtet ist . . . Das Gerücht wegen einer Petition um Absetzung Böttichers und Anstellung von Rudolf Auerswald ist durchaus falsch, und es wird keine derartige abgehen, dafür bist Du sicher, und kannst Du dreist es als eine Lüge aus böser Absicht bezeichnen. Anlaß zu dem Gerüchte kann nur das gegeben haben, daß die Rede davon war, die Ständischen Mitglieder der Nothstands-Kommission sollten am Schluß noch aussprechen, daß alle ihre Vorschläge nur dann Nutzen bringen würden, wenn eine kräftige Hand ihre Ausführung übernehme. Aber auch dies ist nicht einmahl geschehen, und dies ist wieder ein Beweis, wie Intrigue und Kabale ihren Sitz auch dort eingenommen hat und böses anzurichten bemüht, auch häufig den Zweck erreicht. Was Du mir über die dortigen Zustände geschrieben, hat mich auch recht im Innersten betrübt. Wohin wird das führen? Daß mein Auftreten für die Armen diesen nützt und genützt hat, ist mir sehr erfreulich, und wollte ich ja nur dies und gab mich um solchen Preis gerne hin. Daß es eben auch zur Erlangung einer Kommunal-Ordnung helfen sollte, ist mir um so erwünschter, und ich finde am Ende es auch hier bestätigt, daß alles, was man ohne allen Eigennutz in reiner Absicht thut, am Ende Sieg über das Schlechte gewinnt. Die Suppen-Anstalten nehmen gewaltig zu und werden sich noch mehr verbreiten und für Hunger tausende schützen. Du frägst, wie es mit den Domainen-Rentämtern steht? In meinem letzten Briefe schrieb ich Dir schon darüber. Heute sagte mir Ober-Regierungs-Rath Siehr aus Gumbinnen, alles wäre vorbereitet, eingeleitet, jetzt die Anstellung der Leute nöthiger denn je, aber die Geldbewilligung dazu von Minister Thiele fehle noch immer, und bedauerte dies sehr. Meine Aufforderung wegen der neuen Ministerial-Verordnungen bei Anstellung und Benutzung der Assessoren etc. öffentlich auszusprechen habe ich deßhalb erlassen, weil ich gar große Aufregung deßhalb fand und zur Aufklärung der Sachlage und zur Beruhigung der Gemüther diesen Schritt besser hielt, als auf dem Landtage die Sache zur Sprache gebracht zu sehen, wo das Ganze einen andern Charakter annimmt und empfindlicher noch wird, wenngleich ich persönlich dadurch wieder manche Anfechtung erfahre . . . Wegen der Berufung der Landtage ist hier noch nichts eingegangen, obgleich schon der 9. ist und sonst anfangs Februar die Eröffnung ist und gewöhnlich die Einberufung mindestens vier Wochen vorher stattfand. So früh wie sonst wird der Landtag also nicht sein und mir in die Frühjahrs-Bestellung hineinkommen. Woran liegt dies? in der Unentschiedenheit der Minister, oder weil nichts fertig, nichts vorbereitet ist? Auch der Marschall ist noch nicht ernannt. Man fürchtet, am Ende wird es Dohna-Lauck[1]), weil er doch Graf und fromm ist. Keine gute Wahl wäre es, und auch hier scheint die Regierung nicht ihren Vortheil einzusehen, denn wäre es, sie könnte nicht anstehen, Brünneck zu wählen. Wenn es nur nicht dem Bötticher diesmahl wie dem Königlichen Kommissarius in Schleswig[2]) ergeht! Tausendmahl gestöhrt habe ich des Nachts nur Zeit gefunden diesen Brief zu beenden. Entschuldige seine Eile etc., und erlaubt es Dir Deine Zeit, so gieb mir zu unserer aller Beruhigung bald wieder Nachricht von dem Befinden Deiner theuren Frau und von den Ereignissen dort. Dankbar erkennt dies stets Dein E. v. Saucken.

Nachts 1 Uhr.

---

1) Vergl. Treitschke, Bd. V, S. 646.

2) Vergl. Treitschke, Bd. V, S. 577.

G. v. Below an E. v. Saucken.

B[erlin] d. 11. Januar 47.

Da ich morgen auf einige Tage verreise (zur Jagd nach Freyenwalde und von da zu Brünneck), so will ich vorher noch Dein Schreiben vom 1. d. M. beantworten, um Dir und meinen theilnehmenden Geschwistern zu sagen, daß es gottlob mit meiner Frau besser geht . . .

Ich muß Dir Recht geben in Allem was Du sagst, und daß in gewissen Fällen es am Ende am besten ist, sich der Presse zu bedienen, um die Säumigen etwas in Bewegung zu setzen, und so sind Deine Artikel auch für Abhilfe der Noth und Beschaffung von Arbeitsstellen nicht ohne Einfluß gewesen. Allein glaube mir, je mehr die Artikel ruhig gehalten sind (wie Dein zweiter), wo man nur facta sprechen läßt, je mehr wirken sie.

Die Mittheilung der Ausgaben und Einnahmen der Regierungs-Hauptkasse in Gumbinnen ist mir sehr interessant gewesen, sie zeigt, was ein Regierungsbezirk, der keinen See-Hafen und nur das gewis nicht bedeutende Zoll-Amt Schmaleningken hat (wo nicht viel hereinkommt), jährlich abliefert. Ich hoffe, die Commission, welche jetzt in Königsberg aus den langen Protokollen einen Bericht zusammenstellen soll, wird darauf dringen, daß Bötticher solche Uebersichten von den 30 Friedens-Jahren liefere, und wenigstens mit Bestimmtheit darauf dringen, daß er sie bis zur Eröffnung der Landtage liefere. Es wird dies einen Maasstab geben, in wie weit man überhaupt in Vorlegung des Staatshaushalt's ehrlich mit den Ständen zu Werke gehen will.

Nun scheint es nehmlich bestimmt, daß die Provinzial-Landtage wie gewöhnlich im Februar zusammen kommen werden, und daß man sie dann alle acht in Pleno hier versammeln will. Ob und was man für Rechte dieser großen Versammlung beilegen wird, oder ob sie bloß über einige Fragen Antwort geben sollen, darüber herrscht noch ein vollkommenes Dunkel.

Nach genauer Lesung des Schluß-Passus des Gesetzes vom 5. Juny 1823 ist es mir nicht ganz klar, ob das neue Gesetz wegen allgemeiner Stände mit dem Beirath der Provinzial-Stände gegeben werden muß. Denn es ist nur gesagt: „Sollten Wir künftig in diesen besondern Gesetzen[1]) Abänderungen nöthig erachten, so werden Wir diese nur nach Beirat der Provinzial-Stände treffen."

Dagegen scheint es mir unzweifelhaft, daß nach dem Gesetz von 1820 eine offene und ehrliche Vorlage des Staatshaushaltes erfolgen muß, und daß, bevor diese nicht erfolgt, die Stände sich auf nichts einlassen können und werden . . .

Salzwedel[2]) sollte Spektakel machen, daß die Polizei-Verwaltung in den Domainen-Dörfern eingeführt werde. Stollberg sagte mir vorgestern, die Sache sey seinerseits längst beantragt und werde nur im Ministerium des Innern aufgehalten.

Gott bessre es . . . Dein treuer Freund

G. B.

G. v. Below an E. v. Saucken.

Ich habe von einem Tag zum andern mit Beantwortung Deines letzten Briefes gezögert (den ich in Trebnitz[3]) bei Brünneck empfing), weil ich Dir gerne etwas des Schreibens werthes von hier mittheilen wollte.

[1]) Am Rande bemerkt Below: „Das sind die über die Provinzialstände."

[2]) Gustav v. Salzwedell, geb. 1808 in Ostpreußen, 1845—1851 Regierungspräsident in Gumbinnen, dann zur Disposition gestellt, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments (für Gumbinnen), 1867—1870 Mitglied des norddeutschen Reichstages, 1867—1869 des Abgeordnetenhauses, starb im hohen Alter auf seinem Gute Pötschendorf bei Rastenburg. Vergl. L. Parisius, Leopold Freiherr v. Hoverbeck. Bd. I, S. 79.

[3]) Brünneck'sches Gut in der Neumark (Kreis Lebus).

Jetzt kann ich Dir bloß sagen, daß der Commissions-Bericht der Nothstands-Commission noch nicht hier angekommen ist, daß Dein Aufsatz die Leute in den Ministerien hier aufgeregt hat, und daß neue Aufsätze in den Ostsee-Blättern und in der Breslauer Zeitung stehen sollen, die die Schuld der Noth in den Domainen-Dörfern auf das Auskaufen der Bauerhöfe schieben. Ich habe nur den aus den Ostsee-Blättern gelesen, der aus der Breslauer Zeitung ist vielleicht derselbe, vielleicht auch von besoldeten Schreibern von Bötticher oder der Ministerien. Sie sind beide zu widerlegen, da die Inhaber der Bauerhöfe, die sich nicht darauf zu erhalten wissen, noch nicht reif sind allein zu stehen, und, wenn die Höfe zum Verkauf kommen, immer besser ist, wenn ein Gutsbesitzer sich damit arrondirt, dieser auch mehr dafür giebt und geben kann, wie ein anderer etc.[1]). Der letzte Landtags-Abschied für Preußen sagt, man würde dem nächsten Landtage ein Projekt zu einer Communal-Ordnung einreichen, allein Bötticher hat noch kein solch' Projekt hergeschickt, obgleich Salzwedel und Nordenflicht[2]) ihm Entwürfe dazu geschickt haben. Nach einigen würden wir keine Provinzial-Landtage diesmal in den Provinzen haben, nach anderen würden die Landtage vor dem großen hiesigen Landtage erst in den Provinzen zusammen kommen. Allein es scheint noch nichts von dem fertig zu seyn, was man ihnen vorlegen will. Die Wege-Ordnung, die wir vor zehn Jahren berathen haben, hat noch nicht den Staatsrath passirt.

Für Schlesien ist vom Ober-Präsidenten ein Projekt zu einer Communal-Ordnung hergeschickt worden, das aber auch manche Bedenken in der Ausführung darbietet.

Das Projekt zur Einrichtung einer Polizei-Verwaltung in den Litthauischen Domainen soll 17,000 Thlr. kosten, die auch bewilligt seyn sollen, allein über die Ausführung walten hier auch Bedenken ob. Wenn Salzwedel Spektakel machte und dringend forderte, daß man ihm gestattete, es auf seine Verantwortung in's Leben treten zu lassen, so würde es doch am Ende dazu kommen müssen.

Aus den Königsberger Zeitungen ersehe ich, daß unsere Kreistage sich geweigert haben, die von ihnen verlangten Summen zur Beschäftigung der Arbeits**fähigen** zusammenzubringen. Wenn die Kreistage bei ihren Beschlüssen einen Vertheilungs-Modus annehmen, der nicht die beliebte Klassensteuer allein, sondern auch den Hufenstand zur Basis nähme (was ihnen frei steht), so müßte der Domainen-Fiscus auch beitragen.

Der Verkauf der Getreide-Vorräthe, die Böttícher zur Disposition hatte und die man jetzt so nützlich anwenden könnte, ist unbegreiflich; denn nun hat man sie für ein Spottgeld an Hirschberg und Deutsch gegeben, während der Kriegsminister seinen Bedarf nun theuer bei diesen kaufen muß und gerne jenes schöne, schwere Getreide Böttícher abgenommen hätte! In welchem Monat hat er es verkauft?

Das Gesetz über die allgemeinen Stände scheint wieder Abänderungen zu erleiden, man will wissen, es sey jetzt von zwei Kammern die Rede.

Empfiehl mich den Deinigen. Meine Frau ist wieder wohl. Die Königin ist seit einigen Tagen an einem ähnlichen Catharral-Fieber krank, vor einigen Tagen war man auch besorgt.

Unverändert Dein G. Below.

Berlin d. 31. Januar 47.

---

[1]) Betreffs der Ansichten Below's über die Stellung des Bauernstandes sei hier ein Satz aus einem Briefe seines ältesten Sohnes Gustav (damals Referendar) aus Naumburg, den 4. Januar 1847, erwähnt: „Was sagst Du zu der Cabinetsordre, wonach Domänen in Preußen ꝛc. an Colonisten in Erbpacht parcellirt werden sollen? Du hattest ja auch früher ein ähnliches Project."

[2]) Regierungspräsident in Marienwerder, der Vater des bekannten Oberpräsidenten von Schlesien.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Elsa Lilienthal's Entschluß.

Eine Studie aus dem Thiergarten-Viertel.

Von
Marie von Bunsen.

In der Dämmerung erglühten die ersten Lampen, die Thür eines der stattlichsten Thiergartenhäuser wurde geöffnet, und Elsa Lilienthal trat heraus. Mochte es ein unfreundlicher Februarabend auch sein, sie mußte ins Freie, mußte nachdenken, womöglich zu einiger Klarheit gelangen. Für gewöhnlich lag selbstquälendes Grübeln ihrem mehr nach ästhetischem Genuß hinneigenden Wesen fern, heute regte sich jedoch die Tiefe, Fragen entstiegen dem Innern und drangen auf Antwort. Heute mußte es sich entscheiden, was sie eigentlich war, und was sie wollte.

Sie lächelte ironisch; sechsundzwanzig Jahre alt, führte sie seit sieben Jahren dem Onkel Breslauer diesen großen Haushalt. Wie oft hatte man ihre „Selbständigkeit" betont; einer ihrer Bewunderer, der Bildhauer, sagte, in ihrem schlanken, rassigen Gliederbau läge die geschmeidige Kraft des Stahls. Und jetzt, so haltlos, so zerfahren, so rath- und hülfebedürftig. Wenn sie nur katholisch wäre und gleich zum Beichtvater könnte, oder, wie einige Protestantinnen, in Herrnhuter Losungen nachschlagen; nur glauben und sich dem Geglaubten blindlings unterwerfen. Was half ihr heute diese losgelöste, befreite Ueberlegenheit, wie viel beglückender und besser ein Stab, an dem Manche sich gestützt hatten, der schon Manchen Trost und Hülfe gewährt!

Sie befand sich am Kanal, am einsamen Weg unter den Bäumen; vor ihr gingen zwei Männer, und als diese plötzlich die Straße durchquerten, sah sie ihnen unwillkürlich nach, sah, daß sie in der geöffneten Thür der Synagoge an der Potsdamer Brücke verschwanden. Sie stutzte; was diese suchten, war der Stecken und Stab all' der Abertausende ihrer Ahnen gewesen. Sie blieb stehen. Zwanzig Schritte vor ihr sausten heulend die elektrischen Wagen über die hell erleuchtete Brücke, klapperte das Getrappel der Pferde, schnurrten die leichten Fuhrwerke, strömte die Menge. Um sie her war es einsam und dunkel, aber sie schämte sich unbeschreiblich, hier einzukehren; hätten Bekannte

sie Abends allein den Wintergarten oder Café Bauer betreten sehen, sie hätten es für einen gewagten, zu mißbilligenden Scherz gehalten, es hätte sie aber nicht so peinlich überrascht wie dieser Einfall. Dabei waren jene Bekannten ebenso rein semitischen Ursprunges wie sie, dabei war es doch eigentlich verächtlich und niedrig, sich seiner Abstammung und einstigen Religion zu schämen, seiner Vorfahren, also seines einstigen Ichs.

Plötzlich erinnerte sie sich mancher kleinen Kränkungen, Unannehmlichkeiten und Zurücksetzungen, sowie der weit krasseren Ungerechtigkeiten, unter der Andere leiden mußten, fühlte bittere Verachtung für die egoistische oder pharisäerhaft geschminkte Gefühllosigkeit der Christen. Bisher war sie sehr geneigt gewesen, „verstehend zu verzeihen“, hatte überaus feine Nerven für die Schwächen und Fehler der Stammesgenossen besessen. Jetzt kam ihr aber doch der Gedanke, daß das größere Recht auf dieser Seite, das größere Unrecht auf jener wäre, daß es ihr nur ästhetischer und bequemer erschienen war, hierüber hinweg zu sehen. Mit dem trotzigen Wunsch, ihre Zusammengehörigkeit zu beweisen, mit der demüthigen Hoffnung auf Trost und Erbauung trat sie ein.

Grau angestrichene, kahle Gänge, ein schäbiger eiserner Wasserhahn und Ausguß, ein rothes Plakat, das preiswerthe Weine und pommersche Butter empfahl, ein anderes das zu Festen den Eintritt ohne Karte untersagte. Kein Mensch war zu sehen, sie ging die Treppe hinauf, erblickte durch eine Glasthür sitzende Männer, glaubte gehört zu haben, daß in Synagogen die Geschlechter getrennt werden, und erstieg noch eine Treppe. Dort hing wieder das pommersche Butter- und andere Plakat, sie öffnete schüchtern eine Thür und erblickte zwei in Gebetbüchern lesende Frauen auf der sonst leeren Empore.

Sie nahm einen Platz und sah umher; Alles graubraun angestrichen, unten eine Art Kanzel und eine Art Altar, vor letzterem ein Geistlicher mit einem an katholische Chorgewänder erinnernden weißen, mit Schwarz und Silber besetztem Hemd, etwas weiter ein zweiter Geistlicher mit an protestantischen Ornat erinnerndem Talar und Bäffchen. Wirkliche Localfarbe gaben nur der siebenarmige Leuchter und ein sonderbares messingnes Schmuckstück am Altar. Der Geistliche psalmodirte; ab und zu sang ein wohlgeschulter Chor. Die Stimmen waren voll und rein; beruhigend umrauschten sie die Harmonien. Sie versuchte, sich ihnen hinzugeben, in ihren verklärenden Tönen Heimathsklänge zu entdecken, an die Urlaute ihres eigenen Seins und Wesens zu gelangen.

Eine Kindheitserinnerung, die Großtante Sara, kam ihr plötzlich in den Sinn. Sie war ihr und den seither verstorbenen Geschwistern eine komische Gestalt gewesen; wie konnte man Sara heißen, wie grotesk-peinlich, eine Tante Sara zu besitzen. Wenn die Großtante nicht Alles mißbilligte (dies war üblich), konnte sie sehr freundlich sein, und mit gemischten Gefühlen hatte die kleine Elsa ihr gelauscht, wenn sie von den Ahnen, vom großen, angesehenen Moses Oppenheimer aus Wien, von dem weit und breit berühmten Rabbiner Cohn Breslauer, von den uralten Verzweigungen und Verbindungen der Familie erzählte. Alles Jüdische war Elsa, so lange sie zurückdenken konnte, intensiv zuwider gewesen; es kränkte sie, wenn man es schmähte, aber sie mochte nicht, daß man überhaupt davon sprach; es sollte ignorirt werden,

es sollte nicht da sein, nie dagewesen sein. So war jeder dieser Namen ihr ein Stich, und doch freute sie sich des vornehmen Geschlechtes. Schon in der frühesten Jugend hatte sie sich als Aristokratin empfunden, und dieses Gefühl war nur erstarkt. Ueberlegen musterte sie die meisten ihr vorkommenden Landjunkertöchter, die Frauen des Militär- und Beamtenadels. „Ist es denn möglich, daß diese nicht einsehen, wer von uns am meisten Rasse besitzt? Es mag ihnen keine angenehme sein, mir selber ist sie unsympathisch, aber sie ist da, die vornehme, alte Rasse.“ Und sie besah ihre langen, edel geformten, nervigen Glieder, die feinen Gelenke, die schmalen Finger. Dann erst in geistiger Beziehung! In Ateliers, auf Reisen, im Pensionat war sie mit ihnen zusammen gekommen. Du lieber Himmel, wie simpel und derb waren deren Nerven, deren Geschmacksorgane; sie war sich als kostbare, blaßlila Orchidee unter Butterblumen erschienen. Allerdings waren die Anderen dafür einheitlicher und echter gewesen, und selbst als Kind hatte sie diese Eigenschaften, welche ihren Eltern und deren Freunden abgingen, an dieser Tante S. (wie sie wohlklingender im Hause genannt wurde) heraus empfunden. Wie mancherlei hatte Tante S. ihnen erzählt: von der Thorakrone (vielleicht war das Ornament da unten das Thorablech?), vom Schammes, dem Synagogendiener, vom Chasen, dem Vorbeter, vom Minchagebet, vom Chanukaleuchter, von Purim, dem Esthergedenkfest. Wie sonderbar, daß diese vergessenen Namen doch wieder auftauchen konnten!

Aber immerhin brauchte sie einen Dolmetscher, die Atmosphäre war allzu fremd. Kein Wort zu verstehen, auch keinen Anklang irgend einer bekannten Sprache. Da unten saßen und standen die Männer der Gemeinde, recitirten mit halblauter Stimme die Gebete und wiegten sich dabei leise mit dem Oberkörper hin und her. Jetzt wußte sie, woran es sie erinnerte: an betende Türken in den Moscheen, die sie im vorigen Frühling in Constantinopel besucht hatte. Ein ähnlicher, eintöniger, fast plärrender Gesang, derselbe rührende, gewissermaßen selbständige Verkehr dieser Männer mit dem Höchsten an geweihter Stelle. Auch die abgesonderte Stellung der Frauen, deren verschwindende Minderzahl und Bedeutung, welche sich so merklich von christlichen Kirchen unterschied. Zum allerersten Mal im Leben kam ihr der Gedanke: „Bin ich denn orientalisch?“ Aber ehrlich antwortete sie: „Nein; die Arier empfinden sich doch auch nicht als eingewanderte Asiaten.“

Sie war enttäuscht — es war Alles nichtssagend und fremd.

Aber dieser einfache Sabbath-Abendgottesdienst dürfte ihr nicht maßgebend sein; die großen Feste waren gewiß unendlich eindrucksvoller, vor Allem die Familienfeierlichkeiten. Eine englische Miß, die vom Antisemitismus nichts ahnte, hatte ihr von den Festen im Familienkreis vorgeschwärmt; sie, die Unterricht gebende Ausländerin, mit religiös überkommener Verehrung für alles Jüdische, war dort zugelassen worden. Widerwillig, höhnisch hatte Elsa ihr zuhören müssen; die Miß war empört gewesen, hatte ihr Vorwürfe gemacht, worauf Elsa dann antwortete: ihre Empfindungen hierüber könne eine Engländerin eben gar nicht begreifen, hiervon verstünde sie wirklich nichts. Aber sie erinnerte sich doch dieser Schilderungen vom uralten Segensspruch

des Vaters, mit dem Millionen von Töchtern gesegnet worden waren, von dem das Gesetz hersagenden kleinen Sohn, von dem geweihten, schlicht herzlichen Passahmahl, von der alt hergebracht geheimnißvoll-hierarchischen und doch so unendlich menschlichen Verinnerlichung des Lebens der Familie.

Wie herrlich mußte aber auch eine Religion sein, welche, einem kleinen, unbedeutenden Volk entstammend, den Kern ihrer Ethik allen Culturvölkern der ganzen Erde aufgeprägt hatte, welche im Wechsel der Jahrtausende, der Länder, der Verhältnisse unbeugsam auch am Buchstaben festhielt, willig die quälenden, äußerlichen Beschränkungen auf sich nahm! Wie merkwürdig war doch ein Volk, das zwei Jahrtausende der Unterdrückung nicht zu vernichten im Stande waren! Ist solche Zähigkeit denkbar ohne Kraft, ist solche Liebe denkbar ohne seelischen Adel? Wie oft hatte ihr das Herz erregt geschlagen, war ihr der Hals wie zugeschnürt gewesen, las oder hörte sie von Aufopferung und Muth und Treue! Auch ihre Vorväter, wie die jener murmelnden Männer da unten, waren Märtyrer und Blutzeugen gewesen, hatten die zum Himmel schreiendste Ungerechtigkeit erduldet, hatten das maßloseste Unrecht erlitten. Und diese da unten litten noch immer und hielten noch immer fest und treu an der Verheißung, an ihrem Gott . . . Warum schwoll ihr denn hierbei nicht die Brust?

Triumphirend und frohlockend schallte der Gesang durch den Raum, dann verbeugte sich der Geistliche und rasselte, zungengewandt, athemlos, einen Abschnitt aus dem Buche herunter; eiligst kam die Gemeinde ihm nach.

Es half ja nichts — dies alles war ihr im Grunde, trotz intellectueller Reflexion, nicht nur fremd, sondern zuwider.

Das Pochen auf die Abstammung beruhte auch schließlich auf einem Trugschluß. Wer waren denn ihre unmittelbaren Vorväter, ihre Verwandten? Bereits der Großvater hatte sich, als er Chef des großen Bankhauses wurde, taufen lassen; ihre Mutter und deren Geschwister waren gleichfalls getauft, wenn auch im Grunde religionslos, und ebenso stand es mit fast allen Bekannten und Freunden. Die wenigen Ungetauften ihres Kreises waren tactvoll genug, jene Unterscheidung niemals zu betonen. In diese Thiergartenhäuser paßten solche Erwägungen nicht herein; freilich war die Rasse immer Allen gegenwärtig, wenn sie auch aus ästhetischen Rücksichten selten gestreift wurde; noch weit seltener jedoch wurde die Religion berührt, sie spielte zu wenig mit. Die vereinzelten Ausnahmefälle waren auch höchst unerquicklich gewesen. So, als ihr Vetter, der witzige, grundgescheidte, aber allzu leichtlebige Egon Borchardt, ihre gemeinsamen Verwandten, die Gutmanns in Frankfurt, besucht hatte und über seine „psychologisch-jüdischen Studien" im echtesten, meisterhaft von ihm beherrschten Dialekt berichtete. Er war unsäglich komisch gewesen, und im Rauchzimmer hatten sie sich vor Lachen geschüttelt . . . aber im Grunde war es ein unschönes Lachen. Egon's Schwester war die in Sportskreisen bekannte Gräfin Bergen. Sie war ostelbisch-conservativ und stöckerhaft kirchlich, sah möglichst wenig von ihrer Familie, lud nur den Egon zu kleinen Diners mit vorurtheilslosen Bekannten, denen es mehr darauf ankam, sich gut zu unterhalten als ewig „unter sich" zu sein. Begreiflicher

Weise verabscheute Elsa Lilienthal ihre Cousine und grüßte sie kaum auf der Straße. Der Schwager von Egon Borchardt und der Gräfin war Erich Freund, der, einer äußerst toleranten „Reformfamilie“ entstammend, zum allgemeinen Entsetzen streng orthodox geworden war. Mit Christen zu verkehren hielt er unter den augenblicklichen Umständen für „würdelos“, kam mit seinen freidenkenden Verwandten nur selten zusammen. Mit Unbehagen dachte Elsa an ein Neujahrsdiner, bei dem er plötzlich an ihrem von Lafrancerosen duftenden Tisch heftig, mit einseitiger, oft unlogischer Begründung seine Ueberzeugungen darlegte, mit leidenschaftlichem Hohn die Lauheit, die Feigheit der modernen Juden geißelte, in flammender Begeisterung seinen Glauben und seine Rasse bekannte. Und Alles vor den Leuten; Keiner wagte das Gesicht des von der österreichischen Botschaft übernommenen Haushofmeisters noch den Diener, der Bursche beim Erbprinzen von Stolberg gewesen war, anzusehen. Es war unbeschreiblich peinlich, der Onkel Breslauer bekam in der Nacht einen Rückfall seines Leberleidens, noch lange sprach man von der Tactlosigkeit des guten Erich, der sich leider immer mehr unmöglich mache. Im Grunde beschämte es Alle, daß sie sich schämten. Dann hatte einmal Rosa Gutmann einen schriftlichen Proselytenversuch gemacht und ihr eine Abhandlung geschickt. Elsa vermochte jedoch nur, in einer ihr nicht zusagenden Umhüllung, schöne, übliche Moral und Ethik zu erblicken; diese kannte sie doch bereits; mehr oder minder strebten sie doch Alle, danach zu leben.

Sie sah herunter auf die noch immer weiter hebräisch aus ihren Büchern betenden Männer. „In mir ist dies Alles todt, ja, es ist vernichtet, ist selbst nicht ein Grab, das ich liebend und pietätvoll pflegen und ausschmücken könnte . . .“

Einige Herren zogen ihre Pelze bereits an und verschlossen ihre Bücher in den Kirchenstuhlkasten. Dann erfolgte das letzte Gebet, anscheinend ein Segen, dann verlief sich die Gemeinde, man begrüßte den Geistlichen, man schüttelte sich die Hand, einige Väter brachten ihre Söhne bis zu einer offenen Thür, durch welche man Schulbänke und frische, intelligente Knaben sah; schwatzend und gemächlich drängte man sich nach dem Ausgang.

Elsa war wieder im Freien und wandte sich nach Hause. Sie blickte noch einmal um; vermuthlich würde sie nie wieder ein Gebetshaus ihrer Väter betreten, höchstens vielleicht die große Synagoge der Oranienburger Straße, um einer vornehmen Hochzeit beizuwohnen. Bis jetzt hatte sie sich bei dergleichen Anlässen entschuldigt, ja, war einmal zu Bekannten nach Luzern gereist, um einer solchen Pein zu entgehen.

Vor drei Viertelstunden hatte sie dieses Gebäude betreten, stark empfindend, wie niedrig es doch wäre, sich seiner Abstammung zu schämen. Jetzt entfernte sie sich ohne den Wunsch, je wieder einmal Farbe zu bekennen. Es wäre schließlich auch nicht Farbe gewesen; eine solche Stellungnahme wäre wohl ehrenwerther, aber ebenso unecht als die Hofpredigerreligion und das Agrarier-Germanenthum der Gräfin Armgard von Bergen, geborenen Borchardt.

Und traurig empfand sie die Contraste und Widersprüche, unter denen Alle, auch die losgelöstesten Stammesgenossen, litten; das Idealste und das

Gemeinste, das Bedeutendste und das Kleinlichste, das Bewunderungswürdigste und das Verächtlichste — Alles zeitigt diese unvertilgbare, einzige Rasse.

Hülfe war ihr nicht geworden; konnte die Christenreligion sie ihr gewähren? Natürlich war sie getauft und confirmirt worden. Von Herzen gern wäre sie auch damals bei ihrer Einsegnung gläubig gewesen, beneidete die andächtigen Thränen der Anderen, und theils aus wehmüthiger Vereinsamung, theils weil sie die Stimme des alten Pastors, den sie aufrichtig verehrte, ergriff, verließ mit schwimmenden Augen sie den Altar. Dies überraschte die Verwandten und Hausfreunde, die sich jedoch der angemessenen Regungen freuten. Aber schon beim Nachhausefahren wußte sie, daß es kein dauerndes Gefühl gewesen sei. Mit zehn Jahren waren ihr bereits die ersten Zweifel gekommen, und immer deutlicher seitdem gestalteten sich ihr die religiösen Probleme „historisch begreiflich". So wie sie war, paßte sie auch gut in ihre Umgebung, in ihren anregenden, eleganten, gebildeten, erstclassigen Berliner Kreis; alle anderen Ueberzeugungen wären hier störend gewesen, und wenn sie dieses auch gern ertragen hätte — auf Wunsch, auch auf den eigenen Wunsch hin, wird man nicht gläubig.

Auch konnte sie, offen gestanden, keinen allzu großen Unterschied erkennen. Sie war ja öfters mit frommgläubigen Christen, auch mit frommgläubigen Juden zusammen gekommen. Es blieb sich doch ziemlich gleich. Alle hatten ihre Fehler, ihre Schwächen und Alle ihre Grundsätze, durch welche sie mehr oder minder beeinflußt wurden. Ob Protestantinnen, Katholikinnen oder Jüdinnen: die Freundlichen, Pflichttreuen, Wahrheitsliebenden, Aufopferungsfähigen waren glücklicher und beliebter als Die, welche boshafter, neidischer, unzuverlässiger waren, als Die, welche nur den Vergnügungen und gesellschaftlichen Erfolgen lebten. Das war ja auch einleuchtend und logisch, dazu bedurfte es nicht der offenbarten Religion . . . Aber . . . bei genauerer Ueberlegung wurde sie doch eines gewissen Unterschiedes gewahr. Unter den Frommen waren doch wohl mehr der „besseren Sorte" vorhanden; auch verlieh diesen der Glaube an die Liebe Gottes, an eine höhere Fügung, trotz der ihnen innewohnenden Beschränkung, eine gewisse Poesie des Gemüthes, einen zarten, unbestimmbaren Duft, welche den Freierdenkenden fehlten.

Aber der Wunsch genügt nicht zum Glauben!

Sie stand vor dem prächtigen Thiergartenhaus, die Thüren öffneten sich, lautlos glitt der Fuß über die Teppiche, sie war in ihrem Zimmer und drückte die Klingel. Als wäre ihr all' das Gewohnte neu, nahm sie an diesem Entscheidungsabend die äußeren Eindrücke in sich auf. Leise huschte die Jungfer herein, nicht das zierliche, schnippisch-vertrauliche Zöfchen früherer Zeiten (oder wenigstens früherer Lustspiele), sondern ein Wesen im gehaltenen Stil der modernen Dienstboten großer Häuser. Etwas regungslos, etwas unpersönlich, sehr methodisch und geschult. Mit ihren glatten, sich nie überhastenden Bewegungen drehte sie die elektrischen Lichter am Toilettentisch auf, nahm Elsa den schwarzen Federhut, die schwarze Federboa, das blaue, zum Schneiderkleid passende Jäckchen ab, zog die Spazierschuhe ab und die leichten Hausschuhe an. Wie gebannt schweiften Elsa's Augen umher und betrachteten

die vollendete Einfachheit dieser Sachen, die nach nichts aussahen, wundervoll gearbeitet, ausgetiftelt geschmackvoll waren und sich überaus kostspielig stellten. Statt dessen, sagte sie sich, wird es Jacken zu zwanzig Mark geben, flott und modern geschnitten, aber mit hastig genähten Knopflöchern und verbotenem Futter. Der von einer kleinen Schneiderin gearbeitete Rock wird vorn etwas zu kurz sein und hinten nicht fehlerfrei schließen; die Schuhe, zu sieben Mark fünfzig, werden knarren und nach drei Wochen sich ausgeweitet haben. Mit kleinlicher Ironie führte sie das Zukunftsbild weiter aus: das enge, ungeheizte Schlafzimmer, in dem nur wenig im Winter gelüftet wurde (sonst kühlten die anderen Stuben sich zu sehr ab), der Waschtisch mit abbespritzter Politur, der eine, etwas glitschig gewordene Schwamm, die im Gebrauch sparsame, aber vehement parfümirte Seife, die zwei dünnen Handtücher, die eine Woche lang vorhielten, so gut es eben ging . . . Sie sah in dem Spiegel ihr feines, blasses Gesicht spöttisch, häßlich spöttisch verzogen, dahinter die correcten Züge der Johanna, welche die losen Härchen aufsteckte und mit monoton höflicher Stimme fragte: „Und welches Kleid darf ich zum Mittagsessen heraus legen?"

„Das vorjährige grauseidene," antwortete sie gleichgültig. Dann verbesserte sie sich nach einer Pause: „Nein, das neue lila und weiße Foulard."

Sie stand auf und sah nervös nach der Uhr; beinah halb Sieben. Da klopfte es an der Thür, und Johanna brachte ihr eine Karte. „Frau Regierungsrath Lohden" stand darauf, und Elsa ließ bitten.

In dem mit grünem Brocat ausgehangenen Zimmer, mit seinen grün und weiß und silbernen Möbeln setzten sich die Beiden an den Kamin. „Ich freue mich so, liebe gnädige Frau, Sie grade heute zu sehen, Sie wissen nicht, welche Wohlthat Sie mir heute erweisen."

„Du kannst Dir doch denken, daß ich mich besonders freue, grade jetzt in Berlin zu sein, und wie gern ich Dir meine Theilnahme aussprechen möchte."

„Wissen Sie Alles?"

„Nun, daß Dein armer Onkel . . ."

„In einer Nervenanstalt untergebracht werden mußte . . . und daß sein Vermögen fort ist?"

„Das ist doch nicht wirklich der Fall?" fragte Frau Lohden erschrocken; „ich hatte so ein Gerücht gehört, aber . . ."

„Es ist ziemlich buchstäblich der Fall. Den Dienstboten ist zum Ersten gekündigt worden, nächsten Montag beginnen die Vorbereitungen zur Auction. Wenn das Mobiliar und die Kunstschätze," sie wies umher auf den Böcklin, den L. v. Hofmann, den Rodin und die Hildebrand'sche Büste, „wenn Alles verkauft ist, bleibt vermuthlich nur genug, um seine Zukunft in der Anstalt sicher zu stellen. Von meinem Vermögen aber einige Tausend Mark — Capital!"

„Meine arme, arme Elsa, was wird nun aus Dir?"

Elsa streichelte aufmerksam das Obrist'sche Sophakissen. „Ich kann es Ihnen ja eigentlich sagen: heute Abend werde ich mich vermuthlich mit dem Generalconsul Beiruch verloben."

Frau Lohden sah sie ungläubig, stutzend an. „Der Herr, welcher Dir damals beim Kinderheilstättenfest half?"

„Ja, derselbe."

Es entstand eine längere Pause. Beide sahen ihn im Geiste vor sich: untersetzt, dick, kahl, mit glänzender, anscheinend immer feuchter Haut, mit kleinen, zwinkernden Augen.

„Allerdings ist der Altersunterschied wohl ziemlich beträchtlich," meinte zögernd Frau Lohden.

„Zweiunddreißig Jahre."

Es entstand wieder eine Pause.

„Liebe Elsa, Du hast mir ja immer erlaubt, offen mit Dir zu sprechen."

Elsa unterbrach sie mit einer bei ihr seltenen Wärme der Empfindung. „Wenn wir uns in den letzten Jahren selten nur gesehen haben, waren Sie thatsächlich die beste Freundin, eine mütterliche Freundin im vollsten Sinne des Wortes."

„Warum thust Du es, wie kannst Du es thun?"

„Weil ich muß; es bleibt mir nichts Anderes übrig."

„Elsa, das ist ja nur eine Phrase; es bleibt Dir noch manch' Anderes übrig. Du bist begabt und gescheidt und kannst Dir Dein Brot verdienen."

„Womit? Glauben Sie mir, das war auch mein erster Gedanke, aber es wäre ein ganz vergeblicher Versuch. Ich beurtheile mich ziemlich richtig, ich bin zweifellos ungewöhnlich ‚veranlagt', aber nicht nur kann ich nichts, gar nichts ordentlich, ich würde es auf keinem Gebiete zu etwas bringen — von Ruhm und Ehre ganz abgesehen — nicht einmal zum täglichen Brot. Ich kann nachempfinden, verstehen, beurtheilen und anregen, das sind nicht gänzlich alltägliche Gaben, aber sie lassen sich nicht praktisch verwerthen. Hätte ich mir vor einem halben Jahre nicht solche Mühe gegeben, einem jungen Mädchen, deren Eltern Alles verloren hatten, eine Gesellschafterinnenstelle zu verschaffen, wäre ich darauf gekommen. Nun aber weiß ich, wie Angebot und Nachfrage stehen; weiß, was verlangt und gewünscht wird. Erstens bekäme ich keine Stelle, zweitens hielte ich es in keiner vier Wochen lang aus."

„Du hast doch Verwandte?"

„Es ist möglich, daß die Borchardts mir eine kleine Rente aussetzen würden, aber sie haben viele und recht kostspielige Kinder; es wäre mir schrecklich, ein Gnadengeschenk von ihnen annehmen zu müssen, und ganz unmöglich, sie zu bitten. Die vortrefflichen Frankfurter Gutmanns haben mir angeboten, mich als Tochter ins Haus zu nehmen, ich habe daran gedacht, aber immer deutlicher ist es mir klar geworden, daß ich in dieser engen, ärmlichen Welt umkommen würde."

„Sieh, ich möchte ernst mit Dir sprechen: grade Dein Hang zum Luxus hat mich immer verletzt; im Grunde ist es doch klein und niedrig, von Aeußerlichkeiten abhängig zu sein."

„Das sagten Sie mir schon, als ich Backfisch war, damals bei Ihnen in Constanz, während der glücklichen Ferienzeit. Ich habe auch oft über den Vorwurf nachgedacht; damals konnte ich mich nicht vertheidigen, jetzt bin ich darüber klarer geworden."

„Das heißt: der äußere Glanz ist Dir nun vollends zur zweiten Natur geworden. Glaube mir, es gibt glückliche und vornehm denkende Menschen, die recht bescheiden, ja ärmlich leben."

Elsa ging auf und ab. „Die meisten Menschen scheinen nicht einzusehen, was unsereins an den Reichthum fesselt. Es ist nicht das Wohlleben, Andere leben auch wohl, es ist nicht die Abwesenheit von Sorge und Arbeit, Reiche haben ihren ehrlichen Antheil daran. Das Ernste und Krasse bleibt uns gewiß nicht erspart, aber das Häßliche, Kleinliche, Gemeine. Was wir anfassen, anziehen, zu uns nehmen, ist solide und echt, ist mustergültig gut. Unsere Umgebung wirkt wohlthuend und anregend, unsere ganze Existenz wird dadurch veredelt. Ja, es ist vor Allem die Schönheit und Harmonie jeder Stunde, jedes Vorganges des alltäglichen Lebens, fast möchte ich sagen: unseres Selbsts. Ich will keine Schmeicheleien erjagen, ich weiß, daß ich nicht häßlich bin, aber in anderen Verhältnissen wäre ich doch unvortheilhaft anders. Meine Hände sind schön, wie in aller Welt sollte ich das nicht herausgefunden haben? Sie sind auch nicht müßig gewesen, sind Gott sei Dank keine schlaffen Haremshände, aber was haben ich und Andere auch auf sie geachtet! Nur auf einen Monat die in kleinbürgerlichen Familien übliche Hausarbeit, und sie wären ein Wrack. Mein Haar ist nur dank der sorgfältigen Pflege, der geübten Geschicklichkeit der Johanna so seidenweich, glänzend und locker, die anscheinend selbstverständlich kunstlose, so überaus kleidsame Umrahmung meines Gesichtes. — Man sagt mir nach, ich hätte ruhige, vornehme Bewegungen. Vom fünften Jahre habe ich auch die besten Tanzstunden gehabt; nie im Leben habe ich naß und beschmutzt mich durch Menschen- und Droschkengewühl hindurch arbeiten müssen, um mir rücksichtslos einen letzten Pferdebahnplatz zu erkämpfen. Das gibt frühzeitige Runzeln, das gibt hastige, eckige Bewegungen, die unästhetische Sicherheit der Straße, statt der sanften, weiblichen Sicherheit der Salons . . . Aber dies äußerlich Nächstliegende macht nur ein Element und keineswegs das wichtigste aus. Reichthum gilt Außenstehenden oft als ungesunde, krankhafte Verfeinerung. In vielen Beziehungen gewährt er gerade die Möglichkeit der gesundesten, normalsten Verhältnisse. Gerade die vornehme Küche ist ungleich einfacher und bekömmlicher als die Hausmannskost mit ihren fettigen, durch Surrogate verlängerten Saucen, mit ihren schwer verdaulichen, gut gemeinten sonntäglichen Mehlspeisen und Gerichten. Gerade in solchen Häusern findet man tadellos gelüftete Räume, vernünftige Schlafzimmer mit hygieinischen Betten statt mittelalterlich ungesunden Federdecken und -Kissen. Geradezu betrübend ist ja der Unterschied zwischen den Kinderstuben reicher Familien und denen auch des gebildeten Mittelstandes. Hier diese ideale Sauberkeit, die weiß gekleideten Kinderfrauen mit ihren guten, ruhigen Manieren, die vorzügliche Lüftung der Wohn- und Schlafräume — dort das eine, nie wirklich luftreine Zimmer mit den Betten, mit carirten, schmuddligen, aber praktischen Kinderkleidchen, mit dem einen so unfähigen, lauten Mädchen . . . Trotz unseres aufreibenden Lebens halten wir uns darum auch so viel besser. Und dann reisen wir in die herrlichste Alpenluft, und auch während des Winters ist für vernünftige Bewegung gesorgt; mein tägliches Reiten, eventuelles Massiren erhält mich frisch und meine Figur elastisch und biegsam . . . Auch beim Reisen wie im Theater werden wir nie mit un- oder halbgewaschenen Menschen zusammen gepferchte; ungehindert und frei sitzen

wir, ungehindert und allein. Dann sind es vor Allem die reichen Familien, in denen sich noch eine alte, dem Hause anhängliche Dienerschaft befindet. Hier werden sie rücksichtsvoll behandelt, hier kündigt man ihnen nicht, wenn man im Sommer verreist, hier nörgelt und quält sie keine in der Küche sich aufhaltende Hausfrau durch Verdächtigungen und Pfennigsparerei."

Elsa sprach rasch und fließend. Mit all' diesen Erwägungen hatte sie sich diese letzte Zeit über getragen; es war ihr eine Wohlthat, sich laut in ihnen zu ergehen. Jetzt bekam sie aber doch einen Schreck; sollte Frau Regierungsrath Lohden, die nicht zu den Reichen gehörte, ihr einige dieser Schilderungen verargen können? Aber ihr Gast hörte ruhig zu, wenn auch mit einem leicht ironischen Zug um den Mund, und Elsa, die sich aussprechen mußte, fuhr fort:

„Ich betone ja gar nicht einmal die außenstehende so verlockend erscheinende Möglichkeit, Vielen Gutes erweisen zu können, viel Noth zu lindern, viel Nützliches ins Leben zu rufen. Ich weiß aus Erfahrung, daß grade die Reichsten am öftesten ausschlagen müssen. Alle, alle Menschen bringen Anliegen, wollen Geld; mit dem besten Willen kann man nur hier und da helfen, muß täglich, buchstäblich täglich Gesuche verweigern, und wie unendlich viel Verkennung und Verdruß zieht man sich hierdurch zu! Die Wohlthätigkeit spielt begreiflicher Weise eine größere Rolle im Leben der reichen Frauen als in dem der weniger bemittelten, ich bezweifle, ob sie mehr Freude daran erleben. Aber immerhin erntet man dadurch einige unvergeßlich schöne Stunden, die viele Enttäuschungen aufwiegen ... Dann aber die ästhetische Seite ... Alles, was interessant und bedeutend ist, wird Einem zu Theil. Die besten Nachschlagebücher, die ausgesuchtesten Zeitschriften. Man reist zur Champ-de-Mars-Ausstellung, zur Münchener Secession, zum ‚Parsifal' nach Bayreuth, nach Weimar zu einer viel versprechenden Goethe-Feier, nach Bremen zum Rubinstein'schen ‚Christus', nach London zu den ‚Arts and Crafts'. Es bildet sich das Urtheil, immer mehr und mehr reift der individuelle, sich verfeinernde Geschmack zum selbständigen Urtheil heran. Dadurch kann man nützen, dadurch erwirbt man sich eine Berechtigung zum Leben, wird man ein werthvollerer Mensch."

„Also, liebe Elsa, wenn ich Dich recht verstehe, heirathest Du aus ästhetischen und ethischen Gründen den Herrn Generalconsul Beiruch. Du bist längst erwachsen, nimm es mir nicht übel, wenn ich darauf hindeute, daß es vielleicht weder so ganz ästhetisch noch ethisch sein dürfte, die Gattin eines Mannes seines Alters und seiner Vergangenheit zu werden."

Ein glühendes Roth bedeckte das sonst blasse Gesicht des jungen Mädchens; Frau Lohden war es schmerzlich, diese bittere, peinliche Beschämung zu sehen, aber sie wollte Elsen aufrichtig wohl und ließ nicht nach. „Bisher wurde all' dies Schöne und Harmonische Dir umsonst zu Theil, nun mußt Du es bezahlen. Durch Dich selbst. Indem Du Dich hingibst, verkaufst Du Dich auch."

Elsa konnte Anfangs ihre Stimme nicht beherrschen; es war ihr ordentlich anzusehen, wie sie sich selber verachtete. Endlich sagte sie leise, verzweifelnd: „Ich kann ja nicht anders."

„Du kannst, wenn Du willst. Du mußt nur wählen zwischen der inneren Schönheit und Harmonie eines bescheidenen, arbeitsamen, reinen Lebens und der — hierdurch — erkauften äußeren harmonischen Schönheit."

„Mir bleibt keine Wahl. Er — und nur er — bietet mir, was ich brauche. Ich habe innerlich Alles durchgekämpft, es wurde mir nicht leicht, jetzt bin ich mürbe und stumpf."

„Aber Elsa, warum muß es grade Dieser sein. Du bist sechsundzwanzig, stehst in der vollen Blüthe Deiner Jugend und Schönheit, warum willst Du auf das verzichten, was doch, man mag sagen, was man will, das Beglückendste ist. Ich weiß, heutzutage sind junge Menschen skeptisch geworden und sprechen von der ‚sogenannten' Liebe und von ‚damaligen' Gefühlen. Aber Du hast doch selber das Glück so mancher junger Paare beobachten können, die hätten auch dem verfeinertsten Luxus zu Liebe nicht getauscht, ihr Leben war schön und reich. Warte nur, arbeite schlicht und geduldig, und wäre es als Gesellschafterin und wäre es bei spießbürgerlichen Verwandten, gewiß kommt noch Einer, der vielleicht keinen äußeren Glanz, aber das Glück Dir zu geben vermag. Dies sind zurückgebliebene Ansichten einer alten Frau, aber sie sind trotz alledem praktisch und richtig ... Ich verstehe Euch moderne junge Wesen nicht, habt Ihr gar kein Temperament, gar keine Sentimentalität, keine gesunde Sinnlichkeit, kein natürliches Gefühl?"

Elsa erröthete wieder. „Vielleicht doch; da wir feinere Nerven haben, fühlen wir vielleicht sogar noch intensiver, als die frühere Generation. Aber was bleibt uns ‚höheren Töchtern' übrig als Cölibat oder Ehe? Und die uns zu Theil werdende Auswahl ist so erstaunlich beschränkt. Bei mir lagen die Verhältnisse doch gewiß ungewöhnlich günstig, aber selbst ich habe kaum ein Dutzend ernsthafter Anträge gehabt. Jeder Mann, sei er noch so benachtheiligt, hat thatsächlich eine ganz unbegrenzte Auswahl; Prinzen und vortheilhaft gestellte junge Mädchen treffen innerhalb etwa eines halben Dutzend Candidaten ihre Entscheidung; das durchschnittliche, gebildete, unvermögende junge Mädchen erhält etwa ein oder zwei authentische Anträge. In Romanen geht es ja ganz anders zu, so liegen aber in Wirklichkeit die Sachen. Meinen ersten Korb gab ich mit siebzehn Jahren einem ältlichen Hausfreund, den zweiten verabfolgte ich erst im neunzehnten Jahre (ganz junge Mädchen werden von modernen jungen Männern nicht geheirathet); es war ein höchst thörichter Bankierssohn, der dazu von seinen besorgten Eltern herangepreßt worden war. Dann, im zwanzigsten Jahre, kam ein Bildhauer . . . in den ich sehr verliebt war, ja, ich kann ruhig zugeben, daß ich ihn liebte, bis ich erfuhr, daß er um meinetwillen eine vermögenslose Braut sitzen gelassen hatte. Das deutete doch allzu sehr auf Gelderwägungen; ich mußte mich mit der Demüthigung abfinden, mit dieser Demüthigung, welche reichen Mädchen nicht erspart bleibt, die jetzt wenigstens fortfällt. Etwas verliebt war ich auch in einen wirklich bildschönen gelben Ulanen, aber dessen Beweggründe lagen auch sonnenklar zu Tage. Dann kamen noch mehrere mögliche Anträge, besonders in meinem vier- und fünfundzwanzigsten Jahre; bei einigen war ich ziemlich nahe daran, wäre es mir wahrscheinlich leicht geworden, mich in den Betreffenden zu ver-

lieben; aber im letzten Augenblick konnte ich mich immer nicht entschließen... und refüsirte den Sprung."

„Ein etwas geschmackloser Vergleich . . . aber liebe Elsa, es werden noch Manche kommen, Du bist noch jung und überaus anziehend."

„Nein, liebe gnädige Frau, jetzt liegen die Dinge doch ungleich anders! Von allen diesen," sie zählte nach, „hätten nur Vier ein armes Mädchen heirathen können, ob auch nur Einer es gewollt hätte, möchte ich unentschieden lassen! Und von diesen Vieren sind Zwei inzwischen verheirathet, der ältliche Hausfreund ist rückenmarkleidend und der Letzte wird aus guten Gründen nirgends mehr empfangen." Sie lachte hart, „ich habe mich wirklich innerlich gewehrt, lange Nachtwachen durchgemacht und habe mich doch heute entschließen müssen, Herrn Beiruch zu bitten, Abends heran kommen zu wollen . . . Noch eben diesen Nachmittag stellte ich den letzten Versuch an. In meiner Niedergeschlagenheit verlangte ich nach einem starken, ethischen Halt und wußte nicht, wo ihn zu finden, und als ich zufällig an einer Synagoge vorüber kam, ging ich hinein . . . Können Sie es sich vorstellen? Ich in einer orthodoxen Synagoge . . . — Ein echter Glaube könnte, das empfand ich dumpf, mir den Enthusiasmus, die Begeisterung verleihen, um Armuth und Sorge und Demüthigung und Alltagsnoth zu erdulden, nur um sich nichts zu vergeben, nur um sein Bestes unantastbar hoch zu halten. Ueberlegung, Geschmack und Gewohnheit, Alles sagte mir, ein solches Leben würde mir unmöglich sein, würde mich umbringen. Die religiöse Ekstase hätte mich dazu vermocht, und sie blieb aus, sie blieb gänzlich aus."

„Nein, Elsa, das ist wirklich ein Sophismus. Verzeih mir, ich will Dich nicht kränken, aber es gibt eine Menge junger Mädchen, welche, ohne irgend welchen religiösen Enthusiasmus, zu rein und zu stolz empfinden, um sich einem vollständig ungeliebten, viel älteren Mann um des Reichthums willen hinzugeben."

Elsa verschluckte die harten Worte, nur zuckte es um ihre Lippen. „Diese jungen Mädchen sind nicht durch die subtilen, aber fest geschmiedeten Ketten der Geschmacksrichtnng belastet. Ich habe Ihnen wahrscheinlich gar nicht klar legen können, wie stark das Element des Schönen und Vollendeten uns beherrscht. Allerdings wird dieser Cultus unser Tyrann . . . Und dann empfinden wir Modernen anders auf anderem Gebiete. Wir grübeln über erotische Fragen, wir beobachten, wir lesen menschliche Documente aller Art, psychologische und physiologische Werke. Da glauben wir gewiß auch an die Möglichkeit der schönsten Liebe, sowohl der Leidenschaftsliebe wie der andauernden Gattenliebe; aber wir analysiren deren Vorbedingungen, und da kommen wir zu manch anderen Schlüssen."

Frau Lohden lächelte mitleidig: „Unverheirathete können bequem theorisiren."

„So ganz ins Blaue hinein habe ich doch nicht spintisirt. Die meisten meiner Freundinnen sind verheirathet; da habe ich Manches beobachtet, weiß von manchen hyperverfeinerten jungen Mädchen, welche ganz ohne Liebe heiratheten, deren Ehen im Durchschnitt genau so gut ausfielen wie Neigungsheirathen, welche doch meistens auf Ball- oder Tennis-Flirtations beruhen. Nach zehn Jahren ähnelt sich das Familienleben bei den einen und andern

Paaren in erstaunlichem Maße; da ist ein ganz analoges Verhältniß zwischen den Gatten, zwischen Eltern und Kindern. Und nach zehn Jahren ist diese letzte Frage doch in den Vordergrund getreten, nicht wahr? Der Hauptunterschied scheint mir der zu sein, daß bei den ‚Nicht-verliebt-Gewesenen‘ die bei der Verlobung beeinflussenden, guten, wenn auch unromantischen Gründe noch immer anhaltend günstig wirkten, während die Verliebtheit der Andern natürlich sich abgestumpft hatte und verschwunden war. Gewiß kenne ich jammervoll unglückliche Ehen, aber sie kommen genau so oft, mindestens ebenso bei den Neigungsheirathen wie bei andern vor. Nein, wenn ich die Erotik analysire, in ihre Bestandtheile zersetze, ihre wirkliche Bedeutung im täglichen Leben zu bestimmen versuche, so gehe ich dabei nicht von der grauen Theorie, sondern von persönlicher Beobachtung aus."

Frau Lohden fragte sich, ob wohl alle modernen jungen Damen so complicirt empfänden, und dankte Gott, daß ihre beiden Töchter befriedigend, ohne Conflicte untergebracht seien. Noch Eins versuchte sie: „Ist Dir der Gedanke denn niemals gekommen, daß Du ernste und schwere Pflichten übernimmst, die Aufgabe, diesen Mann, so weit Du es vermagst, glücklich zu machen? Du kannst nicht empfangen wollen, ohne zu geben."

„Ja," sagte aufrichtig Elsa, „ich erkenne meine Pflichten, und er soll es nicht bereuen."

Frau Lohden trat auf sie zu und umschlang sie: „Liebes Kind, thu es nicht. Du glaubst, Alles zu wissen, und weißt doch nicht, was Du thust."

Elsa löste sich aus ihren Armen und küßte ihr die Hand. „Ich danke Ihnen, auch wenn Sie mich schmerzten. Aber ich kann nicht anders."

Frau Lohden wandte sich stumm nach dem Kamin und nahm Muff und Boa vom Sopha.

„Nein, nein! Sie bleiben doch zu Tisch!"

„Heute Abend! Doch wohl besser nicht."

„Grade heute Abend; ich wäre Ihnen besonders dankbar. Als ich Herrn Beiruch schrieb, vergaß ich, daß diese Stunde jetzt, wo ich allein bin, doch etwas spät wäre. Sie schlagen es mir doch nicht ab . . . und ich muß so viel noch hören und fragen, wir sind ja noch gar nicht dazu gekommen."

Frau Lohden legte die Boa wieder hin.

„Vielen Dank, liebe gnädige Frau, es ist auch gleich so weit; da ruft mich schon Johanna zum Bad."

„Badest Du nicht mehr früh Morgens?"

„Natürlich. Aber wenn man draußen gewesen ist, wird man doch staubig, und überhaupt schmeckt mir nun mal das Essen nicht, möchte ich mich nicht anders zu Bett legen als mit einer ganz frischen Haut."

Unter Johanna's Führung legte Frau Lohden ihre Sachen in dem Toilettenzimmer der Garderobe gleich am Eingang ab. Mit sachkundiger Bewunderung musterte sie den Zuschnitt des Hauses. Wie vollendet war Alles gehalten, selbst in diesem nur für zufälligen Besuch berechneten Raum. Und wie vollendet das einfache Mittagsessen, wie vollendet die Zubereitung dieses goldbraunen, knusprig gebackenen Fisches mit der holländischen Sauce, wie federleicht verflog fast das Apfelsinengelee auf dem Teller. Nur einige un-

gefüllte weiße Hyacinthen mit Frauenhaarfarn auf dem Tisch, aber wie geschmackvoll entstiegen sie den schlanken, opalschimmernden Köpping'schen Gläsern. Und diese lautlose Bedienung, bei der Alles so selbstverständlich glatt verlief!

Die beiden Damen sprachen von der Vergangenheit, in der Elsa Lilienthal und Anna Lohden die Pensionsferien in Constanz verbracht hatten, sie erinnerten sich an manche humoristisch-rührende Episoden. Elsa hatte sich besonders der Mutter angeschlossen, stand ihr innerlich näher als der alltäglicheren Tochter. Aber beide hatten sich lange nicht gesehen, und als vielbeschäftigte Menschen waren sie wenig zum Schreiben gekommen.

Sie plauderten, als wäre keine ernstere Unterhaltung voran gegangen, als stände keine Lebensentscheidung bevor. Aber die Stimmung war gedrückt, und Elsa blickte öfters starr vor sich hin.

Während sie beim Kaffee im grün und weißen Zimmer saßen, wurde der Herr Generalconsul Beiruch angemeldet . . . „Sehr angenehm, in den rothen Saal," sagte Elsa, setzte die Tasse vorsichtig, aber doch etwas klirrend nieder, zerdrückte die Cigarette in der Valgren'schen Schale, raffte vom Büchertisch „Pan", „Rundschau", „Revue des deux Mondes" und einige neue Dramen zusammen. „Nicht wahr, liebe gnädige Frau, hier suchen Sie sich indessen etwas aus?" Dann schritt sie mit ihrem berühmt schönen Gang durch das Zimmer. An der Schwelle sah sie sich flüchtig, ausdruckslos um, ging dann weiter über das Parquet des angrenzenden Musiksaales dahin.

Herr Beiruch kam ihr im rothen Zimmer entgegen, sie schüttelten einander die Hände und setzten sich. Er war aufgeregt und verlegen. Elsa bemerkte es sogleich, auch daß er glänzender und feuchter aussah, als sonst. Mit ihren subtilen Nerven litt sie nicht nur unter ihrer eigenen Lage, sondern empfand mitleidig, wie unbehaglich ihm zu Muthe sein müsse. Jetzt fühlte er gewiß, daß es etwas spät sei, auf Freiers Füßen zu gehen, daß diese gefeierte junge Dame ihm schwerlich viel Neigung entgegen bringen könne, daß es doch recht eigenthümlich sei, ein fremdes, anspruchsvolles Wesen nicht nur in seine Häuslichkeit, sondern in sein intimstes Dasein einzulassen, daß es seine zwei Seiten habe, sein gewohntes, abwechslungsreiches, bequemes Leben zu ändern und zu compliciren. (Seit fünfundzwanzig Jahren war er vergnügter Wittwer gewesen.) Dann zergliederte sie seine muthmaßlichen Motive. Es lag ihm zweifelhaft daran, seiner prachtvollen Häuslichkeit die letzte Vollendung zu geben, aber wohl vor Allem wünschte er in den Besitz ihrer schönen, jungen Person zu gelangen. Sie kannte seine Neigungen, seine Vergangenheit, hatte auch früher recht deutliche Blicke aufgefangen; nur damals war es ja ausgeschlossen, daß sie, die reiche Erbin des reichen Onkels, einen zweiunddreißig Jahre älteren Mann heirathen würde. Jetzt lagen die Sachen anders; was er und was sie zu bieten vermochten, war etwa gleichwerthig geworden. O, sie kannte ihn gut, wußte, was ihn anzog und anziehen würde. Und während sie höflich zuhörte, wie er etwas verwirrt darauf los redete, über die allgemeine Bestürzung an der Börse, über die gar nicht vorher zu sehende, fabelhaft ungünstige Verkettung der Umstände, denen das großartige Vermögen zum Opfer wurde, über das aufrichtige, allseitige Mitleid mit dem so beliebten,

verehrten, armen Freund; während sie höflich zuhörte, hätte sie sich winden mögen vor Grauen und Entsetzen vor dem, was bevorstand.

Und dabei mußte sie gerade vermöge ihrer Feinfühligkeit, welche die Halbtöne erfaßte, ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte einige vortreffliche Eigenschaften, war im schönsten Sinne freigebig und hülfbereit. Immerhin erwies er ihr großes Vertrauen; moralisch verpflichtete sie sich, ihm Gutes zu erweisen, seinen gewiß ebenfalls mitsprechenden Wunsch nach einem gemüthvollen Verkehr, nach einem das herannbrechende Alter verschönenden vertraulichen Familienumgang zu erfüllen. Wie unendlich viel leichter wäre es, sich einem Sultan zu verkaufen; da handelt es sich um das eine, deutlich begrenzte Opfer. Die Ehe gebildeter moderner Europäer, auch wo die Hauptbeweggründe durchsichtig zu Tage treten, ist unendlich complicirt; da sind die sich auf alles Psychische und Intellectuelle erstreckenden Fäden unlöslich verschlungen.

Noch immer sprach er vom lieben, guten Freund und von der weit verbreiteten Theilnahme am unerwarteten Geschick. Aber jetzt mußte es kommen, und es kam.

„Fräulein Elsa, Sie werden die Andeutungen meines letzten Briefes verstanden haben. Sie wissen, was ich als schönstes . . . allerschönstes Glück mir wünsche . . . Daß Sie mich heute erwarteten, läßt in mir . . . gibt mir die Hoffnung . . . Fräulein Elsa! . . .“ Er streckte seine Hand ihr entgegen, eine gedunsene Hand mit sichtbar werdendem dunkel behaartem Ansatz des Armes. Elsa wurde so kreideblaß, daß er es unruhig bemerkte. „Liebes Fräulein Elsa, ich mache mir ja keine Illusionen darüber, daß Sie sich kaum in mich verlieben werden, aber ich weiß doch auch, was ein achtungswerther Mann in meiner Stellung Ihnen bietet und was ich fühle, und wenn Sie Widerwillen empfinden, so . . .“

„Ach nein,“ murmelte Elsa, faßte sich, lächelte schwach, stand auf und reichte ihm die Hand.

Mit lebhafter Genugthuung umfaßte er Elsa und küßte ihr stürmisch das Gesicht.

Da überkam es sie mit einem Mal, und die heißen Thränen quollen hervor. Dies also war ihre unendlich oft ausgemalte, selbstverständlich als Höhepunkt des Lebens erwartete Verlobung; in diesen Armen sollte sie erfahren, was Liebe heißt! Dies die Erfüllung aller Sehnsucht, aller Hoffnung, aller Träume, alles Dessen, was ihr aus Liedern erklungen, was die Dichter im Herzen wachgerufen, was Sommernächte in ihr aufregten und Blumenduft ihr verrieth.

Herr Generalconsul Beiruch küßte sie noch immer, aber als sie schluchzte, führte er sie freundlich besorgt nach ihrem Lehnstuhl. „Natürlich bist Du erregt, Du armes Kind, hast eine schrecklich angreifende Zeit durchlebt. Nun hört das Alles ja auf, nun wird es Dir gut ergehen.“

Elsa trocknete die Thränen, und sie sprachen ganz vernünftig und freundschaftlich zusammen. Dann gingen sie zu Frau Lohden hinüber, nahmen ihre Glückwünsche entgegen und bestimmten den Tag der Hochzeit.

Sechs Jahre hatte Frau Lohden die Beiruchs weder gesehen noch nähere Einzelheiten von ihnen gehört. In Berlin wie in Constanz hatten sie sich verpaßt, und gemeinsame Bekannte waren nicht vorhanden. Dann aber schrieb ihr die nach Königsberg versetzte Tochter, welche sich auf der Durchreise in Berlin befand:

„Also . . . ich suchte die Beiruchs auf. Das Haus in der Rauchstraße ist geradezu vollkommen. Ein Musiksaal aus hellem Marmor mit rosa Azaleen und Statuetten von Klinger und Stuck; ein Eßzimmer aus tief veilchenfarbener Seide mit Kopenhagener matt lila und weißem Porcellan. Ihr Schreibzimmer mit Täfelungen aus gemustertem hellgrauen Holz und mit prachtvollen, blauen, chinesischen Stickereien. Und so in diesem Stil weiter. Du kannst es Dir nicht schön genug vorstellen. Sie rauschte in einem Hauskleid von stahlbesticktem, matt hèliotropfarbenem Seidenkrepp herein, war noch immer blaß, sah etwas angegriffen aus, aber fast noch schöner als früher, und die Figur einfach vollendet. Sie bewillkommnete Hermann und mich sehr freundlich und ließ Dich recht vielmals grüßen.

„Selbstverständlich habe ich, wo es nur anging, mich nach ihr erkundigt, aber Hermann's Bekannte verkehren in ganz anderen Kreisen. Eine Frau von Kricheldorf (Kaiser Franz=Regiment), geborene Natzmer aus der Priegnitz, kannte Elsa von Wohlthätigkeitsfesten her, fand sie ‚wahnsinnig elegant', die Vorstandsdamen machten ihr bei dergleichen Gelegenheiten immer unglaublich den Hof. Sie sei ganz liebenswürdig, aber fast herablassend. Ja, man erlebe Sonderbares in Berlin. — Ein Jüngling vom Auswärtigen Amt, der alle Welt kennt, stand dabei und sagte, mit ihrem Mann scheine sie sich ganz erträglich zu stehen. Es sei ja bedauerlich, daß die beiden Kinder gestorben seien, sonst hätte sie aber doch eine ungewöhnlich günstige Existenz. Seines Wissens wäre sie bisher ganz einwandsfrei, aber, du liebe Zeit, geredet würde ja immer. Er persönlich hielte sie für viel zu klug, um sich ihre exceptionelle Stellung zu verderben. — Dann erwähnte Hermann's Verwandter, Dr. Biese (so ein Kunstästhetiker aus der guten alten Zeit), ihren hervorragenden Einfluß auf künstlerischem und literarischem Gebiete. ‚Leider ganz modern; jetzt herrscht überhaupt eine Verwirrung der Begriffe . . . nein, liebe Frau Anna, diese letzte Secession!' Und er schwamm im Lieblingsfahrwasser.

„Beim Geheimrath Ruhlmann traf ich dann noch einen allerneuesten jungen Prosadichter, der sie sehr anschwärmen soll, und der mich mit vielem Interesse nach ihrer Schulzeit befragte. Er meinte mit sentimentalem Augenaufschlag: ‚All' dies fieberhafte Thun und Treiben ist ja nur ihre Scheinexistenz.' Das ließ aber der Geheimrath, welcher Hausarzt bei Beiruchs ist, nicht gelten: ‚Dieser anregende Schein ist ihre Wirklichkeit geworden.'

„Meinem Eindruck nach hat sie es recht gut, obwohl ich noch immer nicht verstehe, wie man den alten Generalconsul heirathen konnte. Nun aber lebe wohl; mit herzlichem Gruß Deine Dich liebende Anna."

Frau Lohden steckte den Brief in die Tasche: „Werde ich wohl jemals erfahren, ob sie — ja oder nein — ihren Entschluß bedauert?"

Der Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten und die Anarchisten.

[Nachdruck untersagt.]

Präsident Mac Kinley ist am 14. September der Wunde erlegen, die ihm am 6. d. M. von einem Anarchisten zugefügt worden war, während er in der Musikhalle der panamerikanischen Ausstellung zu Buffalo einen öffentlichen Empfang abhielt. Er ist der dritte Präsident der Vereinigten Staaten, der innerhalb von weniger als vierzig Jahren von Mörderhand gefallen ist. Präsident Lincoln erhielt die tödtliche Wunde durch den Schauspieler J. Wilkes Booth am 15. April 1865, während er sich mit seiner Familie in einer Loge in Ford's Theater in Washington befand, und starb am nächsten Tage. Präsident Garfield wurde am 2. Juli 1881 von einem enttäuschten Stellenjäger durch einen Pistolenschuß verwundet und starb nach langem, schwerem Leiden am 19. September. Aber während für den Angriff auf Lincoln politische Motive eine Erklärung abgeben konnten — hatte doch die am 9. April 1865 bei Appomattox Courthouse erfolgte Uebergabe der conföderirten Armee von Nord-Virginien für die Südstaaten eine Lage geschaffen, bei der einem Fanatiker der Mord des Staatsoberhauptes der Nordstaaten als die alleinige Rettung erscheinen konnte — und für Guiteau, den Mörder Garfield's, persönlicher, wenn auch unbegründeter Groll und wenigstens die Vermuthung gestörten Verstandes in Betracht kommen, fehlt für den Mord Mac Kinley's jeder verständliche Grund. Der Mörder, der sich zuerst Friedrich Niemann nannte, sich dann aber als Leon F. Czolgosz, von polnischer Abstammung, erwies, ist 28 Jahre alt und in Detroit geboren; sein Vater ist aus Preußisch-Polen, wo er dicht an der russischen Grenze gewohnt haben soll, nach Amerika eingewandert. Mit seinen Eltern zog Czolgosz in frühester Jugend nach Alpena in Michigan, wo er in polnischen und öffentlichen Schulen seine Erziehung erhielt. Von Alpena, der Hauptstadt des gleichnamigen Districts, einem Städtchen von 8—9000 Einwohnern, begab er sich später nach Cleveland in Ohio, einer der am schnellsten empor blühenden Städte der Vereinigten Staaten, die 1830 1076 Einwohner zählte und heute weit über 300 000 hat, wo er in einer Schmiedewerkstätte arbeitete, und von dort nach Newark am Erie-Kanal, wo er Beschäftigung in einem Drahtwerk fand. Die letzten zwei Jahre scheint er auf dem Bauernhofe seines Vaters bei Warrensville in Ohio zugebracht zu haben, wo er von den während seiner Arbeit in Cleveland und Newark gemachten Ersparnissen gelebt haben will, was jedenfalls als Beweis dafür dienen könnte, daß es nicht Noth gewesen sei, die ihn zu den Anarchisten getrieben habe, von deren Lehren er, wie er behauptet, den Anstoß zu seiner That empfangen hat. Er will zuerst 1899 begonnen haben, activen Antheil an der anarchistischen Propaganda zu nehmen, und will durch die Lehren und Reden der berüchtigten Emma Goldmann den Anstoß zu seiner That erhalten haben. Man wird wohl nicht irren, wenn man in ihm ein Mitglied der in Cleveland vorhandenen anarchistischen Gruppe sieht; vielleicht hat auch die Thatsache, daß sich dort das Grab des ermordeten Präsidenten Garfield befindet, seine Gedanken gerade auf einen Präsidentenmord gelenkt. Jedenfalls ist es um so weniger verständlich, wie die That gegen den frei gewählten Präsidenten einer Republik begangen

werden konnte, als stets und noch kurz vor dem Morde auch von anarchistischer Seite die Ansicht vertreten wurde, daß der verhältnißmäßige Schutz, den die Anarchisten in den Vereinigten Staaten wie in England fänden, die Veranlassung sei, daß noch niemals in diesen beiden Staaten ein Staatsoberhaupt oder ein Beamter das Opfer eines Anarchisten geworden sei.

Neben dem Mitgefühl, das der Verlust erregt, der die Gemahlin des Ermordeten und die Vereinigten Staaten in so unerwarteter, furchtbarer Weise betroffen hat, beschäftigt die Frage, ob und welche Veränderungen in der inneren und äußeren Politik der Vereinigten Staaten der Wechsel in der Person des höchsten Beamten derselben hervorrufen könne, mit Recht die Aufmerksamkeit der Welt. Mac Kinley und der frühere Vicepräsident, seit dem 14. September Präsident, Roosevelt, sind beide Kinder ihrer Werke, aber zugleich doch so verschieden durch Abstammung, Erziehung und Art der politischen Thätigkeit, daß es sich wohl verlohnt, die Laufbahn beider, die von mehr als einem Gesichtspunkte aus als typisch für die Entwicklung amerikanischer Politiker angesehen werden kann, einer weiteren Betrachtung zu unterziehen.

Mac Kinley wurde am 29. Januar 1843 zu Niles, einem kleinen Städtchen in Ohio, geboren und stammt aus einer schottisch-irischen Familie, deren erster in Amerika geborener Ahnherr, sein Urgroßvater, mit Ehren im Revolutionskriege diente. Er erhielt seine Erziehung in einer Stadtschule und einem localen Seminar und machte einen Theil eines Cursus im Alleghany College in der Stadt gleichen Namens in Pennsylvanien durch. Schwache Gesundheit soll ihn an der Vollendung seiner Studien verhindert haben. Nachdem er während kurzer Zeit als Schullehrer und dann ebenfalls nur kurz als Schreiber in einem Postamt thätig gewesen war, trat er zwei Monate nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges als Gemeiner in das 23. Ohio freiwillige Infanterieregiment ein. Nach vierzehnmonatlicher Dienstzeit als solcher wurde er Commissariats-Sergeant und hatte in dieser Stellung Gelegenheit, solche Beweise seiner Zuverlässigkeit und Integrität zu geben, daß der Gouverneur des Staates, Tod, für ihn ein Leutnants-Patent erbat und vom 24. September 1862 datirt erhielt. In verschiedenen Gefechten und namentlich bei Kernstown in der Nähe von Winchester zeichnete er sich so aus, daß er bereits im Juli 1864 zum Hauptmann ernannt wurde. Den Charakter als Major (Brevet Major) erhielt er einen Monat vor dem Tode Lincoln's. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß in dem Regiment, in dem er diente, sich auch der spätere Präsident Hayes als Major befand. Nach der Auflösung des Regiments, von dem er während der ganzen Dauer des Krieges, mit Ausnahme eines kurzen Urlaubs, keinen Tag abwesend gewesen war, wollte er zur regulären Armee übertreten, gab dies aber auf Wunsch seines Vaters auf und studirte die Rechte. 1867 wurde er zu Canton in Ohio zur Praxis als Rechtsanwalt zugelassen und verheirathete sich dort auch 1874 mit Miß Ida Saxton, der Tochter eines wohlhabenden Bankiers in der Stadt. Zwei Töchter, die dieser Ehe entsprossen, sind jung gestorben. Mac Kinley war immer streng republikanisch gesinnt gewesen (Republikaner heißen in Amerika die Fortschrittsleute, während die Demokraten Conservative sind), und er warf sich mit großer Energie in die politische Bewegung; die erste Wahl, die er seinen Mitbürgern verdankte, war die zum Staatsanwalt; 1876 wurde er unter Hayes' Präsidentschaft in den Congreß gewählt und verblieb in demselben bis 1890. Im Congreß trat er für den Schutzzoll ein. Es war wohl besonders diese Haltung, die die Aufmerksamkeit der Parteiführer auf ihn lenkte und ihm bei der republikanischen Convention 1888 das Anerbieten einbrachte, an Stelle von Blaine als republikanischer Präsidentschaftscandidat aufgestellt zu werden. Er schlug dies aus, weil er sich vorher verpflichtet hatte, John Sherman zu unterstützen. Als man ihn wegen dieser Handlungsweise beglückwünschte, erwiderte er: „Ist es etwas Ehrenwerthes, etwas Unehrenhaftes nicht gethan zu haben?" Am 21. Mai 1900 ging das nach ihm benannte Schutzzollgesetz durch, und bei der darauf folgenden

Wahl zum Congreß wurde er in seinem Staate von dem demokratischen Candidaten geschlagen. Diese Niederlage brachte ihm aber die Ernennung als Gouverneur des Staates ein, mit 20000 Stimmen Majorität über den Gegencandidaten, den bisherigen Gouverneur, der 1889 mit 11000 Stimmen Mehrheit gewählt worden war. Auch bei der nächsten Convention für die Ernennung des republikanischen Präsidentschaftscandidaten 1892 lehnte er alle an ihn herantretenden Anerbietungen ab und bemühte sich für die Wiederwahl Harrison's, des bisherigen Präsidenten, der aber von Cleveland mit großer Mehrheit geschlagen wurde, nachdem Letzterer ihm vier Jahre vorher unterlegen war. Jetzt war es klar, daß er der nächste republikanische Candidat sein würde und müßte, und nachdem er sich nach Ablauf seiner zweiten Thätigkeit als Gouverneur, er war mit 80000 Stimmen Mehrheit wieder gewählt worden, sechs Monate Ruhe gegönnt hatte, warf er sich mit ungemeiner Energie und Ausdauer in die Wahlbewegung. Er soll 1894 über 25000 Kilometer gereist sein, täglich durchschnittlich sieben Reden gehalten und zu über zwei Millionen Menschen gesprochen haben. In der Convention von 1896 war er beim ersten Wahlgange als Candidat aufgestellt worden, und er siegte bei der Wahl mit 7104779 Stimmen, d. h. einer Mehrheit von 601854, über den demokratisch-populistischen Candidaten, William J. Bryan. (Von Wahlstimmen, d. h. der Staaten, erhielt er 271 von 447.) Während seiner Präsidentschaft sind die hervorragendsten Ereignisse die Einführung des hochschutzzöllnerischen Dingleytarifs, die Annexion Hawai's, der Krieg gegen Spanien, die Annexion der Philippinen und die Befreiung Cuba's und Portorico's gewesen. Daß er damit nach dem Gefühl des Volkes das Richtige getroffen, bewies seine mit einer noch größeren Majorität 1900 erfolgte Wiederwahl. Auch bei der China gegenüber befolgten Politik hat er sich der Zustimmung der Bevölkerung zu erfreuen gehabt. Er hatte eingesehen, daß die von ihm und der republikanischen Partei bisher befolgte absolute Schutzzollpolitik sich überlebt und einer solchen der Handelsverträge Platz zu machen habe; das geht aus einer Rede hervor, die er am Tage vor dem Attentat in Buffalo gehalten hat. Er sagte, nachdem er der Entwicklung der amerikanischen Industrie und des auf derselben beruhenden Wohlstandes des Landes gedacht hatte: „Nur eine liberale und erleuchtete Politik kann erhalten, was wir haben. Keine andere Politik kann uns mehr verschaffen. In diesen Zeiten der wunderbarsten geschäftlichen Energie und Gewinnes sollten wir uns um die zukünftige Kräftigung der schwachen Punkte in unseren industriellen und commerciellen Systemen bemühen, damit wir für irgend einen Sturm oder Spannung bereit seien. Durch vernünftige Handelsabkommen, die unsere heimische Production nicht unterbrechen, werden wir die Abflüsse unseres zunehmenden Ueberschusses vermehren. Ein System, das für den gegenseitigen Austausch von Waaren Vorsorge trifft, ist ersichtlich unbedingt nothwendig für das fortgesetzte und gesunde Wachsthum unseres Ausfuhrhandels. Wir müssen uns nicht in der eingebildeten Sicherheit ausruhen, daß wir für immer Alles verkaufen und nichts oder wenig kaufen können. Wenn das möglich wäre, würde es nicht das Beste für uns und für die, mit denen wir zu thun haben, sein. Wir sollten von unsern Abnehmern diejenigen ihrer Erzeugnisse nehmen, die wir gebrauchen können, ohne unsere Industrie und Arbeit zu schädigen. Gegenseitigkeit ist das natürliche Ergebniß unserer wunderbaren industriellen Entwicklung unter der jetzt fest begründeten inneren Politik. Was wir über unsere heimischen Bedürfnisse hinaus erzeugen, muß seinen Weg nach außen finden. Der Ueberschuß muß durch einen fremden Kanal seinen Abzug erhalten, und wir sollten überall dort verkaufen, wo wir können, und dort kaufen, wo der Einkauf unseren Absatz und unsere Production vermehren und damit das Verlangen nach heimischer Arbeit vergrößern wird. Die Zeit der Abschließung ist vorbei. Die Ausdehnung unseres Handels und Verkehrs ist das drängende Problem. Commercielle Kriege sind unerträglich. Eine Politik des Wohlwollens und der guten Handelsbeziehungen wird Repressalien ausschließen. Gegenseitigkeitsverträge sind in Uebereinstimmung

mit dem Geist der Zeiten; Vergeltungsmaßregeln sind es nicht. Falls etwa einzelne unserer Tarife nicht länger für Finanzzwecke oder für die Ermuthigung und den Schutz unserer heimischen Industrien nothwendig sind, warum sollten sie nicht benutzt werden, unseren Absatz im Auslande zu vermehren und zu fördern?"

Das war ein ganzes Programm, das mit der principiellen Schutzzollpolitik, deren Vorkämpfer bisher Mac Kinley gewesen war, aufzuräumen versprach; wird sein Nachfolger Willens und im Stande sein, ihm auf diesen Bahnen zu folgen?

Theodore Roosevelt, „Teddy", wie er von seinen Freunden und in weiten Kreisen des amerikanischen Volkes genannt wird, hat niederländisches, irisches, schottisches und französisches Hugenottenblut in den Adern. Sein Vater war der Abkomme einer alten, wohlhabenden Knickerbocker-, d. h. holländischen Familie (Knickerbocker ist der angebliche Verfasser von Washington Irving's humoristischer Geschichte von New York) und seine Mutter eine Nachkommin Archibald Bullock's, des ersten Präsidenten von Georgia während der Revolution. Acht Generationen der Familie hatten als angesehene und reiche Leute in New York gelebt, seitdem Klaes Marenson Roosevelt 1641 aus Holland dorthin gekommen war, und als Theodore am 27. October 1858 geboren wurde. Der Knabe war schwächlich, aber wie er den Versuchungen des Reichthums widerstanden, hat er auch gewußt, seinem Körper die Kraft zu geben, die ihm mangelte; heute ist er einer der größten und besten, nie zu ermüdenden Jäger des Landes, und als er in der Nacht vom 13. September in den Adirondack-Bergen, nicht weit von dem Gipfel des Marcy, durch nachgesandte Boten die Nachricht von dem heran nahenden Ende des Präsidenten erhielt, hat er den Weg bis zum Tahawus-Clubhause (16 Kilometer) zu Fuß in einem Tempo zurückgelegt, daß ihm nur einer der Führer folgen konnte, dann zu Pferde in einem Gewittersturm den Weg fortgesetzt und des Morgens um 5 Uhr den auf ihn wartenden Extrazug erreicht. Seine erste Erziehung hat er in Privatschulen erhalten, da man den schwächlichen Knaben nicht der schlechten Behandlung aussetzen wollte, die gerade solchen in öffentlichen Schulen häufig von ihren Mitschülern zu Theil wird. Später besuchte er die Harward-Universität (Cambridge) bei Boston, auf der er 1880 graduirte; während seiner Studienzeit betheiligte er sich eifrig an den an der Universität betriebenen athletischen Uebungen und Spielen. Nach einer Reise in Europa und einem kurzen Studium der Rechte wurde er 1881 in New York zum „Assemblyman" (Mitglied des Staatscongresses) gewählt. In Albany, wo der Congreß tagt, wurde er zuerst spöttisch „der Seidenstrumpf" getauft, wußte sich aber bald Geltung zu verschaffen und wurde der anerkannte Leiter der republikanischen Partei. 1884 wurde er als Führer der Delegation von New York zu der republikanischen Convention geschickt und spielte auch dort eine Rolle. Während der nächsten zwei Jahre brachte Roosevelt einen großen Theil der Zeit auf einem Weidegut zu, das er in den Badlands (Felswildnissen) von Nord-Dakota gekauft hatte. Dort lernte er die Rinderhirten (Cowboys), Viehdiebe und Farmarbeiter kennen, aus denen er später das berühmte Regiment der „Rough Riders" (Pferdebändiger) formirte; zugleich bildete er sich zum vortrefflichen Reiter und leidenschaftlichen Jäger auf großes Wild und Raubthiere (graue Bären, Kuguare und Luchse) aus, während auch seine literarische Thätigkeit in dieser Zeit ihren Anfang nahm. 1886 nach New York zurückgekehrt, candidirte Roosevelt für den Posten als Bürgermeister dieser Stadt, wurde aber von dem demokratischen Bewerber geschlagen, worauf er wieder in seine Jagdgründe zurückkehrte. 1889 ernannte ihn Präsident Harrison zum Commissar für den Civildienst der Vereinigten Staaten, in welcher Stellung er mit großer Entschiedenheit für competitive Prüfungen eintrat. Präsident Cleveland, obgleich Demokrat, behielt ihn in der Stellung bei, bis Roosevelt sie 1895 aufgab, um Präsident des New Yorker Ausschusses der Polizeicommissare zu werden. Er nahm sofort den Kampf gegen die in dem Polizeidienst der Stadt weit verbreitete Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit auf; er erklärte den Polizisten, daß sie ehrlich sein müßten, daß sie, wenn sie es nicht wären, dafür zu

leiden haben würden, daß er sie aber, wenn sie ehrlich handelten, gegen jede Verfolgung von Seiten von Individuen oder politischen Parteien schützen werde. Aus demselben Grunde, um eine Versuchung aus dem Wege zu räumen, bestand er auf der strengsten Anwendung des Gesetzes, durch welches die Schließung aller Wirthschaften an Sonntagen schon früher angeordnet worden war, eine Maßregel, die besonders in deutschen Kreisen wenig Verständniß und noch weniger Beifall fand. Präsident Mac Kinley ernannte ihn 1897 zum Unterstaatssecretär der Marine, in welcher Stellung er sehr wesentlich dazu beigetragen haben soll, die Flotte auf den Standpunkt zu bringen, der ihr den Sieg über die Spanier so erleichterte. Beim Ausbruch des Krieges legte er diese Stellung nieder und errichtete das Regiment der „Rough Riders“, dessen Befehl er aber nicht selbst übernehmen wollte, sondern einem Officier der regulären Armee, Oberst Wood, überließ; er behielt nur die Stellung als zweiter Commandant. Nach den siegreichen Gefechten von Guasimas und dem Hügel von San Juan wurde Wood zum Brigadegeneral ernannt, und Roosevelt erhielt den Befehl des Regiments. Er kehrte aus dem Feldzuge als der Held desselben und der Abgott des Volkes zurück; die Wahl zum Gouverneur von New York 1898, bei der er mit beinahe 18 000 Stimmen Mehrheit über den demokratischen Gegencandidaten siegte, war sein erster Lohn; 1900 wurde er als Bezeichneter der republikanischen Partei zum Vicepräsidenten gewählt, und es war bereits sehr stark die Rede davon, ihn 1904 als republikanischen Candidaten für den Präsidentenposten aufzustellen, als der Tod Mac Kinley's ihn zum Amtsnachfolger desselben an die Spitze der Regierung berief. Herr Roosevelt ist zweimal vermählt gewesen, beide Male mit Damen aus Boston; seine erste Gemahlin, Miß Alice Lee, starb 1884; sie hinterließ eine heute siebzehnjährige Tochter; von der zweiten, noch lebenden, Miß Edith Carew, hat er fünf Kinder im Alter von 13 bis 3 Jahren. Literarisch ist er, wie schon bemerkt, sehr thätig gewesen, und die Zahl der von ihm veröffentlichten Bücher und Artikel ist sehr groß; die bedeutendsten unter den ersteren sind: „The Winning of the West“, in 5 Bänden. 1889. — „Oliver Cromwell“. 1900. — „The Rough Riders“. 1899. — „Hunting Trips of a Ranchman“. 1885. — „The Ranch life and the Hunting trail“. 1888. — „The Wilderness Hunter“. 1893. — „American Ideals and Other Essays“. 1897. — „The strenuous Life“. 1901. Mit dem bekannten chauvinistischen Senator Henry Cabot Lodge zusammen hat er 1895 „Hero Tales from American History“ herausgegeben. Seine Werke besitzen die Ursprünglichkeit, Frische und Entschiedenheit, die ihn auch in seinen öffentlichen und privaten Beziehungen charakterisiren.

Daß die Uebernahme der Präsidentschaft durch einen so veranlagten Mann, der den besten Typus des amerikanischen Imperialisten darstellt und von der emtionellen Natur des Amerikaners viel mehr als sein Vorgänger besitzt, zu allerhand Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen Veranlassung gegeben hat, ist leicht erklärlich. Die von einem „Times“-Correspondenten zusammengefaßten Urtheile über Roosevelt sind charakteristisch für den Mann und das Volk. „Teddy ist ein großer Mann! ist das Verdict der Menge; die Damen nennen ihn liebenswürdig; Jung-Amerika ist enthusiastisch über ihn und ahmt ihm in Haltung, Stil und Kleidung nach, so gut es kann. Alt-Amerika und Wall Street (die Börse) sind stolz auf ihn, aber vielleicht mit einer gewissen väterlichen Aengstlichkeit. ‚Wir ziehen Mac Kinley, den wir kennen, Teddy vor, den wir nicht kennen,‘ sagte der Eine. Ein Anderer sagte: ‚Wir vergeben Teddy viel wegen seiner absoluten Ehrlichkeit.‘ Und ein Dritter meinte nach langer Ueberlegung: ‚Ich glaube, daß, wenn Teddy mit Amerika fertig ist, man vielleicht einen neuen Columbus brauchen wird, um zu finden, was davon übrig geblieben sei.‘“ Ich möchte von einem seiner Biographen ein anderes Wort anführen: „Er erbte seinen Namen von den Holländern, von den Schotten seine Hartnäckigkeit, von den Franzosen sein Ungestüm und von den Irländern, sit venia verbo, seine Suade,“ denn anders kann man „Blarney“, die Gabe der berückenden Redegewandtheit, kaum in den deutschen

Slang übertragen. Für meine Beurtheilung des Mannes sind zwei Aeußerungen desselben maßgebend, die eine, die aus seiner Jugendzeit stammt: „Politik und Krieg sind die beiden größten Spiele, die gespielt werden können" (Lord Salisbury soll gesagt haben: „Politische Macht und schöne Frauen sind allein werth, sich um sie zu bemühen,") und der Satz, mit dem er seine neueste literarische Arbeit: „Governor William H. Taft", die in der Nummer des „Outlook" vom 21. September d. J. erschienen ist, abschließt: „Gouverneur Taft gab ein hohes, ehrenvolles und in gewissem Sinne bequemes Amt auf (er war Richter), um seine jetzige Aufgabe (Gouverneur der Philippinen) zu übernehmen. Sowie er sich überzeugte, wo seine Pflicht lag, zögerte er keinen Augenblick, obgleich er deutlich die unendliche Arbeit, die erdrückende Verantwortlichkeit, die Gewißheit vielfacher Enttäuschungen und alle die zermalmende Sorge voraus sah, die eine solche Aufgabe mit sich bringt. Aber er übernahm sie wohlgemuth, und er muß als dreimal glücklich gepriesen werden. Denn das Einzige, was in der Welt als vom höchsten Werth anzusehen, ist die Gelegenheit, verbunden mit der Fähigkeit, gut und würdig ein Stück Arbeit zu thun, das von durchschlagender Bedeutung für das Wohl der Menschheit ist." Von einem Manne, der so von der Pflicht Anderer denkt nnd spricht, der selbst in zwanzigjähriger Thätigkeit die seine stets gewissenhaft gethan hat, und der, gesund an Leib und Seele, mit den in dieser Zeit gesammelten Erfahrungen an die ihm gestellte große Aufgabe heran tritt, ist zu erwarten, daß er sie, so weit ein Mensch überhaupt Vollständiges leisten kann, erfüllen und die von seinem Vorgänger vorgezeichnete Politik, wie er selbst öffentlich erklärt hat, weiter fortsetzen werde in dem Sinne der gegenseitigen Verpflichtungen und Verantwortlichkeit der Menschheit, die über alle privaten und persönlichen Interessen hinaus reichen, und deren Beobachtung und Berücksichtigung die einzige wirklich lebensfähige und dauernde Politik ist, im Gegensatz zu dem Eintagswirken zünftiger Politiker und selbstsüchtiger Staatsmänner.

In einem Punkte freilich wird Präsident Roosevelt gleich zu Anfang seiner Amtsthätigkeit voraussichtlich die Wünsche und Erwartungen Vieler enttäuschen: in seiner Behandlung der Anarchistenfrage. Die Ermordung Mac Kinley's hat in weiten Kreisen in Europa den Wunsch nach gemeinsamen Maßregeln gegen die Anarchisten wieder wachgerufen, und selbst in den Vereinigten Staaten sind viele Stimmen laut geworden, die sich dahin äußerten, daß die bestehenden Gesetze der Propaganda der That gegenüber nicht ausreichten und durch andere, umfassendere und strengere ergänzt und verschärft werden müßten. Was den ersten Punkt, die Ergreifung gemeinsamer Maßregeln aller Staaten gegen die Anarchisten, anbetrifft, so ist bei dem grundsätzlichen Unterschiede, der in der Behandlung solcher Fragen zwischen den angelsächsischen Regierungen und allen anderen besteht, gar keine Aussicht auf einen Erfolg, der über gegenseitige Mittheilungen der Polizeibehörden unter einander hinaus ginge. Dazu aber bedarf es weder eines Congresses noch besonderer Beschlüsse. Ebenso wenig ist leider von einem einseitigen Vorgehen der Regierung der Vereinigten Staaten zu erwarten, obgleich gerade die Gefahr, die denselben von den Anarchisten droht, größer ist als in irgend einem anderen Lande, in dem wohl Mordthaten gegen das eine oder das andere Staatsoberhaupt begangen werden können, aber keine ernste Erschütterung der Grundlagen der Gesellschaft zu erwarten ist. Die amerikanischen Anarchisten, ob sie dem italienischen Zweige derselben angehören, der in Paterson (New Jersey) seinen Sitz hat, und dessen Organ die von Pedro Esteve herausgegebene „Questione Sociale" ist, ob sie Deutsche, die ihren Hauptsitz in Chicago und New York haben, an welchem letzteren Platze Most's „Freiheit" erscheint, oder Polen, Slawen und Ungarn, die, überall verbreitet, Mitglieder von derartigen Verbänden oder Logen sind: sie alle stehen auf dem Boden der Genfer Erklärung von 1882: „Unser Herr ist unser Feind. Anarchisten, d. h. Männer ohne Führer, kämpfen wir gegen Alle, die mit irgend einer Art von Macht betraut sind oder betraut zu sein wünschen.

Unser Feind ist der Grundeigenthümer, der den Boden besitzt und den Bauern für seinen Vortheil sich abquälen läßt. Unser Feind ist der Arbeitgeber, dem die Werkstatt gehört, die er mit Lohnsklaven gefüllt hat. Unser Feind ist der Staat, monarchischer, oligarchischer, demokratischer oder Arbeiterstaat, mit seinen Beamten und seinen Officieren, Magistraten und Polizisten. Unser Feind ist jede abstracte Autorität, ob Teufel oder guter Gott genannt, in dessen Namen die Priester so lange gute Seelen regiert haben. Unser Feind ist das Gesetz, immer für die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken und für die Rechtfertigung und Bestätigung des Verbrechens gemacht." Diese, wenn man will, abstracten Erklärungen, finden ihre Ergänzung in den täglich in den Vereinigten Staaten in den anarchistischen Blättern erscheinenden Anpreisungen von Mordthaten und Mördern und der Aufforderung zum Morde, der als das einzige Mittel zum Fortschritt bezeichnet wird. Ist es nicht unglaublich, daß die italienischen Anarchisten in Paterson öffentlich die Ermordung König Humbert's und seinen Mörder feiern konnten, und daß die theatralische Darstellung des Mordes erst im letzten Augenblick durch den Bürgermeister verhindert wurde, nachdem die Polizei ihre Unfähigkeit dazu eingestanden hatte, da durch ein solches Fest kein bestehendes Gesetz verletzt werde! Das Leben keines Menschen ist von solcher Bedeutung, wie die Führer der Anarchisten dies ihren Akolyten glauben zu machen versuchen, aber kann man den entsittlichenden Einfluß hoch genug anschlagen, den eine Presse auf die große Masse der Ungebildeten ausüben muß, wenn ihr Tag für Tag, Jahr für Jahr gestattet wird, den Mord zu predigen und den Mörder zu preisen? In den Vereinigten Staaten glaubt man vielfach, daß eine Beschränkung der Einwanderung, durch die man gefährliche Elemente fern halten würde, genügen könnte, um die anarchistische Bewegung zu unterdrücken oder wenigstens einzudämmen, und man stellt dahin gehende Forderungen in Prosa und in Versen. T. B. Aldrich schrieb im „Atlantic Monthly" unter dem Titel „Unbewachte Thore" bereits im April 1892:

Weit offen, unbewacht stehn unsre Thore,
Und durch dieselben drängt in wildem Schwarme
Die bunt gemischte Menge. Von der Wolga,
Von den tatar'schen Steppen, grinsende Gesichter
Vom gelben Fluß, Malayen, Scythen, Deutsche,
Der Celt' und Slave, die der Alten Welt
Erbitterung und Armuth mit sich tragen.
Sie bringen unbekannte Götter und Gebräuche,
Des Tigers Wildheit, um hier seine Tatzen
Ins Fleisch zu schlagen. Was für fremde Töne
Auf Straß' und Gassen, wilder Drohung Wüthen,
Fremd unsrer Luft, wie Babels Thurm vor Zeiten
Sie wohl nur hörte. Freiheit, weiße Hehre,
Ist's Recht, das Thor zu lassen ohne Wacht und Wehre!

Heute wird das Gedicht wieder abgedruckt, und die Commentare dazu gegeben. Freilich übersieht man dabei, daß erst jüngst Untersuchungsmaßregeln ergeben haben, daß kleine Bestechungen der Einwanderungsbeamten genügten, um gesetzlich ausgeschlossenen Immigranten die Gestade Amerika's zu öffnen, und daß Segelschuner bis zu hundertundzwanzig Einwanderer von den Azoren nach Amerika gebracht und dort heimlich gelandet haben. Aber die Idee einer Erschwerung der Einwanderung gefällt heute allen Denen, die ein Interesse daran haben, die Löhne der Arbeiter hoch zu erhalten und die fremde Concurrenz auf dem Arbeitsmarkt zu beschränken, und die es nicht ungern sehen würden, wenn die Verbote, die den chinesischen Arbeiter von den Vereinigten Staaten fern halten, auch auf die „Hunnen" ausgedehnt würden, wie man die Slawen und Ungarn nennt, aus denen seit mehr als einem Jahrzehnt die Mehrheit der Einwanderer besteht. — Auch die Italiener sind wenig beliebt, und wenn einer von ihnen der Urheber des Mordanfalls auf Mac Kinley gewesen wäre, so würde der Telegraph unzweifelhaft schon von mehr als einem Act der Lynchjustiz zu berichten gehabt haben. Freilich gibt

es auch Stimmen, die eine verschärfte Gesetzgebung verlangen und darauf hinweisen, daß es Bedrohungen nicht nur der Sicherheit der einzelnen Staaten, sondern auch der Vereinigten Staaten gäbe, und daß es daher wohl innerhalb der Befugniß der Bundesregierung liegen würde, auf gesetzgeberischem Wege dagegen Vorkehrungen zu treffen. Nach Anderen würden aber bereits alle erforderlichen Gesetze vorliegen, und es nur auf die Anwendung derselben ankommen. In der bekannten, aus dem Dynamitattentat auf dem Heumarkt in Chicago am 4. Mai 1886 hervorgegangenen Klage des Volkes der Vereinigten Staaten gegen Spieß und Genossen, die mit der Hinrichtung von vier der Angeklagten und dem Selbstmord eines fünften zum Tode Verurtheilten ihren Abschluß fand, sagte Richter John G. Rogers bei seiner Ansprache an die Grand Jury unter Anderem: „Wir hören heutzutage viel über die sogenannte Freiheit der Rede. Nun, da besteht recht viel Mißverständniß in Betreff der Constitution der Vereinigten Staaten, deren des Staates von Illinois, und ich kann sagen aller Staaten der Union mit Bezug auf diese Frage der Freiheit der Rede. Ich habe alle gesetzlichen Bestimmungen ausgezogen, auf welche sich die Personen berufen, die fortwährend sagen, daß in diesem freien Lande Alle das Recht haben, sich zu versammeln, Alle das Recht haben, zu sprechen und zu sagen, was sie wollen. Ein solches Recht besteht nicht. Es gibt kein solches verfassungsmäßiges Recht. Die verfassungsmäßigen Rechte, wie sie in der Verfassung enthalten sind, lauten: ‚Daß der Congreß kein Gesetz machen soll, das die Freiheit der Rede oder der Presse beschränkt oder das Recht des Volkes, sich friedlich zu versammeln, um sich an die Regierung wegen der Abhülfe einer Beschwerde zu wenden.‘ Dasselbe Princip ist in die Verfassungen der Staaten übergegangen, und in der Verfassung des Staates von Illinois befindet sich ein Artikel, ‚daß Jeder frei über jeden Gegenstand sprechen, schreiben und veröffentlichen kann, was er will, indem er verantwortlich ist für den Gebrauch, den er von dieser Freiheit macht ...‘ Ich beziehe mich auf diese constitutionellen Rechte, weil es Menschen gibt, die so inconsequent sind, zu sagen, daß es für alle solche Rechte kein Gesetz geben solle, während sie selbst den Schutz dieser Gesetze im weitesten Sinne anrufen mit der sie selbst befriedigenden Auslegung, daß ein Mann aufstehen und in einer öffentlichen Rede zu einer öffentlichen Menge zu Mord und Brandstiftung rathen könne, zu der Zerstörung von Eigenthum und der Schädigung des Volkes. Das ist eine wilde Zügellosigkeit, die die Verfassung dieses Landes niemals anerkannt hat, ebenso wenig wie sie unter dem schlimmsten Despotismus alter Zeiten und im monarchischen Europa anerkannt worden ist. Ich hoffe und Sie hoffen, daß sie niemals anerkannt werden wird.“ Aehnliche Ansichten sind auch jetzt vielfach ausgesprochen und in der Presse erörtert worden, aber Diejenigen verantwortlich machen zu können, die dem Mörder die Waffe in die Hand drücken, dazu gehört der Nachweis einer Verschwörung (conspiracy), und derselbe ist juristisch oft schwer beizubringen. Ob man sich im Vereinigten Staaten-Congreß zur Einbringung und Durchbringung gesetzlicher Maßnahmen entschließen wird, die die Bestrafung der Leute, die, wie Most, Emma Goldmann und viele Andere, gewohnheitsmäßig Mord predigen und preisen, wegen eines anderen Vergehens als dessen des groben Unfugs — und dafür sind sie schon heute strafbar — ermöglichen würden, wird wesentlich davon abhängen, wie lange und wie stark die Entrüstung über die Ermordung des Präsidenten Mac Kinley vorhalten wird. Aber das läßt sich schon heute mit Gewißheit voraus sagen, daß, wenn in den Vereinigten Staaten nicht schärfer als bisher gegen Diejenigen eingeschritten wird, die die Propaganda der That zu ihrer Lebensaufgabe machen, dieselben selbst am ehesten und meisten unter der Verthierung zu leiden haben werden, die die unbehinderte Verbreitung der Lehre, daß Mord nicht nur ein erlaubtes, sondern ein gebotenes Mittel zur Erreichung ideeller Zwecke sei, in den breiten Schichten der unteren Volksclassen hervorrufen wird und muß.

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte October.

Als eine bedeutsame Friedensbürgschaft durfte die Zusammenkunft des Kaisers von Rußland mit dem deutschen Kaiser, die aus Anlaß der deutschen Flottenmanöver stattfand, bezeichnet werden. Als Kaiser Wilhelm II. an den Zaren, mit dem er innige persönliche Beziehungen unterhält, die Einladung zur Theilnahme an den Manövern richtete, wußte er sehr wohl, daß der in St. Petersburg willkommenen Aufforderung entsprochen werden würde. Von deutscher Seite war im Hinblick auf das intime Verhältniß der beiden Monarchen der private Charakter der Zusammenkunft betont worden, als der Kaiser von Rußland den Wunsch äußerte, der deutsche Reichskanzler, Graf von Bülow, möchte sich ebenfalls einfinden. Kaiser Wilhelm unterließ dann nicht, denselben Wunsch in Bezug auf den russischen Minister des Auswärtigen, Grafen von Lambsdorff, zu äußern. Aus zuverlässiger Quelle verlautete denn auch, daß bei der Zusammenkunft der beiden Kaiser und ihrer leitenden Staatsmänner politische Angelegenheiten erörtert worden sind. Es darf auch als gewiß gelten, daß von allen in Betracht kommenden russischen Persönlichkeiten dem Wunsche Ausdruck verliehen wurde, mit Deutschland gute Beziehungen aufrecht zu erhalten.

„Ich hoffe, daß wir Schulter an Schulter bleiben werden!" Diese Worte wurden dem Zaren zugeschrieben. In Wirklichkeit lautete der Ausspruch noch charakteristischer im Sinne der traditionellen Waffenbrüderschaft, die zwischen Rußland und Deutschland besteht. Auch braucht nur auf das Verhalten Deutschlands im äußersten Orient hingewiesen zu werden, um zu zeigen, wie sehr sich die Waffenbrüderschaft unlängst noch in der mandschurischen Angelegenheit bewährt hat.

So betrachtet, gewinnt der Besuch des Zaren in Frankreich einen durchaus friedlichen Charakter, wie das auch in officiellen Trinksprüchen deutlich zum Ausdruck gelangt ist. Unmittelbar nach der großen Truppenschau bei Béthenу, die den Abschluß der „Kaisermanöver in Frankreich" bildete, fügte der Zar an den Dank, den er zugleich im Namen der russischen Kaiserin bei dem Festmahle aussprach, die Worte: „Die intime Verbindung der beiden Großmächte, die von den friedlichsten Absichten beseelt sind und, obgleich sie ihren Rechten Achtung zu verschaffen wissen, diejenigen der Anderen nicht zu verletzen suchen, ist ein werthvolles Element der Beruhigung für die gesammte Menschheit." Hiernach soll nach der authentischen Auffassung des Kaisers von Rußland der Zweibund gleichsam die Ergänzung der Tripelallianz bilden, deren friedliches Endziel oftmals betont worden ist.

In den Köpfen der französischen Nationalisten und der mit ihnen zum Ansturme gegen die in der Republik bestehenden Einrichtungen verbündeten Oppositionsparteien spiegelte sich das russisch-französische Bündniß allerdings ganz anders wider. Während alle Freunde der Aufrechterhaltung des Weltfriedens mit Genugthuung

begrüßten, daß der Präsident der Republik, Loubet, sowie der Leiter der gegenwärtigen Regierung, Waldeck-Rousseau, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delcassé, und der Kriegsminister General André einen günstigen Eindruck auf den Kaiser von Rußland machten, versuchten die Oppositionsparteien einen Keil zwischen das ihnen verhaßte Ministerium und den Zaren zu treiben. Nur sollten sie sich diesmal in der eigenen Schlinge fangen. Zuerst hatten ihre Organe unisono verkündet, der Zarenbesuch gelte nicht etwa der Regierung, sondern ausschließlich der französischen Flotte und dem Landheere. Als dann das russische Kaiserpaar die Stadt Paris nicht besuchte, entsprach das nur der nationalistischen Logik. In ihrem Hasse bezeichneten jedoch die von Paul Déroulède inspirirten Organe nicht minder als die dem Herzog von Orléans und die dem bonapartistischen Prätendenten nahe stehenden das Fernbleiben des Zaren von der Hauptstadt gleichsam als ein crimen laesae majestatis der „Ville-Soleil“, für das sie nunmehr das Ministerium Waldeck-Rousseau verantwortlich gemacht wissen wollen. Da sicherlich in der im November beginnenden außerordentlichen parlamentarischen Session diese Angelegenheit zur Sprache gebracht werden wird, wäre der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau jedenfalls in der Lage, die Widersacher mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

Ohne Zweifel hat die Regierung durch den günstigen Verlauf der „russischen Kaisertage in Frankreich“ eine wesentliche Stärkung erfahren; die Oppositionsparteien dagegen haben keinen Grund, mit ihren Erfolgen zufrieden zu sein. Ihren Umtrieben für die im Mai 1902 bevorstehenden allgemeinen Wahlen zur Deputirtenkammer wäre es vortheilhafter gewesen, wenn der Zar ebenso wie im Jahre der Weltausstellung auf die Reise nach Frankreich verzichtet hätte. Dann hätten sie an der Legende festhalten können, daß der Zar mit der dem Kriegsminister General André zugeschriebenen Desorganisirung des Officiercorps und des ganzen Heeres höchst unzufrieden sein sollte. Diese Legende ist nun durch den Zarenbesuch und die vom Kaiser Nicolaus II. sowohl der Flotte als auch dem Landheere gezollte Anerkennung vollständig zerstört worden. Um so größeres Gewicht mußten daher die nationalistischen Wortführer auf eine Kundgebung zu Gunsten des Pariser Gemeinderathes legen, der bei dem früheren Zarenbesuche eine Rolle gespielt hatte. Freilich wies der Conseil municipal damals keine nationalistische Mehrheit auf, in deren Namen jetzt der Vorsitzende dieser Körperschaft in Compiègne verzweifelte Anstrengungen machte, um vom Kaiser von Rußland empfangen zu werden. Zu einer modernen Odyssee gestalteten sich die Irrfahrten des nationalistischen Präsidenten des Pariser Gemeinderathes, ehe er bei Gelegenheit der Revue von Bétheny einen Empfang erreichen konnte.

Trügen nicht alle Anzeichen, so wird das vom Präsidenten der Republik, Loubet, bisher durchgeführte Régime sich auch bei den nächsten Wahlen erfolgreich erweisen. Es gewinnt beinahe den Anschein, als ob die Nationalisten ebenso wie die Orléanisten und die Bonapartisten bereits abgewirthschaftet haben. Paul Déroulède selbst soll der plebiscitären Propaganda müde sein, ein anderer Führer, Barrès, hat sich bereits aus der politischen Arena zurückgezogen, während Jules Lemaître und François Coppée von Anfang an besser gethan hätten, sich ihrer Unzulänglichkeit auf politischem Gebiete bewußt zu bleiben. Was ferner die Prätendenten betrifft, so sind die Aussichten des Herzogs von Orléans ebenso gering wie die des Prinzen Victor, der nach wie vor an dem dolce far niente in Brüssel Geschmack findet. Prinz Louis Napoléon, der jüngere Bruder des bonapartistischen Prätendenten, der nicht unter das Ausweisungsgesetz fällt, ist allerdings unlängst wieder zu einem Besuche in Paris eingetroffen, er ist jedoch zunächst russischer General, und so lange der Zar, wie soeben geschehen, die „nation amie et alliée“ in den Persönlichkeiten Loubet's, Waldeck-Rousseau's, Delcassé's und des Generals André begrüßt, hat die französische Republik als solche von einem russischen General nichts zu befürchten.

Wohl aber muß die Republik sich vor schweren Fehlern der inneren Politik hüten. Wenn nun das von den parlamentarischen Körperschaften beschlossene Vereinsgesetz den Clericalen als ein derartiger Fehler erschienen ist, so zeigt sich jetzt, daß die Durchführung des Gesetzes keineswegs auf große Schwierigkeiten stoßen wird. Das Verhalten des Papstes und des Cardinal-Staatssecretärs Rampolla hat allem Anscheine nach viel zu der Lösung der zunächst als unüberwindbar bezeichneten Schwierigkeiten beigetragen. Eine Anzahl geistlicher Genossenschaften, die von Anfang an keinen Zweifel hegen konnte, daß ihr die im Gesetze vorgeschriebene staatliche Ermächtigung nicht ertheilt werden würde, hat bereits das Feld geräumt. Andere Congregationen, wie die Benedictiner, die kaum auf Widerstand gestoßen wären, falls sie um die Ermächtigung nachgesucht hätten, verlassen ihre Klöster, weil sie sich durch Principien, zu denen sie sich einmal bekannt haben, für gebunden erachten. Die weit überwiegende Mehrzahl der geistlichen Genossenschaften in Frankreich fügt sich jedoch der Staatsautorität, und es zeigt sich von Neuem, daß nachdrücklicher Ernst der Regierung seine Wirkung nicht verfehlt. Besonders charakteristisch ist der Fall der Grande Chartreuse, des Mutterhauses der Karthäusermönche im Dauphiné. Mit aller Bestimmtheit war angekündigt worden, daß die Grande Chartreuse geräumt werden müsse. Als jedoch der Termin heran rückte, zu dem spätestens der Pflicht, um die staatliche Ermächtigung nachzusuchen, genügt werden mußte, fanden allerlei Versuche statt, die das Verbleiben der Karthäusermönche ermöglichen sollten. Der Bischof von Grenoble begab sich nach Paris, um dort beim Präsidenten der Republik und beim Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau seinen Einfluß geltend zu machen. Als die Regierung sich jedoch entschlossen zeigte, verzichtete die Grande Chartreuse plötzlich auf ihren Widerstand.

Worauf es jedoch vor Allem ankommt, das ist die Befreiung der französischen Volksschule von der clericalen Bevormundung. Und wenn dieses Ziel erreicht wird, kann das Vereinsgesetz segensreich wirken. Andererseits wird jetzt bereits verkündigt, daß die gegenwärtig von Geistlichen geleiteten Mittelschulen, sowie die in demselben Sinne verwalteten Vorbereitungsanstalten für Saint-Cyr und die École Polytechnique, selbst wenn das Lehrpersonal größere Veränderungen erfahren sollte, doch denselben Charakter bewahren werden.

Welche Gegensätze nach wie vor zwischen der französischen Generalität und dem Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand bestehen, das zeigte sich wiederum bei der Entlassung des Generals Davoût, „Herzogs von Auerstädt und Fürsten von Eckmühl“. Die Ernennung des Generals Florentin zum Nachfolger des Generals Davoût als Großkanzlers der Ehrenlegion hatte den Rücktritt der militärischen Mitglieder des Ehrenrathes dieses Ordens zur unmittelbaren Folge. Daß die nationalistischen Organe das Vorgehen der Generale La Veuve und Lablcie, sowie des Admirals Lefèvre, der sich seinen Collegen vom Landheere sogleich anschloß, in vollem Maße billigen, kann nicht überraschen. Andererseits hatte der grand chancelier de la Légion d'Honneur der Regierung Anlaß zu Einwendungen gegen seine Amtsführung geboten. Auch stand das schroffe Verhalten des Generals Davoût gegen Emile Zola, der in der Dreyfus-Angelegenheit doch nur seiner Ueberzeugung gefolgt war, schlecht im Einklange mit dem milden Verhalten, das der Großkanzler der Ehrenlegion nunmehr gegenüber dem Grafen de Lur-Saluces beobachten wollte. Da dieser vom Senate als Staatsgerichtshof wegen seiner Theilnahme an der Verschwörung gegen die bestehenden republikanischen Einrichtungen zur Verbannung verurtheilt worden war, mußte er jedenfalls weniger würdig als Emile Zola erscheinen, dem Orden der Ehrenlegion anzugehören. Auch hier gelangte zur Erscheinung, daß gerade unter der höheren Generalität Sympathien für die Orléanisten und Imperialisten, sowie für die Nationalisten vorhanden sind, so daß der republikanischen Regierung die Pflicht erwächst, Wachsamkeit zu üben. Von diesem Hintergrunde hebt sich das Verhalten des Ministeriums Waldeck-Rousseau in der Angelegenheit des Generals Davoût ab, der auch im Uebrigen sich

durchaus nicht als Anhänger der gegenwärtigen Regierung erwies. Eine friedliche Lösung wird andererseits allem Anscheine nach schließlich der Conflict mit der Türkei finden. Der französische Botschafter in Constantinopel, Constans, befindet sich allerdings nach dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen mit der ottomanischen Pforte in Frankreich, allein die Quai-Angelegenheit sowohl als auch die von Frankreich vertretenen Forderungen französischer Schutzbefohlenen werden wohl ihren Ausgleich finden.

Die für den Zweibund durchaus wohlwollenden Urtheile der deutschen Presse über den Zarenbesuch in Frankreich haben in Rußland selbst Anerkennung gefunden. Insbesondere wiesen die „Nowosti" auf den Tact hin, mit dem die Feste in Dünkirchen, Compiègne und Reims in Deutschland gewürdigt wurden. Das russische Blatt unterließ nicht, die maßgebende Bedeutung hervorzuheben, die durch die friedfertige Politik des deutschen Kaisers ausgeübt worden ist. In Frankreich fehlt es allerdings noch immer nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen lassen, der Dreibund müsse beseitigt werden. Bald werden nach Oesterreich-Ungarn, bald nach Italien hin Lockrufe laut, in denen die Vorzüge eines Anschlusses an Frankreich gepriesen werden. Nur widerfuhr unlängst französischen Organen das Mißgeschick, daß sie sich in der Adresse irrten. Während doch Deutschland als die Macht dargestellt werden soll, deren Interessen ausschließlich durch die Aufrechterhaltung des Dreibundes gewahrt werden, hieß es plötzlich, die Stellung Italiens am Adriatischen Meere wäre durch Oesterreich-Ungarn gefährdet. Freilich wissen die maßgebenden Kreise Italiens längst sehr wohl, daß vielmehr dessen wichtige Position am Mittelländischen Meere unabläßig von Frankreich bedroht ist. Wie die Besetzung Tunesiens durch Frankreich in dieser Hinsicht keinen Zweifel obwalten lassen konnte, muß nunmehr die Umgestaltung des an der tunesischen Küste liegenden Hafens von Bizerta als eine stete Warnung angesehen werden. Die Inseln Sicilien und Sardinien sind gleichsam einem unmittelbaren Angriffe der französischen Panzer ausgesetzt.

Auch fehlt es im Uebrigen nicht an deutlichen Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, Frankreich wolle seine Machtsphäre am Mittelländischen Meere immer weiter ausdehnen. Wie es sich bereits im Besitze Algeriens und Tunesiens befindet, ist es auch in der Richtung Marokkos bis zu den Tuat-Oasen vorgedrungen. Geradezu unbegreiflich erscheint es daher, daß solchen offenkundigen Thatsachen gegenüber von französischer Seite unterstellt wird, Oesterreich-Ungarn wolle die Italiener aus dem Adriatischen Meere verdrängen. Man braucht nur die langgestreckte italienische Küste am Adriatischen Meere ins Auge zu fassen, um sich von der Richtigkeit dieser Unterstellung zu überzeugen, während die wachsende Entwicklung des französischen Küstengebietes in Nordafrika in unwiderlegbarer Weise bekundet, daß die Bestrebungen Frankreichs darauf gerichtet sind, aus dem Mittelländischen Meere in der That einen „französischen See" zu machen. Nur durch das Verbleiben im Dreibunde vermag Italien seine Großmachtstellung zu sichern, während es durch seinen Anschluß an den Zweibund lediglich dahin gedrängt werden würde, die Suprematie Frankreichs in vollem Maße anzuerkennen.

Bisher haben allerdings die im Hinblick auf den im Jahre 1903 bevorstehenden Ablauf der Bündnißverträge zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien unternommenen Versuche, die Tripelallianz zu sprengen, sich als völlig wirkungslos erwiesen. Das wichtigste Argument, das in dieser Hinsicht von französischer Seite verwerthet wurde, läßt sich dahin zusammenfassen, daß durch den neuen deutschen Zolltarif die wirthschaftlichen Interessen Italiens in hohem Grade gefährdet werden sollten. Ganz abgesehen davon, daß es sich zunächst nur um den Entwurf eines Zolltarifs handelt, der in den abzuschließenden Handelsverträgen Abänderungen erfahren kann, wird überdies gerade Italien am wenigsten betroffen. Die Agrumi, die Südfrüchte dieses Landes, werden insbesondere nach wie vor ein weites Absatzgebiet in Deutschland finden, während die Getreidezölle, die bei einem

Handelsvertrage mit Rußland eine wichtige Rolle spielen, für Italien gar nicht in Betracht kommen. Da französische Blätter sich namentlich für die wirthschaftlichen Interessen Italiens besorgt zeigten, muß es nunmehr für sie als eine arge Enttäuschung erscheinen, daß gerade eine der hervorragendsten Autoritäten, der frühere italienische Schatzminister Luzzatti, sich in diesen Tagen durchaus im Sinne der Verlängerung des Dreibundes hat vernehmen lassen. Vor seinen Wählern bezeichnete er die Fortführung jener friedlichen und versöhnlichen auswärtigen Politik, die im Anschlusse an die demnächst zu erneuernden Bündnisse des Landes die Beziehungen zu Frankreich zu bessern vermochte, als eine Grundbedingung der italienischen Politik. Ebenso erachtete Luzzatti die Erneuerung der Handelsverträge für einen Factor, den er bereits in seine Erwägungen einstellte. Da auch in Deutschland alle maßgebenden Kreise den Wunsch und die Absicht hegen, die Handelsverträge mit längeren Fristen zu erneuern, fällt das entscheidende Argument fort, mit dem die Widersacher des Dreibundes ihre Angriffe unterstützen zu können wähnten. Wenn die äußerste Linke in der italienischen Deputirtenkammer auch diesmal wieder einen ablehnenden Standpunkt einnehmen wird, so erscheint dies völlig bedeutungslos; denn die große Mehrheit im Parlament sowohl als auch innerhalb der italienischen Bevölkerung wird an dem Dreibunde fest halten.

Wie feste Wurzeln das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn nicht bloß in den leitenden Kreisen, sondern auch im Volksbewußtsein geschlagen hat, das zeigte sich unlängst wieder bei dem Empfange des aus China zurückkehrenden zweiten Bataillons des zweiten deutschen ostasiatischen Infanterie-Regiments. In Triest und in Wien wurden die deutschen Officiere und Mannschaften mit einer Begeisterung empfangen, als ob es sich um Söhne des eigenen Landes handelte. Wie der Kaiser Franz Josef, als er bei Gelegenheit der Feste, die aus Anlaß der Volljährigkeit des Kronprinzen des Deutschen Reiches veranstaltet wurden, in Berlin verweilte, sich von der ihm gezollten Verehrung der Bevölkerung überzeugen konnte, verlieh er nunmehr den innigen Sympathien Ausdruck, die er für den deutschen Kaiser hegt. Von symbolischer Bedeutung waren die militärischen Ehrungen, die den deutschen Soldaten bereitet wurden, deren Fahne bis zum Abmarsch auf Anordnung des Kaisers Franz Josef in der Hofburg aufbewahrt wurde.

Der Bündnißvertrag, der zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland besteht, wird auch in Zukunft eine sichere Grundlage des Weltfriedens bilden, und da die italienischen Staatsmänner ebenso wie die deutschen gewillt sind, an dem Dreibunde fest zu halten, darf den Gerüchten, nach denen eine Trübung der wechselseitigen Beziehungen erfolgt sein sollte, nicht die geringste Bedeutung beigemessen werden. So hieß es unter Anderem, daß durch die albanesische Frage Schwierigkeiten zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien hervorgerufen werden könnten. Da die Albanesen unter türkischer Herrschaft stehen, kann von einer albanesischen Frage nicht wohl die Rede sein. Die Ruhestörungen, die von Zeit zu Zeit aus dem türkischen Albanien gemeldet werden, verlieren regelmäßig sehr bald ihren bedrohlichen Charakter.

Während aber in Europa kein Ereigniß von schwerwiegender Bedeutung die Ruhe der allgemeinen politischen Entwicklung gestört hat, ist durch den Tod des Emirs von Afghanistan, Abdurrhaman Khan, in den Beziehungen zwischen Rußland und England ein Moment von möglicher Weise unberechenbarer Folge eingetreten. Zwar hat der Thronwechsel sich ohne Gewaltthätigkeit vollzogen. Habib Ullah Khan, der älteste Sohn Abdurrhamans, den er zum Erben und Nachfolger bestimmt, ist in Kabul von allen Häuptlingen der afghanischen Stämme anerkannt worden. Aber erst die Folgezeit kann die Tüchtigkeit und Geschicklichkeit des jungen Fürsten, die besonders von den Engländern gerühmt wird, darthun. Durch seine kluge Politik hat sein Vater es verstanden, nicht nur seine eigene Unabhängigkeit zu bewahren, sondern auch einen Zusammenstoß zwischen Rußland und England zu verhindern. Habib Ullah Khan fällt die schwierige Aufgabe zu, diesen Charakter des „Pufferstaates" Afghanistan auch für die Zukunft aufrecht zu erhalten.

Literarische Rundschau.

Eine neue Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

[Nachdruck untersagt.]

Der Siebenjährige Krieg (1756—1763). Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Erster Band: Pirna und Lobositz. Mit 19 Karten, Plänen und Skizzen, sowie einer Handzeichnung des Königs. Zweiter Band: Prag. Mit 12 Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

„Es gibt wohl überhaupt keinen Krieg, der so viel ausgezeichnete Federn beschäftigt hätte als der Siebenjährige Krieg" — also schrieb in dem Vorwort zu seiner „Ansicht des Siebenjährigen Krieges" vor einem Vierteljahrhundert schon Leopold von Ranke. Er dachte dabei vornehmlich an den größten Helden und Geschichtsschreiber des Siebenjährigen Krieges, an Friedrich den Großen, und an dessen größten Kritiker, Napoleon. Wie sehr ist über dies Ereigniß die Literatur seitdem angewachsen, in die Breite, aber auch in die Tiefe gegangen. Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat in dem monumentalen Werke der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen" in zehn Bänden die wichtigsten Actenstücke preußischen Ursprunges für die Jahre 1756—1763 mustergültig veröffentlicht. Delbrück's eindringende und scharfsinnige Untersuchungen über das Wesen der Strategie Friedrich's des Großen, Max Lehmann's kühne Hypothese über den wahren Ursprung des Krieges, Albert Naudé's fleißige Arbeiten über die Vorgeschichte des Krieges und über die Angriffspläne Friedrich's in den Jahren 1756 und 1757 haben der kritischen Forschung starke und lange nachwirkende Antriebe gegeben und eine Fülle werthvoller Einzeluntersuchungen hervorgerufen. Reinhold Koser aber hat eben die gesicherten Ergebnisse aller dieser und seiner eigenen langjährigen Studien in dem zweiten Bande seines „Friedrich der Große" zusammengefaßt, den bereits R. Fester im letzten Hefte dieser Zeitschrift so hübsch charakterisirt hat.

Und nun, nach allen diesen Veröffentlichungen erst der letzten Jahre, noch eine neue Geschichte des Siebenjährigen Krieges?

Unser Großer Generalstab weiß bekanntlich Kriege ebenso gut zu führen wie darzustellen. Nach dem Abschluß der glänzenden Werke über die Kriege von 1864 bis 1871 empfand er es als eine Pflicht gegen die Wissenschaft, gegen die Nation und besonders gegen die Armee, auch die Geschichte der Thaten des größten preußischen Kriegshelden, Friedrich's des Einzigen, zu bearbeiten. So erschien im vergangenen Jahrzehnt zunächst in sechs Bänden die „Geschichte des ersten und zweiten schlesischen Krieges", dann Untersuchungen über „Friedrich's des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745—1756", und über „Die tactische Schulung der preußischen Armee durch König Friedrich den Großen

während der Friedenszeit 1745—1756"; und jetzt liegt in zwei stattlichen Bänden der Beginn einer Fortsetzung vor uns: die Anfänge des Siebenjährigen Krieges bis zur Schlacht von Prag. Das neue Generalstabswerk trägt die Vorzüge und die Schwächen seiner Entstehung aus der gemeinsamen Arbeit einer vielköpfigen Körperschaft. Auch die gewaltigste Arbeitskraft eines Einzelnen hätte niemals vermocht, eine solche Materialfülle zusammen zu bringen und zu bewältigen, wie sie die ausschöpfende Quellenforschung über einen Krieg erfordert, in dem sieben Jahre hindurch fast alle europäischen Mächte mit den Waffen einander entgegen traten; unser Generalstab hat es gekonnt. Er hat aus zahlreichen Archiven den Riesenstoff der geschichtlichen Ueberlieferung gesammelt, gesichtet und durchgearbeitet, wie er die Kriege vorbereitet: gründlich, umsichtig, wissenschaftlich; Alles ist fertig da und an seinem Platze bis zum letzten Gamaschenknopf. Allein — wo ist der Moltke, der die ungeheure Masse in Bewegung bringt, der schöpferische Genius, der ihr einen lebendigen Odem einbläst?

Ich werde auf das, was mir Darstellungsmängel scheinen, noch zurückkommen müssen; um so lieber will ich gleich hier auf die kriegswissenschaftlich bedeutsamen Beigaben dieser Bände anerkennend hinweisen: die zahlreichen, technisch vollendeten Pläne und Skizzen, die in den „Anlagen" enthaltenen Ordres de Bataille, Stärkeberechnungen, Verlustlisten u. s. w., insbesondere die erste Anlage des ersten Bandes, ein 46 Seiten umfassendes Tableau des preußischen Heeres vom 1. Januar 1746 bis zum 1. März 1763, und den „Anhang" mit kritischen Einzeluntersuchungen und höchst werthvollen biographischen Angaben, die wohl durch ein alphabetisches Register am Schluß des ganzen Werkes nutzbar gemacht zu werden verdienten.

Der Darstellung der Feldzüge selbst sind drei einleitende Capitel voraus geschickt: „Ueber die politische Vorgeschichte des Krieges" — „Die Heere der kriegführenden Mächte" — „Die Geldmittel Preußens". So trefflich die letzteren beiden Abschnitte gelungen sind — die Darstellung der politischen Vorgeschichte des Krieges wird manchen Tadel erfahren. In der entscheidenden Grundfrage zwar, in dem durch Lehmann angeregten Streit über König Friedrich als den eigentlichen Urheber des Siebenjährigen Krieges, stellt sich der Generalstab entschlossen auf die richtige Seite; er leugnet die Offensivpläne Friedrich's, obgleich, wie bemerkt wird, der Gedanke, daß der König als Eroberer gegen eine Welt von Feinden auszog, gerade für den Soldaten etwas Bestechendes habe (Bd. I, S. 95). In Nebenfragen dagegen möchte ich Manches anders gefaßt sehen. So scheint mir namentlich die ziemlich eingehende Charakteristik der Politik Frankreichs, insbesondere in der Motivirung der Versailler Tractate, den persönlichen Momenten eine zu entscheidende Bedeutung beizumessen. Daß wirklich nicht „die persönlichen Stimmungen, die sich in der Pompadour verkörperten, das Uebergewicht über die staatsmännischen Erwägungen gewannen" (Bd. I, S. 60), hätte der Verfasser aus Koser ersehen können, der die politischen Gründe für die Abschwenkung Frankreichs von Preußen zu Oesterreich einleuchtend dargelegt hat (Bd. II, S. 40, 41).

Festeren Boden gewinnen wir unter den Füßen, sobald wir dem Generalstabswerke in die Geschichte des Krieges selbst folgen. Die Erörterung des preußischen Operationsplanes, die Darstellung der Einschließung der Sachsen bei Pirna und des ersten Treffens mit den Oesterreichern bei Lobositz sind von überzeugender Klarheit und Wahrheit. Ich möchte aus dieser Schlachtbeschreibung ein Moment heraus greifen, um an einem concreten Beispiel die oben angedeuteten Vorzüge und Mängel unseres Werkes zu veranschaulichen. Bei Lobositz gab es einmal einen Augenblick höchster Gefahr. Auf dem vom Herzog von Bevern befehligten linken Flügel hatten die preußischen Bataillone in erfolglosem Ringen um die Weinberge am Lobosch sich fast erschöpft; König Friedrich auf dem rechten Flügel, ohnmächtig, der schwer gefährdeten linken Flanke Hülfe zu bringen, sah sich selbst von einem übermächtigen Feinde bedroht, der schon zwei Angriffe der für unwiderstehlich gehaltenen preußischen Cavallerie siegreich zurückgeschlagen hatte und jetzt

in lang gezogenen Colonnen sich seinerseits zum Sturm anschickte. Schon dachte der König, dessen Umgebung eine Katastrophe fürchtete, ernstlich an den Rückzug und ritt davon, um die Vorbereitungen dafür zu treffen, indem er den Oberbefehl über den rechten Flügel dem Marschall Keith überließ. In diesem kritischen Augenblick rettete der linke Flügel, der sich defensiv hatte zurückhalten sollen, in kühner Offensive eigenmächtig das Schicksal des Tages. Die preußischen Bataillone, deren Munition verbraucht war, gingen, wie Bevern schreibt, dem Feinde mit dem Bajonett „gerade auf den Hals und cülbütirten selbigen den Berg herunter". Aeltere preußische Darstellungen wissen nichts von dieser Krisis, nichts von den Rückzugsgedanken des Königs. Noch die neueste Monographie über Lobositz hat die Glaubwürdigkeit der Berichte angezweifelt, weil sie nur von schmähsüchtigen Gegnern des Königs überliefert seien. Dem Forscherglück des Generalstabes ist es nun gelungen, Aufzeichnungen des Prinzen Ferdinand von Braunschweig zu ermitteln, der in unmittelbarster Nähe des Königs der Schlacht beiwohnte und die Wahrheit obiger Erzählung vollkommen bestätigt. Der Generalstab, ohne alle und jede Abschwächung, wie sich versteht, berichtet die gefahrvolle Lage des preußischen Heeres, die Entfernung des Königs, die siegreiche Entscheidung durch die Selbständigkeit und den Unternehmungsgeist der Unterführer und der Truppen. Allein — ganz abgesehen davon, daß auch die Vertheilung des Stoffes zwischen Text (S. 280) und Anmerkung (S. 365) wenig glücklich ist — wie sehr entbehrt die Darstellung in diesem Höhepunkte der ersten Schlacht des Siebenjährigen Krieges der Farbe und des Lebens!

Der Feldzug von Lobositz war nach der Absicht König Friedrich's nur die Aufstellung der Schachfiguren zum Kriegsspiel gewesen, „l'entablement au jeu d'échecs," wie er an Fouqué schrieb; erst der Feldzug von 1757 sollte entscheidende Schläge bringen, eine „Schlacht von Pharsalus" die Oesterreicher vernichtend niederwerfen, vielleicht zum Frieden zwingen. Immer schon hat der ganz im napoleonischen Geiste entworfene Feldzugsplan von 1757 die meiste Aufmerksamkeit und Bewunderung gefunden, zahlreiche Erörterungen veranlaßt. Auch der Generalstab, in einem der anziehendsten Capitel des zweiten Bandes, hat ihn ausführlich erörtert. Gleichsam aus einer Unterredung Friedrich's mit seinen Generalen Schwerin und Winterfeldt, einer Unterredung, die zwischen Dresden, Neiße und Görlitz schriftlich geführt uns in jedem Worte erhalten ist und die drei großen Kriegshelden in der Eigenart ihrer Persönlichkeiten scharf von einander abhebt, sehen wir den mächtigen Kriegsplan heraus wachsen, der den concentrischen Vormarsch in Böhmen, eine Hauptschlacht hinter der Eger, vielleicht vor Prag, und die Vernichtung des letzten feindlichen Widerstandes in den Ebenen Mährens ins Auge faßte. Denn Mähren, das hat besonders Naudé außer Zweifel gestellt, und der Generalstab bestätigt es jetzt, Mähren bildete von 1756—1758 das eigentliche Endziel der Strategie Friedrich's, während, nach dem verlustreichen Rückzug von 1744, Böhmen ihm als ein Unglücksland erschien, auf dessen Gefilden die schöne Frucht eines ganzen und vollen Erfolges nicht reifen wollte und auch diesmal ihm nicht reifen sollte. Nur das Vorspiel und den ersten Act des gewaltigen Dramas von 1757, das die unvergänglichen Namen Prag, Kolin, Roßbach, Leuthen bezeichnen, bringt der zweite Band unseres Werkes: den Einmarsch in Böhmen und die Schlacht von Prag. Und es will mir dabei fast scheinen, als ob der große Stoff auch die Geschichtschreiber des Generalstabes zu höheren historiographischen Leistungen empor hebt. Bei einem ganz großen Ereigniß zwar, wie bei Schwerin's Heldentod, versagt ihre Kraft (vergl. Generalstabswerk, Bd. II, S. 133 mit Koser, Bd. II, S. 83); aber sonst sind in diesem Bande einzelne Abschnitte, wie insbesondere die ausführlichen Schlußbetrachtungen (S. 148—163) mit ihrer eindringenden Kritik und ihrer durchsichtigen Klarheit der Darstellung treffliche Muster kriegsgeschichtlicher Arbeit. Ich verweise namentlich auf die Charakterisirung der strategischen Individualität des Königs in ihren beiden Elementen, der Begrenztheit und Gebunden-

heit durch die allgemeinen Zeitumstände und das besondere Wesen des preußischen Staates und der persönlichen Größe König Friedrich's, die mit seiner hohen Auffassung von dem Kriege als einem Ringen um die Existenz seines Staates eng zusammenhängt (S. 154).

In vier Bänden hofft der Generalstab die Darstellung des Jahres 1757 zu beenden, in vier bis sechs weiteren Bänden die Geschichte des ganzen Siebenjährigen Krieges zum Abschluß zu bringen; seiner Arbeitskraft darf man vertrauen, daß die glückliche Bewältigung dieser Aufgabe in nicht ferner Zeit gelingen wird.

Paul Bailleu.

Volkslied und Volkskunde.

1. Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. Aus Universitäts-Vorlesungen von Rudolf Hildebrand. Erster Theil: Das ältere Volkslied. Herausgegeben von Georg Berlit. Leipzig, Teubner. 1900.

Rudolf Hildebrand, der Freund und Deuter alles Dessen, was aus der Seele des deutschen Volkes hervor ging, hat 1894, siebzigjährig, seine irdische Laufbahn beschlossen. Er war ein Lehrer und Gelehrter vorbildlichen Gepräges. Auf seiner Arbeit ruhte der stille Segen, welcher der Reinheit des Herzens und Willens nimmer fehlen kann. Er war nicht innerhalb der verbitternden Fehden, durch die die deutsche Philologie ehemals zerspalten wurde, empor gekommen, sondern Jacob Grimm's den Parteigeist bannende Liebe zur Arbeit hatte ihm in jüngeren Jahren die Richtung gegeben, die er fortan inne hielt. Von Jacob Grimm war er zum Mitarbeiter und Fortsetzer des „Deutschen Wörterbuches“ ausgewählt worden. Von ihm hatte er gelernt, die Worte um der Sachen willen zu betreiben, aus den Worten den Herzschlag unseres Volkes heraus zu fühlen und die Schönheit, Kraft und Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens wieder zu gewinnen. Hildebrand's edle Arbeit an dem Deutschen Wörterbuche darf als die Mitte seines gesammten Lebenswerkes betrachtet werden. Was er studirte, schrieb und sprach, ging von dieser Mitte aus oder strebte wieder zu ihr zurück. Er war eine lehrhafte Natur, die der Macht des Wahren und Guten frommen Sinnes vertraute. Um auf das deutsche Volk zu wirken, wirkte er auf seine Lehrer ein. Welch eine Fülle von Belehrung und Weisheit hat er nicht fort und fort in seine der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ geschenkten Aufsätze fließen lassen! (Sie sind seitdem, 1897, mit seinem Bilde und der Nachbildung eines Tagebuchblattes neu ausgegeben worden.) Wie viele Leser haben sich nicht an den „Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen“ erbaut! So hat sich Hildebrand Schüler, Verehrer und Freunde erworben, die für ihn durch Feuer und Wasser gegangen wären. Als derjenige von den Freunden, der ihm am nächsten stand, und der das Vertrauen der Familie genießt, ist Professor Georg Berlit in Leipzig zu nennen, dessen sinnige Art, die deutsche Literatur aufzufassen, aus seinem Luther-Büchlein und anderen Ausgaben uns entgegentritt. Berlit hat (Leipzig 1895) ein Lebensbild Rudolf Hildebrand's gezeichnet und ist seitdem unabläßig für die geistige Hinterlassenschaft desselben mit Dr. Rudolf Hildebrand, dem Sohne, bemüht gewesen. Der Letztere besorgte 1896 die fünfte Auflage des Buches „Vom deutschen Sprachunterricht“, und Berlit beginnt jetzt Hildebrand's Sammlungen und Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volksliedes herauszugeben. Ueber mehr als vierzig Jahre erstreckte sich Hildebrand's dem deutschen Volksliede zugewandte Theilnahme. In einen großen Zusammenhang hat er die Ergebnisse seiner Forschung

selbst nicht mehr gestellt. Die Titelfassung des nun heraus gekommenen Bandes, daß nur „Materialien“ dargereicht würden, sollte daher von vornherein der Erwartung Derer vorbeugen, die in den zusammengebrachten Fragmenten mehr sehen möchten als nach Lage der Verhältnisse zulässig sei. Den Unterschied zwischen einem Buche, das fertig aus der Hand des Autors hervorgeht, und einer Veröffentlichung aus dem Nachlaß wird Niemand übersehen. Wo das Ganze fehlt, müssen wir mit dem Fragment zufrieden sein. Indessen das ist ja gerade das Wesen des wahrhaftigen „Fragmentes“, daß es gestattet und befähigt, von ihm aus die Einheit höherer Anschauung, der es dienen soll, zu ahnen. Das ist gewiß auch bei dem, was wir aus Hildebrand's Vorlesungen erhalten, der Fall. Er betrachtet im Eingang den Unterschied von Kunst- und Naturpoesie und zeigt, wie sogenannte Kunstlieder, Goethe's, Schiller's und Anderer, umgewandelt in das Volkslied übertreten können. Viele neue Lieder reichen in alte Zeit zurück, wie namentlich die Weihnachtsdichtungen und die zahlreichen Contrafacten ursprünglich geistlicher Lieder, die das Volk, selbst anders geworden, doch nicht entbehren mochte. Es kommt Hildebrand immer darauf an, den Hörer oder Leser fühlen zu lassen, wie tief das Lied einst in das Leben unserer Vorfahren eingriff, wie es geradezu eine öffentliche Macht war im politischen wie im geselligen Leben. Die Limburger Chronik aus dem 14. Jahrhundert zeigt das für ihre Zeit. In diesem und dem folgenden Jahrhundert bot der Krieg der Dichtung immer neuen Stoff, am reichsten entfaltet sich das Liederleben im 16. Jahrhundert. Nach einem Ueberblick über die einschlägige Literatur und die Quellen gibt Hildebrand Proben älterer Volkslieder. Aus der Sitte des Kranzsingens, bei dem der Kranz als Siegespreis für den besten Singer seit den ältesten Zeiten üblich war, sind viele Kranzlieder hervor gegangen, deren einige glücklicher Weise erhalten sind. Ebenso bei dem „Streit zwischen Sommer und Winter“, einem alten Brauche, der noch in vielen Gegenden Deutschlands mit Umzug und Gesang gefeiert wird. Aber auch in das Innerste und Geheimste des Einzelnen, in sein Liebeleben, gewährt das Volkslied uns den Einblick. Die Zwiesprach zwischen Mädchen und Hasel ruft warnend das Gewissen der Jungfrau auf. Eine tiefe und mannigfache Bedeutung kommt der Rose im Volkslied zu. Martinslieder, Schlemmer- und Zecherlieder, Fastnachtslieder und Landsknechtslieder folgen nach. Eingehend werden wieder die historischen Volkslieder behandelt und für das Kinderlied ein paar Skizzen mitgetheilt. Den Abschluß des Bandes machen ungedruckte Gedanken und einige Recensionen, die hierher gehören, sowie Sach- und Namenregister aus. Dies alles ganz vortrefflich: man verspürt das pietätvolle Walten des Herausgebers. Möge er für die Herausgabe des zweiten Theiles, „der das werdende Interesse am Volksliede besonders im 18. Jahrhundert zum Gegenstande haben wird“, die Mithülfe ehemaliger Hörer Hildebrand's finden, um die er bittet, und über dasjenige Maß von Kraft verfügen, welches nöthig ist, das Unternehmen zu gedeihlichem Ende zu bringen.

2. Volksthümliches aus dem Siebengebirge. Von Ferdinand Schmitz. Bonn, P. Hanstein. 1901. (Zur Deutschen Volkskunde Nr. 5.)

Ein liebenswerthes Buch, dessen trefflicher Inhalt in erfreulichem Contraste zu der Anspruchslosigkeit des Vorwortes steht. Der Verfasser hat im rheinischen Siebengebirge volksthümliche Gebräuche, Spiele, Räthsel, Lieder und Sagen gesammelt und breitet anmuthig seinen Reichthum vor dem theilnehmenden Leser aus. Er gibt nicht eine bloße Aneinanderreihung seines Materials, sondern er schildert uns an der Hand desselben den Lebensgang eines Bewohners des Siebengebirges, von seinem Eintritt in das Leben an. Zu Füßen des Petersberges liegen die

schweren Steinblöcke im Waldesgrün verborgen: unter diesen Steinen, erzählen die Eltern ihren Kindern, sei das kleine Brüderchen hervorgeholt worden, und der schwere Block der Mutter auf den Fuß gefallen, so daß sie nun krank darnieder liege. Die Mutter singt ihrem Liebling in der „Heija", der uralten Wiege, die trauten Kinderreime vor, bis sie endlich erwidert werden. Heranwachsend schafft sich das Kind im Dorf und Wald seine Spiele. Neckverse fliegen zwischen den spielenden Parteien hin und wieder. Für Jüngling und Jungfrau kommt die Zeit der heiteren und ernsten Hochzeitsgebräuche. Folgt eine Jungfrau des Siebengebirges dem fremden Manne in ein fremdes Land, dann ziehen die Junggesellen truppweise durch die Straße des Dorfes und singen das Lied:

Jetzund reis' ich weit von hier
Und muß Abschied nehmen;
O, du allerschönste Zier,
Scheiden, das bringt Grämen &c.

das uralte Lied also, das auch Des Knaben Wunderhorn aus mündlicher Tradition aufgenommen und dem ganzen Volke zurückgegeben hatte. Wie wundersam ist, was unser Verfasser über den Zustand dieses Liedes, das er im Siebengebirge hörte, uns zu melden hat! Es sei in einem solch verstümmelten Zustande gewesen, daß es nur mit Mühe nach Sinn, Strophenbau, Rhythmus und Reim hergestellt werden konnte. Der Verfasser mußte, um es lesbar zu machen, das ihm Zugekommene ändern und ergänzen. Genau also das Verfahren, das einst die Herausgeber des Wunderhorns einzuschlagen für nöthig fanden. So wiederholt sich immer aus innerer Nothwendigkeit das Richtige. Ist die Hochzeit vorüber, so schafft sich das junge Paar ein eigenes Heim und baut sich sein Haus. Dies Haus, „dat altfränksch Huus", wird nun beschrieben. Aus der Erfahrung eines thätigen und frohen Lebens gehen die Volksräthsel, die Sprichwörter, die volksthümlichen Redensarten, die Bauern- und Wetterregeln hervor, in denen die schlichte Weisheit des Volkes ihren Ausdruck findet. Die Phantasie des Volkes ist geschäftig, uralte Sagen von Geschlecht zu Geschlecht fortzuerzählen und immer neue Gebilde hervor zu bringen. So sehen wir in diesem Buche eine reiche Ernte eingebracht, und der Sammler und Verfasser wolle sich nicht darum sorgen, ob er vielleicht eine Aehre nicht mit aufgenommen oder unterwegs verloren habe. Wir sind ihm für das Dargebotene dankbar und schauen im Spiegel seines Werkes die Tiefe des Gemüthes und die Fülle der Kraft, die unverwüstlich im deutschen Volke steckt.

Reinhold Steig.

εl. **Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker.** Von Karl Woermann. Erster Band: Die Kunst der vor- und außerchristlichen Völker. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Das schon von Vielen ausgesprochene Bedürfniß nach einer wirklich „allgemeinen“ Kunstgeschichte machte sich ganz besonders während der Weltausstellung des vorigen Jahres geltend, wo gerade die am öftesten geschilderten Epochen fast gar nicht vertreten waren und sich in den Palästen Japans, Hinterindiens und der Sunda-Inseln die herrlichsten Kunstschätze fanden. Unser Wunsch hat sich schneller erfüllt als wir geahnt. Der noch in demselben Jahre erschienene erste Band von Woermann's neuer Kunstgeschichte umfaßt außer den überall behandelten Gebieten auch die Kunst der Ur-, Natur- und Halbculturvölker, die heidnische Kunst in Nordeuropa und Westasien und die indische und ostasiatische Kunst. Daß Woermann für die Bewältigung dieser Aufgabe wie kaum ein Anderer geeignet war, steht außer Zweifel; das Buch ist ein staunenswerthes Denkmal umfassenden Wissens. Allen konnte es der Verfasser natürlich nicht recht machen, Manchem wird er zu viel, Manchem zu wenig geboten haben. Was uns anbelangt, so hätten wir das Werk noch persönlicher gewünscht. Alle großen und bleibenden Geschichtswerke sind stark persönlich. Man merkt etwas, daß es den Theil einer großen Encyklopädie bildet. Aeußerst dankenswerth ist der Literaturnachweis; schade nur, daß er alphabetisch nach Verfassern und nicht sachlich geordnet ist. Eine eingehendere Würdigung behalten wir uns bis nach dem Erscheinen des ganzen Werkes vor.

βl. **Der erste Consul Bonaparte und seine deutschen Besucher.** Von Paul Holzhausen. Bonn, Selbstverlag des Verfassers. 1901.

In dieser außerordentlich fleißig gearbeiteten Studie, die als „Beitrag zur literarischen Würdigung des Consulats“ von ihrem Verfasser bezeichnet wird, sind alle Deutschen aufgezählt — oder doch beinahe alle — die in den ersten Jahren des Jahrhunderts Paris besuchten, auch einige Dänen, Baggesen und Rist, dessen „Lebenserinnerungen“ eine so interessante und anziehende Lectüre sind, und der, in officieller Eigenschaft in Paris beglaubigt, Gelegenheit hatte, Vieles zu beobachten. Von den Deutschen, die in Paris verweilten, ist dagegen über Menschen und Dinge recht wenig Neues zu erfahren. Die Bedeutendsten unter ihnen, wie Wilhelm von Humboldt, Rahel Levin, Friedrich Schlegel, zogen es vor, zu schweigen, lieber als sich in Gemeinplätzen zu ergehen. Nur Reichardt's, des Musikers „Vertraute Briefe“ sind eine wohlbekannte, schätzenswerthe Quelle zur Kenntniß der Verhältnisse in der französischen Hauptstadt. Oelsner, dessen Anwesenheit in frühere Jahre fällt, bleibt eine der besten Autoritäten zur Kenntniß von Sieyès. Graf Schlabrendorf, der originelle Alte, der das merkwürdige, unter dem Titel „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate“, Germanien 1804, erschienene Buch jedenfalls, wenn nicht schrieb, so doch inspirirte, kann nicht zu den deutschen „Besuchern“ Frankreichs gerechnet werden. Er war dort heimisch geworden und 1793 nur mit Mühe dem Schicksal entgangen, das französische Gastrecht mit seinem Kopf zu bezahlen. Andere, wie der brave Campe, der „die Dinge mit der Urtheilslosigkeit eines Kindes“ zu sehen pflegte, wie Helmine von Chézy, die „das hervorragende Talent besaß, die Thatsachen völlig anders zu sehen als sie in Wirklichkeit waren“, besitzen kaum Anspruch, ernst genommen zu werden. Die Aufzeichnungen des Kanzlers A. G. Niemeyer, welchen Taine schätzte und benutzte, fallen aus dem Rahmen des hier behandelten Zeitabschnitts. Wie schwer es übrigens Ausländern fällt, fremde Verhältnisse zu beurtheilen, beweisen einige Bemerkungen des Verfassers, so z. B. jene über Geoffroy, den Kritiker, der nichts weniger als ein giftiges Insect der „Fréronclique“ oder ein „Pfaffenblendling“, wie Campe ihn titulirt, sondern ein Kunstrichter ersten Ranges war; oder das der Frau von Staël ertheilte Prädicat: die „schöne“ Genferin, und die Versetzung von Madame Récamier unter die literarischen Frauen. Wir erinnern Herrn Holzhausen an die Lection, die Frau von Staël ihrem Freund Mathieu de Montmorency gab, als dieser zwischen ihr und Madame Récamier, auf einem Canapé sitzend, die nicht sehr glücklich gewählte Aeußerung that: „Me voici entre l'esprit et la beauté.“ — „C'est la première fois qu'on me dit que je suis belle,“ erwiderte diese, den Stoß parirend, der die Freundin traf.

γ. **Die Wiedertäufer.** Von Dr. Georg Tumbült. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1899.

Eine der interessantesten Erscheinungen des Reformationszeitalters wird uns hier von dem quellenkundigen Fürstenbergischen Archiorath geschildert, unter Beigabe eines reichen Bilderschmucks, wie er den „Monographien zur Weltgeschichte“ eigenthümlich ist. Da die Bilder sehr gut sind, so wollen wir nicht erst fragen, was Friedrich der Weise, Erasmus und Melanchthon unter den Wiedertäufern zu thun haben. Der Text des Buches entwickelt die Quellen des Täuferwesens, die in religiösen und socialen Uebelständen wurzeln, und geht, wie zu erwarten, namentlich auf den Münsterischen Aufruhr und das Königthum Johannes' von Leyden ein. Von dem Moment an, wo Joris an einen freiwilligen Verzicht der Könige auf ihre Gewalt glaubt, ihnen so lange aber zu gehorchen befiehlt, und Simons Menno den Seinigen ein ruhiges Leben auflegt und Kriegsdienst und Eidesleistung ihnen untersagt, gehören die Täufer nur noch der Kirchengeschichte an; die Welt neu zu gestalten, vermessen sie sich nicht mehr, und so schließt Tumbült mit jenem Moment, auf den er kurz hindeutet, seine Darstellung.

δη. **L'affaire du Collier,** d'après de nouveaux documents recueillis en partie par A. Bégis. Par Frantz Funck-Brentano.

Ouvrage contenant 12 planches hors texte. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1901.

Die „Deutsche Rundschau" hat — und zwar früher als die meisten anderen deutschen Zeitschriften — vor einigen Jahren auf die anziehende Schrift desselben Herrn Verfassers über die Bastille in einem etwas längeren Artikel aufmerksam gemacht. Das Buch ist seitdem in mehreren Auflagen erschienen, ist von der Académie française gekrönt und in andere Sprachen übersetzt worden (ins Deutsche von Oscar Marschall von Bieberstein. Breslau 1899). Der eigenartige Charakter desselben beruht auf der Vereinigung strenger archivalischer Quellenforschung mit einer Darstellungsweise, die das im Schweiße wissenschaftlicher Arbeit Errungene so leicht lesbar macht wie einen Roman. Freilich ist der Stoff für einen solchen Zweck mit Bedacht gewählt. Der Erfolg der „Légendes et Archives de la Bastille" hat nun den Verfasser angetrieben, ähnliche Stoffe aus verwandten Gebieten der französischen Geschichte in gleicher Weise zu behandeln. Die neueste Probe davon ist die uns hier vorliegende Schrift über den „Halsbandproceß", von welchem bekanntlich Mirabeau gesagt hat, er sei das Vorspiel der Revolution gewesen, und Goethe gleichzeitig fast in denselben Worten, er sei die unmittelbare Vorrede zur Revolution. — Hier wie in der früheren Schrift ist es die unbestochene Wahrheitsliebe des Historikers, welche die Mythenbildung der Revolution zerstreut und die bewiesenen Thatsachen aus dem Nebel leidenschaftlicher Entstellungen heraus treten läßt. Gerade die Unschuld der unglücklichen Königin Marie Antoinette ist es, die uns das Verhängniß jener Episode so furchtbar erscheinen läßt.

β. **Kant's Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrung.** Von Robert Reininger. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1900.

Das vorliegende Werk stellt sich nach der Vorrede die Aufgabe: „Die unzweifelhaft vorhandenen Widersprüche und Unklarheiten in Kant's ‚Kritik der reinen Vernunft' auf eine bisher nicht beachtete Divergenz ihrer Grundvoraussetzungen zurückzuführen. Es will dann weiterhin versuchen, „die Kant'sche Theorie der Erfahrung unter Berücksichtigung ihrer verschiedenen Ausgangspunkte nach jeder ihrer beiden Richtungen selbständig und möglichst widerspruchslos zu entwickeln," um auf diese Weise zu zeigen, „welcher relativ befriedigenden Lösung die Probleme der Erfahrungslehre auf idealistischem Boden überhaupt fähig sind". Die Kant'sche Erfahrungstheorie baut sich nach des Verfassers Meinung thatsächlich auf zwei verschiedenen Voraussetzungen auf: „dem gewollten transscendentalen und dem aus ihm gewordenen empirischen Idealismus". Diese Duplicität der Voraussetzungen aber, die im Einzelnen zu zahlreichen Widersprüchen führt, hängt nach Reininger ihrerseits wieder mit der Kant'schen Lehre vom inneren Sinn zusammen, mit der Thatsache, daß der Begriff des inneren Sinnes von Kant nicht genau und eindeutig präcisirt wurde, sondern „in zwei wesentlich verschiedenen Auffassungen, die in der Darstellung unterschiedslos durch einander laufen, im Kant'schen Systeme wirksam war". Die tief in den Geist des Kant'schen Hauptwerkes und seiner mannigfach verschlungenen Gedankengänge eindringenden, geistvollen Ausführungen des Verfassers sind in der That geeignet, manches Unverständliche verständlicher zu machen und über manche Dunkelheiten ein wünschenswerthes Licht zu verbreiten. Sie sind aber vor allen Dingen auch deshalb werthvoll, weil sie in augenfälliger Weise das Bedenkliche aller idealistischen Versuche zur Lösung des Erkenntniß- und Erfahrungsproblems zeigen und unabweislich zu neuen Lösungsversuchen auf vorwiegend realistischer Grundlage drängen. Was man aber auch gegen Einzelheiten etwa einwenden möge, die Schrift bedeutet auf alle Fälle eine erfreuliche Bereicherung der Kant-Literatur.

βλ. **Kant-Aussprüche.** Von Dr. Raoul Richter. Leipzig, E. Wunderlich. 1901.

In einer vortrefflich geschriebenen und gedachten Vorrede hat sich der Herausgeber dieser Blätter über die Absicht ausgesprochen, die ihn bei seinem Unternehmen leitete. Von Kant ist, außerhalb gelehrter Kreise, wenig mehr als der Name und ein paar Schlagwörter aus seiner Lehre bekannt. Es fehlt nicht nur die Zeit, sondern auch die Fähigkeit, in der Gedankenwelt und der Ausdrucksweise des größten deutschen Denkers sich zurecht zu finden, und was ungleich beklagenswerther ist, er wird von Solchen, die vorgeben, ihn zu kennen, in Formeln gezwängt, die sein Bild trüben, wo nicht völlig verändern. Dr. R. Richter erkennt mit Recht in seiner Lehre das wirksamste Gegengift zum Subjectivismus und Individualismus unserer Tage, der das Leben und seinen Spiegel, die Literatur, zum Tummelplatz egoistischer Zwecke und unkünstlerischer Production zu wandeln droht. Wie vielen unter den heutigen Schriftstellern gilt der Ausspruch Kant's: „Talent zu Einfällen ist nicht Genie zu Ideen." Wer dürfte, nach strenger Einkehr ins eigene Gewissen, sich nicht schuldig bekennen vor dem Sittengesetz dieser lauteren und unbeugsamen Weisheit, die unausgesetzt mahnt, die Eigenliebe und den Betrug des Affects zu bekämpfen, eingedenk des Wortes, wie „alles Gute, das nicht auf moralisch-gute Gesinnung gepfropft ist, nichts als lauter Schein und schimmerndes Elend" sei. Die hier zusammengestellten Sätze aus den Werken Kant's wollen in keiner Weise etwas Anderes erreichen, als Denjenigen, d. h. der überwiegenden Mehrzahl, die niemals aus der Quelle selbst schöpfen werden, auf ihrem mühsamen Weg durch das Leben einen erfrischenden Trunk zu reichen, der sie davor bewahren möge, mit gefälschter Waare ihren Durst zu löschen. Glücklicher Diejenigen, die sich dadurch ermuthigt fühlen werden, tiefer in den Geist der Lehre einzudringen, die der Adelsbrief des deutschen Gewissens ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anders. — Muz. Roman von Paul Anders. Breslau, S. Schottlaender. 1902.

Barth. — Constantinopel. Von Hermann Barth. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann. 1901.

Bellermann. — Schiller. — Von Ludwig Bellermann. Leipzig, Berlin und Wien, E. A. Seemann. 1901.

Benz. — Blut der Nächte. Ein Gedichtsbuch von Fried. Benz. München, Lyrik-Verlag. 1901.

Benz. — Die Evangelien der gestorbenen Frauen. Von Fried. Benz. München, Aug. Schupp. O. J.

Bergengrün. — David Hansemann. Von Alexander Bergengrün. Berlin, J. Guttentdg. 1901.

Bernoulli. — Das Testament. Familien-Drama in drei Aufzügen. Von Carl Albrecht Bernoulli. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1901.

Bernoulli. — Lucas Heland. Roman von Carl Albrecht Bernoulli. Neue Ausgabe. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1901.

Bernoulli. — Wahn und Ahnung. Erste Lieder von Carl Albrecht Bernoulli. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1901.

Bleibtreu. — Der Verrath von Metz. Von Carl Bleibtreu. Illustrirt von Chr. Speyer. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Bonneval. — Mémoires anecdotiques du général Marquis de Bonneval (1786—1873). Paris, Librairie Plon. 1900.

Bourget. — Oeuvres complètes de Paul Bourget. Romans III. Paris, Librairie Plon. 1901.

Buschmann-Heidelberg. — Der Kampf um Arbeit. Von Claus Buschmann-Heidelberg. Stuttgart, Verlag Heimdall (Rudolf Blaedel). 1901.

Busse. — Vagabunden. Neue Lieder und Gedichte von Carl Busse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Calwer. — Die Meistbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Richard Calwer. Berlin-Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften, Dr. John Edelheim. 1902.

Corbisiero. — Il movimento filosofico del primo rinascimento italiano in relazione con la civiltà moderna. Di Carlo Corbisiero. Sansevero, Tipografia V. de Girolamo.

Corbisiero. — Nuovo serie di studii su T. Tasso. I. La Crusca contro il Tasso. Di Carlo Corbisiero. Sansevero, Tipografia V. de Girolamo.

Cordes. — Künstler-Novellen von Olga Cordes. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Dahn. — Der Vater und die Söhne. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1901.

Documente des Socialismus. Herausgegeben von Ed. Bernstein. Erster Band, erstes Heft. Berlin, Verlag der socialistischen Monatshefte.

Ebhardt. — Stromschnellen. Gedichte von Melanie Ebhardt. Wiesbaden, Heinrich Staadt. 1901.

Eschstruth. — Sonnenfunken. Novellen und Erzählungen von Nataly von Eschstruth. Leipzig, Paul List. O. J.

Feiner. — Culturelle Bestrebungen innerhalb der deutschen Judenheit. Von Jos. Feiner. Hamburg, Verlag „Israelitisches Familienblatt". O. J.

Felden. — Azur. Von Edwin Alexander Felden. Naumburg a. S., Ernst Schöler. O. J.

Fischer. — Italien und die Italiener. Betrachtungen und Studien über die politischen, wirthschaftlichen und socialen Zustände Italiens. Von P. D. Fischer. Zweite Auflage. Berlin, Julius Springer. 1901.

Fraudt. — Disharmonien. — Eva Hartwig. Zwei Novellen von Therese Fraudt. Wien, Carl Konegen. 1901.

Frauen-Privilegien in England, und wohin dieselben führen. Eine Warnung von zwei englischen Juristen. Ins Deutsche übersetzt mit einem Vorwort von E. Belfort-Bax. Leipzig, Th. Schröter. 1901.

Funck-Brentano. — La mort de la reine. (Les suites de l'affaire du collier.) Par Frantz Funck-Brentano. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Gaston-Routier. — Un point d'histoire contemporaine. Tao Gaston-Routier. Paris, Henri Daragon. 1901.

Gille. — Versailles et les deux Trianons. Text von Philippe Gille, mit ungefähr 330 Illustrationen, Zeichnungen und Skizzen von Marcel Lambert. Tours, Alfred Mame & fils. Leipzig, G. Hedeler. 1901.

Gorkij. — Tschelkasch. Bolesy. Lied vom Falken. Drei Erzählungen von Maxim Gorkij. Leipzig, Richard Wöpke. 1901.

Grabowsky. — Der Weg zur Geistesvervollkommnung auf Grundlage der Emancipation des Mannes vom Weibe. Von Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr. 1902.

Graßmannsdorf. — Tutti Frutti. Novellen von E. v. Graßmannsdorf. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Grazie, delle. — Der Schatten. Drama in drei Acten und einem Vorspiel. Von M. E. delle Grazie. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Grillparzer. — Grillparzer's dramatische Meisterwerke. Mit dem Bildniß des Dichters. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Grillparzer. — Grillparzer's Werke. In acht Bänden. Mit Einleitung und Nachworten von Heinrich Laube. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Gunther. — Auf dem KünigIberg. Kleinigkeiten aus der Großstadt. Von F. St. Gunther. Linz, Wien u. Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt. O. J.

Gutherz. — Werner Haymdorf. Eine Erzählung von Herald Gutherz. Wien, Carl Konegen. 1901.

Haas. — Die Prüfung der Herzogin. Schauspiel in fünf Scenen. Von Friedrich Haas. Wien, Carl Konegen. 1901.

Hauff. — Das Reich der Freude. Eine moderne Geschichte erzählt von Wilhelm Hauff d. J. 2. Auflage. München, August Schupp. O. J.

Helm. — Frieda's Mädchenjahre und andere Erzählungen für junge Mädchen. Von Clementine Helm. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Helmolt. — Weltgeschichte. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten herausgegeben von Hans F. Helmolt. Dritter Band, zweite Hälfte. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Heyermans. — Die Hoffnung. Ein Seestück in vier Akten. Von Herm. Heyermans jun. Deutsch von Franziska de Graaff. Berlin, Felix Bloch Erben. 1901.

Heyse. — Tantalus. — Mutter und Kind. Zwei Novellen von Paul Heyse. Illustrirt von René Reinicke und Fritz Reiß. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Hochfeld. — 52 Sonntagsgedanken. Von M. von Hochfeld Berlin und Leipzig, W. Vobach & Co. O. J.

Hollitscher. — Das historische Gesetz. Zur Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung. Von Jakob Hollitscher. Dresden und Leipzig, Carl Reissner. 1901.

Houben. — Gutzkow-Funde. Beiträge zur Litteratur- und Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Heinrich Hubert Houben. Berlin, Arthur L. Wolff. 1901.

Hübner. — Otto Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Jubiläums-Ausgabe (50.) für das Jahr 1901. Herausgegeben von Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Hunziker-Thommen. — Endliches und Ewiges. Gedichte. Von Marie Hunziker-Thommen. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1901.

Jentsch. — Friedr. List. Von Carl Jentsch. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1901.

Jokai. — Märtyrer des Herzens. Zwei Frauen. Von Maurus Jokai. Breslau, S. Schottlaender. 1901

Jullian. — Vercingétorix. Par Camille Jullian. Paris, Hachette et Cie. 1901.

Keben. — Fackelzug durch Kunst und Kultur. Von Georg Keben. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1901.

Körösy. — Statistik des Unterrichtswesens der Hauptstadt Budapest für die Jahre 1889/90 - 1894/95. Von Josef von Körösy. Uebersetzung aus dem Ungarischen. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1900.

Kretzer. — Die Madonna vom Grunewald. Roman von Max Kretzer. Leipzig, Paul List. O. J.

Kügelgen. — Gerhard von Kügelgen als Porträt- und Historienmaler. Von Constantin von Kügelgen. Mit 103 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Stichen. Leipzig, Richard Wöpke. 1901.

Lerond. — Lothringische Sammelmappe. Von H. Lerond. Neunter und zehnter Theil. Metz, Paul Even. 1901.

Lublinski. — Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. Von S. Lublinski. Vier Bände. Berlin, S. Cronbach. 1899.

Maccari. — Osservazioni ad Orazio. Di L. Maccari. Siena, Carlo Nava. 1901.

Melschin. — Im Reiche der Ausgestoßenen. Aus den Memoiren des sibirischen Sträflings L. Melschin. Mit

dem Bildniß des Verfassers. Zweites Tausend. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Meyer. — Das Stilgesetz der Poesie. Von Theodor A. Meyer. Leipzig, S. Hirzel. 1901.

Müller. — Sturmlieder vom Meer. Von Clara Müller. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf. 1901.

Nebelong. — Mieze Wichmann. Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit. Von Edith Nebelong. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Axel Juncker. 1901.

Neville. — The case-construction after the comparative in Latin by K. P. R. Neville. (Cornell studies in classical philology No. XIV.) Cornell University, Ithaca, New-York. Macmillan. 1901.

Oncken. — Was sagt die Nationalökonomie als Wissenschaft über die Bedeutung hoher und niedriger Getreidepreise? Eine dogmengeschichtliche Uebersicht von August Oncken. Berlin, Verlag der monatlichen Nachrichten zur Regulirung der Getreidepreise. 1901.

Prehn. — Johanna Luise Heiberg. Ein Leben in der Erinnerung noch einmal durchlebt. Frei nach dem Dänischen. Von Hulda Prehn. Leipzig, H. Haessel. 1901.

Purtscheller. — Ueber Fels und Firn. Bergwanderungen von Ludwig Purtscheller. Herausgegeben von H. Hess. München, F. Bruckmann, A.-G. 1901.

Raehlmann. — Ueber Farbensehen und Malerei. Von E. Raehlmann. Mit sechs farbigen Tafeln. München, Ernst Reinhardt. 1901.

Reich. — Kunst und Moral. Eine ästhetische Untersuchung. Von Emil Reich. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- u. Universitäts-Buchhandlung. 1901.

Reiset. — Mes souvenirs. Les débuts de l'indépendance italienne. Par Comte de Reiset. Paris Librairie Plon. 1901.

Rethwisch. — Heldra. Altnordische Erzählung von Ernst Rethwisch. Berlin, F. Schneider & Co. 1901.

Rethwisch. — Rurik oder die Gründung Rußlands. Schauspiel in fünf Acten. Von Ernst Rethwisch. Berlin, F. Schneider & Co. 1901.

Riemann. — Goethes Romantechnik. Von Robert Riemann Leipzig, Hermann Seemann. Nachf. 1902.

Rothenbücher. — Vademecum. Tägliche Anregungen zum Guten, Wahren und Schönen. Von Adolf Rothenbücher. Berlin, M. Schuetter. 1901.

Sabatier. — Regula antiqua fratrum et sororum de paenitentia seu tertii ordinis Sancti Francisci. Nunc primum edidit Paul Sabatier. Paris, Fischbacher. 1901.

Schafheitlin. — Lyrischer Erntegang. Männlichen Geistern gewidmet. Von Adolf Schafheitlin. Berlin, S. Rosenbaum. 1901.

Schmidt. — Kaiser Otto der Dritte. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Paul Schmidt. Leipzig, Heinrich J. Naumann. 1901.

Schöller. — Der Bauer. Eine Geschichte aus den Kornlanden Bayerns, durch welche man das alte, ewig neue Schicksal eines schwachen Kraftmenschen erfährt. Von Wilhelm Schöller. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Sienkiewicz. — Ums liebe Brot. Von Henryk Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Jonas Fränkel. Leipzig, K. F. Köhler. 1902.

Souriau. — L'imagination de l'artiste. Par Paul Souriau. Paris, Hachette et Cie. 1901.

Spielhagen. — In zwölfter Stunde. Von Friedrich Spielhagen. Illustrirt von Carl Zopf. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Spielmann. — Jotham. Biblische Erzählung von C. Spielmann. Halle, Hermann Gesenius. 1901.

Steiner. — Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert. Von Rudolf Steiner. Zwei Bände. Berlin, S. Cronbach. 1900.

Stern. — Jungtürken und Verschwörer. Die innere Lage der Türkei unter Abdul Hamid II. Nach eigenen Ermittelungen und Mittheilungen osmanischer Parteiführer. Von Bernhard Stern. Zweite Auflage. Leipzig, Grübel & Sommerlatte. 1901.

Strastil. — Aus der Jugendzeit. Gedichte von Theodor von Strastil. Wien, Carl Konegen. 1901.

Strauch. — Am Grenzwall. Eine Geschichte aus dem Decumaten-Land. Von H. von Strauch. Freiburg i. B., F. E. Fehsenfeld. 1901.

Strindberg. — Aus dem lateinischen Viertel. Skizzen aus dem schwedischen Universitätsleben. Von August Strindberg. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Theden. — Neues Novellenbuch. Von Dietrich Theden. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Varenius. — Gustav Adolf's schwedischer Nationalstaat. Von Otto Varenius. Autorisirte Uebersetzung von Fritz Arnheim. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Vely. — Allerweltsleute. Von E. Vely. Breslau, S. Schottlaender. 1902.

Volkmann. — Null und Unendlich. Von F. Volkmann. Berlin, Fritz Rühe. 1901.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1902. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Vorbeck. — Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten. Von F. von Vorbeck. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co. O. J.

Wallé. — Schlüter's Wirken in Petersburg. Ergebnisse einer Studienreise von P. Wallé. Mit neun Abbildungen und einem Anhang meist unbekannter Briefe und Berichte. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn. 1901.

Warsberg. — Von Palermo zur Scylla und Charybdis. Aus dem Nachlasse von Freiherrn Alexander Warsberg. Mit 45 Illustrationen von Ludw. Hans Fischer und einer Karte von Sicilien. Wien, Carl Konegen. 1901.

Wartenegg. — Erinnerungen an Franz Grillparzer. Fragmente aus Tagebuchblättern. Von Wilhelm von Wartenegg. Wien, Carl Konegen. 1901.

Weddigen. — Lord Byron's Einfluss auf die europäischen Literaturen der Neuzeit. Von Otto Weddigen. Zweite, durchgesehene Auflage. Wald und Leipzig, F. W. Vossen & Söhne. 1901.

Weis-Liebersdorf. — Das Jubeljahr 1500 in der Augsburger Kunst. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. Von J. E. Weis-Liebersdorf. Zweiter Theil. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. 1901.

Wengerhoff. — Nach äußerem Schein. Roman von Philipp Wengerhoff. Leipzig, Paul List. O. J.

Wernitz. — Betrachtungen über das Wesen und den Grund der Culturentwickelung und der auf dieselbe günstig oder ungünstig einwirkenden Factoren. Von J. Wernitz. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei K. F. Köhler. 1901.

Wiegand. — Ein Symposion. Von F. Wiegand. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1901.

Will-Miltenstein. — Maria. Drama in vier Acten. Von Will-Miltenstein. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1901.

Wolff. — Lionardo da Vinci als Aesthetiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik von James Wolff. Strassburg, S. H. Ed. Heitz. 1901.

Zapp. — Ein sensationeller Fall. Criminalroman von Arthur Zapp. Berlin, Carl Duncker. 1901.

Zedlitz und Neukirch. — Dreißig Jahre preußischer Finanz- und Steuerpolitik. Von Octavio Freiherrn von Zedlitz und Neukirch. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Zeitler. — Die Kunstphilosophie von Hippolyte Adolphe Taine. Von Julius Zeitler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1901.

Zimmer. — „Frauennoth und Frauendienst." Der Ev. Diakonieverein und seine Zweiganstalten. Von Friedrich Zimmer. Sechste, neubearbeitete Auflage. Berlin-Zehlendorf, Verlag des Ev. Diakonievereins. 1901.

Zobeltitz. — Der Herr Intendant. Geschichte einer Hoftheater-Saison. Roman von Fedor von Zobeltitz. Zweite Auflage. Berlin, Otto Elsner. 1901.

Zola. — Der Sturm auf die Mühle und andere Novellen. Von Emile Zola. München. Albert Langen. 1901.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Freundschaft.

Novelle
von
Georg Hirschfeld.

I.

Berlin, bei Doctor Wied.
Eichhornstraße 14, III.
Am 30. August 1896.

Liebe Mutter!

Ich bin sehr glücklich, daß ich hier bin und bei Mathilde Wied. Das heißt, lieber wäre ich mit Euch Allen hier. Aber der Heimweh ist ein Feind, und das muß man wissen. Nicht in sich hinein starren, gar nicht fragen, warum bist Du hier, wo Dich Niemand lieb hat, sondern nach oben sehen, denn die Sonne ist über Norwegen und über Deutschland. Ich schicke Euch Grüße durch (mit) sie. Aber die Reise war seltsam. Ich weiß nur noch Eines davon und will es im Herzen behalten — das Meer. Weißt Du, Peter, das Meer ohne Wissen von Land und Menschen. Das Meer hat mich geöffnet, und den Abschied habe ich vergessen, und an Euch kann ich jetzt viel besser und freier denken. Versteht Ihr mich? Am liebsten möchte ich das Alles auf unsere Sprache sagen, aber ich will es nicht, ich will nur deutsch an Euch schreiben, und Peter wird es übersetzen, das übt so gut, das heißt für mich, wenn ich Alles deutsch schreibe.

Am Abend kam ich an in Berlin und wurde von Mathilde Wied am Bahnhof gewartet. Wir fuhren dann in einem häßlichen Wagen nach ihrer Wohnung, und ich fand Deinen Brief, liebe Mutter. Welche Freude war das für mich — nun war es gar nicht mehr fremd. Aber Du mußt Dich nicht um Alles ängstigen. Weil ich allein gereist bin? Wer sollte mir etwas thun? Ich glaube, daran sind einsame Mädchen meistens selber schuld. Ich habe während der Reise gar nicht an Gefahr gedacht. Das Meer verbrüdert Alles. Auf unserem Schiff waren nur gute Menschen, bis auf einen Schwätzer, der mich oft gestört hat.

Seht, wäre ich bei Euch geblieben — es wäre auch gegangen, ich hätte noch viele Jahre so leben und arbeiten können, wie ich gearbeitet habe, es wäre gegangen, aber es wäre nicht gut gewesen. Verkommen wäre ich an Leib und Seele. Nicht die Arbeit in Schild's Bureau hätte mich krank gemacht, nur das Bewußtsein, immer und immer für den Tag zu gelten, für Brot zu leben, ohne Aussicht, o so gar nichts schaffen, finden, sein! — Es wäre nicht gegangen. Wenn Vater noch lebte, würde er mir recht geben, und Deine Sorgen, liebe Mutter, würde er auf höhere Wege bringen. Verzeih mir, aber es ist so. Ich bin doch auch ein Mensch, und die Welt ist meine. Ich werde suchen und werde finden, das bin ich gewiß. Gesund bin ich ja. Auf die dummen Nerven achte ich nichts. Als Vater noch gesund war, ging er oft mit mir am Hafen spazieren, und wenn die großen Schiffe abfuhren, fragte er mich immer: „Nun, Anna, möchtest Du nicht mit?“ Dann sagte ich: „Vater, hier ist doch die Heimath?“ Da sagte er: „Gewiß — aber wenn alle Menschen ihre Heimath hinaus trügen über die Meere, dann würden sie besser und freier sein.“ — Warum hat er das zu mir gesagt? Zu einem Mädchen? Er hat doch selber so um sein Leben kämpfen müssen, mehr als Du wußtest, liebe Mutter, und war immer daheim. Er konnte doch nicht denken, daß seine Tochter in die Welt hinaus kommen würde, wenn sie nach seinem Tode gar nichts zu leben hatte und nur verdienen mußte. Von Herrn von Waldberg wußte er doch nichts. War er ein Mann, daß er mein Herz mit falscher Sehnsucht füllte? Mit allen seinen Fehlern nicht. Denn er wußte, wie bewegt ich immer war, und daß ich an Alles glaubte. Ich bin ihm doch in Vielem so ähnlich. Er war phantastisch und gut, und ich halte ihn immer noch für einen großen Menschen, denn die Sorge, die mir Jemand bereitet, kann mir nicht das Urtheil über ihn drehen.

Thatsache ist: Ich bin in Berlin, ich werde mich heute Vormittag auf der Stelle melden in der Bank in der Behrenstraße, wo mich Herr von Waldberg empfohlen hat. Ich werde von Morgen bis Mittag dort arbeiten, gerade so wie zu Hause, ohne Herz, nur mit Kopf und Händen, und Nachmittag bis Abend, da will ich athmen, frei sein, etwas Anderes thun. Nachts schlafen, das muß sein. Also Du brauchst Dich nicht zu ängstigen, Mutter, und alle unruhigen Briefe machen mir nur Unruhe, verstehst Du, denn ich denke immer, es steckt was hinten und Peter's Augen sind wieder nicht gut.

Lieber Peter, schreiben darfst Du, aber nicht malen und nicht lesen, versprich mir. Du kannst Dir nicht denken, was für Hunger ich habe nach Arbeit und Durst nach Kunst! Durst aber ist schöner als Hunger. Heute Nachmittag will ich sofort die beiden Schriftsteller besuchen, an die mich Herr von Waldberg empfohlen hat. Das heißt, ich freue mich nur auf den Einen, auf Brander — der Andere, Rosen, geht mich nicht an. Nur sagte mir Herr von Waldberg, daß Rosens Schriften bei uns im Norden ebenso viel gelesen werden könnten als in Deutschland, wenn sie nur gut übersetzt würden. Ich muß auf das Geld sehen, gerade heraus gesagt, und hoffe, Rosen wird mir Autorisation geben. Das nützt dem Uebersetzer, wenn auch das Original in Skandinavien nicht geschützt ist. Aber Brander, Dein Brander wird lachen,

wenn es heraus kommt, daß ich schon ohne Wissen, ob ich darf, seine meisten Gedichte übersetzt habe. Wie neugierig bin ich auf ihn. Ob sein Bild ganz richtig ist? Es ist so ruhig. Ich werde Angst haben, wenn ich ihn sehe, denn mir werden die Nächte einfallen, wo ich Dir seine Gedichte vorlas und Du mir. Erst gehe ich zu Rosen, um es hinten zu haben. Sie sollen auch nicht weit von einander wohnen.

Nun habe ich aber noch gar nichts erzählt, wo ich wohne und bei was für eine herrliche Frau. Peter, Mathilde Wied, die müßtest Du malen. Weißt Du, ein Donatello-Profil. Wie dankbar bin ich Dir, daß Du mich empfohlen hast. Du kennst ja nur den Mann aus München. Weißt Du, um welche Zeit ich diesen Brief schreibe? Es ist sechs Uhr Morgens. Ich konnte nicht schlafen. Mein Zimmer ist klein und hübsch, Mathilde hat mir Blumen hinein gestellt, als ob sie wüßte, daß ich dann fröhlich bin, aber es war zu hell zum Schlafen, denn ich konnte die — ja, nun fehlt mir ein dummes Wort, aber norwegisch sage ich nichts — also ich konnte die grünen Fensterthüren nicht schließen, ich wäre fast hinaus gefallen dabei. So sah ich vom Bette aus den Mond und später die Sonne. Dann sprang ich heraus, goß mich über mit Wasser, und dann war Alles gut, bis auf Kopfschmerzen, an die ich ja gewöhnt bin. Mathilde Wied ist schön. Ich muß Dir das Bild schicken, das sie mir gestern Abend gegeben hat, ganz einfach, ohne Worte, nur weil ich es haben wollte. Aber Du mußt es mir wieder schicken, denn ich habe sie lieb. Ihre Hände heilen Wunden. Denke Dir, sie ist Bildhauerin und hat ein großes Schüleratelier in der Wohnung. An ihren Mann muß ich mich erst gewöhnen. Er ist durchaus kein gewöhnlicher Mensch und soll ein vorzüglicher Arzt sein. Aber er ist so: Wenn man sagt, die ziehenden Wolken am Himmel mögen Euch Grüße in die Heimath bringen, dann erklärt er einem, daß das nicht möglich sei, weil sie sich vorher auflösen würden, und lächelt dabei so wissenschaftlich. Ich glaube, er hat keine Phantasie. Das sind arme Menschen, und ich fasse nicht, wie Mathilde so ruhig und glücklich sein kann. Ich habe doch nur meinen Heimweh gemeint, meine Sehnsucht. Er ist kalt. Aber sie haben einen langen, harten Weg zusammen gemacht, sie arbeiten immer und kennen sich. Mathildens Liebe ist auch nicht der lügnerische Rausch, sie hat die große Liebe Christi. Wer kann wissen, welche Schätze in ihr sind. Was bin ich dagegen! Eine Welle, immer nur gestoßen und getragen, und wenn ich ans Land komme, zieht mich das Meer zurück.

Lieber Peter, ich muß schließen, denn es wird lebendig um mich her, Mathilde wird kommen. Wenn man solche innige Freude hat auf einen Menschen wie ich auf sie (auf ihr?), das ist doch schön — ich liebe sie, ich sehne mich danach zu sehen, wie sie am Tage aussieht, ich liebe ihre Augen, ihre Stimme, ihre Hände, ihre Füße. Ich weiß, daß ich nicht mehr ganz allein bin.

Nachher will ich ausgehen und freue mich schon wie ein Kind auf Berlin, denn gestern Abend sah ich fast gar nichts. Ich schreibe morgen wieder, wie Alles abgelaufen ist. An Herrn von Waldberg werde ich schreiben, so bald ich die Stelle angetreten bin. Strümpfe kannst Du mir schicken, liebe Mutter

und von den Fruchtpasten, bitte, bitte. Peter, arbeite nicht zu viel, thu mir die Liebe, in Deiner Seele ist auch Kunst. Geld verdienen ist meine Sache. Ich kann ja nicht umsonst einen Centner heben. Margarethe und Paulchen neunundneunzig Küsse, sie sollen sehr artig sein und Anna Ehre machen und Mutter keinen Aerger. Leb' wohl, Peter. Lebt Alle wohl. Anna.

Uebrigens bitte, lieber Peter, ich habe immer, wo ich zweifle, Worte in Klammern geschrieben, bitte, lasse mir doch durch Mutter sagen, wie es richtig ist, das übt so gut.

II.

Anna Friburg wußte bald, wie sie den Weg aus der Eichhorn- in die Behrenstraße zu nehmen hatte, auch gab ihr Doctor Wied, den sie beim Frühstück traf, einen Plan von Berlin mit. Als sie nun die bunte, schottische Mütze auf das blonde Haar gedrückt hatte und gehen wollte, sagte Frau Wied, indem sie von ihrer reizenden Erscheinung ganz befangen lächelnd ihre Hand fest hielt, sie möchte doch ja pünktlich zum Mittagessen zurück sein, da es lauter Leibgerichte gäbe, die sie ihr gestern Abend abgelauscht hätte. Und ob sie denn wirklich heute Nachmittag schon die beiden Dichter, welche übrigens Junggesellen wären, in ihrer Wohnung besuchen wollte. Anna meinte, sie dürfte durchaus keine Zeit verlieren, auch freute sie sich zu sehr auf Brander. Frau Wied erwiderte herzlich, dann würde sie mit ihr gehen, sie könnte es ganz bequem so einrichten, da sie Nachmittags keine Schule hätte. Aber Anna bat so dringend, sie möchte doch nur ihretwegen keine Störung in ihr Leben bringen, der Gedanke wäre ihr schrecklich, daß Frau Wied erröthend schwieg und sie gehen ließ.

Draußen auf der Straße kam Anna frische Herbstluft und Lärm entgegen. Sie jauchzte fast, als sie hinaustrat. Unendlich mannigfaltig drang das neue Leben auf sie ein. Sie fühlte sich frei in dieser fremden Welt und sah den Leuten mit blauen Augen ins Gesicht, indem sie kaum ein Lächeln unterdrücken konnte. Aber sie fand keinen Widerhall, und das verdroß sie ein wenig. Die Frauen blickten sie neugierig an, und kaum war sie vorüber, so blieben jene stehen und sahen ihr nach. Die jungen Männer verstanden ihre süße Stimmung falsch und starrten ihr frech ins Gesicht oder suchten ihr durch irgend eine Pose zu gefallen. Anna ärgerte sich erst, dann schrieb sie es aber schließlich der Fremdartigkeit ihrer Erscheinung zu, die ihr bewußt war. Der erste Mensch, der ihr gefiel, war ein Bettler, und sie gab ihm leidenschaftlich eine Mark. Allmählich war sie durch die Potsdamer Straße bis zum Thor gelangt. Dort kaufte sie Herbstblumen bei einer alten Frau und versuchte ihren Plan zu studiren, doch als sich dies bei dem heftig treibenden Winde als unmöglich herausstellte, schritt sie, nachdem wieder ein ganzer Troß von Pferdebahnen, Omnibussen und Droschken an ihr vorüber gerasselt war, befangen und mit den Füßen trockene Stellen suchend über den Fahrdamm. In die Bellevuestraße guckte sie hinein nnd freute sich über die rauschenden Kastanienbäume. Dann aber, Angesichts des ungeheueren Wirrwarrs von Wagen, Straßenzügen und Menschen, hörte plötzlich die bekannte

Welt für sie auf, sie stand verzagt und entschloß sich endlich einen Dienstmann zu befragen, der rothnäsig neben der Normaluhr träumte.

Sie trat an ihn heran: „Ach sagen Sie mir, wie komme ich wohl am besten in die Behrstraße von hier aus?“

Der Alte erwachte aus seinem Halbschlaf und sah sie an wie ein Nilpferd, das aus dem Wasser auftaucht. „In wat for 'ne Straße? Behrstraße? Jibt et nich.“

„Es gibt,“ sagte Anna.

„Na wenn Se meenen, Freilein, dann jehn Se man zu Kirschnern, der dhut Ihnen villeicht den Jefallen.“

„Kirschner? Wer ist das?“

„Sie sind woll nich von hier?“

„Nein, ich bin fremd, sonst würde ich Sie doch nicht fragen.“

„Ach so! Na sein Se man jemitlich! — Nu kucken Se mal her, Freilein — und lassen Se man den Plan da in de Westentasche stecken, der nutzt Ihnen jarnischt, damit kommen Se hechstens noch unter de Elektrische. Sie meenen doch wahrscheinlich de Behrenstraße, nich wahr?“

„Ja richtig — verzeihen Sie —“

„Na also. Denn jehn Se hier mal jradeaus durch de Leipzigerstraße bis links in de Wilhelmstraße, verstehn Se, und in de Wilhelmstraße da jehn Se bei Bülow'n vorüber bis in de Behrenstraße, und wenn Se sich denn ooch noch verloofen haben, denn können Se sich immer noch 'n Taxameter koofen.“

„Ich danke sehr.“

„Bitte recht sehr — sehr jern jeschehen.“

„Hier haben Sie —“

„Dank' scheen, Freileinchen — det is mein Handjeld — na adjeh!“

Sie ging nun eilig, wie der Alte ihr gesagt, und dachte im Gehen, die Deutschen scheinen ein spöttisches Volk zu haben, bei uns in Norwegen sind die Leute ernster und freundlicher. Dabei war der alte, vertrunkene Mensch nicht ohne Witz gewesen, das interessirte sie wieder, und die Bitterkeit der Niederen in dem wüsten, rücksichtslosen Getriebe schien ihr nur natürlich, der letzte Schimmer von Höflichkeit einer Dame gegenüber sogar rührend. Sie freute sich jetzt über die schöne, ruhige Straße, durch welche sie kam, und stand sehr bald vor einem palastähnlichen Gebäude, der preußischen Hypothekenbank, die sie gesucht hatte. Sich zaghaft an den vornehmen Portier wendend, der kauend und einen Zwicker auf der Nase sich aus der Loge herauslehnte und Anna von oben bis unten betrachtete, sagte sie ihren Namen, und daß sie sich vorstellen wollte. Er wies sie hierauf in den ersten Stock, dort wäre die Direction. Sie stieg hinauf, sich förmlich etwas kleiner fühlend, und kam durch ein breites, marmornes Treppenhaus in einen hohen Lichthof, von welchem mehrere elektrisch erleuchtete Gänge sternförmig in die einzelnen Ressorts des Bankgebäudes führten. Viele geschäftige Leute liefen an ihr vorüber, und nachdem sie sich nochmals erkundigt hatte, fand sie endlich die richtige Thür. Sie klopfte, aber es sagte Niemand Herein, und so trat sie denn entschlossen in das Zimmer. Ein junger Mann, der aus der Lectüre eines Romanes aufschreckte,

empfing sie mit lässiger Höflichkeit und bat sie, Platz zu nehmen, er würde sie dem Herrn Director melden. Nach einer Weile kam er wieder und führte Anna in das nächste Zimmer, einen viel größeren und glänzend ausgestatteten Raum, in welchem der Bankdirector am Schreibtisch saß. Dieser, ein wohlbeleibter Fünfziger von kleiner Gestalt, der etwas schielte, war so sehr der Typus eines Millionärs, daß man seinen verschwommenen Zügen kaum das Leben in frischer Luft und seinen Lackstiefeln keinerlei Berührung mit der Straße zutrauen mochte. Er sprach ruckartig und trotz seiner Kleinheit von oben herab und las, während Anna bescheiden und ernst stehen blieb, das Geleitschreiben, das Herr von Waldberg ihr mitgegeben hatte. Er schien davon befriedigt und erkundigte sich nach Waldberg's Befinden, dann noch einige Angaben über Annas Vorgesetzte und ihre nächste Thätigkeit machend, musterte er wohlgefällig die üppige Gestalt des jungen Mädchens, dessen Kleidung — Anna trug eine buntgestickte Blouse und ihr norwegisches Täschchen mit altem Silberbügel — ihn wie eine sich zur Schau stellende Nationaltracht anmuthete. Anna wurde sehr verlegen unter seinem Blick, denn sie hätte ihn gern auf ihre feste Art erwidert, doch wußte sie nie, in welches der schiefen Augen sie blicken sollte, und so starrte sie endlich zu Boden, nur erwartend, daß man sie entlassen möchte.

„Also Sie wenden sich zunächst an Herrn Valentin, wenn Sie morgen antreten, mein liebes Fräulein, Herr Valentin ist Ihr specieller Vorgesetzter, wie ich Ihnen schon sagte. Hm. Wenn wir mit Ihnen zufrieden sind, werden Sie auch mit uns zufrieden sein. Hm. Das ist so im Leben. Und nun Adieu, ich habe mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Die schönen Blumen, die Sie so krampfhaft festhalten, darf ich mir wohl hier auf den Schreibtisch stellen."

Anna wollte ihren Ohren nicht trauen — sie erröthete und lächelte nur, anstatt zu lachen. „Ich habe ja nicht — aber wenn Sie wünschen — —"

„O nein, mein Fräulein, bitte sehr! Freier Wille! Freier Wille ist die Hauptsache!" Er lachte so zu sagen herzlich und wartete ein wenig, dann fügte er hinzu: „Nun, erröthen Sie nicht, ich scherze ja nur. Die Blumen haben wohl jedenfalls schon ihre Bestimmung. Adieu, und wenn Sie irgend einen Wunsch haben —" Er neigte lächelnd sein kahles Haupt, und Anna konnte hinaus, was ihr höchst willkommen war. Sie lief die Marmortreppe hinunter, an dem noch immer kauenden Portier vorüber, und stand nun wieder auf der Straße.

Draußen in der sonnigen Ruhe erwachte plötzlich der lebhafte Wunsch in ihr, aus all den hohen, starren Häusern und unsympathischen Menschen ins Grüne hinaus zu kommen, in irgend einen Park. Sie entfaltete ihren widerspenstigen Plan und suchte sich mit der Fingerspitze hastig den kürzesten Weg in den Thiergarten. Bald kam sie hin, durch die Wilhelm- und die Voßstraße in die Königgrätzerstraße, sah Kinder spielen, schöne, sammetne Rasenflächen und zwischen hohen Bäumen das Goethedenkmal. Wie angewurzelt blieb sie stehen. Ganz seltsam wirkte das auf sie. Mit einem Schlage war alles Kleine und Bedrückende, das sie an diesem Vormittag erlebt, von ihrem

frischen Herzen gewichen, die große Bedeutung deutschen Lebens, an welchem sie Theil nehmen sollte, sah sie jetzt wieder, sie fühlte inmitten aller Kleinlichkeit die ungeheuere Heimath der Weltbürger, und ihr Gefühl verschönte ihr das Denkmal. Goethe hatte ja auch dazu geholfen, daß sie ihr Vaterland verlassen und die Menschen kennen lernen wollte, die ihn hatten. Sie blickte stumm hinauf und grüßte die edlen Züge. Nach einer Weile, wieder froh und innerlich erwärmt, wandte sie sich von der Hauptgestalt zu den unteren Sockelfiguren und prüfte mit Behagen die feine Künstlerarbeit. Da gefiel ihr am besten ein schöner, nackter Genius, der eine Frau ansah. Noch näher hinzu tretend, bewunderte Anna die Fleischlinien im Gestein und verfolgte sie, sich an ihrer Zartheit und Wahrheit ergötzend, bis es ihr plötzlich so war, als ob Jemand neben ihr stände und nicht das Kunstwerk, sondern ihre Person betrachtete. Sie schreckte auf und sah einen blassen, elegant gekleideten Menschen, der sie mit gemeinem Lächeln von der Seite ansah. Sie wandte sich in heftigster Erregung ab und lief, das schöne Denkmal weit hinter sich lassend, in schattige Seitenwege. Das Herz that ihr zum Zerspringen weh, und sie wußte nicht, ob aus plötzlicher Sehnsucht nach der Heimath oder aus grenzenloser Scham über die schrecklichen Dissonanzen des Lebens. Endlich blieb sie stehen und ließ sich inmitten von duftenden Gebüschen auf einer Bank nieder, indem sie lange träumend in die Höhe starrte. Sie sah die Bäume an, die über ihr rauschten, als wollte sie fragen, warum sie so rein und so ruhig wachsen könnten. „Deutschland" sangen die Vögel.

III.

Das Ehepaar Wied saß schon beim Mittagsmahl, als Anna vom Laufen ganz erhitzt zurückkehrte. Wie ein Kind fürchtete sie Vorwürfe für ihre Unpünktlichkeit zu hören und beeilte sich, indem sie sich niedersetzte und das lose, blonde Haar aus der Stirn strich, eine kleine Entschuldigungsrede zu halten. Aber Mathilde fragte als Antwort nur, ob sie Macronen in der Suppe äße, und der Doctor goß ihr Rothwein ein. Sie mußte lachen und begann ohne aufzublicken zu essen, während ihren Wirthen die starke Erregung, in der sie sich befand, nicht entgangen war. Nach einer Weile fragte der Doctor, leise lächelnd, mit seiner etwas nasalen Stimme:

„Nun, was haben Sie denn heute Vormittag alles erlebt, Fräulein Friburg? Nichts Gutes, hm?"

Anna schoß das Blut in die Wangen. „Warum?" fragte sie. „Wie meinen Sie das, Herr Doctor?"

„Na, ich meine nur," erwiderte der Doctor, die Brille rückend, „Berlin muß im Anfang mehr Erschreckendes für Sie haben als Interessantes und Anheimelndes."

„Das will ich nicht sagen," meinte Anna langsam, „interessant ist es schon, aber geheimelt hat es mir allerdings noch nicht. Warum lachen Sie, Mathilde?"

„O nichts! Nur ein kleiner Schnitzer, den ich gleich corrigiren möchte." Frau Wied nahm Annas Hand in beide Hände.

„Was? Habe ich wieder falsch gesagt? O bitte, sagen Sie mir immer Alles, tadeln Sie mich, hauen Sie mich, wenn ich Fehler mache!“

„Berlin hat mich nicht angeheimelt, heißt es.“

„Sehr richtig,“ rief der Doctor lachend, „mich nämlich auch nicht.“

„Aber es ist doch Ihre Vaterstadt?“ fragte Anna.

„Nein, danke ergebenst, ich bin aus Hirschberg in Schlesien.“

„Und Sie, Mathilde?“

„Ich? Aus Bingen am Rhein.“

„Und warum wohnen Sie hier? Ich weiß nicht, ich — traue den Menschen hier nicht. Sie sind so kalt, so aufgeregt, sie haben kein Volk, keine Landschaft, keine Innigkeit!“

„Aha!“ rief der Doctor, sich höchlich amüsirend. „Na also! Jetzt verrathen Sie uns ja Ihre Eindrücke!“

Anna erröthete und sagte, ihre Serviette in der Hand zerknüllend: „Es war übereilt, ich weiß. Halten Sie mich bitte nie am Augenblick fest, Herr Doctor. Ich habe ja noch zu wenig Erfahrung. Bei uns in Norwegen ist es jedenfalls anders als hier — ich weiß ja noch nicht, ob es besser ist.“

„Wissen Sie, zu Hause ist es immer besser, liebes Fräulein,“ erwiderte der Doctor, Suppe essend, „ich meine für das jeweilige Individuum. Ich würde auch viel lieber am Rhein, respective im Riesengebirge wohnen. Aber es ist für das heutige Deutschland charakteristisch, daß die provinzialen Kräfte in der Großstadt entfaltet werden müssen. Hier strömt Alles zusammen, von hier aus wird Deutschland geistig befruchtet. Da kann sich Niemand ausschließen. Die Weltstadt ist wirklich eine Welt.“

„Ja, aber eine kleine,“ sagte Anna, „wo man von den Bergen und vom Meer und von der ganzen Natur nur träumen darf.“

„Worüber beklagen Sie sich aber?“ rief der Doctor. „Mit dem Selbstverständlichen muß man doch rechnen!“

„Muß man?“

„Ja, wenn man damit auskommen will. Und außerdem, ein flüchtiger Blick besagt noch gar nichts.“

„Richtig. Das ist es. Ich bin zu eilig. Verstehen Sie mich nicht falsch, Herr Doctor. Ich wäre ja nicht so leicht verletzt von Allem, was mir hier begegnet, wenn ich nicht den großen, ehrlichen Respect hätte. Ich sage mir, hier war Goethe, hier war Beethoven —“

„Aber nicht in Berlin!“

„Nun, Sie sagen doch selber, Berlin ist wie Deutschland.“

„In gewissem Sinne! Und jetzt wird Deutschland immer mehr Idee. Oder sagen wir einer der Culturfactoren, die den Weltbürger unserer Tage erfüllen müssen. Wer pocht denn heutzutage auf sein Vaterland? Sie auch nicht, Fräulein, denn Sie haben Norwegen nicht verlassen, um draußen enttäuscht zu werden, sondern um sich draußen zu finden.“

Anna schwieg eine Weile, dann sagte sie nachdenklich: „Es ist seltsam. Ihr seid anders. Ganz anders. Aber ich werde trotzdem finden. Davon bin ich überzeugt. Wenn ich mich immer an das Große halte, was die Deutschen

haben, dann muß ich finden. Belehren Sie mich, ich bitte Sie, ich möchte mir ja klar werden über Alles. Ich möchte ja gerecht sein gegen Alles. Kommen Sie, Mathilde, wir sind Weltbürger. Stoßen wir an auf unsere Heimath. Aber nicht mit Wasser, pfui, das geht doch nicht . ."

Anna bemerkte jetzt erst, daß sie die Einzige war, die Wein in ihrem Glase hatte — das Ehepaar trank Wasser.

„Stoßen Sie nur ruhig mit uns an," rief der Doctor lachend, „Sie mit Ihrem und wir mit unserem Wein. Wenn Sie wüßten, wie wohl wir uns bei unserem fühlen."

„Sind Sie etwa Abstinent? Sie auch, Mathilde?"

Frau Wied erwiderte mit ruhigem, aber etwas herbem Lächeln: „Wie entsetzt sie mich ansieht. Muß man denn Alkohol trinken?"

„Nein, Alkohol nicht, aber Wein!" rief Anna.

Die Beiden lachten herzlich. „Sie sind die Richtige," sagte der Doctor — „'ne praktische Idealistin!"

„Wie meinen Sie das?"

„Na, wir werden Sie schon noch in die Segnungen der Abstinenz einweihen."

„Segnungen? Für Sie vielleicht, als Arzt, das ist möglich. Aber für eine Künstlerin?"

Sie betrachtete unwillkürlich Mathildens edlen Kopf mit den dunklen Augen und den schönen Flechten. „Sagen Sie mir, Mathilde — kann man denn aus seinem eigenen Körper, ohne Hülfe, alles Feuer für die Kunst herausholen?"

„Gewiß," erwiderte Mathilde ruhig. „Holt denn der Alkohol das Feuer wo anders her? Wenn ich klar und sachlich nach der Natur arbeiten will, dann kann ich kein künstliches Feuer gebrauchen. Mein Blick muß unbeirrt bleiben."

„Das mag wohl sein," ewiderte Anna kleinlaut, „ich weiß es ja nicht, ich bin ja keine Künstlerin. Aber wenn ich denke — Champagner!"

„Da hast Du eine schwierige Patientin," sagte Mathilde lächelnd zu ihrem Mann. „Ich war übrigens nicht immer so, Fräulein Anna, das müssen Sie nicht glauben. Erst seitdem ich geheirathet habe, also sieben Jahre."

„Sieben Jahre . . ."

„Ganz traurig sieht sie uns an," meinte der Doctor, „wie zwei verlorene Menschenkinder. Na, nehmen Sie's nicht zu schwer, Fräulein. Sie dürfen sich, solange Sie nicht völlig überzeugt sind, durchaus nicht von unseren Grundsätzen irritiren lassen. Ihnen sind sie neu, und für uns sind sie Alles. Trinken Sie, trinken Sie, für Sie ist der Teufel da."

Er wollte ihr eingießen, auch Mathilde bat mit sanftem Lächeln, doch Anna schob die Hand über ihr Glas und sagte, sie könnte nicht mehr. Der Wein hatte Duft und Farbe für sie verloren.

IV.

Nachmittags machte sich Anna auf den Weg, um die beiden Dichter zu besuchen, nachdem sie Mathildens Vorschlag, sie zu begleiten, der sich nochmals schüchtern hervor gewagt, wieder so unbefangen und etwas erstaunt zurückgewiesen hatte. Sie ging unter leichtem Regenschauer nachdenklich die Lützowstraße entlang, in welcher Rosen wohnte. Die Gedanken des Tischgespräches verließen sie nicht. Sie wollte so gern das Neue, das sie über Mathildens Dasein erfahren, mit dem schönen Bilde vereinigen, das sie sich liebebedürftig von ihr gemacht hatte, doch ging es nicht recht, obgleich sie sich immer wieder vorhielt, welche Reinheit eigentlich in der Strenge jener Grundsätze läge. Aber immer wieder fiel es ihr auch ein, wieviel Freude und stürmische Offenheit mit dem Weingenuß und der heiligen Zecherlust, die man im Norden liebte, entbehrt werden müßte, und sie gerade, die in der Heimath so arm gelebt und nur Pflichten gekannt hatte, sie hätte tausend Mal lieber bei Menschen, die sie neu und schön gefunden, ein wenig Genuß kennen gelernt als wieder nur dumpfe Entbehrung.

Jetzt stand sie vor dem Hause, in welchem Rosen wohnte. Nur in halbem Bewußtsein von dem, was sie vorhatte, trat sie ein. Doch oben an der Wohnung angelangt, faßte sie sich rasch, überlegte und klingelte energisch. Herr Rosen öffnete ihr selber. Er trug einen glänzenden braunen Sammetrock, grüne Schnürstiefel und Radfahrhosen. Auf dem schwarzen Lockenhaupte saß eine Wagnermütze. Anna bemerkte, daß er bei ihrem Anblick etwas erstaunte Augen machte, und stellte sich verwirrt und in der deutschen Sprache plötzlich hülflos vor. Sie sagte, welche Bitte sie an ihn hätte, und hielt ihm wie ein schützendes Schwert den Empfehlungsbrief des Herrn von Waldberg entgegen.

„Ach Jott, das freut mich ja riesig!“ rief der Dichter und schüttelte ihr die Hand, „bitt' scheen, Fräulein, treten Se doch näher in mein bescheidenes Heim! Jawoll, jawoll, Herr von Waldberg hat mir jeschrieben — also Sie sind unsere blonde Schwedin. Na Fräulein, Ihr Haar is'n Naturereigniß. Bitt' scheen, treten Se doch näher.“

Sie folgte ihm langsam in sein Arbeitszimmer, blieb aber dicht an der Thür stehen und sah ihn, ohne es selbst zu wissen, finster an. Das Zimmer war süß parfümirt, sehr kostbar in Seide und Kleinigkeiten, eine dunkelrothe Ampel brachte Alles in ein ungewisses Zwielicht.

„Na nu sagen Se mal, Fräulein — aber setzen Se sich doch hin. Ne, hier uf's Chaiselongue, der Stuhl da is bloß 'n Kunstwerk. Nu sagen Se mal, also Sie wollen mich übersetzen. Ooch 'ne Idee. Da rath' ich Ihnen janz entschieden ab.“

„Sie selbst? Weshalb? Glauben Sie, ich kann nicht?“

„Ob Sie können! Ne ne, da erlaub' ich mir jar keinen Zweifel. Aber ich kann es doch wirklich nicht auf mein Jewissen laden, daß so'n junges Fräulein von meiner Schreiberei verdorben wird. Entschuldigen Sie, trinken Sie vielleicht 'n Cognac?“

„Was soll das Alles . . . Herr von Waldberg hat mir empfohlen und —“

„Mich! Mich empfohlen heißt es, Fräulein! Entschuldigen Sie, daß ich Sie janz privatim corrijire. Für die Uebersetzung meiner jesammelten Werke brauch' ich ja nischt zu befürchten, die sind nämlich merschtentheels im Berliner Dialect!“

„Können Sie denn gar nicht ernsthaft mit mir reden?“

„Aber Fräulein, ich rede ja ernsthaft! Aber so ernsthaft wie Sie kann ja keen Mensch reden! Wissen Se, Fräulein, Sie müssen mir so'n bisken Ulk nich übelnehmen, ich schreibe nämlich jrade 'ne furchtbar traurige Sache, und da muß man sich 'n bisken erholen! Trinken Se vielleicht 'n schwedischen Punsch?“

„Ich werde wiederkommen zu einer passenden Zeit,“ sagte Anna und erhob sich.

„Aber Fräulein,“ rief der Dichter, „Sie sind doch jewiß nich zu 'ner unpassenden Zeit jekommen! Das können Sie ja jarnich!“

„Es scheint, Sie wissen nicht, mit wem Sie reden, oder Sie wollen mich höhnen — beides ist überflüssig.“

„Ueberflüssig is jut, überflüssig is sojar sehr jut! Ach Fräulein, bleiben Se doch noch 'n bisken, Ihr Haar is thatsächlich 'ne Offenbarung —!“

Anna war schon hinaus. Wie gejagt lief sie die Treppe hinunter und warf die Hausthür ins Schloß, die Brust von Thränen zugeschnürt. Geschlagen fühlte sie sich, in einen Kerker geworfen, elender als der Bettler, den sie am Morgen beschenkt hatte. Sie rannte fast nach Hause, fiel Mathilde, die ihr öffnete, um den Hals und weinte sich aus. Als sie sich endlich etwas beruhigt hatte, konnte sie der Erschrockenen erzählen, was ihr begegnet war. Frau Wied war zornig über den Flegel, vermochte aber auch den leisen Vorwurf nicht zurückzuhalten, daß Anna unvorsichtig gewesen, indem sie allein in die Wohnung des Junggesellen gegangen wäre. Sie hätte ihr deshalb wiederholt ihre Begleitung angeboten, doch Anna hätte sie immer wieder so entschieden zurückgewiesen, daß sie in der Furcht, sie zu verletzen, schließlich still geschwiegen hätte.

„Und wenn ich zehnmal schuld bin,“ rief Anna, helle Thränen auf den Wangen, „er ist ein Schurke, weil er keine Ehre hat. Er hat keine Ehre, wenn er nicht weiß, daß ein Mädchen allein ist. Ich hasse ihn. Ich will auch nicht zu Brander gehen, wenn man nichts ist als ein — o! . . . . .“

V.

Frau Wied hatte großes Mitleid mit Anna. Sie hatte noch nie ein so unberührtes und leicht berührbares Menschenkind gesehen. Sie erkannte, daß sie hier mit ganz neuen Voraussetzungen zu rechnen hatte, mit einem Wesen, das jenseits von jeder Verdächtigung der Natur ganz seinen Instincten folgte, rein und groß in blühender Frische die Umgebung beurtheilte, mit der es gerade deshalb immerfort zusammenstoßen mußte. Sie gewann es nicht über sich, diesen ernsten überzeugten Kinderaugen noch weitere Vorwürfe zu machen, denn sie wußte zu gut, daß es in den feinsten Fragen der Schicklichkeit besser war, auf ein Kind zu hören als auf erfahrene Skepsis. Doch unterließ sie

es nicht, als mit der anbrechenden Dunkelheit es auch in Anna's Seele stiller und dunkeler wurde, sie auf die heitere Seite der Weltanschauung, zum Humor hinüber zu führen, der schließlich mit Verachtung Alles entschuldigt. Doch Anna erwiderte, sich aufrichtend, sie könnte nicht lachen, und während sie mit dem Rücken am Fenster dastand, umgab die Abendsonne mit einem goldigen Schimmer ihr ernstes, beschattetes Antlitz. Sie hätte den fremden Menschen ihres Lebensunterhaltes wegen aufgesucht, fügte sie hinzu, ohne Rücksicht, ob sie, ein Mann oder Weib, zu einem Manne oder Weibe ginge. Darauf beruhte doch zum Mindesten der erste Schritt einer freieren Entwicklung, daß in den kalten praktischen Fragen volle Unbefangenheit zwischen den Geschlechtern herrschte. Bei ihr zu Hause lägen solche Erwägungen schon weit zurück — ohne elterliche Aufsicht, ohne Spur von Verdächtigung, welche Gift in den unschuldigen Verkehr bringen müßte, schlössen die Geschlechter Kameradschaft mit einander, hohe Ziele vor Augen, die ja sonst sofort in den Schmutz gezogen würden. Kein großer, socialer Sieg, kein Kampf für Kunst und Wissenschaft könnte errungen werden ohne dies freie Nebeneinandergehen der Jugend. Und die Liebe, die wirkliche, wäre ja auch nur der Gipfel solcher Freundschaft, solchen Vertrauens. Hier aber hätte sie das alles nur in den leblosen Kunstwerken und den unschuldigen Kindern gefunden. Die Erwachsenen trügen fast Alle den Stempel der Seichtheit im Antlitz, des Zweifels an der eigenen Bestimmung, wie an dem Ernst und den Leiden Anderer.

Mathilde schüttelte den Kopf und sah sie schmerzlich lächelnd an, denn Alles, was sie hörte, klang ihr wie kindliche Leidenschaft. Und dennoch wußte sie ihr nicht zu widersprechen, vom Wirrsal des Lebens selbst zu tief überzeugt. Sie küßte Anna auf Mund und Stirn und entfernte sich in dem nachdenklichen Bewußtsein, daß hier der Weg, den die Seele vom Kinde bis zum Weibe geht, ein einziger hügelloser Aufstieg war und ein Beweis dafür, wie Menschen werden könnten, wenn sie wüchsen wie die Pflanzen, und wenn die eine Entwickelungsstufe nicht die andere aufhalten und zerstören würde.

Ihren Mann, der in der ersten Aufwallung Rosen zur Rede stellen und Waldberg benachrichtigen wollte, fragte sie jetzt nicht noch einmal um Rath, sondern sann allein über die Mittel nach, Annas verletzten Glauben am schnellsten wieder einzurenken. Sie ging in ihr Atelier, wo die Abendsonne durch das breite Fenster mit den weißen Gestalten ihrer Arbeit spielte, setzte sich vor ein Relief und dachte nach, indem sie mit dem Spachtel an der Lockenfülle eines Kindes änderte. Nach einer Weile erhob sie sich plötzlich, ging mit energischem Rauschen in das Nebenzimmer, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb einen Brief an Brander.

„Mein lieber Herr Doctor — Sie wissen, daß ich Sie ungern mit den Interessen fremder Leute heimsuche, wenn mir diese auch noch so sehr am Herzen liegen. Sie leben für sich und verlangen nichts Anderes, als daß man Sie für Sie in Ruhe läßt. Doch diesmal muß ich Sie schon aus der Höhle locken und hoffe, Sie werden mir deswegen nicht böse sein. Es handelt sich um ein junges Mädchen, eine Norwegerin, die Schwester eines Münchener Bekannten von meinem Mann, die sich seit Kurzem bei uns in Pension ge-

geben hat. Sie heißt Anna Friburg und hat ihre Heimath zwingender Verhältnisse wegen verlassen, um in Berlin eine Buchhalterinstelle anzunehmen — dann aber auch, und das ist ihr die Hauptsache, um sich geistig ihren Wünschen gemäß zu entwickeln. Der Dichtkunst und Musik will sie sich, wohl verstanden nur als bescheidene Helferin und Hörerin, widmen. Besonders liebt sie Ihre Werke und möchte sie fürs Leben gern ins Norwegische übersetzen, erbittet aber dafür Ihre Autorisation. Da ich nun selber in kürzester Zeit die Freundin des jungen Mädchens geworden bin, wünschte ich sehr, daß ihr Verkehr mit Ihnen sich nicht nur auf einen trockenen Contractschluß beschränken möchte, sondern daß sie auch Ihre freundschaftliche Unterstützung fände. Mein Gast ist aber durch die neuen Verhältnisse, in die er gerathen, sehr verwirrt und dürfte sich kaum dazu entschließen, Sie zu besuchen (was ihr übrigens in ihrer Heimath ganz selbstverständlich erschienen wäre). Und so bitte ich Sie recht herzlich, an einem freien Nachmittag oder Abend, wenn es Ihnen paßt, bei uns mit ihr zusammenzutreffen. Ich würde mit diesem Ersuchen nicht kommen, wenn Sie uns nicht schon lange wieder ein paar Stunden schuldig wären, und wenn ich nicht davon überzeugt wäre, Sie mit einem seltenen, wirklich liebenswerthen Menschen bekannt machen zu können. Bitte, schreiben Sie, wann Sie kommen. Herzlich grüßend M. Wied."

Sie sagte Anna nichts von diesem Brief, da sie ihr Zeit lassen wollte, sich aus eigenen Mitteln noch mehr zu beruhigen. Weder sie noch ihr Mann erwähnten nun ferner den häßlichen ersten Tag in Berlin, und sie verkehrten so freundschaftlich ermuthigend mit Anna, daß diese bald ganz ihre ersten Enttäuschungen vergessen zu haben schien und sich lebhaft wieder, außer dem Bureaudienst, ihren künstlerischen Bestrebungen zuwandte. Sie las viel Goethe und spielte in jeder freien Stunde Mathilden auf dem Flügel vor. Eines Abends, in einer besonders guten Stimmung, als sie eben die Waldsteinsonate beendet und sich glühend an Mathildens Busen gelehnt hatte, begann ihr diese von Brander zu erzählen, und ob sie ihn denn wirklich gar nicht kennen lernen wollte. Anna schwieg und zuckte nur schmerzlich lächelnd die Achseln, doch als ihr Mathilde das Kinn mit dem Finger aufhob, hatte sie Thränen in den Augen.

„Na also!" rief Mathilde. „So scheint doch der allgemeine Groll verraucht zu sein! Wie kann man auch des einen Esels wegen, der Einen gestoßen hat, auf einen werthvollen Menschen verzichten wollen."

„Wie kann ich Brander interessiren? Was weiß er von mir?"

„Bisher nur das, was ich ihm über Dich geschrieben habe."

Sie erzählte ihr nun von ihrem Brief und zeigte ihr Brander's Antwort, die Vormittags gekommen war.

„Liebe Frau Doctor, schönsten Dank, ich komme natürlich gern und zwar Freitag Abend um acht, wenn es Ihnen recht ist. Ich bitte aber um Knackmandeln und Rosinen. Meine beste Empfehlung an das Fräulein. Ihnen beiden viele Grüße von Ihrem getreuen Brander."

„Nun? Jetzt bist Du doch zufrieden," sagte Mathilde und reichte Anna den Brief.

Anna saß eine Weile mit gesenktem Kopfe, dann schüttelte sie leise und erwiderte: „Sehr schön, aber es schickt sich nicht.“

„Was denn? Was schickt sich nicht?“

„Die Lage ist nicht so, daß ich Herrn Brander zu mir bitten kann.“

„Zu Dir? Zu uns doch — dadurch wird die Sache doch wesentlich erleichtert.“

„Für Dich und für ihn, Mathilde, aber nicht für mich. Denn ich habe ein großes Schuldgefühl, weil ich ihm dasselbe zugetraut habe wie all' den Anderen. Er weiß es nicht, aber ich weiß es. Er gehört zu den Menschen, die ich lieb habe, und mich muß er hassen, wenn er Alles erfährt. Nein, Mathilde. Ich könnte nicht unbefangen mit ihm reden. Ich habe eine Bitte an ihn, nicht er an mich. Und deshalb muß ich ihn besuchen.“

„Aber liebes Kind, dagegen hätte ich ja nichts, bei Brander gewiß nicht, aber nun ist doch schon Alles in Ordnung —“

„Nichts ist in Ordnung. Ich werde ihm heute noch schreiben und ihm danken für seine Absicht und mich für morgen Nachmittag bei ihm anmelden. Dann ist es gut.“

„Aber Mädchen —“

„Dann ist es gut.“

Mathilde mußte sie gewähren lassen.

VI.

Brander bewohnte seit einigen Jahren ein kleines Junggesellenheim in der Thiergartenstraße, nachdem er lange Zeit recht ruhelos in der Welt umher gewandert und bunte Jahre im Süden verlebt hatte. Mehr schauend freilich als selbstthätig, mehr künstlerisch passiv als menschlich activ, und so kam es, daß er bei seiner Rückkehr nach Berlin dieselbe stille und in sich gekehrte Natur wieder heim brachte, die er vor Jahren hinaus getragen hatte. Reich und unabhängig, war er jetzt ganz seinen poetischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten hingegeben, und das feine, aber etwas gleichförmige Leben, das er führte, war mit den Erinnerungsbildern seiner Wanderjahre in derselben Weise geschmückt wie die schönen, matt erleuchteten Räume, in denen er wohnte. Frühzeitig glaubte er zu erkennen, daß die Außenwelt nur ein Gleichniß für die Welt im Individuum wäre, er schloß sich deshalb ruhig ab und spann an seinen Träumen weiter. Daß auf solche Weise ihm die praktische Fühlung mit den meisten Menschen und Verhältnissen allmählich verloren ging, erkannte er wohl, doch schätzte er diese Erkenntniß nur gering, denn die zarte und vornehme Fühlung, die er mit der Außenwelt unterhielt, war ihm mehr, war ihm die einzig mögliche, und er floh die menschliche Geselligkeit, je mehr er ihren Anblick vom Fenster aus liebte. Das verwirrende Weltbild ein klares Bild der Kunst werden zu lassen, war seine Sehnsucht, und er malte daran in jeder wachen Stunde. Den größten und besten Raum in seinem Kunstwerk nahmen natürlich die Frauen ein. In ihnen strahlte für sein Auge das ganze Räthsel der Welt zusammen, doch wußte er nicht, wie sehr er sich im Schauen und Errathen seines Gegenstandes selber davon entfernte. Viel zu tiefe

Wünsche, eine fast mystische Vorstellung von der Frau, die sein Glück bedeuten könnte, waren die Folge davon, und er begriff nicht mehr, wie ihm in seinen Wanderjahren flüchtige Erlebnisse, Liebesstunden, die wie Wiesenblumen wuchsen und verwelkten, genügen konnten. Sie hatten ihm auch nicht genügt, das sah er jetzt, und er dichtete deshalb mehr das Bild seiner Frau, als daß er sie wirklich erwartete.

Anna Friburg kennen zu lernen, erklärte er sich zunächst nur deshalb bereit, weil er Mathilde Wied, die er herzlich verehrte, keinen Wunsch abschlagen konnte. Dann freilich trieb ihn auch eine gewisse Neugier, diese seltene und fremdartige Gestalt seinem Erfahrungskreise einreihen zu können und nicht zuletzt das kindliche Wohlwollen, mit dem er sich jeder echten und bedürftigen Neigung zur Kunst annahm. Daß sie ihn seiner Gedichte wegen kennen lernen wollte, kam am wenigsten für Brander in Betracht, denn bei der größten Concentration im Schaffen stand er den fertigen Arbeiten, besonders aber den gedruckten, in der Hand des Publicums befindlichen, gleichgültig, kühl, beinahe feindlich gegenüber. Das waren alte Leiden, die sich immer wieder meldeten, ohne daß er sie rief. Weiter wußte er nichts davon.

Ueber Anna's Zurückweisung seines Anerbietens, mit ihr bei Wieds zusammen zu treffen, machte er sich weiter keine Gedanken, sondern lachte nur kurz und trocken, wie es seine Art war, über die Wunderlichkeit der Fremden und sagte sich schließlich, daß es für ihn so am bequemsten wäre.

Es war am Nachmittag eines wunderschönen, klaren Septembertages, als Brander Anna Friburg's Besuch erwartete. Er hatte eine Radtour nach Potsdam unternommen, war soeben zurückgekehrt, und nachdem er für sich und seinen Gast bei der Haushälterin Thee bestellt und sich umgezogen hatte, vertiefte er sich, auf dem Divan liegend, in ein neues Maeterlinck'sches Drama. Als es gegen sechs Uhr klingelte, schreckte er auf und entzündete die kupferne Glühlichtkrone über dem Mitteltisch. Frau Kroschky, seine etwas verwachsene Haushälterin, ließ Anna eintreten und entfernte sich wieder, nachdem sie das junge Mädchen mit freundlicher Miene gemustert hatte.

Anna stand vor Brander und verglich im ersten Augenblick das Bild, das sie sich aus seinen Werken von ihm gemacht hatte, mit seiner wirklichen Erscheinung. Anders dachte sie, und doch, nun weiß ich endlich, wie er ist. Und graue Haare schon an Stirn und Schläfe. Und wie merkwürdig der starke Schnurrbart in dem weichen, kindlichen Gesicht. Sie stand, die Augensterne offen auf ihn gerichtet, schweigend vor ihm, indem sie sich unbewußt etwas vorneigte. Dann sagte sie: „Entschuldigen Sie, mein Name ist Friburg."

„Sehr angenehm, mein Name ist Brander. Aber wollen Sie sich nicht setzen —"

Anna war betroffen von seiner etwas trockenen Sprechweise, deren Dialekt (Brander war Hamburger) sie an Deutsche erinnerte, mit denen sie auf dem Schiffe zusammen gewesen. Doch jede Spur von Unschönheit fand sie sogleich durch den menschlich ernsten Blick wieder aufgewogen, mit dem er ihr ins Auge, nur ins Auge sah. Sie nickte leicht und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch.

„Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind," sagte er nun, sich räuspernd.

„Ich freue mich auch . . . Ich habe mir das so lange gewünscht, Herr Brander."

„So?" Er lachte kurz und verlegen, setzte aber, als er ihre erstaunte Miene sah, etwas eifrig hinzu: „Ich wäre ja gern zu Ihnen gekommen — aber Sie wollten ja nicht. Und aus angeborener Bequemlichkeit ließ ich's dabei bewenden."

„Ich finde das ganz natürlich," erwiderte Anna. „Ich habe doch eine Bitte an Sie, und da mußte ich Sie besuchen, nicht Sie mich."

„Na ja," erwiderte er halblaut und erhob sich. „Trinken Sie Thee?"

„Wozu?"

„Wozu. Weil's angenehm ist."

„Muß man denn immer thun, was angenehm ist?"

„Ja, möglichst, wenn's anderen Leuten nicht schadet." Er lief zur Thür, „Frau Kroschky, bitte schön, den Thee!"

„Jawohl, Herr Doctor!"

Anna betrachtete ihn mit leise erstauntem Lächeln, wie er jetzt, die Hände auf dem Rücken, offenbar sehr verlegen und doch zwanglos, im Zimmer auf und ab ging. Sie faltete die starken Hände auf dem Tisch und folgte ihm, sich etwas vorneigend, mit den Blicken. Dann sagte sie: „Frau Wied läßt Sie grüßen, Herr Brander."

Er setzte sich wieder. „Danke schön. Wie geht's ihr denn?"

„Gut. Sie haben sie auch sehr gern, nicht wahr?"

„Ja freilich, freilich."

„Sehen Sie, ich auch. O, ich finde sie herrlich."

„Freilich." Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar und blickte dann schweigend vor sich nieder.

„Sie wohnen hier wunderschön, Herr Brander."

Er lachte kurz. „Gefällt's Ihnen? Ja, ich bin schon viel herum gekommen, und da hab' ich mir nach und nach was mitgebracht."

„Ach, ist es nicht wunderbar, zu reisen? Wird man da nicht erst, was man werden soll? Oder meinen Sie nicht?"

„Vielleicht . . . Ich glaube, das ist verschieden . . ."

„Waren Sie schon in Norwegen?"

„Nein, nie — ich bin immer nach Süden gefahren — weiß selbst nicht, warum."

„O, es ist schön bei uns."

„Das glaub' ich gern. Sind Sie zum ersten Mal von zu Hause fort?"

„Zum ersten Mal."

„Sie sind doch aus Christiania? Frau Wied schrieb mir wenigstens —" Er sprang wieder auf und machte sich eifrig am Schreibtisch zu thun, um nach Mathildens Brief zu suchen.

„Ich bin in Drammen geboren," erzählte Anna unterdessen, „das liegt am Christianiafjord. Aber später zogen wir in die Hauptstadt, weil mein

Vater an die gelehrte Schule berufen wurde. Nun ist er todt. Aber meine Mutter lebt noch in Christiania."

Er kam an den Tisch zurück. „Haben Sie auch Geschwister?"

„Ja — zwei Brüder und eine kleine Schwester. Und Sie?"

„O, ich bin solo. Meine Eltern sind schon lange todt, und hier hab' ich nur noch einen Onkel, mit dem ich verkehre."

„Auch ein Künstler?"

„Nein, das weniger — Bankdirector."

„Ach? Bei welcher Bank?"

„Bei der Dresdener, glaub' ich."

„So — ich bin bei der preußischen Hypothekenbank."

„Auch schon Director?"

„O, Sie spotten mich."

„Haha."

„Ich bin natürlich Buchhalterin. Das war ich schon in Christiania. Ja, Sie machen solch erstauntes Gesicht, Herr Brander — ich muß viel Geld verdienen, sehr viel Geld, denn Uebersetzungen machen, das bringt nichts."

„Na, Dichten oft noch weniger."

„Nun, Sie sind ja reich."

„Ja, aber verdienen möchte man auch was. Und außerdem das Versemachen, das ist doch kein Beruf. Kein ‚Erwerbszweig', wie mein Vormund zu sagen pflegte. Wissenschaft schon eher. Ich bin nämlich Kunsthistoriker. Das ist schon wichtiger."

„Kunsthistorie ist wichtiger als Kunst?"

„Für mich wenigstens — ich weiß nicht — ich mach' jetzt weiter nichts als eine Arbeit über Velasquez."

„Aber ich kenne doch auch Gedichte von Ihnen — so wunderbare —"

Ihre Stimme zitterte bei diesen Worten, und als er in die märchenhaften Augen blickte, die ihn so ganz nur als Schöpfer ihrer lieblichen Träume ansahen, da schwand seine etwas spöttische Abwehr rasch dahin, und es näherten sich im Dämmer die Gestalten seiner Phantasie und wurden wirklich in dem schönen Mädchenhaupt, das ihn danach befragte. Plötzlich verändert und nur noch den Künstler im Antlitz, sah er sinnend von den blauen Augen auf die reine Stirn und auf das goldene Haar, das im Lichtschein der Krone glänzte.

Nach einer Weile senkte er aber rasch den Blick und meinte halblaut: „Das sind wahrscheinlich die alten Gedichte, die Sie kennen. Wie kommen denn die nach Norwegen?"

„O, man kennt Sie sehr gut bei uns, Herr Brander!" rief Anna eifrig. „Sie haben sehr viele Verehrer bei uns! — Aber keinen so tiefen," fügte sie erröthend hinzu, „als mich und meinen Bruder. Denken Sie, wir haben uns gegenseitig immer vorgelesen. Ihre Verse gehörten zu unserm Leben. Sie waren lange unser bester Freund, ohne daß Sie etwas von unserer Existenz gewußt haben."

Er sah zu Boden und lächelte wie ein Kind, das vor Erwachsenen gelobt wird.

„Und darum freu' ich mich so, daß ich kommen kann und Ihnen sagen kann, daß wir Ihre Freunde sind. Ich weiß nicht, ob Sie es auch so fühlen, aber es ist doch traurig, daß Künstler oft sterben müssen, ohne von ihren Freunden zu wissen, ohne zu ahnen, wie viel Glück sie gestiftet haben. Und darum ist es doch förmlich unsere Pflicht, es dem Künstler zu sagen, so lange man noch sagen kann . . ."

Er erhob sich langsam und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. „Ich freue mich sehr . . . Sie wollen meine Sachen übersetzen? Frau Wied schrieb mir wenigstens —" Er suchte wieder erfolglos nach Mathildens Brief.

„Ja, lachen Sie nicht, Herr Brander — ich muß Ihnen gestehen, ich habe schon ohne Ihre Erlaubniß mehrere Gedichte ins Norwegische übersetzt."

„Nanu!"

„Ja, aber nur für mich — und schlecht . . . Ich muß noch sehr viel Deutsch lernen."

„Gedichte übersetzen ist wohl furchtbar schwer . . . Ich denk' es mir wenigstens . . . Wenn es Ihnen recht ist, geb' ich Ihnen eine kleine Novelle von mir zum Versuch, ich habe so 'n paar kleine Prosasachen." Er hockte sich rasch am Schreibtisch nieder und öffnete das unterste Schubfach.

„Novellen haben Sie auch geschrieben?"

„Ja, so zu sagen . . . Na, wo sind denn die Dinger — Frau Kroschky!"

Frau Kroschky half und brachte den Thee und servirte ihn in ihrer angenehmen Weise, die sich immer möglichst unsichtbar machen wollte. Als sie wieder hinaus gegangen, gab Brander Anna ein dünnes Heft.

„Sie lesen es sich vielleicht mal durch. Und nun wollen wir aber Thee trinken." Er setzte sich ihr gegenüber. Sie hielt noch das Heft in der Hand und las den Titel: „Legende vom heiligen Rupertus?"

„Nehmen Sie Sahne? Was sind denn Ihre Brüder? Nehmen Sie Rum?"

„O, danke. Die vielen Umstände! Aber es schmeckt. Mein jüngerer Bruder ist noch klein, aber der ältere ist Maler."

„Was malt er denn?"

„Meistens Seebilder. Aber er ist sehr augenleidend — und das wird nicht besser werden."

„Hm . . . Ja, kann er denn da arbeiten?"

„Sehr wenig. Ach, Herr Brander, es ist uns schlecht gegangen. Mein Vater war Lehrer und starb. Meine Mutter ist arm, und mein Bruder kann fast gar nichts verdienen. Auf mir ist Alles. Aber sehen Sie, es ist ja eine Kraft und eine Lust, für seine Nächsten zu leben und zu arbeiten, aber es muß doch auch einmal, einmal eine Ferne davon geben. Verstehen Sie? Ich kann mich so schlecht ausdrücken. Ich meine, man muß für das Brot arbeiten, aber man darf nicht immer darin stecken bleiben, der Himmel, wo die schönen Wünsche sind, der darf nicht zuwachsen über Einem. Immer nur Enthaltsamkeit und todte Arbeit, das geht doch nicht."

„Sie konnten sich doch los machen?"

„Ja — aber schwer, sehr schwer. Ich kann es Ihnen nicht sagen. Es war auch bei mir zu Hause nicht mehr gut, ich mußte fort . . . Und nun will ich so gern im deutschen Geiste leben, weil ich ihn lieb habe — mich ganz hinein arbeiten in die deutsche Kunst — verstehen Sie? Sie sind der erste Deutsche, dem ich begegne.“

„Na, Doctor Wied?“

„Gewiß — ich schätze ihn sehr — aber ich habe noch keine Gefühle mit ihm. Sie lachen? Nein, Herr Brander. Das ist wissenschaftliche Kälte, das kenn' ich. Ich suche etwas Anderes — ich möchte hinaus gehoben werden — ich möchte frei denken können — und nicht mit einer Schwester, denn wir Frauen haben alle unsere Grenzen, auch wenn wir Mathilde Wied heißen. Den graden Weg durch das Leben geht nur der Mann.“

„Glauben Sie?“

„Und Mathilde meinte, da ich Sie so schätze, würden Sie auch mich ein wenig schätzen können und mir helfen, weil ich einen großen Ernst habe.“

„Sehr gern.“

Sie standen auf und sahen sich fest in die Augen.

„Mir ist es auch sehr lieb, denn ich bin jetzt viel allein gewesen . . . Interessiren Sie sich für Velasquez?“

„Ich schäme mich, ich weiß noch so wenig von diesem Künstler.“

„Na also. Dann kann ich Ihnen ja helfen.“

„Ja, das können Sie. Sie können mir überhaupt viel helfen. Und wenn Sie Musik lieben — bei Wieds ist ein wunderbarer Flügel, und ich singe ganz gut.“

„Wie schön!“

„Sie spielen doch wohl Clavier?“

„Ein bißchen.“

„O, dann machen wir Volkslieder zusammen! Norwegische Volkslieder! Nicht? Und nun Adieu — es ist spät — ich muß nach Hause.“

Sie machte sich rasch fertig und ging zur Thür. Er folgte ihr.

„Es ist schon dunkel — wenn es Ihnen recht ist —“

„Nicht doch! Bleiben Sie! Ich gehe so gern allein. Dann denke ich immer an Alles. Wann seh' ich Sie wieder?“

„Morgen Vormittag vielleicht? Wir könnten zusammen ins Museum gehen —“

„O Sie freier Mann — Vormittags kann ich nicht. Da sitz' ich im Bureau. Aber Nachmittags? Kommen Sie zu Wieds?“

„Um Fünf —“

„Ist gut. Adieu!“

Sie war schon fort, bevor er sie zur Thür geleiten konnte. Er kehrte mit stillem Lächeln in sein Zimmer zurück und setzte sich wieder an den Theetisch, von ihrem Hauch umweht und ihrem Erinnerungsbilde gegenüber.

VII.

Mein lieber Peter!

Nun habe ich Dir so lange nicht geschrieben. Ich konnte nicht. Nun sollst Du aber heute einen langen und guten Brief haben. Es ist Abend, ich sitze in meiner Stube am Fenster — wenn ich aufblicke, sehe ich am Fenster gegenüber eine glückliche Mutter mit ihrem Kinde spielen. Und draußen ist die goldene Ruhe der Herbstabende, die Du so gut kennst. Ich bin in der Wohnung allein, denn Wieds sind ausgegangen, ins Theater. Ich sollte mitgehen, aber ich drängte mich lieber, Dir endlich einmal einen Brief zu schreiben.

Du wirst Dich über mein langes Schweigen schon gewundert haben, und daß ich jetzt immer nur gleichgültige Bilderkarten schrieb. Aber es war nöthig, Peter. Ich habe schwere und wunderschöne Tage hinter mir, ganz voll gepackt von Eindrücken und Erlebnissen, und hätte ich Dir in dieser Zeit ausführlich geschrieben, so wäre Dir sehr viel Unruhe, Zweifel, auch Gram daraus hervor geklungen. Und das Leben ist so seltsam — die Deutschen sagen: Heute roth, morgen todt — verstehst Du? Es ist so. Morgen wird Alles anders als heute, und dennoch wäre es vielleicht besser, im Augenblick zu schreiben, wo man erlebt, als zu warten, bis Alles die Farbe von gestern hat.

Es hat mir hier im Anfang nicht gefallen, Peter, das sage ich Dir ganz offen, und ich dachte schon, ich könnte nicht hierbleiben. Weder an die Menschen noch an das Leben, das sie führen, konnte ich mich gewöhnen und bekam ein Heimweh, wie ich Dir nicht sagen und beschreiben kann. Mein einziger Trost war Mathilde Wied, aber sie ist so sehr beschäftigt und steht so ruhig in den Verhältnissen, die sie kennt. „Und leer und arm blieb die Brust, und ich bangte nach Sonne.“ Du kennst den Vers von Brander. Denke Dir — er war es, der mir die Sonne brachte. So hat sich unser Traum erfüllt, mein Liebster. Wie es immer ist im Leben: Ein Mensch kann uns die ganze Menschheit ändern. Ich besuchte ihn, wie ich mir vorgenommen hatte, und er empfing mich so freundlich, so gut, daß ich offen gegen ihn sein konnte, ganz offen, daß ich Kameradschaft mit ihm schloß und, denke Dir, täglich mit ihm zusammen bin. Er zeigt mir seine Arbeiten, er überlegt mit mir seine neuen Pläne, und was ich niemals träumen konnte, ich werde von ihm geleitet und gelehrt, ich lerne mit seinen Augen das deutsche Leben kennen, und was das Beste ist, ich lerne mich selber besser kennen. Alles, Peter, was ich den neuen Verhältnissen vorgeworfen habe, fast Alles hätte ich mir selber vorwerfen müssen. Denn ich kannte nicht, was ich häßlich fand, und fühlte mich unglücklich, bevor ich Grund hatte.

Mir geht es so gut, so gut — ach, möchte es Dir doch ähnlich gehen. Ich verdiene es gar nicht. Vormittags habe ich die gute und leichte Bureauarbeit, dann esse ich mit Wied's, Nachmittags übersetze ich „Prinzessin Maud“, eine Erzählung von Benjamin Brander — ja, nun staunst Du — und gegen Abend holt mich der Dichter zum Spazierengehen ab. Dann wandern wir Stunden lang im Thiergarten oder im Grunewald, wenn Brander keine Billets zu einem Concert oder Theater mitbringt, oder wir sind mit Wied's verabredet, und so ist der eine Tag immer schöner als der andere. Arbeiten, lernen und ge-

nießen, was will man mehr? Was kann man mehr wollen? Ein Schauder überläuft mich, wenn ich daran denke, jetzt, jetzt ist das Glück, und ich weiß es nicht, ich schätze es nicht genügend. Ich glaube, man soll nicht daran denken, Peter, nur froh sein, stark sein, hoffen, das ist Alles. Aber ich bin sehr unruhig, denn ich werde mir allmählich bewußt, wie gering ich bin. Ich lasse es mir natürlich nicht merken, höre nur immer zu, wenn Brander spricht, und suche alles aufzufassen, aber wie lange ich noch zu gehen habe, um die Gedanken eines solchen Menschen ganz zu begreifen, das ist schrecklich. Mein größter Trost ist, daß er an meinen Ernst glaubt, an mein ehrliches Wollen, rein und stark zu leben, vorwärts zu kommen, und siehst Du, Peter, das ist das wunderbar Seltene an diesem Mann, das ich höher achte als all' sein Talent und Wissen: er hat den Ernst unseres Vaters, er ist sehr jung und alt zugleich, man geht so rein und sicher neben ihm her als ein Mensch, das ist die Hauptsache. Man weiß, daß nichts in ihm entsteht, kein Wunsch, kein neuer Gedanke, der nicht organisch das Resultat und der Gipfel aller früheren ist. Die lästige und verletzende Unruhe der meisten Männer Frauen gegenüber empfindet man bei Brander nicht und auf der anderen Seite auch keine Spur von unmännlicher Kälte oder Gleichgültigkeit, o nein — eine göttliche Wärme strahlt von ihm aus, die immer ins Ewige sieht und alles werden läßt, was wird, und nichts verlangt, was sich nicht selber bietet. Ach, zu viel Worte schreibe ich Dir. Du hörst mich reden, wo ein Gefühl viel mehr sagt. Ich habe einen Freund und bin seine Freundin — das ist Alles. Wir dürfen mit einander denken und fühlen und doch wie Kinder sein. Wir dürfen uns Kameraden nennen vor Gott und der Welt. Verstehe mich ganz, Du Lieber, und lasse Dein großes Verständniß nicht zum großen Mißverständniß werden. Du weißt, ich habe zu viel gelitten und erlebt, um den gewöhnlichen Weg der Menschen zu gehen. Ich muß für mich allein bleiben und bin glücklich, daß ich einen Menschen gefunden habe, der mich gern hat und auch für sich bleibt. Nie kann sich unser Gefühl verwirren. Ich schreibe Dir das, weil ich weiß, daß viele Menschen bald mißtrauen werden und an das gewöhnliche Leben denken. Auch Doctor Wied. Was sagst Du? Er machte neulich schon einen Scherz über mich und Brander. Er meinte es ja gewiß nicht böse, aber es ist doch etwas, was ich nie an ihm lieb haben könnte. Kinder, Kinder — wozu sind wir Menschen? Man geht zusammen seinen Weg und sucht zusammen nach Erkenntniß. Und wenn man sie gefunden hat, dann ist es doch das Höchste, sich wie Bruder und Schwester die Hand zu geben und jeder still nach Hause zu gehen. Auch ein Kuß ist möglich, der die höchste Freundschaft bedeutet. Ich habe solchen schwesterlichen Kuß, das weiß ich.

Lebe wohl, mein Lieber, ich schicke Dir Brander's Bild, Du mußt es mir rasch zurückschicken. Ich habe ihm viel von Dir erzählt, er läßt Dich herzlich grüßen. Wie geht es Dir? Mit den Augen? Bist Du auch vorsichtig? Ach, wenn ich Dich hier haben könnte und die Kleinen — einen Haushalt von Göttern könnten wir führen. Ist Waldberg oft bei Mutter? Hat er seine Wünsche wiederholt? Möchte sich doch Mutter davor bewahren. Es ist kein Glück für sie, das wissen wir beide, und für Vaters Gedächtniß wäre es

ein Unglück. Was ist denn Waldberg gegen Friburg? Was ist denn Rosen gegen Brander? Aber sie leben auch, und man muß sich zurecht finden in der Tragikomödie des Lebens.

Leb' wohl, mein Junge. Ich schreibe bald wieder, auch an Mutter. Erzähle ihr nur von diesem Brief. Deine Anna.

Noch Eines — Du wolltest mir von Susanna Kierkegaard schreiben. Thu' es bald und erzähle mir, wie es Deinem Werke geht. Ist es gesund und noch immer so schön? Leb' wohl! — —

VIII.

Nun kamen schöne Monate für beide. Sie lernten einander immer besser kennen und gingen Hand in Hand durch den rauschenden Herbst und den starken Winter. Die Eigenart von Brander's Kraft, die ganz verhaltene und innere Sicherheit seines Wesens erkannte Anna und war entzückt, wenn aus der gleichmäßigen Gelassenheit, die sie im Anfang oft beunruhigt hatte, in stärkeren Momenten seine unverbrauchte Jugendfrische hervorsprang. Dann wußte sie, daß er eine bescheidene Maske gewählt hatte, um möglichst unauffällig durch das Wirrsal des Lebens die tiefbewegte Brust zu tragen, und daß er, wenn es darauf ankam, zur Ueberraschung Aller seinen Mann stand.

Sie dagegen, die Erkenntniß ihres Wesens, erfüllte ihn bald mehr, als Anna ahnen konnte. Denn trotz ihrer herzlichen Zuneigung ging sie an seinem Innersten oft vorüber, wie man an einem See vorüber geht, die den Himmel spiegelnde Oberfläche bewundert und von der Tiefe doch nichts weiß. Denn wo sie unbekümmert um ihr Mädchendasein den Freund um geistige Erkenntniß bat, da drängte sich ihre eigene Schönheit unwillkürlich zwischen sie und ihn und verwirrte Brander, wenn er klar bleiben wollte. So sah er allmählich neben der holden Wirklichkeit ihres Daseins auch das ideale Bild, das er sich früher abseits von den Frauen von der Frau gedichtet hatte, in Anna verkörpert, dergestalt, daß er sie ebenso vor Augen hatte, wenn er von ihr fort in wesenlose Fernen sah, als wenn er ihr ins Antlitz blickte. Ein großer Zwiespalt stellte sich dadurch von selber ein, denn wie es ihm ganz natürlich war, mit all' seiner Männlichkeit für sie zu fühlen, so schrak er auch oft vor ihr zurück, wie bei der Berührung einer marmornen Venus, die ohne geliebt zu werden Liebe bedeutet.

Am besten kam er mit dem Widerstreit seiner Gefühle aus, wenn er Kunstwerke mit ihr betrachtete und die Empfindungen beider rein und stark auf ein Drittes gerichtet wurden. So hatte er auch an einem schönen, kalten December-Sonntag Anna's freien Vormittag benutzt, um mit ihr zum ersten Mal die Nationalgalerie zu besuchen. Besonders freute er sich darauf, den Eindruck der Böcklinbilder auf Anna zu beobachten, und der war nun auch so elementar, so jugendlich schön, daß die Bilder davon gerührt schienen und doppelt farbenprächtig leuchteten. Brander gab dieser Anblick aber keine Beruhigung, sondern verstärkte nur seinen Kampf, denn er sah sie mit aller Lebens- und Liebeslust die Märchenwelt des Meisters in sich aufnehmen, er sah ihre reine Freude an dieser großartigen Sinnlichkeit, und dennoch blieb

sie, wie sie war, und die Kunst bekam wieder Alles, was sie dem Leben zu versagen schien.

Sie mochten beide nach Böcklin kein anderes Bild mehr sehen, und Brander begleitete Anna durch den Thiergarten nach Hause. Jetzt fiel ihr zum ersten Male seine bedrückte Schweigsamkeit etwas stärker auf, da sie selber durch die künstlerischen Eindrücke froher und lebhafter geworden war. Sie sah ihn im Gehen von der Seite an und bemerkte, daß er, ohne ihr Geplauder zu verstehen, ernst, fast schmerzlich in das Gewirr der kahlen Bäume blickte.

„Brander, was haben Sie?“ fragte sie ihn, plötzlich stehen bleibend. „Haben die schönen Bilder Sie nicht froh gestimmt?“

„Gewiß,“ erwiderte er und versuchte zu lächeln.

„Das klingt aber nicht so, daß ich es glauben kann. Ich denke mir, wenn man solche Vollendung sieht, dann kann man nichts Anderes als Freude und Dankbarkeit empfinden.“

„Was hat Ihnen denn am besten gefallen?“ fragte er und hob ein welkes Blatt vom Boden auf.

„Was fragen Sie! Die Natur natürlich!“

Brander lachte. „Die Natur natürlich. Ja — mir auch.“

Sie schwiegen eine Weile, dann sagte sie: „Sie denken etwas Besonderes dabei.“

„Ich? Nein . . . Ich denke überhaupt nichts Besonderes. Da sehen Sie mal das Eichkätzchen.“

„Ach reizend! Wie es springt! Als wenn es geworfen wird! Da oben auf die Birke! Immer weiter! Immer weiter!“

Sie klatschte in die Hände und trachtete dem Thierchen mit den Augen nach und war ganz traurig, als es verschwunden war.

Er sah sie dabei an mit einem Lächeln, das sie heimlich küßte, und sein Antlitz hellte sich auf.

„Kommen Sie, Brander,“ rief sie, „wir setzen uns hier auf die Bank, und ich lese Ihnen einen Brief vor.“ Sie zog ihn hin, und sie setzten sich beide.

„Einen Brief? Von wem denn?“

„Von Peter — von meinem Bruder. Er ist sehr interessant. Ich habe ihn heute bekommen. Wollen Sie ihn hören?“

„Gewiß. Sehr gern . . .“

Er stützte den Kopf in die Hand, und sie begann nach einer Weile: „Meine Anna —“, dann plötzlich wieder abbrechend, sagte sie: „Nein, es geht nicht.“

„Na?“ fragte Brander ruhig.

„Also gut — ich lese:

„Meine Anna!

Ich schreibe Dir an Bord von Jensen's Dampfer, der durch den Fjord zu den Marmorbrüchen fährt und mich mitgenommen hat. Der Himmel ist leicht bewölkt, die Bergwälder werden schon herbstlich, aber das Meer ist

ruhig. Ich sitze am Kiel des Schiffes und sehe durch die Himmelsferne zu Dir nach Deutschland hinüber. Daß es Dir jetzt besser geht, freut mich sehr, und daß es Dir im Anfang schlecht ging, fühlte ich, ohne daß Du viel davon schriebst. Bei Wied's gefällt es Dir, und das ist gut. Die Arbeit in der Bank wird Dir nicht schwer, das ist noch besser. Und sonst schreibst Du mir alles von Brander und nichts von Rosen —"

Anna stockte wieder, erröthete und blickte lächelnd in den Brief.

„Na weiter," sagte Brander, „oder darf ich's nicht hören?"

Sie sah ihm sehr ernst ins Auge und erwiderte: „Hören könnten Sie Alles, Brander, Alles, aber lesen kann ich es schwer ... Es ist ja natürlich," fügte sie hinzu, „daß ich Peter mehr von Ihnen als von Rosen geschrieben habe, denn ich habe den Menschen schon ganz vergessen." Sie sah eine Weile in den Brief, als wollte sie einen Absatz überspringen und den rechten Anknüpfungspunkt finden, dann fuhr sie fort:

„Grüße Brander und danke ihm auch von mir. Was gäbe ich darum, wenn ich ebensolchen Bruder haben könnte, wie —"

Sie stockte wieder und sah fast ängstlich in den Brief.

„Na, das ist ja eine Vorlesung mit Hindernissen," meinte Brander. „Woran liegt es denn nun schon wieder?"

Anna wagte nicht aufzublicken. „Es ist so merkwürdig," flüsterte sie, „die norwegische Sprache — mein Bruder hat nämlich norwegisch geschrieben, und da läßt sich manches überhaupt nicht übersetzen."

„So — ja das ist allerdings sehr merkwürdig."

„Dumm!" rief Anna plötzlich, wie im Zorn über sich selber, und sah ihm offen ins Antlitz.

„Nanu?"

„Ich bin sehr dumm .. Nun wollte ich Ihnen gerade einmal zeigen, was Peter auf Sie hält, und nun kann ich nicht. Aber Sie sollen ihn wenigstens kennen lernen, es wird Sie auch als Künstler interessiren ..." Sie nahm sich zusammen und las von nun an freier und in wachsender Bewegung.

„Du fragst mich nach Susanna Kierkegaard. Sie ist noch immer nicht fertig und wird auch, wie ich hoffe und bitte, so lange ich lebe, nicht fertig werden. Dieser letzte Sommer, der ihr höchster Frühling war, war so unsagbar schön und heilig, daß ich nur Dir davon sprechen kann. Nur Dir, und damit freilich auch mir. Denn ich muß meine eigene Liebe reden hören."

„Ist das ein Bild?" fragte Brander.

„Wer?"

„Nun, Fräulein Kierkegaard."

„Nein, denken Sie, das ist ein junges Mädchen."

„Was meint er denn aber mit fertig werden?"

„Warten Sie, Sie werden es gleich verstehen." Brander lauschte sinnend und erstaunt. Sie las weiter.

„Im Sommer war ich, wo Susanna war und sich dem Meer verlobte. Abends auf der Mole ganz allein, sah ich das einsame Meer vom heißen

Mittag träumen, wo es ihren Körper gebadet, mit ihrem goldenen Haar gespielt und ihre Mädchenwangen geküßt hatte. Da verlor ich das Grauen vor dem Element und verbrüderte mich mit ihm, weil es ihre Schönheit besessen und in reiner Größe entlassen hatte, wie ich sie in meiner Seele täglich besitze und täglich entlasse, wann sie will.

Am Morgen lag ich unter meinem Schirm auf der Düne und zeichnete oder las, und immer wieder geschah es, daß sie im lichten Kleid, das süße Gesicht vom rothen Seidenschirm beschattet, im weichen Sande langsam an mir vorüberschritt und sich in der nächsten Höhlung, die die Kinder des Majors für sie gegraben hatten, niederlegte. Niels Lyhne las sie dann, das konnte ich sehen, und da ich diese Dichtung auswendig weiß, wurde mir die Arbeit leicht, und ich konnte die Bewegungen ihrer Seele bei jedem Worte, das sie las, verfolgen."

„Arbeit?" fragte Brander. „Was für eine Arbeit meint er?"

Sie sah ihn mit ihren meerblauen Augen an. „Die Arbeit, die ihre Seele ist, natürlich. Er malt ihre Seele."

„Ein wirkliches Porträt oder ein Porträt in Gedanken?"

„Beides nicht. Auf Farbe und Pinsel hat er verzichtet, das war sein erster Schritt. Und Gedanken darf ich es nicht nennen, was er schafft, denn es ist nichts Flüchtiges, es ist der höhere Theil seines Lebens, es ist die restlose Aufnahme ihrer Natur in seine."

„Dann kennt er sie also gut? Wer war sie denn eigentlich?"

„Sie ist die Enkelin des großen dänischen Denkers Sören Kierkegaard, von dem Sie wissen, und wohnt mit ihrer Mutter in Christiania, dem Hause gegenüber, wo meine Mutter wohnt. Schon lange — wir haben sie als Kinder täglich gesehen."

„Und wohl mit ihr gespielt?"

„Nein, nie gespielt, auch niemals kennen gelernt."

„Was sagen Sie? Niemals kennen gelernt? Ihr Bruder auch nicht?"

„Nein, Brander. Das wäre auch nicht gut für ihn gewesen."

„Warum?"

„Seine Seele brauchte einen Boden jenseits der Wirklichkeit, er brauchte die ganze Freiheit im Ideal. Die furchtbaren Kämpfe, in denen er sich befand, die drohende Blindheit, die er zu ertragen hatte, das war die Wirklichkeit, die er nicht von sich werfen konnte, ohne sein ganzes Leben von sich zu werfen. Ihm gegenüber in dem alten Hause wuchs aber ein reines, gesundes, glückliches Wesen auf, dessen heiliges Wachsthum in der Sonne er immer vor sich sehen und beobachten konnte. Er brauchte nicht Gott, der ihm versagt war, er braucht nicht die Kunst, die ihm versagt war, er brauchte nur den Anblick dieses Kindes. In seiner Krankenstube, durch die grün verhangenen Fenster, sah er ihre Entwickelung in einem seltsamen, fernen Licht — er sah sie spielen, laufen, reiten und allmählich größer werden. Jede Stufe ihrer Entwickelung kannte er, jedes Erlebniß, das sie hatte, wußte er in Erfahrung zu bringen. Das ging so Jahre hindurch. Und am liebsten arbeitet er an dem Bilde ihrer Seele."

„Seltsam,“ sagte Brander. „Das klingt wie ein Märchen. Aber die Wirklichkeit ist doch schließlich mehr als jeder Traum. Kommt ihm denn nie der Wunsch, sie wirklich kennen zu lernen, ich meine als Mensch vorm Menschen zu stehen?“

„Er kennt sie ja. Sie ist ja in ihm. Sie ist ja sein Werk, und das ist das Beste.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Brander, „da halte ich nichts in Händen, das versteh' ich nicht. Anbetung der Natur kann nie auf Natur verzichten.“

„Was ist denn aber eigentlich Natur? Ist es nicht mehr die Empfindung, die der Künstler von ihr hat, als ihre eigene Vergänglichkeit?“

Brander erhob sich unruhig.

„Die Empfindung des Künstlers beruht eben darauf, die Vergänglichkeit festzuhalten! Den Augenblick zur Ewigkeit zu machen! Kennen zu lernen bis ins Herz hinein! Denn das ist Liebe — kein platonisches Schauen, kein Phantasiegespinst, sondern leben und sterben können mit einem Menschen, das ist es!“

Sie gingen weiter. Ohne zu wissen, wie es gekommen war, fühlten sie durch seine Worte eine plötzliche Kluft zwischen sich entstehen und rangen beide damit, sie möglichst rasch zu überbrücken.

„Ich hatte gedacht, Sie können wie mein Bruder fühlen,“ flüsterte Anna, „wenn Sie auch glücklicher sind als er.“

Er lachte so bitter, daß sie erschrak. „Glücklicher? Wer weiß, ob die Phantasten in ihrer Traumwelt nicht glücklicher sind als gesunde Menschen, die leben wollen und leben müssen!“

„Leben, Brander? Wollen Sie denn leben wie die Menschen?“

„Ja wahrhaftig! Ich baue auch an meinen Träumen, an meinem Ideal, wie Ihr Bruder — aber wenn ich's mal treffe, dann laß ich es nicht vorübergehen, dann schenke ich ihm, was ihm zukommt, und verlange dafür, was ich ihm gegeben habe.“

Er hatte rasch und laut und in heißer Bewegung gesprochen, wie nie zuvor. Nun hielt er inne, als erschreckte er vor sich selber. Sie hörte das Neue und Fremde aus seinen Worten heraus, und schweigend schritt sie neben ihm, in steigender Angst, daß er weitersprechen und noch mehr verderben könnte.

Jetzt standen sie vor dem Hause, wo Anna wohnte, und faßten sich gleichsam erwachend. Brander suchte seinen alten Ton zurück zu finden und sah sie lächelnd an.

„Da sind wir aber stramm gelaufen — ich weiß garnicht, wie wir hergekommen sind.“

„Und es war doch so schön bei Böcklin.“

„Heute Abend wird es auch schön. Bei Joachim! Ich warte an der Kasse . . . Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“

Sie sah ihm nach, wie er rasch und den Stock schwenkend durch die Potsdamer Straße davon lief, dann stieg sie langsam zu Wieds hinauf.

IX.

Nach Tisch trat Mathilde mit der Bitte zu Anna, sie möchte ihr doch noch ein halbes Stündchen in ihr Atelier folgen, da sie gern über etwas Wichtiges mit ihr plaudern wollte. Das Mittagessen war ziemlich schweigsam verlaufen, denn das Ehepaar Wied war offenbar mit einem Gegenstand beschäftigt, den Anna nicht kannte, und diese wiederum bemerkte in ihren eigenen Gedanken nicht die Zerstreutheit der Anderen. Der Doctor legte sich, nachdem die Tafel aufgehoben, schlafen, und die Frauen gingen in das sonntäglich stille Atelier hinüber.

„Was hast Du, Mathilde? Du bist so ernst!“ fragte Anna, nachdem sie sich auf das große Eisbärenfell des Divans geworfen.

„Du bist ja auch so ernst,“ erwiderte Mathilde und lächelte. „Vielleicht begegnen wir uns beide.“ Dann nach einer Pause sagte sie, sich zu Anna's Füßen setzend: „Ihr geht heute Abend in die Singakademie, Du und Brander?“

„Ja, zu Joachim.“

„Warum nehmt Ihr mich denn niemals mit?“

„Aber Mathilde!“ Anna erhob sich halb und griff mit liebevollem Schreck nach ihren Händen: „Liebe, gute Mathilde! Warum sagst Du mir das nicht? Wie kann ich wissen, daß Du willst, und daß Du abkommen kannst? Jetzt ist es zu spät, jetzt kriegen wir keine Karte mehr!“

„Natürlich,“ erwiderte Mathilde langsam und sah auf ihre Hände. „Ich mein' es auch eigentlich nicht so.“

„Wie denn? Wie meinst Du es denn?“

„Ich soll doch offen mit Dir sein, mein Kind, nicht wahr, ganz offen?“ Sie rückte nahe an Anna heran und sah ihr treu in die Augen.

„Ja was denn sonst? Du machst mir Angst, Mathilde!“

„Dazu ist gar kein Grund, wahrhaftig nicht. Es ist nur eine dumme Geschichte, die ich Dir sagen muß, obgleich ich natürlich selber von ihrer Nichtigkeit überzeugt bin. Aber ich habe Dich sehr lieb gewonnen, das weißt Du, und gerade weil ich Dich verstehe, möchte ich Dich vor einer neuen Enttäuschung bewahren.“

„Vor einer neuen Enttäuschung?“ fragte Anna mit leisem Zittern in der Stimme. „Wer soll mich denn enttäuschen?“

„O kein Bestimmter — ich meine nur, daß Du mit Deiner freien natürlichen Anschauung, die ich so liebe, wieder und wieder verletzt werden mußt. Wieder und wieder wirst Du Dich hingeben, wo die Leute nur an das Gewöhnliche denken.“

„Ich bitte Dich, Mathilde, sei deutlich, sage mir, wen Du meinst!“

„Ich meine die ganze Welt.“

„Nun Gott sei Dank, ich dachte, Du meinst Brander.“

„Kind, man muß sich auch vor Schmerzen zu bewahren wissen. Sonst kriegt einen das Kleine unter, bevor man das Große erlebt. Du weißt, ich kenne Dein Verhältniß zu Brander, ich habe Euch zu einander gebracht und weiß, was Ihr Euch seid, und wieviel höher das Alles steht als jede Spur von Verdächtigung.“

„Verdächtigung?!" rief Anna und hatte Zornesröthe in den Wangen. Sie strich das blonde Haar zurück und richtete sich auf.

Mathilde, von ihrem Anblick aufs Neue befangen, sagte bittend: „Errege Dich doch nicht, es ist ja nichts geschehen, ich will nur, daß Du weißt, wie die Leute denken, und daß Du sie rechtzeitig zum Schweigen bringst."

„Die Leute? Welche Leute?"

„Du bist eine Fremde, ein junges Mädchen, das allein steht und unserem Schutz empfohlen ist. Du kannst Dich leider nicht so frei bewegen wie andere Menschen. Du bist auffällig durch Deine Erscheinung, man beobachtet Dich und mißdeutet natürlich viel. Unsere Bekannten sehen Dich oft mit Brander allein auf der Straße oder im Theater oder im Restaurant, oft noch spät Abends. Man muß sich doch klar sein über die Kleinlichkeit der Leute, Kind, so verletzend es auch sein mag. Ich finde Dein Verhältniß zu Brander herrlich, ganz natürlich, mir genügt, was i ch davon weiß —"

„Und Dein Mann? Sag' mir, Mathilde, dem genügt es wohl nicht?"

„O doch! Was glaubst Du! Heinrich ist ein freier Mensch, aber zu ihm kommt das Gerede zuerst — er hat mich heute darauf aufmerksam gemacht und meinte, ich müßte Dich warnen, bevor Du es von anderer Seite hörst."

„Warnen! Warnen! Aber vor wem denn! Was ist das für ein kleinliches Getriebe! Was ist das für ein Ameisenhaufen! Das juckt und stichelt, wenn man sich im Walde schlafen legt! Du, das veracht' ich!"

„Das sollst Du auch," erwiderte Mathilde ruhig, „und sollst es überhaupt nicht schwer nehmen. Aber schon in Rücksicht auf Brander muß man dagegen ankämpfen. Ist Dir denn seine Befangenheit in den letzten Tagen nicht aufgefallen?"

„Vielleicht — vielleicht — wie meinst Du das?"

„Nun, ich meine eben, daß auch an ihn schon dergleichen herangetreten ist, und daß er aus Zartgefühl Dich nichts davon merken lassen konnte. Da muß ihm also ein Dritter helfen, und ich werde von jetzt an, so gut es geht, die Anstandsdame spielen. Ich sage Dir das vorher, damit Du Dich nicht zu sehr über meine Aufdringlichkeit wunderst." Sie lächelte und küßte Anna auf die Stirn. Doch diese blieb ernst, und ihr bleich gewordenes Antlitz hatte zum ersten Male etwas Düsteres und Herbes. Es arbeitete heftig in ihr, und Mathilde flüsterte, sie an sich ziehend: „Nun sei doch ruhig — was sind denn die dummen Menschen?"

„O, hier sind sie viel," erwiderte Anna leise, „und ich werde hier sehr unglücklich werden, das weiß ich."

„Kind, Kind —"

„So wird einem alles entweiht — alles wird einem langsam beschmutzt und entweiht, Mathilde. O diese engen Straßen, diese häßlichen Menschen, dieser wilde, rohe Lärm Tag aus, Tag ein — wie kann es auch anders sein? Ich bin von meinen Bergen gekommen, von meinem Fjord, ich Narr, o wär' ich doch da geblieben."

Sie starrte vor sich hin. Nach einer Weile sagte Mathilde: „Du bist doch ein vernünftiges Mädchen, Anna. Ich wundre mich eigentlich, daß Du Dir nicht schon selbst gesagt hast, was ich Dir heute sagen mußte."

„Wie konnte ich das, Mathilde? Das lag mir fern."

„Nun, Du hast doch zum Beispiel von Brander's Verwandten gehört. Es sind die Einzigen, die er hier hat, und er ist fast täglich mit ihnen zusammen. Da wäre es doch das Natürlichste von der Welt, wenn er Dich diesen Leuten zugeführt hätte."

„Das hat er nicht gethan. Gewiß . . Aber die Leute sind mir fremd — was sollte ich sie belästigen?"

„Er hätte es trotzdem gern gesehen, wenn er nicht da gerade auf Widerstand gestoßen wäre. Der Onkel und die Tante sind gegen Dich, das hat er gemerkt, und er ist aus Aerger deshalb schon die ganze Woche nicht bei ihnen gewesen. Das weiß ich."

„So, so. Das thut mir leid. Ja ja. Ich nehme ihm Alles." Sie hatte einen bitteren Zug um den Mund und erhob sich, Mathilde die Hand reichend. „Adieu."

„Bist Du mir böse?"

„Mathilde — etwas traurig bin ich. Nun will ich tüchtig spazieren laufen und dann in die Singakademie. Da wird mir besser. Ja, Gott, wenn das nicht wär'."

„Leb' wohl und vergiß es bald — es ist nur werth, vergessen zu werden."

* * *

Abends saß Anna neben Brander in der Singakademie und lauschte mit ihm den vier Meistern, die zur Ehre des wahren Gottes spielten. Haydn, Mozart, Beethoven — so lautete das Programm. So lautet es überhaupt. In stiller Seligkeit neben einander genießend, verbrüderten sich die Seelen der Beiden aufs Neue, unbekümmert um die Welt und ihre Verdächtigung. So verließen sie froher, als sie gekommen waren, den Saal und schritten, dem langsam heraus strömenden Publicum voraus eilend, die stillere, rechte Seite der Straße Unter den Linden entlang, die Augen auf ihre Schatten gerichtet, die sich scharf von dem leicht beschneiten, elektrisch beleuchteten Trottoir abhoben.

„Es ist doch, als ob einem Joachim von seinem Leben erzählt," sagte sie nach einer Weile.

„Oder von Beethoven's Leben."

„Ja — das ist wohl richtiger."

Sie standen jetzt vor dem alten Weinrestaurant an der Ecke der neuen Wilhelmstraße, das sie meistens nach den Concerten besuchten. Brander öffnete die Thür und forderte Anna mit den Augen auf, voraus zu gehen. Doch diese blieb in einer plötzlichen Eingebung zögernd stehen und sagte: „Ich dachte, wir wollten heute lieber nach Hause gehen, Brander?"

Er machte ein erstauntes Gesicht. „Warum denn?"

„Hatten Sie nicht gesagt —?"

„Ich? Kein Gedanke! Hier haben wir doch immer so gemüthlich gesessen. Kommen Sie doch."

Halb bedrückt durch die Erinnerung an ihr Gespräch mit Mathilde, halb auch erfreut durch Brander's völlige Unbefangenheit, trat sie ein. Sie stiegen die enge, eiserne Wendeltreppe in den ersten Stock hinauf, wo sie ein matt

erleuchtetes, stilles Zimmer im holländischen Stil betraten. Dort pflegten sie ungestört in einer Nische zu sitzen, die durch eine Sophawand von dem übrigen Raume derart getrennt war, daß man die anderen Gäste weder sehen konnte noch selber von ihnen gesehen wurde.

Brander nahm die Speisenkarte und fragte: „Was wollen wir essen? Haben Sie Wünsche?"

„Ach nein — was Sie wollen."

„Na?"

„Ich sag' es nicht."

„Also demnach Caviar. Und ein schönes Entrecôte, Kellner. Und eine Flasche Henkellsect."

„Sehr wohl."

„Aber Brander — Sie sind ein Verschwender — wie soll ich denn mein Theil bezahlen? Ich bin Ihnen auch noch 3 Mark 25 schuldig — unsere Rechnung stimmt gar nicht mehr."

„Na, heute sind Sie mein Gast."

„Sie wissen doch, das will ich nicht."

„Aber Anna, wir müssen doch Joachim feiern. Sie sollen auch ein bißchen vergnügteres Gesicht bekommen."

„Bin ich denn traurig?"

„Nein, aber Sie kamen mit einem furchtbar griesgrämigen Gesicht ins Concert, jetzt kann ich's Ihnen ja sagen."

„Ach so . . ." Sie sah erröthend vor sich hin und spielte mit der Gabel.

„Was war denn wieder?"

„Ach, ich hatte Ihnen heute Vormittag nicht Alles vorgelesen, was mir mein Bruder geschrieben hat . . . Aber es ist doch besser, wenn ich es Ihnen sage. Denken Sie, es ist möglich, daß meine Mutter wieder heirathet."

„So? Wie schön!"

„Nein, schön ist es eben nicht. So leid es uns Kindern thut, aber wir können uns nicht darüber freuen."

„Warum denn? Ihre Mutter muß doch noch jung und hübsch sein? Dem Bilde nach zu urtheilen —"

„Aber Brander," erwiderte Anna erregt, „was reden Sie — ist das genug, daß meine Mutter noch jung und hübsch ist? Sie hat meinen Vater vor drei Jahren verloren, und zuerst war es so, als hätte sie ihren Lebensinhalt verloren. So hat mein Vater sie geliebt. Und nun, wo die Erinnerung an ihn ihre Welt war, da kommt plötzlich ein Fremder des Weges —"

„Wer ist es denn?"

„Sie kennen ihn — Waldberg ist es."

„Waldberg?"

„Ja. Es geht schon fast ein Jahr, und jetzt hat er meine Mutter sogar auf sein Rittergut eingeladen. Er hat drei kleine Kinder, die soll sie ihm erziehen, aber sie wird auch reich werden. Wir verstehen es nicht — uns thut das Herz so weh, wenn wir an Vater denken."

„Ich kenne ja Waldberg nur flüchtig," meinte Brander, den Kopf in die Hand stützend, „und halte ihn offen gestanden für ein bißchen falsch, wie viele Dänen —"

„Sehen Sie!"

„Aber gutmüthig ist er auch und ein frischer Kerl — warum soll er Ihre Mutter nicht lieb haben?"

„Ich frage, wie kann sie ihn lieb haben? Sie?"

„Wir wissen von anderen Seelen sehr wenig, Anna. Wir müssen etwas vorsichtig sein. Meistens zerstört man fremdes Glück aus Eigennutz und nicht aus Liebe."

„Brander, meine Gefühle für meine Mutter nennen Sie Eigennutz?"

„Ich habe mich ungeschickt ausgedrückt. Ich meine nur, das Glück ist so selten im Leben, die Glücksmöglichkeiten so gering — man muß den Naturen freien Lauf lassen. Kann Ihre Mutter nicht mehr aufrichtig trauern, ist sie von ihrer Erinnerung nicht mehr ausgefüllt, dann weiter, weiter, fassen, fest halten, so lange es geht."

Der Kellner hatte eben den Wein gebracht, und Brander goß in Erregung mit leise zitternder Hand die Kelche überschäumend voll. Anna betrachtete ihn dabei mit feuchtem Glanz über den großen blauen Augen.

„Sie sind heute anders als sonst," sagte sie leise, „schon Vormittags — als wollten Sie heute anders sein. Ich möchte von Ihnen nicht den brutalen Lebensgenuß predigen hören, Brander, von Ihnen nicht. Warum schütten Sie heute all' die feinen, wunderbar feinen Gänge zu, die Sie in Ihrer Seele haben? Warum preisen Sie, was wir beide überwunden haben, bevor wir uns kennen lernten?"

Er war sehr roth geworden, während sie sprach, und trank sein Glas mit einem Zuge aus, dann sagte er, ohne sie anzublicken: „Ich meine nichts Anderes als was Sie bei den meisten Künstlern finden werden. So lange wir nicht selige Geister sind, müssen wir die Naturbestimmung respectiren, sonst sündigt man schließlich mehr als alle Waldberge."

Sie schwiegen jetzt lange und aßen mechanisch, ohne ihr pochendes Herz beschwichtigen zu können und ohne die innere Gereiztheit zu überwinden. In dem von bunten Laternen matt erleuchteten Raume war es ganz still, der Kellner hatte sich zurück gezogen, und nur vom letzten Tische hörte man das Wispern und Gekicher eines Pärchens.

Endlich sah Anna auf und sagte scheinbar ruhig, aber mit einem seltsam ernsten Feuer in den Augen: „Brander, so geht es nicht — wir müssen wieder werden, was wir waren."

„Ja, sind wir denn was Anderes?" fragte er leise, mit eigenthümlichem Ausdruck.

„Wir müssen gut mit einander sein, weiter weiß ich nichts. Wir müssen weiter mit einander arbeiten. Ich muß von Ihnen lernen, und Sie müssen Vertrauen zu mir haben."

„Vertrauen?"

„Ja — und deshalb — deshalb, Brander — wollen wir Brüderschaft trinken. Kommen Sie.“

Die letzten Worte hatte sie ganz innig und weich gesagt, mit einer so lieblichen Hoheit und Wärme in der Stimme, daß er ihr zunächst nur mit einem Blick antworten konnte, als bäte er sie stumm um eine Welt. Dann aber, gleichsam erschreckend und mit dem Versuch zu lächeln, sagte er: „Ich bin dabei.“

Sie stießen an und gaben sich die Hand.

„O, Deine ist ganz kalt,“ sagte sie mit zögerndem Lächeln.

„Und Deine ist wie Feuer.“

Es entstand eine Pause, und Brander zog in großer Verwirrung das Concertprogramm aus der Tasche, um die Stimmung abzulenken.

„Opus 127,“ sagte er hinein blickend, „dies eine jagende Thema im zweiten Satz, das verläßt einen nicht, das könnte man im Tod noch hören.“

„Ja? Glaubst Du? Diese Ruhelosigkeit?“

„Ich glaub' es, denn es ist der Urgrund von Beethoven's Seele. Er hatte das Bild vom Glück und die Schönheit und Liebe im Herzen — nicht zu greifen, nicht zu fassen, und doch mehr als alle Wirklichkeit.“

„Fühlst Du Dich ihm verwandt?“

Er lächelte mit brennendem Auge düster. „Verwandt — wie man sich schließlich dem lieben Gott verwandt fühlt. Man muß eben allein sein.“

„Als Künstler?“

„Ja.“

„Muß man?“

„Denn die Erlösung scheint nur in uns selbst zu liegen.“

„Dann wäre man sich also eigentlich — fremd?“

„Das kann man nicht fassen, nicht wahr?“

Er sah sie an, ihre Seele an, und sie senkte zum ersten Male den Blick, anstatt ihn zu erwidern.

„Das kann man nicht fassen,“ sagte sie. Da nahm er plötzlich ihre Hand in beide Hände und preßte sie heiß. Wie Feuer durchlief es sie, und sie suchte sich ihm in steigender Angst zu entziehen.

„Anna!“ bat er flüsternd, in einem Ton, den er nur einmal fand, und als er ihre Angst und den harten Trotz in ihren bebenden Zügen sah, da verlöschte die kostbare Flamme plötzlich, er gab ihre Hände frei und lehnte sich erblassend in den Stuhl zurück. Minuten vergingen wie Ewigkeiten, er hörte sie leise weinen, und von einem ganz anderen Gefühl beseelt, in einfachem Freundesmitleid, sagte er: „Beruhige Dich doch — wir müssen vergessen — wir wollen nach Hause.“

Sie nickte nur bewegungslos und streifte ihn mit einem scheuen, bittenden Blick, den er aber nicht erwiderte. Er zahlte, gab ihr Tuch und Mantel, und sie stiegen langsam die eiserne Wendeltreppe hinunter. Wortlos gingen sie über die stille Straße, die weiß und kalt im Schnee lag. Zum Droschkenhalteplatz lenkte Brander hinüber und ließ Anna in einen Wagen steigen, um selber allein nach Hause zu gehen. Als das schläfrige Gefährt allmählich in

Bewegung kam, ermannte sich Anna und flüsterte, sich aus dem Fenster neigend: „Wann sehe ich Dich? Wann arbeiten wir wieder?"

Mit einem kurzen, trockenen Lachlaut erwiderte er: „Wann Du willst."

In neuer Aufwallung verfinsterte sich ihr Antlitz, und sie sagte härter als sie wollte: „Ich werde Dir schreiben. Gute Nacht." Der Wagen fuhr davon, bevor sie ein Abschiedswort von ihm hören konnte. Aber er hatte nichts gesagt. Er lief, die Zähne in die Lippen gepreßt, die todte Straße entlang, und aus seinem keuchenden Athem rang sich allmählich das Beethoven'sche, das jagende Thema los, von dem er mit ihr gesprochen hatte. Es trieb ihn jetzt förmlich vor sich her, und im Auge hatte er Anna's Bild, wie er sie liebte, und nicht wie sie war. Und plötzlich stockten seine Schritte, denn er hörte mitten im Getümmel der Töne und Gefühle eine scharfe, flüsternde Stimme neben sich, die sagte: „So allein?" Und aufblickend, starrte er in eine bemalte Dirnenfratze, die sich anbot, die sich anbot.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Die Literatur des alten Indien.

Von

H. Oldenberg[1]).

III. Die beiden Epen und Manu's Gesetze.

I.

In den großen religiösen Bewegungen, in deren Mitte Denker und Lehrer wie Buddha standen, hatte die alte Zeit Indiens ihr Ende gefunden. Die mächtige Einheit, die alles geistige Leben umfaßt hatte, seit Jahrhunderten langsam gelockert, war zusammengebrochen. An ihre Stelle waren scharfe, ja feindliche Gegensätze des Glaubens getreten, um so schärfer, je frischer sie waren. Sie trennten jene, welche im gelben Mönchskleide, dem eigenen Denken sich anvertrauend, auf neuen Wegen Erlösung aus Welt und Weltleiden suchten, von denen, die daran festhielten, nach altem Brauch den Göttern mit den Liedern und Sprüchen des Veda den Reiskuchen oder den Somatrank zu opfern.

Aber auch in den Kreisen dieser Altgläubigen konnte das von den Vorvätern ererbte Denken und Empfinden nicht unangetastet und unvermischt bestehen bleiben.

Aus den Bereichen außerindischer Cultur zwar kamen auch jetzt noch keine bedeutenden Anstöße, welche hier Wandlungen hätten herbeiführen können. Wohl hatte Alexander die Grenzen Indiens überschritten, und weiter als er drangen nach ihm jene griechischen Fürsten vor, von deren jahrhundertelanger Herrschaft im Induslande Massen griechischer und griechisch-indischer Münzen erzählen. Aber bis zu den eigentlichen Mittelpunkten, an denen sich das indische Denken über die Welt feststellte, reichten diese Einflüsse kaum, und der Hindugeist war wenig geneigt, sich der Betrachtung und Einwirkung so fremden Wesens hinzugeben. Man sah in den Yavana[2]) nichts Wichtigeres als einen der vielen Stämme, die von einstiger Kshatriyawürde durch Ungehorsam gegen die Brahmanen zu ihrem gegenwärtigen niedrigen Sudradasein herabgesunken waren. Oder man erzählte, daß die Wunschkuh des großen Vasishta sie zu-

[1]) Vergleiche „Deutsche Rundschau", 1899, Bd. CI, S. 138 ff., 318 ff.; 1900, Bd. CV, S. 264 ff., 398 ff.

[2]) Den Griechen, eigentlich den Ioniern.

gleich mit einer Menge anderer Barbarenvölker aus sich heraus ans Licht gebracht habe, um gegen Visvamitra zu kämpfen: so leicht wurde das Problem erledigt, welches das Erscheinen dieses Volks auf dem geschichtlichen Schauplatz stellte. Und wenn es schließlich an bedeutenden Einwirkungen der Griechen auf die Kunst und Wissenschaft Indiens nicht gefehlt hat, so scheinen sich doch diese Wirkungen erst spät, in nachchristlicher Zeit, Bahn gebrochen zu haben. In den ersten Jahrhunderten nach Alexander's großem Zuge ist es in allem Wesentlichen bei der alten Abgeschlossenheit der geistigen Welt Indiens geblieben.

Aber innerhalb dieser Welt vollzogen sich Wandlungen oder richtiger durchmaßen längst im Fluß begriffene Wandlungen neue Strecken ihrer Bahnen. In wirrerer und üppigerer Fülle der Formen, in heißeren Farben schwelgte jetzt die Phantasie; das Empfinden schwankte zwischen wilderer Gluth und wollüstigerem Ermatten; spitzer, raffinirter, auf verschlungeneren Wegen schritt das Denken, die Wissenschaft vorwärts.

Wie immer im älteren Indien ist es das religiöse Gebiet, auf dem diese Wandlungen sich in hellster Beleuchtung zeigen. Hier ist das große, für das Zeitalter charakteristische Ereigniß die Erhebung der Götter Vishnu und Shiva zu beherrschender Höhe.

Vor Jahrhunderten war es die abstracte Speculation gewesen, welche über dem Gewirr der Vedagötter das Brahma, das All-Eine in seiner blassen Unermeßlichkeit hatte erscheinen lassen. Jetzt stiegen aus wogenden Tiefen der Volksseele Gestalten neuer, persönlicher Götter auf, voll strotzender, unwiderstehlicher Lebensfülle. Die Griechen, gewohnt, in den Gottheiten fremder Völker die eignen wiederzuerkennen, berichteten, daß in den Gebirgen Indiens Dionysos mit bacchischem Festjubel verehrt werde, auf den Ebenen aber Herakles. Dionysos war kein Anderer als der von wild-orgiastischem Cultus umgebene Shiva; Herakles war Krishna, der Vernichter von Riesen und Ungeheuern, die gefeiertste unter den Incarnationen des Gottes Vishnu.

Die näheren Umstände, unter denen Vishnu-Krishna und Shiva sich zu ihrer Größe erhoben haben, sind dunkel. Wir können nur so viel sagen, daß es weder für Vishnu noch für Shiva in der Vorstellungswelt des Veda an Anknüpfungspunkten fehlt, wie denn auch ihre Verehrung sich mit dem alten Cultus eng verbündet hat, daß aber doch das eigentliche Wesen des Einen wie des Anderen durchaus unvedisch ist. Man hat an Einflüsse der Urbewohner Indiens gedacht. Es scheint in der That, daß solche hier mit im Spiel sind, aber es wird dabei doch wohl nur zum Theil an so greifbare Vorgänge zu denken sein, wie die Uebertragung bestimmter Glaubens- und Cultformen von den einen Volksstämmen auf die andern. Vor Allem werden jene Einflüsse in einer tieferen Weise gewirkt haben, die wir nur ahnen können: durch die allmählich fortschreitende Wandlung des Blutes, die eine Wandlung der Seele bedeutet, durch das beständige Einströmen neuer Mengen von Wilden- und Halbwildenblut in die Adern derer, die sich noch immer Arier nannten. Zeus und Apollon haben ihre Herrschaft behalten, solange es griechische Götter gab, denn das Griechenvolk blieb dasselbe. Indra und Agni mußten andern Göttern das Feld räumen, denn das indische Volk war ein anderes geworden.

Für diese Geister, in denen unergründliche Mischungen widerstreitender Kräfte, mit einander verschlungen, gegen einander entfesselt, ihr Spiel trieben, waren die Vedagötter allzu kindlich einfach; gar zu leicht war ihr Wesen ausgeschöpft. Sie waren von Norden gekommen; jetzt brauchte man tropische Götter. Es waren kaum mehr feste Gestalten; es waren ganze Gestaltenknäuel, Körper, aus denen Köpfe über Köpfe, Arme über Arme hervorquollen, Mengen von Händen, die Mengen von Attributen, Keulen und Lotosblumen halten: überall üppige und düstere, grandiose Poesie, Ueberfülle und verschwommene Formlosigkeit: ein böses Verhängniß für die bildende Kunst. Wenn am Ende des Aeon über dem allbedeckenden Ocean Finsterniß hereinbricht, schwimmt über den Tiefen Vishnu, getragen von den Windungen der tausendköpfigen Schlange:

Auf den Wassern, den weltweiten, ruht dort der Gott, der Selige,
Schlummerumhüllt, des Alls Herrscher im tiefen Dunkel seiner Nacht[1]).

Ist dann das Weltleben zu neuem Tage erwacht, steigt der Gott bald in thierischen, bald in menschlichen Avataras hernieder. Als Eber bringt er die Erde, die an der Spitze seines ungeheuren Zahnes haftet, aus der Tiefe zum Licht; in der Verkörperung Krishna's ergötzt sich der Menschgewordene jetzt an wollüstigem Spiel mit den Scharen liebestrunkener Hirtinnen, jetzt an übergewaltigen Kämpfen und Siegen. Shiva „der Gnädige", der furchtbarste der Götter, weilt in unnahbarer Einsamkeit höchsten Hochgebirgs, schlangenumwunden, aus dem Schädel trinkend, auf der Stirn das dritte Auge, dessen Blick seine Feinde zu Asche brennt, durchglüht von sinnlich-übersinnlicher Ekstase, von der wild taumelnden Lust unendlichen Schaffens und Zeugens, unendlichen Zerstörens —

Er lacht, er läßt Gesang schallen, lieblich im Tanze schwingt er sich,
Cymbel- und Lautenklang weckt er, von bunten Schwarmes Lärm umtost.
Weinend macht er das Volk weinen; weit gähnt sein Mund, leicht hüpft sein Fuß;
Trunkenem gleich, gleich Wahnsinn'gem in wirrem Wohllaut redet er.

Die Vishnu- und Shiva-Verehrung schlägt Saiten an, welche in den Regionen des alten Buddhismus nicht klingen. Auch gehört, wenn vielleicht nicht der Ursprung, so doch die volle Entwicklung jener Verehrung offenbar einer jüngeren Zeit an als der altbuddhistischen. Ein Schritt weiter ist geschehen in der Hingabe der Volksseele an das Maßlose, an das Orgiastische, das wollüstig Grauenhafte, das mystische Delirium. Gewalten haben sich erhoben, neben deren noch heut unerschütterter Herrschaft über den indischen Geist die Macht des Buddhismus als eine vorübergehende Episode erscheint.

In der Literatur der letzten vorchristlichen Jahrhunderte kommt, nachdem sich die buddhistische Strömung in der Hervorbringung der heiligen Texte ausgelebt hat, vor Allem die auf dem Veda fußende Richtung, für sich allein oder der Verehrung Vishnu's und Shiva's verbündet, in bedeutenden, für alle Folgezeit maßgebend gebliebenen Schöpfungen zu Worte. Dabei treten begreiflicherweise dort, wo die aus den alten vedischen Schulen ererbte Gelehrsamkeit die Leitung übernimmt, jene beiden Götter weniger hervor. Dafür drängen sie sich immer entschiedener in den Vordergrund, wo modernere und volksmäßigere

[1]) Aus dem Mahabharata; eben daher das folgende Citat.

Strömungen herrschen; hier verblassen die alten Götter mehr und mehr neben ihrer übermächtigen Gestalt. Ueberall aber, wie auch das Mischungsverhältniß des Alten und Neuen schwanken mag, prägt sich in diesen Schichten der Literatur ein Charakter aus, welcher zum literarischen Wesen der Buddhisten in schärfstem Contrast steht. Wenn die tiefe Innerlichkeit, die mit so ergreifender Gewalt aus der Lyrik der gelbgewandigen Mönche spricht, außerhalb des Buddhismus nicht ihres Gleichen hatte, so konnte doch die brahmanische Literatur eine Vielseitigkeit und einen Schwung entfalten, dessen der Buddhismus seiner Natur nach nicht fähig war. Für ihn concentrirte sich Alles auf den Gedanken an das Leiden des Daseins und an die Erlösung. Seine ganze Literatur war geistlich. Weltliche Interessen, die schließlich auch hier nicht fehlten, blieben doch eng umgrenzt und umkleideten sich mehr oder weniger nothdürftig mit religiösem Gewand. Lebensfrische und Leidenschaft, die Freude an Glanz und Farbe fand innerhalb der buddhistischen Poesie höchstens in der Literatur der frommen Erzählungen bescheidenen Spielraum, wo sie sich so zu sagen unerlaubter Weise regen konnte. Wie hätte die aus allem Dasein hinausfliegende Sehnsucht ein Epos zu schaffen vermocht? Epische Poesie großen Stiles, frei in bunte Weiten gehend, kann nur gedeihen, wo bewegtes Weltleben blüht. So konnte und mußte allein das Brahmanenthum diese Poesie pflegen. Hier galt es, ehrwürdige Ueberlieferungen von alten Kämpfen und Abenteuern festzuhalten und unabsehbare Massen neuen Stoffes mit vollen Händen darüber zu häufen. Es galt, von den Wundern Vishnu's und Shiva's zu erzählen und diese Götter von der Herrschaft über die ganze Sagenwelt Besitz nehmen zu lassen, daneben Lehrhaftes aller Art, nachdem sich die Pforten des Veda geschlossen hatten, in den weit geöffneten Räumen dieser immer noch von einem Abglanz vedischer Heiligkeit überstrahlten Literatur unterzubringen. So gaben brahmanische Poeten in den ungeheuren Dimensionen, welche der Sinnesart dieses Zeitalters entsprachen, dem Epos Indiens seine Gestalt oder vielmehr seine mächtige Ungestalt.

Ein ähnlicher Gegensatz zwischen Buddhismus und Brahmanismus wie auf dem Gebiet der Dichtung zeigt sich auch auf dem der wissenschaftlichen Literatur. Der Buddhismus mußte der Wissenschaft, dem Erkenntnißtriebe den Schwung benehmen, auch auf andere Räthsel als das eine des Weltleidens die Antwort zu suchen; er mußte die Freude daran lähmen, im Reichthum und der Feinheit der Lösungen, welche man den Problemen gab, sich nicht genug thun zu können. In der brahmanischen Literatur wehte ein anderer Geist. Hier erblühten mannigfache wissenschaftliche Bestrebungen. Zwar die Naturforschung blieb zurück; die Astronomie kam auch jetzt noch über das Stadium unklarer Anfänge kaum hinaus. Aber in mehr als einem Zweige der Geisteswissenschaften wagte man sich erfolgreich an Probleme, die es für den Buddhismus überhaupt nicht gab. So versuchte man, Sitte und Recht, die Ordnungen der Kasten in feste Regeln zu fassen: eine Aufgabe, die sich der Buddhismus nur in der engen Beschränkung auf die Satzungen seiner Mönchsgemeinde gestellt hat; denn an den Ordnungen des Weltlebens, soweit er von ihnen überhaupt Notiz nahm, übte er allein Kritik, ohne selbst schöpferisch aufzutreten. Nicht minder

überlegen zeigte sich das Brahmanenthum dem Buddhismus in der wissenschaftlichen Betrachtung der Grammatik. Den Buddhajüngern war das Wort nur ein gleichgültiges Mittel des Ausdrucks; hier war der Geist Alles, der Buchstabe nichts. Welch andern Boden für grammatische Forschungen bot das Brahmanenthum mit seiner Verehrung des Worts als einer Verkörperung des Göttlichen, mit seinem am Veda geschulten Aufmerken auf jeden Buchstaben, auf jede feinste Nüance der Aussprache und des Accents!

In seiner vollen Bedeutung aber offenbart sich der Gegensatz zwischen dem literarischen Schaffen der Brahmagläubigen und der Buddhisten, wenn man ihn bis zu seiner tiefen Grundlage verfolgt, zu der Sprache, welche jene Literaturen redeten. In den heiligen Texten der Buddhisten herrschte die lebendige Sprache, oder vielmehr herrschten alle Sprachen, welche, anders im Osten Indiens, anders im Westen oder Süden, in Dorf und Stadt von Mund zu Munde gingen. Die Literatur der Brahmanen bediente sich der „geschmückten Sprache", des Sanskrit. Jenen Dialekten gab die Abgeschliffenheit der Laute ihren Charakter, welche durch die läßlichen Sprechgewohnheiten des Volkes überall im Lauf der Zeiten hervorgebracht wird; das Sanskrit bewahrte unverändert, mit einer gewissen feierlichen Umständlichkeit, die alterthümliche, scharf ausgeprägte Lautgestalt, die aus den Zeiten der Vedapoesie und aus noch fernerer vorgeschichtlicher Vergangenheit ererbt war. Wie im Zeitalter Dante's der jung aufblühenden Literatur der volgar lingua das Festhalten an den alten Traditionen lateinischer Schriftstellerei gegenüber stand — wie man etwa das Zahlwort „sieben" hier sette, dort septem schrieb —, so war es auch in Indien: jenes selbe Wort hieß bei den Buddhisten satta, im brahmanischen Sanskrit dagegen sapta; oder ähnlich dem Verhältniß des italienischen ama zum lateinischen amat sagten die Buddhisten siyâ („es sei"), während die Brahmanen an dem alten syât festhielten.

In der That war das Sanskrit des Mahabharata oder der Gesetze Manu's annähernd ebenso weit davon entfernt, eine lebende Sprache zu sein, wie etwa das Lateinische in Dante's Zeit. Das wirklich Lebendige waren allein die Volksdialekte; das Sanskrit war ein sehr eigenartiges Kunstproduct. Die vedischen Schulen hatten die Kenntniß der Sprache, in welcher die alten Lehrtexte der priesterlichen Wissenschaft verfaßt waren, in die Zeiten hinüber gerettet, in welchen jene Sprache aus dem Volksmund längst verschwunden war. Und mit der Kenntniß auch einen gewissen Gebrauch. Neu verfaßte Behandlungen derselben Gegenstände, wohl auch die mündlichen Discussionen der priesterlichen Kreise bedienten sich der Sprache, an welche das heilige Wissen von altersher geknüpft war. Das verstand sich von selbst, so wie es selbstverständlich war, daß die mittelalterlichen Theologen lateinisch schrieben und disputirten; ja, in Indien, wo man die Texte nicht schrieb und las, sondern auswendig lernte und sich dadurch mit ganz anderer Intensität geistig von ihnen in Beschlag nehmen ließ, muß der Einfluß der alten Sprache sogar noch stärker gewesen sein, als er im Occident sein konnte. Auch die Poesie wird — vermuthlich neben volksmäßigerer Verwendung der lebenden Sprachen — da, wo sie ihren Schöpfungen höhere Würde zu geben, sie den Vedatexten

anzunähern wünschte, sich des Sanskrit bedient haben. Und so behielt oder erlangte dieses auch im täglichen Leben und Verkehr eine nicht unerhebliche Geltung. Correct Sanskrit zu sprechen galt als Standespflicht der Brahmanen. Und, wie das zu geschehen pflegt, drängten sich zum Gebrauch der Sprache, welche in so hochangesehenen gesellschaftlichen Sphären als schicklich anerkannt war, immer weitere Kreise. Im Mahabhashya, einem grammatischen Werk, das wohl dem zweiten Jahrhundert vor Chr. angehört, begegnet die gewiß aus dem Leben gegriffene Situation, daß ein Grammatiker und ein Stallmeister in ein spinöses Redegefecht über die richtige Bildung einer Sanskritform gerathen; es ist nicht der Grammatiker, der dabei das letzte Wort behält. So wird für weite Gebiete und lange Zeiträume der bekannte Gebrauch des indischen Dramas durchaus der Wirklichkeit entsprochen haben, daß neben den geistlichen Herren auch Könige, Minister, Generale, überhaupt alle höher gestellten Männer Sanskrit reden, während niedrige Personen, wie Diener oder Spaßmacher, und die Frauen Volksdialekte (Prakrit) sprechen: „redet eine Frau Sanskrit," heißt es in einem Drama, „so klingt es, wie wenn eine junge Kuh, der man einen Strick durch die Nase gelegt hat, schnüffelt." Die Sanskrit und Prakrit Sprechenden verstanden einander, wie jetzt in Holstein oder Mecklenburg hochdeutsch und plattdeutsch Redende sich verstehen.

Natürlich konnte aber eine Hochsprache wie das Sanskrit, an die Traditionen der Vergangenheit sich klammernd und künstlich lebendig erhalten, doch nicht in Wirklichkeit die alte Sprache selbst, sondern nur eine Annäherung an jene sein. Das Eindringen moderner Elemente, das fortwährende Durchschimmern der populären Idiome, ließ sich — man kann vielleicht sagen: zum Glück — nicht verhüten, ebenso wenig der Verlust zahlreicher alter Bildungsweisen und einzelner Worte, welche den Anhalt am lebendigen Sprachgefühl allzu vollständig verloren hatten. Minder unschädlich war, daß fortwährend an Stelle der alten Sprache selbst sich deren keineswegs immer zutreffendes Bild schob, wie es sich der Spekulation grammatischer Theoretiker darstellte. Denn die Fortpflanzung der Sprachkenntniß wurde hier natürlich viel weniger durch das lebendige Leben als durch die Kunstmittel grammatischer Unterweisung beschafft. Das eben erwähnte Mahabhashya freilich bemerkt einmal, daß zwar, wer einen Topf braucht, zum Töpfer geht, aber wer Wörter braucht, nicht ebenso zum Grammatiker geht und zu ihm sagt: „Ich brauche Wörter; mache mir welche." In Wirklichkeit wird doch, wer das Sanskrit betrachtet, oft die Empfindung haben, nicht natürliche Gebilde, sondern so zu sagen Töpferwaare, Producte eines freilich hoch entwickelten sprachlichen Kunstgewerbes vor sich zu sehen. Da ist der Auslaut eines jeden Worts nach künstlichen, vielfach reinster Gelehrtenwillkür entsprungenen Regeln vom Anlaut des folgenden Worts abhängig gemacht. Nach dem Recept werden unnatürliche Conjugationsformen angefertigt. Vergleichbar den vielköpfigen und vielarmigen Götterungeheuern jener Zeiten erwachsen aus langen Reihen von Worten die kunstvollen Ungestalten unübersehbarer Zusammensetzungen, mit denen der Poet sein „glattsüßgeneigtsinnkündungsgefügtes" Gedicht schmückt. Es fehlt dieser Sprache nicht an Feinheit, nicht an Schärfe, am wenigsten an üppigem Reich-

thum der Ausdrucksmittel. Aber ihr fehlt Unmittelbarkeit, volksthümliche Kraft und Frische. Sie kennt wohl neu auftretende Moden, aber sie kennt nicht mehr natürliches Wachsthum. Denn die lebendigen Dämonen mit ihrer Schöpfungskraft sind aus ihr entwichen; sie ist zum Spielwerk des Pandit geworden, des in alle Raffinements spitzfindiger Wissenschaft eingeweihten Gelehrten. Wer sie spricht, freut sich des schönen Beweises seiner Bildung. Wer sie hört, bewundert des Redners Kunst, wie im Ramayana die Kunst des Affen bewundert wird, der seine Botschaft im reinsten Sanskrit ausgerichtet hat:

> Ei seht doch her, wie fein der hier der Grammatik System beherrscht.
> So viel er sprach, ihm ist nirgends ein fehlerhaftes Wort entschlüpft.

Wo es um das, was man zu sagen hat, so ganz Ernst ist wie unter den alten buddhistischen Bettelmönchen, fühlt man sich zu dieser Sprache nicht hingezogen; hier bleibt für solche Decorationen kein Raum.

II.

Die Schilderung der Sanskritsprache, die wir zu geben versuchten, führt uns von selbst zum ersten von uns zu betrachtenden großen Werk dieser Literaturperiode, zur Grammatik des Panini.

Wir haben schon berührt, wie die eigenthümliche Natur des Sanskrit als einer gewissermaßen in der Luft schwebenden Kunstsprache der Wissenden mit besonderer Dringlichkeit die grammatischen Theoretiker zur Arbeit herausfordern mußte. „Wollen wir nicht Barbaren werden, müssen wir Grammatik studiren," sagte man. Und wenn es in einem vedischen Vers von der Göttin Rede hieß, daß sie „gar Manchem den Leib hingibt in Liebe wie dem Gemahl die schöngewand'ge Gattin"[1], so zogen die Liebhaber von Wort und Wortkunst auch hieraus wieder die Folgerung: „Soll die Rede uns ihr Selbst enthüllen, müssen wir Grammatik studiren." Die alten Bemühungen theologischer Sprachgelehrter, zum Zweck des richtigen Vedavortrags die Laute der heiligen Texte zu analysiren und ihre Abwandlungen festzustellen, weiteten sich so zu einem Unternehmen von sehr viel größeren Dimensionen aus. Jetzt galt es, die ganzen Reichthümer des Sanskrit wissenschaftlich zu bemeistern. Es handelte sich nicht um einen aus dem Erkenntnißtriebe geborenen Versuch, das Wesen der sprachlichen Erscheinungen zu begreifen, sondern vielmehr darum, Jedem, der reden wollte, wie es sich für den Gebildeten schickt, in erschöpfender Vollständigkeit dazu Anweisung zu geben.

Dies Bedürfniß führte nun freilich das Denken der indischen Sprachgelehrten tief in das Innere des Sprachbaus. Ihren Bestrebungen kam zu Gute, daß in Indien die Göttin Rede in der That so zu sagen sich williger enthüllt als in manchem anderen Lande. Die Worte des Sanskrit lassen sich vielfach leichter als etwa die des Griechischen in ihre Bestandtheile zerlegen. Der Bau des griechischen pherô, phereis, pherei („ich trage, du trägst, er trägt") ist dunkel verglichen mit der Durchsichtigkeit der entsprechenden Sanskritformen bharâmi, bharasi, bharati. Hier war es nicht schwer, zu sehen, daß zunächst am Ende dieser Worte ein Element vorliegt (-mi, -si, -ti), welches

[1] Siehe „Deutsche Rundschau", 1899, Bd. CI, S. 150.

das „ich“, „du“, „er“ ausdrückt; daß diesem dann ein weiteres Element vorangeht (das â oder a der mittleren Silbe), das der Wurzel nicht immer eigen, als Suffix an sie getreten ist; daß endlich als letzter Kern, als die Substanz, welche die Vorstellung des Tragens ausdrückt, die Silbe bhar übrig bleibt. So war die Analyse herausgefordert und erleichtert; ein weites Feld eröffnete sich für die Bethätigung spitzen Verstandes in der Aufstellung einer künstlichen Maschinerie von Classificationen der complicirtesten Art, von Regeln, Ausnahmen, Ausnahmen von den Ausnahmen — kurz für eben die Leistungen, welche mit glänzender Gewandtheit zu vollbringen der Hindugeist recht eigentlich geschaffen war.

Zahlreiche Arbeiter legten hier, wie auf allen Gebieten der literarischen Production Indiens, Hand ans Werk. Die erhaltenen Texte zeigen, wie es überall lebhafteste Discussionen gab, sorgfältig spitzfindige Abwägung von Gründen und Gegengründen, Aufeinanderprallen verschiedenster Theorien. Nur ausnahmsweise können wir über den Antheil der Einzelnen an dem, was da geleistet wurde, urtheilen. Für uns und im Wesentlichen schon frühzeitig für die Inder selbst wird dieser ganze Kreis von Bestrebungen durch einen bedeutenden Mann repräsentirt, dessen Namen alle anderen verdunkelte, der, man kann sagen, die grammatische Wissenschaft Indiens in sich verkörperte: Panini.

Panini scheint ungefähr — doch ist dieser Ansatz erheblicher Unsicherheit unterworfen — gegen 300 vor Christus gelebt zu haben. Kein Geringerer als Gott Shiva selbst soll ihm im Himalaya, erfreut über seine strengen Kasteiungen, das grammatische Meisterwerk offenbart und, unter furchtbarem Geschrei in den Wolken erscheinend, seine Rivalen gedemüthigt haben. Als ein buddhistischer Missionar, so wird berichtet, fünfhundert Jahre nach Buddha's Tode die im äußersten Nordwesten Indiens belegene Geburtsstadt des großen Gelehrten[1]) besuchte, erzählte man ihm dort, daß alle Kinder der Stadt zum Studium seines Lehrbuchs, zur Verehrung seiner Tugenden angehalten werden und daß eine ihm errichtete Statue noch jetzt zu sehen sei. Aus vorchristlicher Zeit sind Beschreibungen der Schulen enthalten, in welchen Knaben in der Kenntniß Panini's unterrichtet wurden. Der Lehrer „trug mit großer Sorgfalt die Grammatik vor, so daß auch nicht ein einziger Laut unnütz war“. Sprach ein Schüler einen unrichtigen Accent, so hieß es: „Du machst es falsch“, und die Belehrung wurde durch eine Ohrfeige unterstützt, denn man folgte dem Grundsatz:

Im Getändel wohnt Unbildung, rechtes Können in Schlägen wohnt.

Der glänzende Vorzug der panineischen Grammatik liegt in der scharfsinnigen, allerdings, wie wir schon andeuteten, durch das ganze Aussehen des Sanskrit erleichterten Zerlegung der Worte in die Elemente, aus denen sie sich aufbauen. Die Probleme, welche sich hier Panini stellt und zum Theil in der That löst, dringen in Tiefen, die von den Sprachgelehrten des griechisch-römischen Altertums nicht erreicht worden sind. Erst in der neueren und neuesten Sprachforschung ist Panini's Kunst der Analyse wieder aufgelebt — freilich, müssen wir hinzufügen, hat man zugleich auch gelernt, sie in ihre

[1]) Es war die Stadt Salatura, in der Nähe des heutigen Atak.

Grenzen einzuschränken, sie mit der nöthigen Vorsicht zu umgeben. Der nach Abscheidung aller ablösbaren Zuthaten zuletzt übrig bleibende Hauptbestandtheil des Worts ist die Wurzel (dhâtu): Panini oder vielleicht schon einer seiner Vorgänger schuf — das erstaunlichste Werk für so hohes Alterthum — ein Verzeichniß aller Wurzeln, auf welche er die Worte der Sprache oft mit glänzendem Scharfsinn, nicht weniger oft freilich mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit zurückführte. Weiter gab Panini eine erschöpfende Darstellung der verschiedenen Classen der Elemente, welche, an die Wurzel gefügt, aus ihr den „Stamm" bilden, sowie derer, durch deren Anfügung an einen Stamm aus diesem ein secundärer Stamm gebildet wird[1]). Er zählte die Endungen der einzelnen Casus, der einzelnen Personen des Zeitworts auf. Viele dieser Elemente nehmen, je nachdem sie mit diesen oder mit jenen Lauten in Verbindung treten, verschiedene Gestalten an; mit großer Klarheit wird in Panini's Grammatik die Identität der Substanz in diesen wechselnden Erscheinungsformen aufgewiesen, werden die Gesetze festgestellt, welche den jene Differenzen hervorrufenden Lautwandel beherrschen.

Und nicht nur auf das Aneinandertreten der Elemente, aus denen die Worte aufgebaut sind, erstreckt sich solche Erkenntniß. Sie dringt auch in die inneren Wandlungen ein, welche das einzelne Element erleidet. Es sind die Erscheinungen gemeint, welche die moderne Wissenschaft seit Jacob Grimm als „Ablaut" benennt: jener Vocalwechsel, der z. B. in werfe und geworfen, in finde und fand auftritt. Panini's Grammatik gibt wenigstens für einen Theil dieser Erscheinungen eine Theorie, auf welche man trotz manchen verfehlten Elementen — daß sie sich von solchen frei gehalten hätte, wäre geradezu undenkbar gewesen — doch nur mit Bewunderung hinblicken kann. Sie hat das Wichtigste dafür geleistet, das hellere und weitere Verständniß dieser Probleme vorzubereiten, welches die Sprachwissenschaft unserer Zeit, mit unendlich reicheren Materialien arbeitend, den ganzen Kreis der verwandten Sprachen planmäßig vergleichend, nicht mehr verfehlen konnte.

Vom Inhalt der panineischen Grammatik wenden wir uns zur Form, in der sie ihre tiefen Erkenntnisse darstellt. Eine Form, in welcher fremdartige Unnatur auf den Gipfel getrieben ist.

War es der übermäßige Wortreichthum der alten theologischen Texte gewesen, die Endlosigkeit der sie erfüllenden Wiederholungen, was eine Reaction hervorgerufen hatte? Man bildete einen Stil aus, welcher — ein echt indischer Zug — aus der Maßlosigkeit der Länge in eine ebenso ausschweifende Maßlosigkeit extremster Kürze verfiel. Es ist der Stil des Sutra, d. h. des „Fadens". Was an solchem Faden aufgereiht wird, sind allerkürzeste Sätzchen, oder oft nicht einmal Sätzchen, sondern an einander gefügte Abbreviaturen, algebraischen Formeln ähnlich, der knappste Anhalt für das Gedächtniß der Lernenden, durchaus unverständlich ohne einen beigegebenen Schlüssel, welcher diesen Texten nie gefehlt haben kann. Man steigerte die Kürze des Ausdrucks,

[1]) Um an einem deutschen Beispiel zu veranschaulichen, was hier gemeint ist: aus der Wurzel, die in gotisch beitan („beißen") enthalten ist, wird durch Anfügung eines Suffixes ein primärer Stamm, althochdeutsch bitt-ar, unser bitt-er gebildet, von diesem weiter mit secundärem Suffix Bitt-er-keit.

indem man nach bestimmten Vorschriften zu dem in einer Regel Ausgesprochenen aus anderen Regeln die nothwendigen Zusätze und Einschränkungen ergänzte. Der Autor, wurde gesagt, dem es gelingt, einen halben kurzen Vokal zu sparen, freut sich darüber wie der Vater über die Geburt eines Sohnes. Es war ein Stil, vollkommen unfähig, auch nur einen Abglanz lebendiger Gedankenbewegung widerzuspiegeln, ein Stil, in dem der Wissende sein Wissen fertig Stück für Stück, Dogma über Dogma niederlegte, jeden Satz fest und starr wie Gestein, jeden mit künstlichster Berechnung, mit einer gewissen triumphirenden Schlauheit zwischen die anderen eingefügt. In diesem Stil stellte man, unzweifelhaft schon vor Panini, die Lehre vom Opfer und den Opferliturgien dar; in diesem Stil baute man eine Wissenschaft nach der andern zu einem festen Lehrgebäude aus, von Recht und Sitte bis zur Philosophie, zur Poetik, zur Technik der kunstgerechten und eleganten Liebe. Der Sutrastil ist der charakteristische Stil der indischen Wissenschaft.

Panini's Grammatik nun zeigt diesen Stil in seiner höchsten Ausbildung. Durch ein raffinirtes System der Bezeichnung wird äußerste Kürze ermöglicht. An den einzelnen Elementen der Grammatik nämlich, z. B. an den Suffixen, sind „stumme Buchstaben“ angebracht: conventionelle Symbole irgend welcher Eigenschaften dieser Suffixe, wie etwa ihres Verhaltens hinsichtlich der Accentuation[1]). So sind die Regeln Panini's — ihre Zahl ist etwa 4000 — großentheils aus Worten gebildet, die keine Worte sind, sondern Häufungen technischer Symbole; die meisten Sätze bestehen nur aus wenigen Silben, absolut unanschaulich und ohne Commentar unverständlich, darauf berechnet, durch Ergänzungen aus den umstehenden Sätzen und aus gewissen stillschweigend mit zu verstehenden Fundamentalregeln die richtige Deutung zu erhalten. Von dem, was uns als die natürliche Ordnung des Stoffes erscheinen würde, ist keine Spur vorhanden. Allgemeines und Allerspeciellstes, Wichtigstes und Nebensächlichstes geht unterschiedslos durch einander, ohne sich irgendwie zu gegliederten, perspectivisch durchsichtigen Massen zu ordnen. Um eine einzelne Form etwa eines Zeitworts correct zu bilden, muß man rein mechanisch hierher und dorther aus einer Menge durch das Labyrinth dieser Grammatik verstreuter Regeln die einzelnen Bausteine zusammenbringen. Die Sprache erscheint in solcher Darstellung nicht wie ein von mächtigem Leben erfüllter Körper, sondern wie eine große Galerie von Marionetten, die an Mengen sich kreuzender und scheinbar sich verwirrender Fäden in Bewegung gesetzt werden. Aber in der That verwirren sich diese Fäden kaum je. Der Kundige weiß sie zu ziehen, und die Figuren vollführen ihren verwickelten Tanz mit peinlicher Genauigkeit. Man glaubt, wenn man diese Grammatik betrachtet, das feine Gesicht des gelehrten Hindu vor sich zu sehen; seine Züge umspielt das Lächeln dessen, der mit allen Problemen fertig ist und mitleidig auf den Profanen herabblickt, zu dem er mit dem Verse eines indischen Fabelbuchs sagen könnte:

> Ei, ei, hast nichts gelernt, Söhnchen; ließest dir's wohl ergehn so lang —
> In der Wissenden Kreis wirst du versinken wie die Kuh im Sumpf.

---

[1]) Beispielsweise die Endung der ersten Person - mi (wie in ásmi „ich bin“) heißt bei Panini mip; das p bedeutet, daß diese Endung nicht den Accent auf sich zieht.

III.

Erst in diesem Zeitalter, welches schon auf eine lange, an Wandlungen reiche Geschichte der Literatur zurückblickt, begegnen wir dem, was in Griechenland an der Spitze aller erhaltenen Poesie steht, dem nationalen Epos. Der Contrast ist allerdings in Wahrheit nicht ganz so schroff, wie auf den ersten Blick scheint. Wohl ist es zu fester Entwicklung großer epischer Poesie in Indien verhältnißmäßig spät gekommen: dies lag an der Schwäche der Aufmerksamkeit auf geschichtliche Vorgänge, die mit der Schwäche des geschichtlichen Lebens selbst eng zusammenhing; sodann an der weitgehenden Abhängigkeit der Literatur und ihrer gedächtnißmäßigen Ueberlieferung von dem früher und stärker auf andere Interessen als eben die Pflege des Epos gerichteten Brahmanenstand. Alles das hinderte doch nicht, daß nationale Epik sich in der That schon in immerhin wesentlich älterer Zeit als der hier von uns betrachteten entfaltet hat. Nur erfahren wir vom Aussehen des Epos in jenem Alterthum allein aus Spuren, die es hinterließ, und aus Rückschlüssen. Das alte Heldengedicht liegt unter mächtigen Schichten späterer Poesie verschüttet; und in diesem Sinne darf das Epos, welches wir vor uns haben, als eine Schöpfung — und zwar als die über allen Vergleich großartigste Schöpfung — des jüngeren Zeitalters betrachtet werden, mit dem wir uns hier beschäftigen.

Der Stoff dieses Epos, des Mahabharata[1]), d. h. des großen Gedichts vom Bharatidengeschlecht, ist allem Anschein nach im Wesentlichen geschichtlich, und die Sänger, die es vortrugen, hatten das Bewußtsein, Geschichte zu erzählen — Geschichte in dem einzigen Sinn, in welchem man damals Geschichte kannte: nicht als die vom Wahrheitssinn beherrschte Antwort auf die Frage des Wissensdurstes nach dem, was gewesen und geschehen ist, sondern als festlich schöne Verherrlichung der Thaten der Vorfahren zum Ergötzen und zur stolzen Genugthuung der Nachkommen, welche von des Sängers Kunst entzückt sprechen:

Fern vergangnes Geschehn sieht man sichtbar gleichsam vor Augen stehn.

Das Verhältniß solcher Dichtung zur wirklichen Geschichte muß natürlich im Einzelnen nach Ort und Zeit wechseln; gewisse charakteristische Grundzüge dieses Verhältnisses scheinen doch allgemein gültig zu sein, man möchte sagen mit Naturnothwendigkeit festzustehen. Einzelne beherrschende Hauptgestalten, einzelne vornehmste Ereignisse pflegen von der Dichtung in mancher Beziehung getreu festgehalten zu werden, so daß doch in anderen Beziehungen die Umrisse des Thatsächlichen sich verwischen und verwirren. Der Ort der Begebenheiten kann sich verschieben, noch leichter die Zeit, vollends wo, wie im alten Indien, auch die Wissenden keine sicher geordnete Jahresrechnung besitzen, die das unbestimmte Wogen der Ereignisse in festen Rahmen schließen könnte. Ohne Rücksicht auf die geschichtliche Wahrheit treten Gestalten zusammen, welche die Dichtung mit einander in Verbindung zu bringen bequem oder wirkungsvoll findet. Geringfügiges, dem die rechte Stelle fehlt, wird von dem

[1]) Von Uebersetzungen des großen Epos ist die französische von Fauche, die englische von Protap Chandra Roy zu nennen; daneben zahlreiche Uebersetzungen einzelner Theile oder Episoden, unter welchen nach den Meisterwerken Rückert's auch die Arbeiten von Ad. Holtzmann („Indische Sagen“) genannt zu werden verdienen.

Gewichtigeren angezogen. Das Bedürfniß nach Contrastwirkungen macht sich geltend. Jeder Sänger strebt, dem alten Stoff neuen Schmuck zu verleihen. Wo Lücken den Zusammenhang zerreißen, füllt die Dichtung sie, bewußt oder unwillkürlich, mit selbstgeschaffenen Gebilden aus, so wie es eben schön oder glaublich erscheint. Liebe und Haß der Poeten, ethische Motive treten zu den ästhetischen hinzu. Man vergegenwärtige sich, wie die deutsche Heldensage mit den Kämpfen der Burgunden und Hunnen, mit den großen Gestalten des Attila, des Theodorich umgeht: man wird lernen, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie es hier einen Kern wirklicher Geschichte gibt, und wie diesen Kern bunte Nebel der Dichtung umhüllen.

Die historische Schätzung der indischen Heldensage befindet sich nun freilich gegenüber derjenigen der deutschen im empfindlichsten Nachtheil. Ueber die gotischen und burgundischen Helden besitzen wir, dank den römischen Historikern, zuverlässige Ueberlieferung. Die Kämpfe aber, deren Gedächtniß im Mahabharata aufbehalten ist, hatten nicht andere Völker von älterer, fertiger Cultur zu Zeugen. So fehlt uns hier fast jeder Anhalt an sicherer Tradition. Spärliche Erwähnungen alter Fürsten im Veda sind die einzigen, natürlich durchaus unzureichenden Fragmente wirklicher Ueberlieferung, die auf uns gelangt sind. Ganz ohne Bedeutung für die geschichtliche Beurtheilung des Mahabharata sind diese Zeugnisse immerhin nicht. Das Epos nennt als Enkel und Urenkel des vornehmsten seiner Helden zwei Könige, Parikshit und Janamejaya; es berichtet, daß zuerst bei einem großen Opfer, welches Janamejaya veranstaltete, die Erzählung vom gewaltigen Kampf der alten Helden vorgetragen sei. Zeugnisse des Veda nun lassen keinen Zweifel daran, daß sowohl Parikshit wie Janamejaya geschichtliche Persönlichkeiten sind und daß sie an eben den Orten, an welchen das Epos sie auftreten läßt, wirklich geherrscht haben. Das gesegnete Walten Parikshit's wird von einem offenbar gleichzeitigen Poeten in schwungvollen Versen verherrlicht:

> Frieden erschuf Parikshit uns, der Edelste, auf seinem Thron:
> So spricht im Kuruland der Mann zum Weib, wenn er sein Nest sich baut.
> Was soll ich bringen? Gerstenmus? Willst du Milch? Willst du Rauschgetränk? —
> So fragt die Gattin den Gemahl in des Königs Parikshit Reich.
> Aus Höhlentiefen stürzt empor das reife Korn zum Sonnenlicht;
> Herrlich Gedeihen schmückt das Volk in des Königs Parikshit Reich.

Einen Fürsten, der nach dem Bericht des Epos einige Generationen älter ist als dieser glückliche Herrscher, den Vater der Helden, welche die eine Partei im großen Kampf des Mahabharata bilden, erwähnt der Veda ebenfalls in einer von jedem Verdacht der Erdichtung völlig freien Weise. Die Haupthelden des Epos selbst zwar werden dort nicht in solcher Art genannt; ebenso wenig ist — abgesehen von einer ganz zweifelhaften Anspielung — von der großen Schlacht die Rede, welche sie geschlagen haben. Das kann bei der Dürftigkeit dieser zerstreuten und zufälligen vedischen Zeugnisse keinen Verdacht erregen. Wir werden vielmehr daraus, daß der Veda die Geschichtlichkeit von Personen bestätigt, welche im Epos jenen Personen und Ereignissen nah benachbart erscheinen, einen günstigen Schluß, wenigstens eine günstige

Vermuthung auch in Bezug auf die letzteren selbst herleiten dürfen. Die Verhältnisse der verschiedenen Helden zu einander mögen im Gedicht der Wirklichkeit gegenüber Verschiebungen erlitten haben, die wir im Einzelnen natürlich nicht zu durchschauen im Stande sind; die Begebenheiten, welche als eine ungeheure, welterschütternde Katastrophe erzählt werden, mögen in Wahrheit auf sehr viel bescheidenere Dimensionen beschränkt gewesen sein. Aber so viel dürfen wir doch für wahrscheinlich halten, daß in dem Fürstengeschlecht und an den Orten, welche das Epos nennt, in der That Ereignisse von der Art der im Gedicht erzählten sich zugetragen haben. Und wir dürfen auf Grund jener Zeugnisse des Veda auch über das Zeitalter dieser Ereignisse wenigstens eine ungefähre Schätzung versuchen. Wir müssen für ausgeschlossen halten, daß sie in die ältere vedische Periode zurück reichen, oder daß sie gar den Zeiten des Morgengrauens indischer Geschichte angehören. Längst sind die Kämpfe, deren Nachhall den Rigveda erfüllt, der erobernden arischen Einwanderer gegen die dunkeln Urbewohner, zu Ende gekämpft. Die großen Fürsten und Krieger, deren Namen für die Sänger des Rigveda den Inbegriff alles Heldenthums bezeichnen, Sudas, Trasadasyu, „vor dem der Wilde zittert", sind hingegangen. Die Erinnerung an ihre Thaten ist verklungen in den Wechselfällen, welchen das Dasein der alten, kleinen Stämme und Dynastien unterworfen war, in der Engheit und Unfertigkeit aller Verhältnisse, aus der sich als breite, fest gegründete Macht nur die des Priesterstandes hervorhob. Jetzt hat das Gewirr der zahllosen, unbedeutenden, durch einander wogenden Stämme der festeren Herrschaft weniger, größerer Völker Platz gemacht, die in geordneter Ruhe in denselben Ländern, vielleicht auch schon in denselben blühenden Städten sitzen, welche ihnen dann durch Jahrhunderte eigen gewesen sind. Die Entfaltung einer reichen und complicirten religiösen Dichtung, die Feststellung der Cultordnungen ist längst zum Abschluß gelangt. Dies Zeitalter hat die Ereignisse gesehen, von denen das Mahabharáta erzählt:

der Kuru und der Pandu Zwist
Um das Reich, der beim Spiel ausbrach; der Pandu Waldesaufenthalt,
Und wie sie dann den Kampf kämpften, den erduntergangbringenden.

Gewiß ist es kein Zufall, daß die Helden dieses Kampfes Vorfahren und, wie es scheint, nahe Vorfahren von Königen wie Parikshit und Janamejaya sind. Erst die glänzende Herrschaft dieser Fürsten vom Bharatahaus gab den Boden für die Entstehung eines Heldenliedes wie des Mahabharata her, welches, durch den Wechsel der Zeiten nicht vernichtet, sondern in neue Formen gegossen, mit neuem und immer neuem Inhalt erfüllt, in seiner Riesengestalt als das vornehmste literarische Denkmal des Hinduthums Staunen erweckt und durch alle Zukunft erwecken wird.

Der Handlung des Gedichts fehlt es nicht an tragischer Wucht. Sie ist in ihren Hauptzügen die folgende.

Das Fürstengeschlecht der Bharatas zerfällt in die Zweige der Kuru und Pandu, beide über je eine Hälfte des Reiches herrschend. Auf der Seite der Kuru steht voran der gewaltige, aber von Tücke und Mißgunst erfüllte Duryodhana. Unter den fünf Panduprinzen ist der älteste der edle Yudhishthira;

neben ihm ragt Arjuna hervor, die Verkörperung alles Heldenmuths und aller Tugend. Im Wettkampf der Könige des ganzen Erdkreises hat er den mächtigen Bogen gespannt und das Ziel getroffen. Durch diesen Sieg hat er die schöne Draupadi gewonnen, aber nicht für sich allein: alle fünf Brüder lieben die herrliche Fürstentochter; so wird sie zur gemeinsamen Gattin ihrer aller. Der Neid über das Glück der Pandu läßt Duryodhana keine Ruhe. Er veranstaltet ein Würfelspiel; die Unterliegenden sollen zwölf Jahre lang verbannt im Walde wohnen und auch das dreizehnte Jahr noch unerkannt leben; erst im vierzehnten sollen sie ihr Reich zurück erhalten. Yudhishthira verliert für sich und die Seinen, und so ziehen die Pandufürsten mit Draupadi unter den Wehklagen alles Volks in den Wald hinaus. Dort verbringen sie die Zeit unter mannigfachen Erlebnissen. Bald bestehen sie siegreiche Kämpfe mit menschlichen Feinden oder mit bösen Riesen; bald ziehen sie zu heiligen Plätzen, ihre Andacht darzubringen; bald werden sie von fremden Fürsten und weisen Brahmanen besucht, die mit ihnen belehrende Gespräche führen oder ihnen zu ihrer Unterhaltung und ihrem Trost alte Sagen erzählen. Das letzte Jahr der Verbannung weilen sie unerkannt am Hof des Königs der Matsya, der Eine als Koch, der Andere als Gesang- und Tanzmeister, die Uebrigen in ähnlichen Verkleidungen. Endlich ist die festgesetzte Zeit abgelaufen, und sie verlangen gemäß dem Vertrage die Herausgabe ihres Antheils am Reich. Sie wird ihnen verweigert. So rüsten sich beide Seiten zu der ungeheuren Schlacht. Die Völker von ganz Indien — in der uns vorliegenden Gestalt des Gedichts sogar die Saka und Yavana, Skythen und Griechen — nehmen als Bundesgenossen der Kuru oder der Pandu am Kampf Theil. Den Pandu — wir wissen nicht, in wie alte Zeit dieser Zug der Erzählung zurückreicht — hilft Krishna, der menschgewordene Gott, der dem Recht Sieg über das Unrecht verleiht. Auf dem heiligen Boden von Kurukshetra[1]) wird die Schlacht geschlagen. Sie währt viele Tage. Ungeheure Heldenthaten werden gethan, Meere von Blut vergossen. Die großen Kurukrieger fallen einer nach dem andern, zuletzt Duryodhana, und sein ganzes Heer findet den Untergang. Einer der Wenigen, die entronnen sind, sieht in schlafloser Nacht, wie eine Eule mit feurigen Augen ein Volk schlafender Krähen überfällt und eine nach der andern tödtet. Er thut wie die Eule; mit nur zwei Gefährten schleicht er zu dem in tiefer Ruhe liegenden Lager der Pandu und ermordet alle ihre Scharen. So ist das ganze Heldengeschlecht der Kuru wie der Pandu untergegangen. Nur die fürstlichen Pandubrüder selbst, die sich in der verhängnißvollen Nacht aus dem Lager entfernt hatten, sind dem Blutbad entronnen. Sie ziehen, nachdem die Todtenklage um die gefallenen Helden gehalten ist und die Leichen verbrannt sind, in der Königsstadt ein, und Arjuna's Enkel Parikshit wird zum Stammvater eines neuen Herrschergeschlechtes.

Dies sind die Ereignisse, welche das Epos berichtet.

Daran, die Erzählung von ihnen zu gestalten und immer wieder umzugestalten, haben lange Jahrhunderte gearbeitet. Aehnlich haben ja auch in

---

[1]) Nördlich von Delhi.

Deutschland schon in höchstem Alterthum epische Lieder die Kämpfe der Burgunden und Hunnen gefeiert, während doch erst sieben bis acht Jahrhunderte nach jenen Ereignissen das große Gedicht geschaffen worden ist, an dessen Besitz wir uns freuen. Die alten Fassungen des Bharatidenliedes mußten untergehen, verdrängt von neueren, dem Geschmack späterer Zeitalter wohlgefälligeren, — verdrängt um so leichter, als Jahrhunderte hindurch nicht die Schrift der Erhaltung des Alten zu Hülfe kam, sondern mündliche Ueberlieferung Alles in beständigem Fluß erhielt. Wir dürfen es wohl glaublich finden, daß schon am Hof der alten Bharatidenkönige wie des Janamejaya Barden, dem königlichen Hofstaat angehörend, jene Heldenthaten der Vorfahren des Königs verherrlicht haben. Concrete Spuren von der Existenz eines Bharatagedichtes begegnen dann mit großer Wahrscheinlichkeit in altbuddhistischen Erzählungen, ferner in der Literatur der an den Veda sich anschließenden Lehrbücher des Rituals, d. h. — wenn ein freilich ganz unsicheres Datum genannt werden darf — in der Zeit um 400 vor Chr. In einem jener Texte wird vorgeschrieben, den Seelen der alten Sänger des Rigveda und der Lehrer der Folgezeit Wasserspenden darzubringen; eine Aufzählung dieser ehrwürdigen Persönlichkeiten wird gegeben, und in ihr werden neben den Lehrern des Rechts die „des Bharata und des Mahabharata" (des großen Bharata) genannt. Damals also war das Gedicht schon in mehreren Fassungen, kürzer und umfangreicher, vorhanden[1]). Und wir dürfen aus jener Aufzählung auch schließen, daß es für den Theologen, welcher hier redet, als einziges der vollen, religiös angehauchten Werthschätzung würdiges Epos dastand, neben dem es kein zweites oder doch kein gleichberechtigtes — man würde etwa an das Ramayana denken — gegeben hat.

Von dem Aussehen des Gedichtes in älterer Zeit uns eine Vorstellung zu machen ist nicht ganz unmöglich. Die Formen, in welchen sich damals die Erzählungskunst bewegte, sind bekannt; wir haben sie früher zu schildern versucht[2]). Die Ereignisse, die zu berichten waren, wurden, wie wir sahen, im Ganzen in Prosa erzählt; hervortretende Pointen aber, namentlich wichtige, dramatisch mit einander wechselnde Reden und Gegenreden, kleidete man in Verse, die man singend, oft unter Begleitung von Saiteninstrumenten, vortrug. Wir können kaum bezweifeln, daß ursprünglich auch der Zwist der Kuru und Pandu in eben dieser Form erzählt worden ist. Sie hat sich noch inmitten des uns vorliegenden Gedichtes in einigen Episoden erhalten. Besonders anschaulich zeigt sich dieser alte Stil und sein Contrast mit der Erzählungsweise der jüngeren Zeit in einem umfangreichen Abschnitt, den wir in

[1]) Daß, woran man gedacht hat, diese Nennung des Bharata und des großen Bharata in die erwähnte Aufzählung nachträglich eingefügt sein sollte, kann allerdings nicht für ausgeschlossen gelten; directe Gründe für diese Annahme liegen meines Erachtens nicht vor. Denkbar wäre auch, daß der echte Text nur von einem „Bharata" gesprochen hätte und das „große Bharata" später zugefügt worden wäre; erweisen werden kann natürlich auch dies nicht. Uebrigens dürfen wir, selbst wenn jene Worte nicht vom Verfasser des Textes, in dem wir sie lesen, herrühren sollten, immer noch in ihnen ein recht altes Zeugniß für das Bestehen des Epos sehen.

[2]) „Deutsche Rundschau", 1899, Bd. CI, S. 332; 1900, Bd. CV, S. 412.

dem uns überlieferten Mahabharata in jüngerer, durchweg poetischer Fassung lesen, der sich aber außerdem als selbständiges Gedicht in der alten Form erhalten hat. Es ist die Geschichte von der Feindschaft des Riesenvogels Garuda und der Schlangen. Aus der alten Zeit besitzen wir allein die Verse. Die verbindende Prosa, welche Jeder mit seinen eigenen Worten wiedergab, ist, wie gewöhnlich, nicht fixirt und daher nicht mit überliefert worden. Stellt man nun jene alten Verse den entsprechenden der jüngeren Redaction gegenüber, so darf man sich danach eine ungefähre Vorstellung von dem Abstand bilden, welcher die poetische Kunstweise des uns verlorenen, so zu sagen prähistorischen Mahabharata von der erhaltenen Form des Epos getrennt haben wird. Gegenüber dem modernen Pomp prachtvollen Wortreichthums, ungeheurer, maßlos übereinander gethürmter Bilder ist in jenem alten Gedicht Alles knapper, bescheidener, wirklicher. Man vergleiche etwa eine in beiden Fassungen vorliegende Schilderung des großen Regenwetters, welches das bedrängte Geschlecht der Schlangen vor dem Untergang in der Sonnengluth rettet. Der jüngere Poet sagt hier:

> Wie wenn genaht das Weltende, ergossen Wolken riesenhaft
> Mächt'gen Strom durch die Luftreiche unaufhörlich mit großem Schall.
> Es durchtanzten die Gußwogen des Aethers Weiten tausendfach,
> Dröhnend von des Gewölks Donner, von Wetterstrahl und Sturm gepeitscht.

Wie schlicht, fast unbehülflich klingt dagegen das alte Gedicht. Das Kommen des Regens wird herbei gewünscht:

> Wasserbedeckt, uferlos sei das Ufer;
> Froschweibchens Ruf töne die ganze Nacht durch.
> Fußlose Kuh[1]) gebe die Milch des Regens;
> Das Reh soll schreien festen Boden suchend.

Ein wichtigstes Ereigniß in der Lebensgeschichte des Bharatidengedichtes muß dann die Aufhebung der alten Dissonanz der prosaischen und poetischen Form gewesen sein. Der poetische Schmuck, welcher früher einem Theil des Ganzen vorbehalten war, wurde über das Ganze ausgedehnt. So verschwand die Gehemmtheit, welche aus dem Gegensatz jener beiden Bestandtheile nothwendig hervorgehen mußte. Erst jetzt gab es ein wirkliches, über ferne Weiten hin reichendes dichterisches Kunstwerk; man möchte sagen, daß es erst jetzt erlaubt ist, von einem Epos zu sprechen.

Wir dürfen glauben, daß die Handlung des Gedichts in den früheren Perioden seines Daseins von großer Einfachheit gewesen ist. In der Mitte steht nicht ein Einzelner. In antiker Geschlossenheit stehen sich die ganzen Familien gegenüber. Die Einen wollen die Herrschaft; die Andern wollen sie auch. Mit Gewalt und List wird gekämpft. Wer gewinnt oder verliert, gewinnt und verliert für sich und die Seinigen. Das ist das Ganze. Um innere Conflicte, um seelisches Geschehen handelt es sich wenig. Wie Jeder ist — gut oder böse, besonnen oder heftig — so bleibt er stehen oder geht

---

[1]) Die Wolke. Uebrigens ist hier der Text verderbt. Doch kann über den Ton des Ganzen kein Zweifel obwalten.

in gerader Linie seinen Weg. Auch der Gute bedenkt sich nicht, List und Trug zu Hülfe zu nehmen. Von Uebermenschlichem haben diese Helden nichts an sich als allein übermenschliche Kraft. Sie sind starke, einige von ihnen auch schlaue Krieger, derb in ihren Leidenschaften, leidenschaftlich auch in ihren Vergnügungen wie in dem mit maßloser Versessenheit betriebenen Würfelspiel. An Kraft und Gedrungenheit der Handlung, an naturwüchsiger Heftigkeit der Ausbrüche von Liebe und Haß muß das Gedicht, den früher geschilderten buddhistischen Erzählungen hierin gewiß überlegen, viel besessen haben, was später verwischt und zerflossen ist. Hier und da meint man doch unter der Oberfläche des uns vorliegenden Epos reichlicher und deutlicher als anderwärts die vollwichtigeren Gestaltungen der alten Zeit zu erkennen. Wir versuchen von einer Scene eine Vorstellung zu geben, der man wohl mit Recht besondere Alterthümlichkeit zugeschrieben hat, der großen Spielscene. Die Fürsten sitzen in der Halle. Von der einen Seite ist es Yudhishthira, der die Würfel wirft: ein leidenschaftlicher Spieler, aber ein schlechter Kenner des Spiels. Ihm gegenüber steht der schlaue Falschspieler Sakuni. Sie spielen um immer höheren Einsatz; jedes Mal ruft Sakuni: „Gewonnen!“ Yudhishthira setzt seine Stadt und sein Land; er setzt seine Brüder; er setzt seine eigene Freiheit. Alles verliert er. Endlich setzt er Draupadi, die unvergleichliche Fürstin. „Pfui!“ rufen die Alten in der Halle. Schweiß bricht ihnen aus. Die Kuruprinzen frohlocken; den Anderen strömen die Thränen aus den Augen. „Gewonnen!“ ruft wieder Sakuni. Es wird nach Draupadi geschickt: sie soll die Gemächer fegen, mit den Sklavinnen zusammen wohnen. Man ergreift sie an dem langen, dunkeln, wogenden Haar — an jenem Haar, welches bei dem Fest der königlichen Weihe von der hochheiligen Wasserfluth benetzt worden ist. Sie wird in den Saal geschleift. Da schmerzt die Pandus nicht so tief der Verlust von Besitz und Königreich wie der Blick der Fürstin, welcher die Feinde zurufen: „Sklavin!“ Doch Bhima, der starke Panduheld, schwört mit zornbebenden Lippen. Hand gegen Hand gepreßt:

> Nicht will ich einst dahin fahren, wo weilt der sel'gen Väter Schar,
> Wenn ich nicht dieses frechgeist'gen Abschaums vom Bharatidenhaus,
> Des argen Feindes Blut trinke, im Kampf zerschmetternd seine Brust!

Wohl mögen die Verfasser und Ordner des alten Gedichtes, von ihrem Stoff und den ihm innewohnenden Leidenschaften lebendig ergriffen, mit ähnlich wuchtiger Kraft die ganze Geschichte, welche von solchem Gelübde bis zu seiner Erfüllung führte, zu erzählen gewußt haben.

Aber andere Zeiten kamen. Die alten Reiche, die Königshäuser, die ihre Abkunft von den Helden des Epos herleiteten, verschwanden vom Schauplatz: was bedeutete unter den modernen großen Monarchen — einem Emporkömmling wie Candragupta oder einem Asoka — der Ruhm der längst hingegangenen Bharatiden? Und statt der Barden, die dem alten fürstlichen Dasein nahe gestanden, in jener Atmosphäre ritterlich-kriegerischer Derbheit gelebt hatten, wurden jetzt, scheint es, immer entschiedener Brahmanen zu Pflegern und Fortsetzern des Epos — Männer der philosophischen Speculation, Rechtskenner, Apostel neuer Götter, des Vishnu- und Shivaglaubens. Wie konnten

diesen die Helden der Vergangenheit und ihre Thaten so am Herzen liegen, daß sie der Versuchung widerstanden hätten, das Gedicht mit neuem, ihren eigenen Interessen entsprechendem Inhalt zu überschütten? Unter ihrer Hand wurde das Epos zum längsten aller Gedichte der Weltliteratur; es verfiel immer rettungsloser dem indischen Verhängniß der Maßlosigkeit. Die alten Heldenthaten verloren ihre markigen Umrisse; eine Atmosphäre weichlichen Sultanthums lagerte sich über sie; immer mehr wurden sie zu wüstem Zauberspuk. Wo die Naturwüchsigkeit der alten Geschichten unbekümmert um moralische Bedenken ihren oft wenig tugendlichen Weg gegangen war, mußten jetzt Sophismen über solche Anstöße weghelfen oder wegtäuschen. Endlose Reden pflegten der Erzählung den letzten Rest von Bewegung und Kraft zu benehmen. Dazu dann bei jedem nur denkbaren Anlaß oder auch ohne allen Anlaß eingefügte, bald erzählende, bald lehrhafte Episoden, Epen im Epos, oft in langen Reihen, ganze Systeme metaphysischer, moralischer, juristischer Weisheit, wie Polypen das Heldengedicht umklammernd und erstickend. So sprengte das alte Epos seine Form, wie das arische Volksthum in Indien seine Form gesprengt, sich in das umrißlose, fließende Chaos des Hinduthums aufgelöst hatte. Die Erzählung vom Kampf der Kuru und Pandu erweiterte sich zu einem übergroßen Gefäß aller Kunde der Vergangenheit, irdischer und göttlicher Dinge, zu einem Riesenwerk, von dem das Selbstgefühl derer, die es zu so Ungeheurem gemacht hatten, sagen durfte:

> Keine diesem Gedicht fremde Kund' auf Erden erfunden wird,
> Wie dem Nahrungsgenuß fremdes Leibesdasein nicht mag bestehn —

oder ähnlich:

> Was anderwärts, auch hier findst du; nirgends gibt's, was es hier nicht gibt.

Und was auch immer anderwärts gedichtet werden mochte, es stand hinter dieses Sanges Herrlichkeit zurück,

> Wie der Krähen Gekrächz mißklingt nach des Kokila süßem Lied, —

es mußte seine Abhängigkeit von der Hoheit des königlichen Gedichtes anerkennen:

> Das Bharatidenlied spendet Unterhalt der Poetenschar,
> Wie Lohn beut dem gewinnlust'gen Dienervolk der geborne Herr.

Der westliche Betrachter wird versuchen müssen, von seinem Standpunkt aus dem Wesen des Gedichtes, welchem in seinem eigenen Lande solche Schätzung widerfahren ist, gerecht zu werden. Bei aller verwirrenden Mannigfaltigkeit, bei allen im Einzelnen übrig gebliebenen Dissonanzen zwischen Altem und Neuem hat doch im Ganzen die Thätigkeit der Poeten, die dem Epos seine jetzige Gestalt gegeben haben, ihm nach Form wie nach Inhalt einen so durchgehenden Charakter aufgeprägt, daß der Versuch, diesen in einem einheitlichen Bilde wiederzugeben, wohl unternommen werden darf.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Aus der Zeit Friedrich Wilhelm's IV.

Briefwechsel des Generals Gustav von Below.

Herausgegeben
von
Prof. Dr. **Georg von Below.**

3. Briefwechsel zwischen G. v. Below und E. v. Saucken-Tarputschen. Die Revolution. Das Frankfurter Parlament. 1848/49.

E. v. Saucken an G. v. Below.

Frankfurt, d. 9/3 48.[1])

Mein theurer Freund!

Unserer Verabredung gemäß habe ich hier, ohne aber daß es selbst August[2]) weiß, den Brief[3]) in der Weise geschrieben, wie ich glaube, daß er wahrhaft nützen könnte, wenn er beachtet und dem Rath gefolgt würde. Ich habe ihn ruhig, aber ganz ehrlich geschrieben. Sieh ihn durch und versiegle ihn mit einem fremden Wappen. Ich habe ihn auch von Berlin noch datirt, und wenn Du es übernimmst, ihn abzugeben, so sage nur dem König, daß mir sein Abschiedswort eine so ernste Mahnung war, daß ich nicht widerstehen konnte, ich mußte ihm gleich einen sprechenden Beweis geben, daß ich ihm und in welchem Grade vertraue — aber den M.[4]) nicht. Vielleicht kannst Du manches daran anknüpfen. Was ich über den Deutschen Bund und Fürsten gesagt habe, trifft gewis zu, wenn es auf dem betretenen Wege fortgeht, und vielleicht hat noch Niemand ihn darauf aufmerksam

---

[1]) Am 7. März 1848, also unmittelbar vor der Abreise E. v. Saucken's aus Berlin, hatten die zu der Tagung der Vereinigten Ausschüsse in Berlin erschienenen ostpreußischen Abgeordneten in einer Eingabe an den König ihm ihren Dank für die Bewilligung der Periodicität des Landtages ausgesprochen und daran die Bitte geknüpft, mit Rücksicht auf die gewaltigen Zeitereignisse „den Zeitpunkt der beschlossenen Zusammenberufung der Stände baldmöglichst bekannt werden zu lassen“ (Koser, Historische Zeitschrift, Bd. 83, S. 64). Unter jenen Abgeordneten befanden sich E. v. Saucken-Tarputschen und A. v. Saucken-Julienfelde. — Mit dem im Datum genannten Frankfurt ist ohne Zweifel Frankfurt a. O. gemeint. Saucken machte daselbst auf dem Wege von Berlin nach Ostpreußen Halt.

[2]) August v. Saucken-Julienfelde.

[3]) Zur Erklärung s. den folgenden Brief.

[4]) D. h.: den Ministern.

gemacht. Die Vorlagen für den nächsten Landtag scheinen mir genügend, um alle zu befriedigen ohne der Krone zu schaden, nur in den Grenzen der Forderung der Zeit zu liegen. Doch was schreibe ich Dir so viel? Du wirst bald finden, was hervorzuheben, was weniger zu beachten ist; aber das bitte ich Dich: gieb bald den Brief in des Königs Hände, denn jeder Tag hat unendlichen Werth, und schreibe mir vom Erfolge, sobald Du kannst. Willst Du nicht selbst den Brief abgeben, dann siegle ihn zu und bitte Neumann[1]) oder Illair[2]) darum und sage, ich hätte in Folge der Aeußerung des Königs mich zum Schreiben veranlaßt gesehen, und schaden kann der Brief, wenn er nicht nützt, wohl kaum. Mein Gewissen ist nun beruhigt, — ich habe gethan, was ich vermocht . . .

August und Weyrach[3]) grüßen herzlich durch

Deinen Dich treu und wahr liebenden
E. v. S.

G. v. Below an E. v. Saucken.

Berlin d. 10. März 1848.
Abends.

Ich bin gestern Vormittag von Stettin zurückgekehrt und habe Deinen Brief vom 9ten erst gestern Abend 9 Uhr erhalten, also erst heute Nachmittag abgeben können, nachdem ich schon Vormittag vergebens damit auf dem Schloß war, denn der König fuhr heute — am Geburtstag seiner Mutter — nach Charlottenburg in das dortige Mausoleum. Ich mußte ihn in Gegenwart von Stolberg vorlesen und habe mich nicht genirt, auch die eine Stelle am Schluß vorzulesen, die den Herrn weniger erregte, als die Stelle wegen der Dissidenten, über deren politische Rechte noch nichts ausgesprochen sey. Ich erwähnte des Falles von Strachowsky[4]), und als der König äußerte, daß das daran läge, daß die meisten Dissidenten sich weigerten, ein bestimmtes Glaubensbekenntnis einzureichen, nahm Stolberg das Wort und äußerte sich auf eine Weise, die ihm alle Ehre macht dem gereizten König gegenüber, daß das Edikt über Toleranz in diesem Punkt unklar sey und daß, wie ich auch bemerkte, der Staat sich in jedem einzelnen Fall zu bestimmen vorbehalten habe, was für Rechte man ihnen geben wolle. Hierauf trug mir der König auf Dir zu sagen, daß der Magdeburger Gemeinde, die sich als solche constituirt habe, alle bürgerlichen Rechte bewilligt seyen. (Auch höre ich von anderer Seite, daß ihnen **nun** die Benützung der Wallonen-Kirche, die sie gewünscht, bewilligt ist.)

Stolberg meinte, es seyen doch auch noch andere Punkte in Deinem Briefe, namentlich der wegen einer bestimmteren Aussicht auf die baldige Einberufung und Wiederkehr des Landtags und der Nennung einiger Gegenstände in Ueberlegung zu nehmen, so daß der König Dein Schreiben couvertirt weiter schickte — ich vermuthe zu Thile oder Bodelschwingh. —

Bei den von Dir aufgeführten Punkten meinte Er, wenn diese bewilligt seyen, würdest Du der erste sein, der mehr verlange!

Die Sachen in den übrigen deutschen Staaten gehen, wie Du richtig sagst — jählings kopfüber — am ärgsten in Bayern, wo König Ludwig wirklich verrückt zu sein scheint, denn er fabelt in den ernstesten Momenten von der Rückkehr seiner Lola! Das dortige von der Volksmeinung berufene Ministerium: Graf Giech, (der sich des Gustav-Adolph-Vereins angenommen), Baron Lerchenfeld, Thon-Dittmar 2c., sind lauter geachtete conservative Männer und lauter Protestanten!!

---

[1]) Ueber General v. Neumann s. Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen. Bd. II, S. 487.

[2]) Für: Illaire (Geheimer Cabinetsrath).

[3]) S. oben S. 275, Anm. 1.

[4]) S. oben S. 268, Anm. 1.

Hier sind, nachdem der Magistrat die an ihn gelangten Petitionen mit einer Majorität von 17 gegen 10 zurückgewiesen, gestern die Stadtverordneten zusammengewesen und haben mit großer Majorität beschlossen, die an sie gelangten Petitionen einem Ausschuß zur Prüfung zu überweisen. In diesen Ausschuß von 12 sollen lauter Leute der Fortschrittsparthei gewählt seyn, die morgen ihren Bericht abstatten werden, ob in öffentlicher oder geheimer Sitzung, darüber wird die Versammlung beschließen. Außerdem war gestern eine Art Volks-Versammlung in den Zelten, von circa 1200, nach anderen von 2000 Personen, der die Polizey keine Schwierigkeiten in den Weg legte, ein Theil bestand aus neugierigen Zuhörern. Sie sind gegen 1 Uhr Nachts ruhig auseinander gegangen, und etwa 300 haben den Weg über's Schloß genommen, ohne im Mindesten sich als Ruhestörer zu geriren.

Man ist nun auf den morgenden Tag etwas besorgt, allein ich denke, es wird auch Alles ruhig abgehen. Heute hat es den ganzen Tag stark geregnet . . .

Dein G. v. B.

E. v. Saucken an G. v. Below.

Frankfurt 3/6. 48.

Mein theurer Below!

Empfange meinen herzlichen Dank für die freundlichen Zeilen, die Du denen Deiner Tochter zugefügt hast . . . Jedes Zeichen freundlicher Erinnerung thut dem Herzen wohl, besonders aber in einer Zeit wie die gegenwärtige, und wenn man herausgerissen aus dem Kreise der Seinen, aller Menschen, die einem lieb und werth sind, nur in harten Kämpfen sich bewegt und überall fast Leidenschaft und Selbstsucht, gar selten sich vergessende Aufopferung findet. Wahrlich das Leben hier gehört nicht zu dem angenehmen, und wären es nicht so ernste, hochwichtige Pflichten, die mich hier fesselten, ich eilte schnell, ach, schnell von hier. Aber je bunter es in der Welt wird, je weniger sich die Zukunft übersehen läßt, um so nöthiger ist es im Kampfe beharren. Jetzt allmählich läßt es sich etwas klarer übersehen, wohin die Majorität der Versammlung sich neiget, — die hoffentlich, trotz alles Treibens der sehr thätigen — mit großen Geldmitteln versehenen republikanischen Partei, auch nach den Nachwahlen keine andere werden wird. Die Besonnenen gewinnen mehr Terrain, besonders je ruhiger und den Umständen das unerläßliche nachgebend sie auftreten. Wir haben bei den Abstimmungen beinah immer schon eine bedeutende Majorität, und hoffentlich wird die äußerste Linke durch ihr zu tolles Durchgèhn immer mehr Personen noch zu uns hinübertreiben. Bei der definitiven Wahl der Präsidenten zeigte sich recht die Stärke der Minorität. Zum 2ten Präsidenten hatte ihr Führer und entschieden mit dem mehrsten Talent von ihnen allen ausgestatteter Candidat, Herr Robert Blum, bei der engsten Verbindung und planvollstem Handeln nur einige 80 Stimmen[1]), und zum 3ten Präsidenten trotz aller möglichen Anstrengung nur 116 Stimmen. Sie scheinen selbst es einzusehen, daß sie so nicht durchkommen, und werden etwas bescheidener und besonnener, überhaupt nimmt unsere Berathung jetzt eine immer würdigere Haltung an, und ich hoffe, tumultuarische Auftritte 2c. 2c. werden immer seltener werden. Heute hatten wir die Frage wegen Bildung einer provisorischen Exekutiv-Gewalt vorliegend; sie wurde fast einstimmig bejahend entschieden und ein besonderer Ausschuß zu ihrer Lösung bestimmt. Die Linke legte viel Werth darauf, sie hofft vielleicht eine bessere Vertretung als im Ausschuß für die Verfassungsfrage, und stimmten deshalb viele von der Rechten dagegen, andere dafür, ich auch. Nun sind die Mitglieder gewählt. Du erhältst die Nahmen auf einem Zettelchen mit Bemerkung wie ich sie schätze, und ich glaube, wir sind nicht schlecht

---

[1]) Genau: 84. Es handelt sich hier um die Wahl vom 31. Mai. Stenographischer Bericht, Bd. I, S. 188.

gefahren. In meiner, der 4. Abth., wo durch's Loos sehr viele Radikale, ja fast die Aergsten und 17 Juristen sitzen und wo ich bis jetzt beinah in jeder Wahl immer auf die engere mit einem Radikalen kam und zuletzt stets mit einigen Stimmen geschlagen wurde, stellte sich heute die Sache anders, nachdem ich mich vor der engeren Wahl über meine Ansicht in der Sache ausgesprochen und mein radikaler Gegner, Herr Wesendonck, sich gerade entgegengesetzt äußerte, bekam ich 17 und er 12 Stimmen, und die besonnene Parthei gewann so einen Sieg, der uns in Beziehung, daß es ein reiner Partheikampf wurde, wichtig war. Zum öffentlichen Reden bin ich noch nicht gekommen. In Kleinigkeiten will ich nicht die Zeit noch mehr rauben, und in den wichtigen Fragen wurde stets die Abstimmung eher verlangt, ehe es an meinen Nahmen kam. Die hitzigen Linken verschießen viel unnützes Pulver, und im Plänkeln immer voran werden sie hoffentlich in ernsten Schlachten verlieren. Ich sehe hier wirklich, was unsere Abstimmungen betrifft, ruhiger in die Zukunft, möchte es nur an anderen Punkten besser gehen und stehen. Wie schrecklich sieht es nicht in Wien aus! was wird nicht alles Ueble aus Prag hervorgehen, wie gährt es nicht in ganz Süddeutschland, wovon ich mich selbst durch eine Reise von 2 Tagen bis Baden-Baden überzeugt habe, das republikanische Element hebt kühn sein Haupt hervor, und nirgend Kraft und Macht, es zu beugen! Und wie geht es in Berlin? Heute hat mir ein Kaufmann, der eben von dort kam, ein gar trübes Bild von dem inneren Treiben Berlins und von der täglich zunehmenden Ohnmacht der Regierung erzählt. Wird und kann es denn nicht dort besser werden? kann nicht Kraft entwickelt und endlich dem Unwesen ein Ende gemacht werden? oder werden die Minister abtreten müssen und wer wird sie ersetzen? Milde[1]) wird auch wohl jetzt zeigen, daß er großen Aufgaben nicht gewachsen ist, und keine andern bedeutenden Männer werden auftauchen. Was soll am Ende daraus werden? Auch in Schleswig sieht es traurig aus! Abgeordnete von dort klagen über die neuesten Anordnungen, und da nun alles durch Preußen betrieben, scheinbar durch Preußen allein wegen dem Frieden unterhandelt wird, so wird das Preußische Cabinet wieder verdächtigt und angeklagt und der schon in hohem Grade bestehende Haß, beinahe der schon herrscht, noch gesteigert. Ein angebliches Schreiben unseres Cabinets an Sachsen, daß „eine gleichzeitige Berufung der Landstände mit der National-Versammlung als Gegengewicht für die Regierungen sehr nöthig wäre" u. s. w., was Herr R. Blum zur öffentlichen Besprechung brachte und so recht höhnisch hervorhob, „wie man nun sehen könnte, welches Spiel Preußen immer noch triebe und wie wenig ihm zu trauen sei u. s. w.", macht wieder recht böses Blut und erschwert unsre Stellung und läßt uns bedeutend Boden verlieren. Wie konnte man in Berlin so etwas schreiben und so wenig Regierungen kennen[2])! Wie konnte man auch diesen Verfassungsversuch in die Welt senden, an dem ich, außer dem von Dir getadelten, auch noch die erbliche Pairie mit einem so enormen Census und den Vorbehalt der Adelsverleihung als einen großen Mißgriff bezeichne. Unberührt den Adel gelassen, blieb es noch immer der Regierung vorbehalten zu thun was sie wollte, wenngleich es schon an sich gegen den heutigen Geist gewaltig verstößt. Schreib mir doch recht bald und so genau Du kannst über die dortigen Zustände —, was der alte Schön und Brünneck macht und dazu sagt, was Du davon denkst, wie sich die Sache lösen, wie es mit dem Prinzen von Preußen sich gestalten wird, und wie wir denn so recht eigentlich mit Rußland stehen? Ist wirklich ein Krieg so nahe? Hier wollen Viele ihn gleich erklären und beginnen, aber wenn man

---

[1]) Damals Präsident der preußischen Nationalversammlung. Vergl. über ihn Haym, Reden und Redner des ersten preußischen vereinigten Landtages. S. 340 ff.

[2]) Am Rande hat Saucken nachträglich hinzugefügt: „Wie ich eben erfahre, ist es nicht geschrieben, das Ganze eine grobe Lüge, und Herr Blum wird compromittirt wie Herr Zitz dastehen."

frägt, mit welchen Truppen und Geldmitteln? dann meinen die klugen Herren — nun mit der deutschen Armee, die erst geschaffen werden soll, und mit Geld — was Niemand hat. Von den Unverstand dieser klugen Herren hat man keine Vorstellung, und Du hörst in und außer der Versammlung gar häufig die Aeußerung: es würde viel besser gehen, wenn nur nicht so viele Gelehrte und Juristen, sondern lieber mehr praktische Männer da wären! Auerswald grüßt und wird Dir auch schreiben. Wird Schwerin herkommen? Wann denkst Du wohl nach Preußen zu reisen? Ist der König ganz wohl? Wann kommt der Prinz von Preußen? ist es nicht möglich gewesen aus der National-Versammlung einen Antrag dieserhalb hervorgehen zu lassen? Der Prinz sollte mit einer bestimmten Mißbilligung der angeregten Punkte des Verfassungs-Entwurfs auftreten, das wäre einmal der Zeit gemäß gehandelt und würde ihn am besten wieder einführen. Ist es wahr, daß der konstitionelle Club jetzt auch mehr jakobinisch wird? — Lychnowsky's Rede gegen Zitz war gut — hat ihm vielen Beifall erworben, aber auch seine ganze Eitelkeit so aufgeregt, daß er, gewaltig unruhig und treibend, gerne als Partheihaupt sich hinstellen möchte, aber gerade dadurch es bei Vielen verdirbt. Gestern hat er in einer Besprechung, wo nur Gleichgesinnte sein sollten, aber auch Personen der äußersten Linken waren, sich sehr übereilt in Ausdrücken gegen diese — als: „dann geben wir ihnen einen Fußtritt" ꝛc. — der[1]) zu Erörterungen unangenehmer Art führte und uns Preußen nur schadet. Welche Nachrichten hast Du von Deinem Sohn Carl[2])? wären es doch gute! . . . Empfiehl mich doch recht angelegentlich und herzlich allen, allen Deinen Lieben, auch an Gräfin Dönhoff meinen schönsten Dank. Ihre Angehörigen[3]), die ich gestern Abend gesprochen habe, sind wohl und haben wegen ihrer Abreise noch nichts bestimmt.

Immer in Liebe und treuer Gesinnung Dein E. v. S.

Eben komme ich aus der ersten Sitzung des Ausschusses wegen der Exekutiv-Gewalt[4]), der aus Stedtmann[5]), Preuße, Flottwell, Preuße, Saucken[6]), Duncker, Preuße, v. Würth, Österreicher, v. Mayern, Österreicher, Dahlmann, Preuße, Trützschler, Blum, beides Sachsen und wohl die einzigen, mit denen wir uns nicht verständigen werden, Lindenau, Sachse, Zenetti und v. Raumer[7]), Baiern, M. v. Gagern, Hessen-Darmst., Wippermann, Hessen-Kassel, Clausen[8]), Kiel, besteht, und wie ich schon heute glaube den Ausgang beurteilen zu können, so werden sich die verschiedenen Ansichten mit Ausnahme von Blum und Trützschler wohl dahin einigen. Ein Triumvirat wird gebildet — die Regierungen schlagen die Männer, die sie mit der ausgedehntesten Vollmacht bekleiden wollen, der National-Versammlung vor, und diese bezeichnet diejenigen Nahmen, zu denen nicht allgemeines

---

[1]) D. h. Ausdruck.

[2]) Derselbe war in der Schlacht bei Schleswig am 23. April schwer verwundet worden.

[3]) Die Familie des kurz vorher durch Usedom ersetzten preußischen Bundestagsgesandten Grafen D.?

[4]) Ueber die Wahl des Ausschusses zur Begutachtung der Anträge auf Errichtung einer provisorischen Centralgewalt s. den „Stenographischen Bericht über die Verhandlungen der constituirenden Nationalversammlung". Bd. I, S. 218.

[5]) Für: Stedmann.

[6]) Im „Stenographischen Bericht" nicht genannt! Saucken war Mitglied der vierten Abtheilung, für sie also gewählt. Sein Name ist in dem Verzeichniß des Stenographischen Berichts vor Flottwell einzureihen.

[7]) Mitglied des Ausschusses war nach dem Stenographischen Bericht der Berliner Professor Friedrich v. Raumer, nicht der Bayer (Magistratsrath aus Dünkelsbühl) Hans, wie Saucken angibt. Allein Saucken ist hier im Recht. Friedrich v. Raumer erzählt in seinen „Briefen aus Frankfurt und Paris 1848/49", Bd. I, S. 51 f., selbst, daß in der dritten Abtheilung, der er angehörte, er übergangen und der Oberst von Mayern gewählt wurde.

[8]) Für: Claussen.

Vertrauen besteht. Diese oberste Bundesgewalt wählt ein Ministerium, welches der National-Versammlung mit verantwortlich, dieser auch Auskunft in vorkommenden Fällen zu geben hat u. s. w.

Wir wollen so diese Macht von den Regierungen ausgehen lassen und dem Treiben der Linken entgegenwirken, die diese Gewalt nicht provisorisch, sondern bleibend, aus der Versammlung ausgehend, von dieser allein gewählt, auch nur die Ausführung der Beschlüsse jener haben soll[1]) — also Umstürzung des Bestehenden und Anbahnung der Republik.

Du wirst nicht zufrieden sein mit dem wenigen, was zu erreichen steht, und andere noch viel weniger, und doch wird es nur der Mäßigung und Nachgiebigkeit gelingen, dieses zu erzwingen. Mehr fordern könnte gar üble Folgen herbeiführen.

Die Zustände erfordern außergewöhnliche Maaßregeln nur zu sehr, und in diesem Triumvirat geht dann natürlich die Bundesgewalt auf, bis die Verfassungsfrage definitiv festgestellt ist. Ich wünschte, daß Preußen unsern jetzigen Präsidenten Heinrich von Gagern wählte, ich glaube, es könnte keine bessere Wahl treffen, und es würde einen sehr guten Eindruck in der National-Versammlung machen, und wählt Preußen ihn nicht, so thut es sicher Oestreich, und gewänne dadurch an Popularität und auch an Macht, denn Gagern wird das Haupt — möge gewählt werden wer will, und wenn auch der Deutsche Bundestag vereint die Männer nennt, so wäre es immer gut, wenn Gagern voran gestellt würde, wobei die Sorge um tüchtige Minister noch bliebe, für das Auswärtige, den Krieg und die Finanzen.

E. v. Saucken an G. v. Below.

Mein theurer Below!

Eben komme ich aus der Sitzung, wo es wieder arg auf Preußen losging und stets gedroht wurde mit Anarchie, Mord und Tod — — — Es war hier die große Demokraten-Versammlung, die alles neu aufgeregt und beschlossen hat, Berlin zu ihrem Hauptsitz zu nehmen und demgemäß zu handeln[2]). Wie die Sache liegt, bleibt nichts andres übrig als nun entschieden zu handeln und mit dem Schwerte durchzusetzen, was auf friedlichem Wege nicht geht, d. h. Ruhe und Ordnung herzustellen. Bei Euch in Berlin soll es ja gar arg stehen, soweit die Nachrichten gehen, ist noch keine Ruhe eingekehrt und 10,000 Gewehre in den Händen der Arbeiter. Jetzt gilt kein Schonen mehr, jetzt muß Ernst gemacht werden. In Prag ist man leicht fertig geworden. — Nur kein Straßenkampf. Berlin cernirt, und alle Bürger solidarisch verantwortlich für jeden Raub und Beschädigung an öffentlichem, Staats- und Privat-Eigenthum gemacht, und die Sache ist bald entschieden. Thut man es nicht, so bekommen wir in Berlin zuerst Republik, vor die uns Gott bewahre! Hier werden wir das Königthum halten, wenn dort nicht geschadet wird. Unser Bericht über die Centralgewalt ist heute vorgetragen. Ich lege Dir ein Exemplar bei. Wir haben der Nothwendigkeit Conzessionen machen müssen, haben aber noch erhalten was nur möglich war und halten dies, so wie es ist, für das Beste zu Erreichende. Wir hatten gestern Abend in einer Vorberathung, wo nur die Autoritäten des rechten und linken Centrums waren, heftige Kämpfe. Welker[3]) und Bassermann und Andere — nannten den Ausschuß revolutionaire Republikaner beinahe, und am Ende mußten sie nachgeben und eingestehen, es wäre am Ende für den Augenblick nichts mehr zu erlangen, und wir könnten froh sein, wenn wir dies nur durchbrächten. Es wird Montag der Kampf

---

[1]) Construction! Saucken will offenbar sagen: nach der Meinung der Linken soll u. s. w.

[2]) Vergl. F. v. Raumer's Briefe, Bd. I, S. 95.

[3]) Für: Welcker.

beginnen und kaum zu Ende kommen. Gelingt es, dann wäre es nur gut, wenn dann die Regierung nicht Schwierigkeiten machte, sondern auch schnell die Sache gleich fertig wäre. Sorge doch auch dafür! Gagern war auch des Ausschusses Meinung und, wie gesagt, zuletzt Alle beinahe. Heute haben wir wieder eine Besprechung über diesen Punkt.

Vor Allem fegt in Berlin den Sauerteig endlich aus — mit frischem Mut und ganzer Kraft. Nur Entschlossenheit und ganze Energie kann jetzt retten, soll nicht Freiheit, Eigenthum und Alles verloren gehn. Empfiehl mich den theuren Deinen und schreibe bald, denn es liegt mir viel daran genaues zu hören.

Dein treuer E. v. S.

Wird Berlin nicht bald sich ermannen, so muß ihm auch angekündigt werden, daß der Hof nie zurück kehren wird, und die Regierung muß gleich heraus, mit allen Abgeordneten der Rechten. Laß die Linke bleiben und berathen, was sie will, niemand kann, niemand wird Folge leisten.

Frankfurt a. M. d. 27.[1] Juny 48.

E. v. Saucken an G. v. Below.

Frankfurt d. 16/7. 48.

Mein theurer Below!

Eben war ich bei dem Minister Wessenberg und habe ihn dahin bewogen, daß der Erzherzog Johann auf seiner Rückkehr über Berlin kömmt und unserm Könige seinen Besuch abstattet. Wessenberg wollte sogleich an den Erzh. deshalb schreiben und mit einem eben abgehenden Kourier die Aufforderung senden, überzeugt, daß ihr Folge gegeben werden wird. W. sah es ein, daß man dies unsrem Könige und Preußen schuldig sei, und ich zweifle um so weniger, daß es geschehen wird, als mir schon auf der Herreise die Zusicherung wurde, daß bei der nächsten Gelegenheit der Erzherzog Berlin berühren würde. Es hätte aber doch anders geschehen können und ich denke, daß man es in Berlin auch als das Beste anerkennen wird. Heckscher, der neue Justizminister[2]), begleitet ihn — kann leicht sich einen bedeutenden Einfluß auf Johann erwerben, und ich rathe, ihn nicht außer acht zu lassen. Er hat sehr viel Bürger-Stolz, ist aber eitel bei aller Festigkeit eines starren Mandatars. Vielleicht kommt auch Raveaux mit dem Erzherzog zurück, — eine reine und edle Natur und preußisch und gut gesinnt, wenngleich ein wenig zu weit links gehend. Raveaux hat einen ungemein großen Einfluß hier in der National-Versammlung und außer derselben, er ist daher eine wohl zu beachtende Persönlichkeit. Dies theile ich Dir hier im Vertrauen mit, benutze es bestens.

Ueber unsre vorgestrige Debatte über Hannover und die gestrige wegen Vermehrung des Heeres werden Dir wohl die Zeitungen mehr sagen, als ich es in der Eile vermag. Es ist nicht unmöglich, daß ich vielleicht nach Berlin komme, wenn auch nur auf ein paar Tage. Ich höre so mancherlei von dort und über die dortigen Ansichten, daß es am Ende wohl gerathen sein dürfte, um vielleicht üblen Dingen vorzubeugen, die Angelegenheiten in dem Lichte zu zeigen, in dem sie **nur** richtig zu beurteilen sind und wozu mir manche Gelegenheit geworden. Es hält mich nur der Gedanke ab: „warum sollst Du gerade es immer über Dich nehmen u. s. w.?“ Ich habe manches seit unserer Trennung erfahren und habe auch hier jetzt einige Blicke zu thun Veranlassung gefunden, die mich überrascht

---

[1]) Verschrieben für: 17. Juni. Denn der Poststempel lautet: 17. Juni 1848. Auch inhaltlich paßt der vorliegende Brief nur zum 17. Juni. Vergl. den Stenographischen Bericht, Bd. 1, S. 323 ff.

[2]) Am 15. Juli ernannt. Stenographischer Bericht, Bd. II, S. 916.

haben und Schlimmes befürchten lassen. Einseitige und falsche Beurteilung haben uns schon so unsägliche Nachtheile gebracht, — ich möchte nicht, daß neue hinzukämen. Schreibe mir doch auch nach diesen kurzen Andeutungen Deine Meinung. Schwerin hat mich überrascht, und Usedom scheint mir auch auf falschem Wege. Er will nach Berlin gehen. Möchte doch endlich richtige Erkennung des Nöthigen mit Kraft des Handelns sich vereinigen.

Hoffentlich bist Du gesund im Kreise Deiner Lieben wieder angelangt? — Wann wird mir diese Freude werden? — wann werde ich in die Lage kommen, nicht so unsichern Erfolgen meine Kräfte und Zeit aus Vaterlandsliebe opfern zu müssen und mir und den Meinen in stiller Zurückgezogenheit leben zu können? Gott weiß es! Empfiehl mich allen und gedenke in Liebe

Deines E. v. S.

G. v. Below an E. v. Saucken.

Charlottenburg d. 9. Novbr. 48.

Mein theurer Ernst!

Ich erwartete bald nach Deiner Abreise einen Brief von Dir, worin Du mir etwas über Deine Unterhaltung in Babelsberg mittheilen würdest. Daß Du in Sans-Souci nicht gewesen, erfuhr ich zu meiner Betrübnis. Mehr als einmal habe ich seitdem angesetzt, um an Dich zu schreiben, aber es war immer nichts Erfreuliches von hier, nichts, was auf irgend eine Weise zur Entscheidung führte, zu melden. Die Versammlung im Conzert-Saal vertrödelte die Zeit mit Interpellationen und sprach es offen aus, daß sie das Verfassungs-Werk bis Ostern hinzuschleppen beabsichtige, bis dahin jedoch die alten Gesetze einreißen und so viel einzelne neue Gesetze in ihrem Sinne durchsetzen wolle, daß sie keine Verfassungs-Urkunde bedürfe. Dabei faßte sie Beschlüsse, wie in der Polen-Frage, die Frankfurt entgegen waren; die Linke conspirirte mit den demokratischen Clubs, und man war beim Herausgehen seines Lebens nicht sicher, ich war in der Abendsitzung[1]) auch mit eingesperrt. Diesem Zustand mußte ein Ende gemacht werden, und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn Frankfurt einen Commissair herschickte, um Ordnung herzustellen. Es wäre vielleicht besser gewesen, andre Namen in das Ministerium zu nehmen, aber wo sie herkriegen, so banquerutt sind wir! Der alte confuse Pfuel hat viel geschadet, hätte man mich gefragt, ich hätte nie gerathen, ihn zu nehmen. Jetzt sagen die Centren, wenn man ihnen die Verlegung nach Brandenburg als Proposition vorgelegt hätte, würden sie darauf eingegangen seyn, allein so hätten sie dagegen protestiren müssen als ungesetzliche Maasregel. Allein sie sind gleich weiter gegangen, indem sie sämmtliche Minister und die ihnen gehorchen für Hochverräther erklärt haben. Es ist ihnen hierauf Nachmittags erklärt worden, daß nach dem Landrecht die Anmaßung von Hoheitsrechten selbst Hochverrath wäre.

d. 10. Morgens. Solch' Treiben muß ein Ende gemacht werden; es werden demnach heute Mittag[2]) um 2 Uhr die um die Stadt cantonnirenden Truppen einrücken, die Bürgerwehr hat erklärt, sie werde sich dem nicht widersetzen, die Quartier-Macher werden um 11 Uhr einrücken, und was in Wien mit vielem Blutvergießen erreicht, wird hier in aller Friedlichkeit geschehen. Ob ein Theil der Linken, wie sie wollten, die Nacht im Concert-Saal bivaquirt hat und ob sie heut noch eine Sitzung halten werden, weiß ich nicht.

---

[1]) Es ist die Abendsitzung des 31. October gemeint. Vergl. „Leben des Generals H. v. Brandt". Dritter Theil, S. 303 ff.

[2]) Die Angabe H. v. Sybel's, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., Bd. I (4. Aufl.), S. 256, über den Tag, an dem Wrangel in Berlin einzog, ist schon in den „Denkwürdigkeiten des Generals Ed. v. Fransecky" (herausgegeben von W. v. Bremen), S. 253, Anm. 1, berichtigt worden. Vergl. nun die Daten in dem hier mitgetheilten Brief.

Es hat die Nacht stark gefroren, und die Bürgerwehr wird froh seyn, Nachts nicht mehr Posten stehn zu dürfen.

Nun wünsche ich aber auch ein aus Staats-Männern besetztes Ministerium, eine Ansprache ans Land, die keine Reaction athmet.

Bald hätte ich vergessen Dir zu sagen, daß es so gut wie ausgemacht ist, daß ich die Division in Königsberg bekomme und, sowie es ausgesprochen, dorthin eilen werde. Stockhausen hat nehmlich wegen Invalidität seinen Abschied gefordert. —

Es kömmt jetzt viel darauf an, wie in den Provinzen diese Vertagung der National-Versammlung aufgenommen werden wird.

Empfiehl den Bekannten und Landsleuten dort Deinen G. B.

E. v. Saucken an G. v. Below.

Frankfurt a./M. d. 25./1. 49.

Mein theurer Below!

In der Voraussetzung, daß es Dir nicht unangenehm ist, sende ich Dir anbei einige Exemplare von der Rede, die Gagern in der oestreichischen Frage gehalten hat und von der mein Club einen besondern Abdruck veranlaßt hat. Heute haben wir, nachdem wir etwas schwer den Kaisertitel durchgebracht hatten, den ganzen Abschnitt wegen des Reichsoberhauptes siegend zu Ende geführt, auch wegen der Bestimmung, daß der Kaiser allein über Krieg und Frieden zu entscheiden, Gesandte und Consuln 2c. zu ernennen hat. Hätten wir vorgestern nicht in Folge der absonderlichsten Coalition und der höchsten Intrigue von Seiten Östreicher, Bayern und der Ultramontanen auch aus Preußen eine Minorität gehabt (die aber in der zweiten Lesung Majorität werden wird), wir könnten zufrieden sein und kämen nun bald zu Ende, wenn die preußische Regierung uns nur unterstützte. In der letzten Zeit haben manche Maßnahmen viel geschadet und wir wären am Ziel ohne diese. Doch geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und wenn man jetzt nur entschieden und der Zeit angemessen handelt, so wollen wir nicht verzagen. Sorgt dort bei Euch nur für gute Wahlen. Ich hoffe, Du wirst auch gewählt werden und mancher Andere, der tüchtig und kräftig den Ultra's auf beiden Seiten entgegentreten wird, denn nur so kann und wird es gut mit der Kammer gehen . . .

Nur wenige Minuten waren mir heute zum schreiben gegönnt, schilt nicht über die Eile und behalte in gleich freundlicher Erinnerung Deinen E. v. S.

G. v. Below an E. v. Saucken.

[Königsberg, April 1849.][1])

Mein theurer Ernst.

Ich kann die beikommende Annonce[2]) nicht abgehen lassen, ohne sie mit einigen Zeilen zu begleiten . . .

Der Himmel möge dem jungen Paare seinen Segen schenken und uns Allen bald geordnetere Zustände geben, wozu mir noch keine recht baldige Aussicht zu seyn scheint, da überall noch die Parthеyen sich schroff gegenüber stehen und auf beiden Seiten diejenige [!]. Ruhe und Mäßigung zu fehlen scheint, da überall persönliche Reizbarkeit statt dem besonnenen Willen, das praktisch Mögliche zu erreichen, vorzuherrschen scheint. So bin ich durchaus nicht einverstanden mit dem

---

[1]) Dieser undatirte Brief gehört nach seinem Inhalt zweifellos in den April 1849.

[2]) Ueber die Verlobung von Below's Tochter Gertrud mit dem Assessor Grafen Itzenplitz.

Wege, den die Weidenbusch-Parthey in Frankfurt eingeschlagen hat. Dieser Handel mit der Linken, um von ihr Stimmen zu bekommen, ist sehr sehr schlimm!! Man hätte den ganzen mittelalterlichen Kaiser-Titel bei Seite lassen sollen, man hätte den Sommer nicht mit unnützen Debatten über die Grundrechte vertrödeln sollen. Die Verfassung, die künftige Stellung der Central-Gewalt hätte man dann viel früher fertig gekriegt, und früher hätte man auch viel geneigtere Annahme bei den Regierungen und Kammern der Einzelstaaten gefunden. So stößt man den Kammern und den Fürsten vor den Kopf, die Modifikation der Grundrechte konnte man den Einzelkammern überlassen.

Die Theorie mit der Volks-Souverainetät ist ein ebenso unpraktisches Princip wie das der Könige von Gottes Gnaden; mit beiden allein kommt man nicht durch. In den Dingen, wo Deutschland einer kräftigen Einheit bedarf, in seiner Heeres-Organisation, in seinem Zoll-Verein, ist noch nichts geschehen. Die Baiern neigen zum Schutz-Zoll-System hin, die Hansen-Städte wollen noch mehr vom Frei-Handel-System, als der Preußische Zoll-Verband bereits angenommen hatte. Ich sehe in einem Anschluß von Baiern an Österreich gar kein Unglück, die übrigen werden einsehen, daß sie mit einem Anschluß an Preußen am besten fahren. Dazu gehört, daß man ihnen von Frankfurt aus begreiflich macht, daß man ihnen ihren Partikularismus lassen will, soweit er nicht gemeinschädlich für das Gesammtwohl von Deutschland ist.

Ein Kaiser läßt sich nicht wie Matrosen pressen, zur Kaiserwahl war die Paulskirche gar nicht bevollmächtigt. Ich bin auch der Meinung, an der jetzt festgestellten Verfassung, so mangelhaft sie ist, nur auf dem Wege der Revision später zu ändern, aber erst nach der Zusammenberufung eines neugewählten Reichstages in 2 Häusern die Wahl eines definitiven Reichs-Oberhauptes vorzunehmen. Wenn dieser Schutzherr oder König heißt, so wird er weniger Anstoß finden, als wenn man sich darauf versetzt, durchaus einen Kaiser zu wählen.

Daß der König nicht so pure angenommen hat, finde ich sehr recht, er hätte sich ungeheuer blamirt, wenn er es gethan und ihm die Mittel gefehlt hätten, die Anerkennung zu erzwingen. Die Majorität, mit der er erwählt worden, ist überdies nur eine scheinbare, denn die Süddeutschen sehen die Preußischen Stimmen eben so als Partheyisch an, wie wir die Österreichischen Stimmen dafür ansehen. Preußen hat den geschichtlichen Beruf in Norddeutschland an die Spitze zu kommen, aber nur wenn die anderen Stämme sich freiwillig ohne Zwang uns unterordnen.

Gott möge uns, wie er es schon mehrmal gethan, aus diesem Wirrwar heraushelfen — Einigkeit thut vor allem Noth. Gott gebe, daß aus dem einigen Deutschland kein Polenreich werde. Es ist ein Jammer, daß meist nur die versteckten Republikaner die deutschen Farben als Panier benutzen, um vorerst mit den Fürsten fertig zu werden und dann mit der rothen Republik hervorzutreten. Gott gebe, daß ich mich irre, allein uns stehen noch harte Kämpfe bevor[1]). . .

G. v. Below an E. v. Saucken.

Königsberg d. 4. May 49.

. . . Folge Du meinem Rath und lasse Frankfurt Frankfurt seyn; Du hast Dich bemüht, dort zu nützen, allein Du hast Dich auch fortreißen lassen von Leuten, die unter der Maske, ein einiges Deutschland zu erstreben, nichts anderes wollen, als mit guter Manier sich der deutschen Fürsten zu entledigen, die nur für einen Kaiser gestimmt haben, um den Samen der Zwietracht unter den Fürsten hervorzurufen, und die nachher mit dem Kaiser schon fertig zu werden geglaubt, um rasch zur

[1]) Eine Unterschrift ist nicht vorhanden. Vielleicht ist ein zweiter Bogen des Briefes verloren gegangen.

rothen Republik übergehen. Leute wie Vogt, Venedey, Raveaux sind reine Republikaner — mit diesen habt Ihr unterhandelt, um ihre Stimmen für die preußische Kaiserwahl zu erhalten, und habt nicht gemerkt, daß die Kerls sie Euch nur gegeben haben, um Euch auf den Gänsedreck zu führen!

Noch einmal, komme je eher je lieber zu den Deinigen — hier kannst Du mehr nützen als dort. Dein G. B.

4. Briefwechsel zwischen dem Prinzen von Preußen und E. v. Saucken-Tarputschen.

Ueber die Stellung Preußens in Deutschland. 1849/50.

Die im Folgenden mitgetheilten Briefe Kaiser Wilhelm's I. vermehren die bisher bekannten Nachrichten über die Haltung, die er während der mit dem Jahre 1848 einsetzenden Bewegung in der deutschen Frage eingenommen hat, um bedeutungsvolle Documente. Wenn der erste Brief durch die allgemeinen Erörterungen über die Stellung Preußens in Deutschland, über Verfassung und Parlamentarismus wichtig ist, so hat der zweite seinen besonderen Werth darin, daß er aus einem bestimmten Moment heraus geschrieben ist. Die Erfahrungen, die der Prinz von Preußen in den Herbstmonaten des Jahres 1850 machte, haben bekanntlich seine Stimmung auf lange hinaus beeinflußt. Eben in diese Verhältnisse, in den Beginn seiner Differenz mit dem nachrevolutionären Ministerium, führt uns jener Brief ein. Vergegenwärtigen wir uns kurz die damalige Situation. Im October 1850 schien es zum Kriege zwischen Preußen und Oesterreich kommen zu wollen. Die Rücksicht auf Rußland bestimmte aber den preußischen Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg, alle kriegerischen Absichten aufzugeben. Die entscheidenden Beschlüsse wurden in der Ministerrathssitzung vom 2. November gefaßt. Prinz Wilhelm forderte lebhaft die sofortige Mobilmachung, die bewaffnete Unterhandlung. Graf Brandenburg erklärte aber, die Majorität des Ministeriums sei nicht im Stande, sich für die Mobilmachung auszusprechen; einstweilen sei ein rein friedlicher Weg zu gehen. Am 3. November erkrankte er und starb am 6. An demselben Tage beschloß das Ministerium, veranlaßt durch Nachrichten über Aenderungen in den politischen Constellationen, im Gegensatz zu Brandenburg, die Mobilmachung, was unendlichen Jubel der Bevölkerung hervorrief. Unter diesen Eindrücken ist der Brief des Prinzen geschrieben: er spricht von dem „kühnen Entschluß“ des 6. November und von der Einigkeit der Nation. Die Möglichkeit einer kriegerischen Entscheidung blieb noch einige Tage erhalten. Bald freilich nahmen die Dinge eine Wendung, die die Hoffnungen des Prinzen zu nichte machte. Am 29. November wurde die Olmützer Punctation unterzeichnet.

E. v. Saucken an den Prinzen von Preußen.

Durchlauchtigster Prinz!

E. Königl. Hoh. habe ich mit dem vollen Freimuth eines Mannes, dessen ganzes Leben Bürgschaft giebt, nie das eigene, sondern stets nur das Interesse des Vaterlandes und damit enge verbunden das seines angestammten Königshauses

gesucht zu haben, die Zustände Deutschlands klar geschildert. Die Art, wie E. K. H. meine und die Worte anderer Männer aufnahmen, hat mich auch in dem Prinzen den Mann ehren lassen, der auch verschiedene Ansichten zu würdigen und ihre Grundlagen wohl zu verstehen vermag. Ich stehe deshalb nicht an, noch einmal, — vielleicht zum letztenmahl — meine Anschauung, meine Mahnungen und Bitten ohne Rückhalt vorzutragen. Denn die Ereignisse gehen mit solchen Riesenschritten vorwärts, daß man leicht von ihnen weit überflügelt wird. Wohl darf ich E. K. H. Gedächtniß vertrauen, daß noch mehreres von dem vorgetragenen nicht ganz verklungen ist, und brauche wohl im ganzen nicht darauf zurückzugehen, vielmehr wird es genügen, nur Einzelnes aufzunehmen. Ich verbürgte, daß, wenn Preußen unbedingt die Verfassung und die Kaiserwürde annehme, dies vor allem und allein schnell alle Fürsten, auch sämtliche Könige zur Annahme und Unterordnung bewegen, ja, daß im Weigerungsfalle die Volksstimme sie dazu zwingen würde, und daß nur auf diesem Wege das große Werk der Bildung eines einigen Deutschlands zu erzielen sei. Mir wurde dies wohl von den kleinen Staaten, aber nicht von den Königreichen und am wenigsten von Würtenberg bei seinen Antipathien gegen Preußen zugestanden; und während ich behauptete, hier gerade würde es am ersten zutreffen, haben die Ereignisse meine Annahme bereits verwirklicht. Ich erlaubte mir, ferner zu erklären, wenn Preußen nicht an die Spitze des Reichs und so auch an die der Bewegung, sie hemmend und leitend, trete, diese sehr bald gleich einem Feuerbrande über Deutschland sich erstrecken und Unheil und unabsehbare Verwirrung herbeiführen würde u. s. w. E. K. H. glaubten nicht daran und meinten, gleich mir hätte Hr. v. Gagern, Simson, Bassermann und Hergenhahn früher ähnliches vorhergesagt, wenn nicht von Preußen den Wünschen der Nationalversammlung mehr nachgegeben würde, und es wäre alles ruhig geblieben; so würde es auch ferner sein — und jetzt, nach noch nicht vier Wochen, wälzt sich bereits der gewaltige Strohm von Stadt zu Stadt von Land zu Land immer wachsend in rascherem Laufe fort! Ich würde an meine Voraussagen nicht erinnern, wenn ich es nicht für nothwendig hielt, um E. K. H. zu überzeugen, daß meine Auffassungen nicht exaltirte Hirngespinste sind und, weil die Erfolge für ihre Richtigkeit sprechen, wohl auch Beachtung verdienen dürften. Ich habe alles sehr ähnlich früher meinem Könige gesagt und geschrieben, aber — keinen Glauben gefunden, wohl aber die Männer, vor denen ich ganz entschieden gewarnt habe und die, bei allem Scharfsinn, gerade in Erfassung großer politischer Zustände, wie im Frühjahr 1848 in Paris und in dem Rathe in der schweizer Angelegenheit, am allermehrsten irrten und auch jetzt nur schaden können werden. In solchen Augenblicken wie dem gegenwärtigen, da muß jede Rücksicht schweigen, der wahre Patriot muß auf jegliche Gefahr hin mit Wort und That hervortreten, darf nicht einmahl ein zarteres Behandeln sich da erlauben, wo so viel, so sehr viel zu gewinnen, aber auch viel, ja alles zu verlieren steht. Es ist bereits unwiederbringlich viel Großes, Hohes für Preußen und durch dasselbe für Deutschland und für die Fürsten und die Throne verlohren gegangen. Die Völker leisteten keinen Widerstand; sie hätten sich sämmtlich unterworfen. Kein Stamm wäre zurückgeblieben. 22 Staaten mit ihren Regierungen und Fürsten hatten sich bereits zustimmend erklärt. Ruhe und Ordnung wäre keinen Augenblick in denselben mehr gestöhrt worden. Und nur die Königreiche, die der Unterdrücker Deutscher Freiheit erst gebildet, versuchten Wiederstand. Mit der Anerkennung der Verfassung von Seiten Preußens war Deutschland in seiner staatlichen Form, in seiner Einheit und Macht gebildet, und nur der Wiederspruch der Könige ist es, nicht der der Völker, der die jetzige Aufregung, der die Bewegung heraufbeschworen hat, welche die Throne in Gefahr bringt und sie zum Ziel des Kampfes machen wird. An dem [!] Willen Einzelner, und selbst wenn es Könige sind, will länger das deutsche Volk nicht sein Schicksaal hängen.

Durch das lange Wiederstreben, durch zu spätes Nachgeben ist das Königthum in Würtenberg zu einem matten Schimmer bereits zurückgesunken. Auf Preußens

Rath wiederstrebt Sachsens König hartnäckig dem Volkswillen und kann dadurch leicht zur Entsagung getrieben werden. In Hannover droht ein Gleiches und in Bayern ein Zerfallen und Zerreißen des Staates, wenn nicht bald, sehr bald nachgegeben wird; und die Gefahren thürmen sich auch in Preußen hoch — immer höher auf: die Dämme dagegen, die eine leicht trügende Hoffnung in dem vortreflichen Heere sieht, das gewiß muthig und siegreich jedem äußeren Freund gegenübertreten wird, das aber leicht in dem Glauben, daß die Reichsverfassung rechtsgültig ist, im Kampfe gegen dieselbe schwanken könnte — dürften die Gefahren nicht dauernd abwenden, die, je länger abgewehrt, die Fluthen immer höher aufstauend, dann um so heftiger durchbrechend, Hütten und Paläste mit sich fortzureißen drohen! Daß das von wahren Patrioten mühsam in einem schweren Jahre gebaute Werk zum Wohle Deutschlands, dabei zu Preußens Ehre und Ruhm und für das konstitutionelle Königthum, wobei Antipathien zu Sympathien erst umgewandelt werden mußten, das endlich, wenn auch nicht ganz nach Wunsch, so doch nach den Umständen in einer Weise zu Stande kam, daß für die Zukunft viel, viel gewonnen war, daß dieses Werkes Baumeister verdächtigt, ja, als treulose, mindestens verkehrte, verblendete Arbeiter angesehen, ihnen allein das Mißlingen, alles Üble des Augenblicks als Schuld aufgebürdet wird, — dies, Königl. Hoheit, wäre noch das Geringste. Männer in unserer Stellung handeln nicht des Lohnes wegen, auch nicht einmahl Anerkennung erwartend — auch ein seltenes Loos in unserer Lage. Ja wir könnten und möchten noch mehr Übles ertragen, brächten wir nur zu Stande, was uns im Augenblick zum Heile des Vaterlandes als nöthig erscheint, um den Sturm abzuhalten, der Vernichtung droht. Gestern ist es uns nur noch mühsam gelungen, für Preußen, für Ew. Hoheit königl. Haus die erbliche Kaiserwürde, die Stellung, die ihm gebührt, für die Zukunft zu bewahren. Aber auch in diesem Beschluß wird man nicht die Lage der Sache richtig erkennen und würdigen, der so ganz die Richtigkeit in meiner Austritts Erklärung aus der 1. Kammer bekundet: „wenn früher das Streben (in Frankfurt) war, nur Großes zu bewirken, wird es jetzt Anstrengung erfordern, die Übelstände abzuwenden, die durch den von der Regierung betretenen Weg hervorgerufen sind.“ Es dürfte aber leicht das letzte Mahl sein; — zu gewaltig regen alle Maasregeln des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel (und wohl nicht mit Unrecht) die Gemüther auf, und täglich wächst der Widerwille gegen Preußen im ganzen Süden. Dem Drange im Deutschen Volke nach einem mächtigen, einigen Deutschland wird, wenn im Wiederstande alle anderen Königreiche gefallen sind, auch Preußen, viel fester gebunden und stärker eingewurzelt, für die Dauer doch nicht Wiederstand leisten. Königl. Hoheit! Es ist für Deutschlands Fürsten-Häuser die 12te Stunde da, für manche schon vorüber. In solcher Stunde hat das freie Wort seine Berechtigung. Preußen — mein liebes theures Vaterland! — geht auf dem betretenen Wege nicht seinem größeren Ruhm, sondern seinem Falle entgegen! Es tritt feindlich jetzt gegen die Nationalversammlung auf, die allein so lange die Schutzwehr gegen die Revolution war. Es fängt immer mehr an, den treuesten Freund als ärgsten Feind zu behandeln, zu bekämpfen, und ruft ein Triumphgeschrei der Böswilligen hervor. Preußen will gegen die hiesigen Beschlüsse einen Fürstenrath in Berlin versammeln. Es werden wenige Fürsten Bevollmächtigte senden — sie können es nicht. Denn wie mir Bevollmächtigte und Abgeordnete der Staaten sagen, würden sie, wenn sie es thäten, von ihren Thronen gestürzt. Und wie steht dadurch wieder Preußen kompromittiert da? — In der Pfalz brennt die Bewegung lichterloh. Die Hülfe der Reichsgewalt allein könnte nur helfen und ist für dasselbe Bayern in Anspruch genommen, das die Beschlüsse nicht angenommen hat. Welch' ein unnatürlicher Zustand! Aus der Rheinprovinz werden wahrscheinlich sogar Anträge eingehen, die unter anderm auch dahin zielen, der König möge die Krone niederlegen!! Preußen will den andern Staaten mit seinen Bajonetten beistehen, spricht dies prunkend aus — geschieht es, so entbrennt der fürchterlichste Bürgerkrieg mit

allen seinen Greueln — und kann leicht Schmach, nie Sympathien dafür erndten. Dies ist der Stand der Dinge. Ich bitte, ich beschwöre E. K. H.: erhalten Sie sich, erhalten Sie dem Prinzen Ihrem Sohn, dem Vaterlande, erhalten Sie treuen Preußen das Haus Hohenzollern, daß wie die Väter so die Kinder, es treu umstehend, durch dasselbe zu Ehre, Macht und Ruhm geführt werden. Im Jahre 1848, ungeordnet, nicht organisirt, wäre wohl zu begegnen gewesen, was jetzt, wohl überlegt, sich treu untereinander stützend, andern Widerstand immer wiederkehrend [!] entgegen zu setzen vermag. O! Preußen möge nicht Alles setzen, um ein zweifelhaftes, unzuverlässiges, wenig Dauer verheißendes Gut in der Gegenwart zu gewinnen. E. K. H. ruhmwürdiges Haus wurde nur dadurch groß, daß seine größten Helden die Zeit begriffen und ihre Bewegungen zu benutzen und zu beherrschen verstanden. Treten Sie nicht auf eine andere Bahn! Wie das Kind, einmahl dem Mutterschoße, wo es sich entwickelnd und wachsend so behaglich ruhte, entwunden, nimmer zu ihm zurückkehren kann, so wird der Kampf [!] nach gesteigerter politischer Freiheit sich nicht dauernd auch nur zu einem beschränkten Absolutismus zurückführen lassen. Es gilt daher viel mehr nur an der Spitze zu bleiben und Maas und Richtung zu bezeichnen als selbst im muthigsten Kampfe ehrenvoll zu fallen. Es gilt den gewaltigen Kampf zum Siege hinauszuführen. Dies ist die große Aufgabe eines Königs in gegenwärtiger Zeit. Königliche Hoheit, noch sehen Viele, Viele, und nicht blos Preußen, hoffend auf Sie. Täuschen Sie nicht solche Erwartungen! Folgen Sie nicht Rathschlägen von denen, die ferner den Ereignissen, den Bewegungen stehen. Folgen Sie mehr solchen Männern, die jeder Verleugnung fähig, dem Allgemeinen Wohl stets das Eigene zu opfern so willig als bereit sind; auch nicht den weisen Politikern, die, in einer bestimmten Schule erzogen, nicht los können von dem Gewohnten, von dem mühsam Erlernten. Folgen Sie vielmehr den Regungen des eigenen edlen Herzens — und Gottes Segen erfleht über Ihre Entschlüsse und Ihr Thuen

E. Königl. Hoheit
ganz gehorsamster
E. v. Saucken-Tarputschen.

Frankfurt a./M. d. 5. May 1849.
An
den Prinzen von Preußen
in
Berlin.

Kpt.

Prinz von Preußen an E. v. Saucken.

Berlin den 9. May 1849.

Ihr Schreiben vom 5. habe ich zu Dank erhalten. Sehr wohl erinnere ich mich Ihrer Vorhersagung der gewaltigen Bewegungen, welche jetzt losbrechen, und daß ich sie bedingungsweise bestritt, d. h. wenn man Preußens Absichten und Ziel anerkenne und also aus dem richtigen Gesichts Punkte auffaßte und Hand in Hand mit ihm gehe. Preußen ist seinem eingeschlagenen Wege seit 1848 nicht einen Moment in der deutschen Frage ungetreu geworden; es ist conséquent geblieben, bis zum heutigen Tage; es verlangt ein einiges Deutschland; dazu gehört ein Fundament, das tragfähig ist. Das ihm am 28. März 49 gebothene Fundament ist aber kein tragfähiges; es ist zu Stande gekommen aus der wiedernatürlichsten Coalition, die je im Schooße eines Parlaments gebohren worden ist, zu Gunsten derer ausgefallen, die das Fundament unhaltbar machen wollten. Auf dies Fundament stellten 42 Stimmen[1]) Majorität Preußen als Kaiser! Nicht Sympathien standen dabei Preußen zur Seite, sondern das Gefühl der Nothwendig-

[1]) 290 Abgeordnete wählten Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser, 248 enthielten sich der Wahl.

keit. Aus diesen Prémissen konnte Preußen auf keine dauernde Erhaltung des ihm dargebothenen schließen. Seine Bedingungen wurden offen und frei vor der Welt gestellt. Und was geschiehet in F. a./M., 4 Stunden bevor Preußens Bevollmächtigter anlangt, um die Unterhandlungen zu beginnen? Die 28 Regierungen, welche fast 3 Monate hindurch vertrauensvoll mit Preußen gegangen waren, fassen übereilt bindende Beschlüsse, in der Erwartung, Preußen zur Annahme ihrer Beschlüsse zu zwingen[1])! Heißt das Hand in Hand mit uns gehen? Heißt das Preußens Ansichten unterstützen, wenn man nicht so freundlich ist, seine Ansichten auch nur hören zu wollen? Hätte man es wahrhaft aufrichtig mit der Großmacht Preußen gemeint, so hätte man wohl 4 Stunden warten können; man glaubte aber mit einer Klein Macht zu thun zu haben, die man zwingen könne. Standen jene 28 Regierungen, wie seit der Note vom 23. Januar, einmüthig mit Preußen, so zogen wir die Königreiche zu uns; jetzt haben die 28 Preußen mit jenen Königreichen gegen sich vereinigt. Demungeachtet biethet Preußen immer noch die Hand zur Verständigung. Und womit antwortet F. a./M.? Mit den Handlungen eines Convents, durch Annahme der Wiedenbrugk'schen sieben Punkte! dessen erster[2]) Punkt der Aufruf der Unterthanen gegen ihre Fürsten ist! Ist das eine heilige Sache, wo Aufstand und Révolution zu auxiliair Truppen aufgebothen werden?? Preußen ist sich bewußt, sowohl durch seine Institutionen als durch seine Macht, der Révolution entgegengetreten zu sein, nicht aber sie zu seinem Aliirten zu wählen. Und darin wird es beharren. Wer uns nicht angreift, den werden wir gewiß in Ruhe lassen; wer unsere Hülfe gegen die Revolution in Anspruch nimmt, dem werden wir sie leisten, wie jetzt in Dresden, mag F. a./M. noch so oft erklären, daß dazu nur ihm das Recht zustehe.

Niemand erkennt die Crisis und die Gefahr, in welcher wir in Deutschland schweben, klarer als ich; aber gerade darum kann ich die Hand nicht dazu biethen, die Révolution aufzurufen, da ich sie nur dazu biethe, sie schließen zu wollen. Wer schlägt sich denn in den Straßen Dresdens? Pohlen und Freischarer, zusammengelaufenes Gesindel, und das nennt man Bürgerkrieg, während die Bürgerwehr in Dresden und Leipzig, also doch die wirklichen Bürger, sich nicht schlagen; das ist das Schreckbild, wie es jetzt stehet. Wohin freilich fortgesetztes Aufbiethen der Révolution zuletzt führen wird, ist nicht abzusehen. Wenngleich Sie annehmen, daß die Preuß. Armée eine Zeitlang noch treu und gehorsam sein wird, so theilen wir diese Annahme, hoffend, daß während dieser Zeitlänge — die Verhältnisse sich ordnen werden. Sollte die Rhein Provinz uns abfallen, so wird hoffentlich Preußen so viel Macht haben, sie sich zurück zu erobern, wie 1831 Pohlen durch Russland und 1848 Ober Italien durch Östreich und 1849 Sicilien durch Neapel zurückerobert ward. Stellen sich dem[3]) deutsche Truppen entgegen, um Preußen zu hindern, sein Eigenthum sich zurückzunehmen, so wird die Welt Geschichte wenigstens nicht dereinst sagen, daß Preußen den deutschen Bruder-Krieg veranlaßt hat. Fallen uns andere Länder ab, nun so werden wir sie zu bezwingen suchen. Und sollte es beschlossen sein, daß die Hohenzollern untergehen sollen, — nun so werden sie mit Ehren unterzugehen wissen!

Sie klagen, daß man den Männern nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die seit einem Jahre in F. a./M. für Deutschlands Recht thätig gewesen sind, und man werfe ihnen allein den Stein [!], daß es zu nichts komme. Ich glaube, daß alle gemäßigten Urtheiler sagen, daß diese Männer mit großer Aufopferung von

---

[1]) Am 14. April. H. v. Sybel a. a. O., S. 313.

[2]) Der erste Punkt lautet: „Die Nationalversammlung fordert die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk auf, die Verfassung des Deutschen Reiches vom 28. März d. J. zur Anerkennung und Geltung zu bringen." Verhandlungen vom 4. Mai. Stenographischer Bericht, Bd. IX, S. 6396.

[3]) Oder: dann.

geistigen und körperlichen Kräften thätig gewesen sind, aber an einem Werke, was nach dem ersten Zuschnitt nicht Lebensfähig war. Von dem Augenblick an, wo das Parlament einen Trumpf darauf setzte, sein Werk unverändert durchsetzen zu wollen, und ohne Mandat zur Kaiser Wahl schritt, — zeigte sich diese Lebens Unfähigkeit. Bei dem Wiederspruch, den dieses Werk erfuhr, sowohl von Fürsten, Regierungen und Volkstheilen, wiederfuhr dem Parlament, das sich souverain träumte, nichts anderes, als was dem Souverain selbst ewig begegnet, — daß man es nämlich nicht allen Menschen Recht machen kann! Möchten doch die Bekrittler aller Regierungs Maasregeln jetzt in ihren Busen fassen und sich sagen: jetzt fühlen wir, wir Parlaments Mitglieder, was es heißt, in seinen Maasregeln nicht die allgemeine Zustimmung zu finden. Das, was alle Souveraine so oft erfahren und was sie ruhig tragen und dulden müssen, bis sie entweder durch die Zeit gerechtfertigt dastehen oder durch Modificationen ihre Einrichtungen bessern, — dieses dulden ist dem Parlament nicht gegeben; es ist empört, daß sein Werk nicht allgemeinen Anklang findet, und statt ruhig zu dulden oder die Hand zu Modificationen zu biethen, greift es von einer extrêmen Maasregel zur andern, verläßt täglich mehr die ihm bezeichnete Stellung und gräbt sich so selbst sein Grab! — Bis auf einen gewissen Grad und bis zu gewissen Eventualitäten läßt man also allerdings dem Parlament Gerechtigkeit wiederfahren; seinen Überschreitungen und seinen extrêmen Maasregeln aber das Wort zu reden vermag ich wenigstens nicht.

Trotzdem, was geschieht und noch geschehen mag, bleibe ich bei meiner Überzeugung, daß Preußen berufen ist, an die Spitze Deutschlands zu treten. Wann und wie, das ist die Frage, die von der Vorsehung gelöst werden wird; wir Alle sind die Werkzeuge dieser Vorsehung und daher müssen wir nicht verzweifeln, wenn die Tage kommen, die uns nicht gefallen!

Ist erst die Anarchie überwältigt, Gesetz und Ordnung wieder hergestellt in Deutschland, dann wird jede Regierung gewissenhaft an den Ausbau ihrer Constitution gehen; das ist Pflicht und Recht. So lange aber Révolution und Anarchie herauf beschworen werden, um einer Ansicht Hülfe zu leisten, so lange wird weder Recht noch Ordnung in Deutschland einkehren! Das ist mein politisches Glaubensbekenntnis.

Ihr Prinz v. Preußen.

Orig.

Die Adresse auf dem Couvert lautet (eighd.):

Dem

Herrn von Saucken-Tarputschen

zu

Frankfurt a./M.

Recommandirt. Poststempel:

Berlin

11. Mai.

E. v. Saucken an den Prinzen von Preußen.

Schluß eines Briefes, dessen erste Seiten nicht mehr vorhanden:

Der Prinz möchte S.s Worte ernst erwägen. „Theilen Sie sie auch, nach besserem Ermessen, meinem Könige mit. Früher schrieb ich direkt. Jetzt glaube ich, hört mein König mich nicht gern[1]). Durch Ihren Mund vorgetragen finden die

---

[1]) Nach Th. v. Bernhardi (Aus seinem Leben, Bd. II, S. 297 ff.) hat Saucken, wie er früher beim Könige zu Gunsten der Annahme der Kaiserkrone intervenirt hatte, zur Zeit des Tages von Bronzell in ihn gedrungen, die Ehre der preußischen Waffen zu wahren. Nach obigem Briefe scheint er es nur durch den Prinzen von Preußen, nicht direct versucht zu haben.

Gedanken wohl leichter eine gute Stätte und Prüfung. Thun Sie alles, mein Prinz! um schnelles muthiges Handeln auf dem Wege der Ehre und in diesem Sinne zu erlangen. Stützen und schirmen Sie Preußen gegen die Schmach, die H. v. Manteuffel und seine Gesinnungsgenossen, von denen keiner jemals das treue Schwerdt für Vaterlandes Ehre und Ruhm geschwungen hat, über uns bringen will [!]. Erhalten Sie der Krone ihren reinen hellen Glanz, nicht blos für die Gegenwart, sondern für die Zukunft Ihres Kindes und Ihrer Kindeskinder, und der Himmel wolle Ihr Handeln segnen!!

Mit der Entlassung dieser Minister die Kammern empfangen und nicht, wie erschreckend die Zeitungen melden, daß der König gegen seine Ansicht der Mehrheit seiner Räthe nur als konstitutioneller König beigetreten sei (was gerade inconstitutionell wäre), von allen alten Banden sich lösend, kühn, frei und groß, zu seinem Volke tretend, für deutsches Recht und deutsche Ehre männlich und mächtig einstehend, würde ein Jubelruf erschallen, der durch ganz Deutschland mächtigen Wiederhall fände, und mit schwellender Stromesgewalt, und sollte er blutgetränkt weiter rollen, würde eine Macht, ein Reich erstehen, das dem gesamten Europa Achtung geböte — und der Schöpfer und der Träger eines solchen Reiches zu sein, was giebt es Schöneres — was ihm Gleiches!

O! mein Prinz! Treten Sie helfend, rathend, stützend dem König zur Seite — es ist der Ihnen von Gott und Recht angewiesene Platz — und befördern und erfüllen Sie die besseren Hoffnungen eines edlen Volkes. Es ist hohe — hohe Zeit."

Tarputschen d. 9/11. 50 [1]). Kpt.

Prinz von Preußen an E. v. Saucken.

Schloß Babelsberg 18. 11. 50.

Ihr Schreiben vom 8. [2]) d. M. athmet Patriotismus, wie ich ihn immer bei Ihnen gekannt habe. Sie fangen damit an mich zu fragen, ob ich noch der Meinung sei, daß Sie Unrecht thäten, unser Ministerium zu bezüchtigen, einen falschen Weg zu gehen? Was ich Ihnen damals sagte, war für jenen Moment, meine vollkommene Überzeugung und auch heute noch. Ganz anders beantworte ich diese Frage heute. Schon in diesem Sommer trat ich dem schwankenden Ministerium schroff entgegen, noch schroffer am 2. November d. J. Denn es verließ die besonnene Bahn, die Preußen für Deutschland zu gehen hat. Der edle Mann, der den 2. November 1850 schuf, hat ihn nicht überlebt — wohl ihm und Friede seiner Asche! Am 6. Nov. ist ein kühner Endschluß gefaßt worden, — die Nation hat aus einem Munde geantwortet; sie steht unter den Waffen, weil man sich auf sie stützte. Jetzt kommt alles darauf an, diesen kühnen Griff zu benutzen, aber mit großem Bedacht muß noch verfahren werden. Unsere Gegner stehen gerüstet an unsern Grenzen, — wir rüsten erst! Wir müssen noch 3—4 Wochen Zeit gewinnen (dies darf aber niemals öffentlich ausgesprochen werden). Damit die Gegner uns nicht ungerüstet, in unsere Grenze einfallend, finden, muß man ihnen den Grund und Vorwand dazu vorläufig noch benehmen. Sind wir um Weihnachten ganz gerüstet, dann kann eine andere Sprache geführt werden. Dies also sei Ihrer aller Programm in den Kammern. Man dränge das Gouvernement jetzt noch nicht zum: Vorwärts! Man kann und muß

---

[1]) Auf der Rückseite bemerkt Saucken: Den 9./11. 50 zur Post in Insterburg gegeben. In dem Briefe des Prinzen vom 18. November, der hierauf offenbar antwortet, ist der Saucken'sche Brief als vom 8. November bezeichnet. Liegt ein Irrthum des Prinzen vor? oder hat Saucken das Datum im Concept erst nachträglich und zwar unrichtig hinzugefügt?

[2]) Vergl. Anm. 2.

Preußens Ehre zwar énergisch und lebhaft in den Kammer Débatten obenan stellen; aber man hüte sich momentan noch, die Scheiden fortzuwerfen.

Sie kommen auf die Frankfurter Kaiser-Krone zurück und reihen daran Betrachtungen. Diesen kann ich nicht folgen. Jene Krone entspros der Volks-Souverainität, denn Niemand in F. a./M. hatte ein Mandat zu solchem Schritt. Hätten die Fürsten sie den König gebethen anzunehmen, so wäre die Sache légal geworden. Mit der Verfassung aber, die dieser Krone zur Seite stehen sollte, wäre heute kein Kaiser, kein Deutschland und kein Preußen mehr. Was ich Ihnen im Sommer 1848 hier an dieser Stelle sagte, ist und bleibt mein Wahlspruch: Preußen muß als Preußen an die Spitze Deutschlands kommen, nicht aber als Provinz in dasselbe aufgenommen werden, d. h. nicht in dasselbe aufgehen. Und so wird es auch kommen. Wann? Das ist eine ganz andere Frage. Als Sie sehr unzufrieden mit mir waren, als ich Ihnen 1848 sagte, dies Jahr sei nicht dazu bestimmt, das von Ihnen erstrebte Ziel zu erreichen, hatte ich doch recht sehr Recht; denn selbst Sie alle in F. a./M., die man gewähren ließ bis zum Schluß des Jahres, konnte man es recht zum Schluß bringen?

Die nächsten Tage[1]) werden sehr endscheidend sein. Wirken Sie auf Ihre Kammer Genossen, damit vom Hause aus kein Östreich provocirendes Drängen in den Débatten stattfindet, bis wir gerüstet sind. Preußens Ehre aber immer oben an, dann folgt Deutschland von selbst. Sollte sich das Ministerium nicht halten (außer Ladenberg)[2]), so nehme man tüchtig gesinnte Männer, aber keine Idéologen und Phantasten; wohin diese Geschäfts unkundigen Männer den Staat 1848 gebracht haben, weiß die Welt und Preußen hat genug davon gehabt!!

Ihr Prinz von Preußen.

Orig.

Die eighd. Adresse auf dem Couvert lautet: „Dem Königl. Major a. D. von Saucken-Tarputschen Ritter hoher militär. Orden Berlin. Kammer Mitglied. cito!“

Aufgedruckt: Recommandirt. Poststempel: „Potsdam Bahnhof 19. 11. 9—10.“ Berlin ist dann [von der Postverwaltung] ausgestrichen und: „zu Tarputschen“ [dies vielleicht von dem Prinzen selbst] geschrieben. Auf der Rückseite des Couverts steht [wohl von dem Bureau der 1. Kammer]: „Ads. ist diesesmal nicht zur 1. Kammer gewählt“. Dann von der Postverwaltung: „retour an des Prinz von Preussen Königliche Hoheit.“

---

[1]) Am 21. November wurden die Kammern eröffnet, und zwar mit einer Thronrede, welche wegen ihrer energischen Haltung als kriegerische Drohung gedeutet wurde. H. v. Sybel a. a. O., Bd. II, S. 28.

[2]) Minister v. Ladenberg hatte am 2. November seine Entlassung eingereicht, am 6. aber, als die Mobilmachung beschlossen wurde, sich bereit erklärt, weiter zu dienen. Im December schied er aus dem Ministerium.

Annie Vivanti.

Von
Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Die lyrische Poesie, die so lange Zeit das Aschenbrödel unter ihren Schwestermusen war, kommt wieder zu Ehren. Und nicht allein junge „Prinzen aus Genieland“ wetteifern in dem Bestreben, sie auf ihren angestammten Thron zurückzuführen: mit noch größerem Glück haben Frauen und Jungfräulein ihr diesen Liebesdienst zu erweisen gesucht.

Es war hohe Zeit, daß man sich der lange Verkannten annahm. Eine große Schar sonderbarer Schwärmer hatte sich zudringlich um sie bemüht, aber statt des echten Götterkindes einem Zerrbilde gehuldigt. Aus der Menge dieser Neuesten, die das wahre Wesen der Lyrik in der Erzeugung einer dunklen Stimmung durch barocke Naturlaute und blödes Stammeln setzten, haben sich seit einigen Jahren nun auch junge Talente hervorgethan, die zwar auch neue Töne anzuschlagen suchen, aber von allem mystischen Aberwitz sich frei halten und in verständlichen Confessionen ihre Seele zu Worte kommen lassen wollen.

Neben ihnen aber ist eine ganze Reihe von Dichterinnen erschienen, die sich an leidenschaftlicher Empfindung, Beherrschung der Form und dichterischer Eigenart wohl mit ihnen messen können, ja durch gewisse weibliche Reize der Zartheit und Innigkeit ihnen hin und wieder den Rang ablaufen möchten. Ich nenne nur die Namen Isolde Kurz, Anna Ritter, Frieda Schanz, Ricarda Huch, Ilse Frapan, neben denen noch ein reicher Chor melodischer Sopran- und Altstimmen aus den Zweigen des deutschen Dichterwaldes herausschallt.

Diese lebhafte und erfolgreiche Betheiligung der Frauen an der Literatur unserer Zeit, die sich auf dem Gebiet der Novelle und des Romans den Männern gegenüber noch siegreicher behauptet, kann Niemand Wunder nehmen, der das Vordringen des weiblichen Elements in unserer Cultur, den berechtigten Kampf des Geschlechts gegen enge Bande des Vorurtheils seit drei Jahrzehnten verfolgt hat. Nichts natürlicher, als daß begabte Frauen auch ihren Stolz darein setzen, von dem dichterischen Recht, zu sagen, wie es ihnen ums Herz ist, rücksichtslos Gebrauch zu machen, da die alte Bevormundung des mulier

taceat endlich abgeschüttelt worden und dem weiblichen Geschlecht die Erlaubniß, seine Sache vor der Oeffentlichkeit zu führen, nicht mehr streitig zu machen ist.

Freilich zunächst mit zweifelhaftem oder nur geringem Erfolg, zumal in wichtigen praktischen Lebensfragen. Immerhin aber gegen das durch Sitte und eigene Scheu gebundene Verhältniß der „guten alten Zeit" ein erquickender Gewinn, diese Herzenserleichterung durch offenes Ausströmen seiner Wünsche, Qualen, Bedürfnisse und Empörungen, die das „edle Weib" noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts still in seinem Busen bewahren mußte. Nur konnte es nicht fehlen, daß nicht Alle von der neuen Freiheit einen taktvollen Gebrauch machten, ja Manche im Gefühl der eben gewonnenen Selbstherrlichkeit alle Grenzen überschritten, die im sittlichen Bewußtsein selbst der freigewöhntesten Menschen ein geheiligtes Recht erhalten hatten. Und wo hätte diese Maßlosigkeit einen natürlicheren Tummelplatz gefunden, als auf dem Gebiet der Lyrik, die aus jeder Menschenbrust das Geheimste und Innerste hervorlockt und um so reizvoller zu sein pflegt, je ungebundener die Seele des Dichters sich vor sich selbst enthüllt, unbekümmert darum, ob ihrem Selbstgespräch noch irgend ein Publikum zuhört.

Dies Vorrecht der unbedingtesten Wahrhaftigkeit, dessen noch die lesbische Dichterin sich bediente, war im Laufe der Jahrhunderte von weiblichen Musenschwestern nur sehr selten in Anspruch genommen worden. Erst in unseren Tagen haben dichtende Frauen sich zu Wagnissen der inneren Selbstentblößung aufgeschwungen, die nicht immer, wie in dem Sehnsuchtslied der Sappho, durch die Schönheit geadelt erscheinen, sondern nur Beweise für die alte Wahrheit sind, daß nichts zügelloser mache als lange Knechtschaft.

Ein merkwürdiges Beispiel von der heut im Schwange gehenden Rücksichtslosigkeit, mit der dichterisch begabte Frauen ihr geheimstes Seelenleben der Menge preisgeben, sind die Gedichte der Deutsch-Italienerin Annie Vivanti, die vor elf Jahren zuerst erschienen sind und seitdem durch fünf Auflagen den Beweis geliefert haben, daß heutzutage selbst ein lyrisches Talent das allgemeine Interesse zu fesseln vermag, wenn hinter den dichterischen Vorzügen ein Temperament von ungewöhnlicher Kraft und dichterischem Reiz zum Durchbruch kommt.

Kein Geringerer freilich, als der berühmteste italienische Lyriker der neueren Zeit, Giosuè Carducci, hat Annie Vivanti eingeführt und ihr gleich an der Schwelle des Ruhms einen vollen Kranz aufs Haupt gedrückt. „Mein Fräulein," schrieb er ihr am 19. Februar 1890 aus Bologna, „in meinem poetischen Codex gibt es folgenden Artikel: Priestern und Frauen ist es verboten, Verse zu machen. Für die Priester bleibt das Verbot bestehen, auf Sie findet es keine Anwendung."

Die „Motive" dieses Machtspruchs ist Carducci uns schuldig geblieben. Sie werden wohl nur darin bestehen, daß alle wahre Dichtung eine Confession ist. Nun sind Priester dazu bestellt, Beichte zu hören, nicht selbst vor Laienohren Beichte abzulegen, und daß Frauen, wenn es sie treibt, ihr Herz zu entlasten, dies in der verschwiegenen Heimlichkeit des Confessionals thun sollten,

nicht auf offener Straße, wo jeder Vorübergehende ihre Geheimnisse belauschen kann.

Allzu streng freilich darf man den ästhetischen Dictator von Bologna nicht beim Wort nehmen. Daß es mit dem priesterlichen Amt sich nicht wohl vertragen würde, leidenschaftliche Herzenskämpfe oder sinnliche Anfechtungen, wie sie selbst dem heiligen Antonius zu schaffen machten, in Petrarchischen Sonetten auszuströmen, kann man selbst dem Verfasser des „Inno a Satana“ zugestehen; und etwas Anderes wird er mit dem far versi wohl nicht gemeint haben, da er religiöse Lyrik, deren auch Italien so ergreifende besitzt, nicht von vorn herein in den Bann thun dürfte. Aber auch unter den Frauen, denen er das Dichten verbieten will, macht er nicht allein mit Annie Vivanti eine Ausnahme. Der Sappho zu geschweigen, gesteht er in einem Aufsatz der Nuova Antologia vom 16. Juni 1890, in welchem er Annie Vivanti's Gedichte[1]) feinsinnig bespricht, daß er in der modernen lyrischen Poesie Europa's noch zwei Dichterinnen bewundere: Marcelline Desbordes Valmore und Elisabeth Browning, jene „um die elegische Andacht in ihrem Liebesgefühl“, diese „wegen des ekstatischen Hymnus, mit dem sie in ihren portugiesischen Sonetten ihre Liebe gefeiert habe.“

Jener anderen italienischen Lyrikerin, die gleichzeitig mit der Vivanti großes Aufsehen jenseits und diesseits der Alpen machte, Ada Negri's, gedenkt er bei den Ausnahmen von seiner Regel nicht. Er wird sie den Genannten nicht als ebenbürtig an die Seite stellen, und auch wir finden, daß sie bei einem solchen Vergleich verlieren würde. Sie hatte nur Eine Saite auf ihrer Leier, die jenen scharfen Ton der Klage und Anklage gegen die socialen Mißstände ertönen ließ. Seitdem ein freundliches Schicksal diese Saite durchschnitten hat, ist ihre Leier verstummt. Ob die Dichterin dazu kommen wird, auch für das Glück herzbewegende Töne zu finden und in den dunklen Stunden, die dem sonnigsten Leben nicht erspart bleiben, sich von ihrer Muse trösten zu lassen, werden wir abzuwarten haben.

Mit Annie Vivanti aber hat sie Eins gemein, was keinem großen oder kleinen Lyriker erlassen werden kann, die starke, selbstherrliche Persönlichkeit, il predominio della personalità, wie Carducci es nennt. Nur daß, wie gesagt, das Naturell der Ada Negri aus Einem Gusse besteht und daher bei der Erschütterung nur Einen Ton von sich gibt, während Annie Vivanti's dichterisches Wesen aus verschiedenen, zum Theil scheinbar widersprechenden Elementen zusammengesetzt ist, so daß sie als Dichterin eine größere Scala beherrscht und das Interesse einer problematischen Natur gewährt, die in Einem Athem zu fesseln und abzustoßen vermag.

* * *

Zum Theil erklärt sich dies aus ihrer Herkunft und der Mischung des Bluts, die auch auf ihren Lebensgang eingewirkt hat.

---

[1]) Lirica. Milano. Fratelli Treves.

Nach ihrem eigenen Curriculum vitae, das unter meinen Uebersetzungen voran steht, war ihr Vater ein Italiener (aus einer jüdischen Familie), die Mutter eine Deutsche. „War die junge Dichterin wirklich eine Italienerin?“ fragt Carducci. „Vom Vater aus und nach ihrer Art zu empfinden gewiß. Doch eine deutsche Mutter brachte sie in London zur Welt. Eine anglikanische Bonne ließ das Kind große Capitel aus der Bibel auswendig lernen, die Mutter aber Goethe's Fischer und Schiller's Taucher, und dann erzählte sie ihr wundersame Märchen voll blauer Nebel. Die Mutter war eine Lindau, Schwester der Brüder Rudolf und Paul Lindau, gleich ihren Brüdern hochgebildet. Sie dichtete selbst, in deutscher und englischer Sprache, und empfing in ihrem Hause zu London Dichter und Schriftsteller aus ihrer deutschen Heimath. Unter diesen war Ferdinand Freiligrath, der die kleine Annie sich aufs Knie zu setzen und ihr seine Gedichte zu recitiren pflegte. Bei dem „Löwenritt“ erblaßte das Kind, das die großen Augen weit öffnete, und der Dichter der Revolution umarmte sie und sagte, sie sei ein Wunderkind. So sprach Annie natürlicher Weise zuerst Deutsch und Englisch, und es war auch fast nur natürlich, daß sie zu acht Jahren in beiden Sprachen Verse machte. Aber sie behielt doch den Eindruck, das Englische sei die Sprache, in der nur gescholten werde, das Deutsche die Sprache der Träume.

„Mit neun Jahren brachten sie die Eltern nach Italien; aber die Notiz eines Mailänder Journals, daß sie eine Musterschülerin der Normalschule gewesen sei, ist nicht richtig. Bei dem Examen des ersten Jahres fiel sie in allen Fächern durch. Von ihrer Geographie erzählt man sich Wunderdinge; sie habe die Schweiz an Gott weiß wie viele Meere angrenzen lassen. Von Geschichte und der alten Welt hatte sie nicht den geringsten Begriff. Wie sie die Sprache gelernt hat, in der sie einst dichten sollte, wußte sie nicht zu sagen. Der Papa, ein reicher Kaufmann aus Mantua, der in den Verschwörungen und Schlachten Italiens seinen Mann gestanden hat und von Oesterreich zum Tode verurtheilt wurde, declamirte ihr den Aristodemo und machte sie — so drückt sie selbst sich aus — vor Vergnügen erschauern.

„Als sie zwölf Jahr alt geworden war, starb ihre Mutter, und damit sie selbst am Leben bliebe (?), führte man sie fort. Zwei Jahre blieb sie in der deutschen Schweiz. Hier las sie zum ersten Mal Shakespeare in deutscher Uebersetzung und schrieb Gedichte und Märchen, die nebelhafter als die deutschen waren. (Auch für Carducci, wie für die Masse der weniger gebildeten Italiener, ist Deutschland noch immer das Nebelland.) Dann war sie in London, dann in New-York, wo sie sich die amerikanische Erziehung aneignete und singen lernte wie eine richtige Italienerin. In ihr aber regte sich ein Heimweh nach Italien. . . . Die neue Mignon erinnerte sich an Premeno am Lago Maggiore. Seit drei Jahren (dies wurde 1890 geschrieben) lebt sie wieder in Italien.“

So weit Carducci.

Das unstete Leben, das Annie Vivanti seitdem geführt, hat sich, nach dem, was darüber in der Oeffentlichkeit verlautet ist, in so seltsamen Bahnen bewegt, daß es einem Roman oder mehreren Romanen ähnlich sieht. Doch auch

wenn es statthaft wäre, Zeitungsberichte für beglaubigte Documente zu nehmen, würde die literarische Kritik eine andere Aufgabe haben, als sich mit den äußeren Schicksalen einer Dichterin, zumal einer noch lebenden, zu befassen. Der Gewissenhaftigkeit philologischer Forscher bleibe es überlassen, dem Lebenswandel einer Sappho nachzuspüren und in Anklagen oder „Rettungen" den moralischen Standpunkt einzunehmen. Bei der Betrachtung jeder künstlerischen Leistung aber kommt es zuerst und zuletzt auf den ästhetischen Eindruck an, den wir von dem Werk empfangen, wenn auch freilich im tiefsten Grunde der Mensch vom Künstler unzertrennlich ist und dem schärferen Blick die Schwächen seines menschlichen Theils sich an seinem Kunstwerk offenbaren. Dem Lyriker insbesondere räumen wir das Recht ein, ja fordern von ihm, sich zu geben, wie er ist, eine volle Beichte abzulegen. Auch seine Selbstanklagen freilich nehmen wir nicht streng beim Wort. Wir wissen, daß er oft in dunklen Stunden ein schmerzliches Vergnügen empfindet, sein eigenes Bild ins Schwarze zu malen, sein Sündenregister unbillig anzuschwellen, sei es in ehrlicher Selbstzerknirschung oder in einer Anwandlung von Koketterie, um „sich interessant zu machen".

So würden wir auch Annie Vivanti's freimüthige Confessionen hinnehmen, ohne zu fragen, ob sie ihr Leben nach ihren Grundsätzen eingerichtet habe, und uns bei Carducci's Charakteristik beruhigen, der ihr, da sie in allem Reiz der Jugend vor ihn hintrat, seine Bewunderung gestand: „Ich sage Ihnen, daß Sie mich oft hinreißen, und küsse Ihnen die Hand."

Nur diese Grundsätze selbst, welche die Einundzwanzigjährige schon bei ihrem ersten Auftreten proclamirte, widersprechen vielfach so sehr alle dem, was selbst den freigesinntesten Menschen als eine Gewissensschranke erscheint, daß sie selbst uns die moralischen Maßstäbe für ihre Lebensanschauung in die Hand drängt. Sie nimmt das Recht für sich in Anspruch, in allen Verhältnissen sich nach souveräner Willkür, nur dem Impuls ihres Herzens und ihrer Sinne folgend zu betragen. Das Goethe'sche Wort: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte" hat für sie keinen Sinn. „Voglio la libertà! La sconfinata — Intera libertà!" Und von dieser schrankenlosen Freiheit macht sie einen schonungslosen Gebrauch.

Sie ist ehrlich genug, vor sich selbst zu warnen. Denjenigen, die sich um ihre Liebe bewerben, erklärt sie, daß es nun einmal ihr Schicksal sei, „heute zu lieben und morgen zu vergessen." In dieser maßlosen Selbstherrlichkeit fühlt sie sich als eine geniale Natur. — „Voglio del genio la pazzia sublime" — und somit hätten Diejenigen, die es dennoch mit ihr wagen, sich nicht zu beklagen, da sie sich offen ihrer „tückischen Kunst" berühmt, „Menschen zu quälen und verliebt zu machen."

So weit können wir ihr das Naturrecht der ungebundensten Leidenschaft zugestehen, da alles Uebermaß seine Nemesis in sich selbst trägt. Es ist nun einmal der verhängnißvolle Trieb ihres Naturells, ins Grenzenlose zu streben, mittlere Zustände nicht ertragen zu können, „Nichts oder Alles, Jubel oder Qual, das enge Grab oder das Universum" zu begehren. Wie viel von diesem gewaltsamen Streben nach den Extremen in Wahrheit ihrem Temperament zu=

zuschreiben sei, wie viel auf Rechnung einer gewissen lyrischen Pose komme, entzieht sich unserer Beurtheilung.

Aber lassen wir dies Alles gelten, zumal diese ekstatischen Expectorationen in glänzenden Versen dahinbrausen, so fühlen wir doch, daß eine letzte Grenze überschritten wird, wo sie sich selbst in nicht wenigen ihrer Gedichte einer so grausamen Selbstsucht zeiht, daß schwerlich je ein Dichtermund sich zu ihr bekannt hat.

Sie trotzt auch hier auf ihr Naturrecht, je nach der Stimmung des Moments wohl oder weh zu thun, gleich einer elementaren Macht, die nichts dabei empfindet, wenn sie in Menschenschicksale verheerend eingreift. Sie ist ganz ehrlich der Meinung, den Mann, den sie gerade ihrer Zärtlichkeit würdigt, nicht zu betrügen, wenn sie ihm „Il fior de' baci miei, gl'incanti strani — Della mia fantasia che t'innamora" gönnt um den Preis der langen, ungestillten Sehnsucht, wenn sie ihn dann von sich gestoßen.

Doch auch in den Versen, die nichts als Sinnengluth athmen, weht ein schwüler Zauber, der die Dichterin anziehend macht.

Or quando in braccio a lui giaccio rapita,
Soavemente stanca,
Da baci senza fine illanguidita,
Piegando sul suo cor la faccia bianca —

Selten wohl hat eine Zweiundzwanzigjährige — denn diese Strophe steht schon in dem Buch von 1890 — ihrer Leidenschaft einen unverhüllteren und zugleich melodischeren Ausdruck verliehen.

Doch bei allem schrankenlosen Freiheitsdurst, der das „Erlaubt ist, was gefällt" zum Wahlspruch macht und die Männer für ihr Hohnwort „la donna è mobile" strafen zu wollen scheint, indem sie Ernst damit macht — Eine Schranke erkennt die Dichterin an, über die Andere ihres Geschlechts sonst von minder bedenklichen Grundsätzen sich leicht hinwegzusetzen pflegen: die Schranke der legitimen Ehe. In dem Gedicht „Non sarà mai" erklärt sie dem Manne, den sie liebt, daß er nie zwischen ihren aufgelösten Haaren sein zitterndes Gesicht verbergen werde.

Nell' onda lor come da notte a volti,
Baci di fuoco troverem giammai —

Denn zwischen uns steht eine Scheidewand,
Die niederreißt nicht irgend eine Kraft,
Die schon seit Ewigkeit gegründet stand,
Die trennt uns, grausam, finster, riesenhaft;
Trennt meinen Mund von deinem schwarzen Haar,
Steht zwischen Glück und Leben immerdar.

Ich hätte dir all' meiner Küsse Blüthe,
Den Schatz der frohen Jugend dir beschert,
Doch hat, daß ich in sel'gem Rausch erglühte,
Ein schwaches Weib, ein goldner Ring verwehrt.

Wer löst diesen seltsamen inneren Widerspruch? Und wie läßt es sich mit ihrer sonstigen Widerstandslosigkeit gegen alles Reizende und Verführerische

reimen, daß sie einem jungen Arzt, der „stolz und stark ist wie ein junger Gott“ und „zu seinen übrigen liebenswürdigen Eigenschaften noch die zählt, daß er ihr den Hof macht“, gleichwohl eine scharfe Moralpredigt hält? Er habe eine heilige Mission, der leidenden Menschheit sich zu widmen. Elend, Krankheit und Schmach (?) streckten die abgemagerten Arme nach ihm aus. Er selbst müsse arbeiten und leiden, leiden, kämpfen und siegen, sein Leben zu einem großen Gedicht, einer Epopöe glorreicher Handlungen machen. Dann erst solle er zu ihr zurückkehren, dann werde sie ihm ihre Arme öffnen, mit ihren Küssen ihn belohnen, und wenn er hohlwangig und bleich vor sie hin trete —

sarai bello
Come un giovane dio superbo e forte!

Gewiß, Annie Vivanti hat mehr Saiten auf ihrer Leier, als Ada Negri. In diesem einen Gedicht berühren sich die beiden so verschiedenen Seelen; man wird sich erinnern, daß auch Ada Negri die Bewerbung eines Mannes zurückwies, der noch nicht bewiesen hatte, daß er arbeiten könne.

* * *

Und nun neben diesen Schatten und räthselhaften Dunkelheiten in der Natur der Dichterin ihre Lichtseiten.

Da ist zunächst ihre Freude an der Natur. Und nicht nur, daß sie für dies niemals ausgesungene Lied neue Töne findet: das Beste und Menschlichste in ihr wird durch den Zauber des Frühlings geweckt; sie will ins Freie hinaus, ein Fest der sittlichen Wiedergeburt feiern, Sühne bieten für alle Kränkungen, die sie Menschen zugefügt, und Allen verzeihen, die ihr weh gethan haben. Wo sie aber jemand begegnet, dessen Sinn noch dumpf und winterlich verschlossen ist, dem will sie einen Strauß Frühlingsblüthen geben und einen Händedruck.

Ihrer Jugend, die sich noch in goldenen Träumen glücklich fühlte, gedenkt sie in einer romantischen Ueberschwänglichkeit, die uns fast sentimental anmuthet, zumal wir ihrer Versicherung am Schlusse nicht glauben können:

E resto sempre una bambina credula,
Piena di fede azzurra e sogni d'or.

Nein, Signora, Sie haben uns zu tief in Ihre sehr realistischen Doctrinen eingeweiht, als daß wir Ihr Heimweh nach der Zeit, wo Sie die Sterne für Fensterchen hielten, durch die man in den Himmel schauen könne, ernst nehmen sollten. Aber Annie Vivanti's Liebe zu den Kindern, die noch daran glauben, ist sicherlich echt und wahr. Wie liebenswürdig zeigt sie sich in dem Gedicht „In fünfzig Jahren“, wo die zweiundzwanzigjährige Dichterin sich als weißhaarige alte Jungfer sieht, in einem Hause, in dem man keine Priester, Katzen und Kanarienvögel findet, aber Licht und Luft und fröhlichen Kinderlärm! Und wie rührend spricht sich vollends das tiefe Mitgefühl mit kranker Jugend aus, während die Dichterin Männern gegenüber, die stolz und stark wie ein Gott sind, so schonungslos sich ihrer Uebermacht rühmt und von

einem menschlichen Rühren nichts wissen will! Die Gedichte Virgo, Auf ein todtes Mädchen, Kurzes Leben gehören zu dem Ergreifendsten, was jemals aus einer zartbesaiteten Dichterseele entsprungen ist.

Ein Seufzer am Morgen nach einer Nacht, die sie in kummervollen Gedanken durchwacht hat, ruft das Andenken an ihre Mutter herbei; ein stürmischer Freudenausbruch bewillkommnet den heimkehrenden Bruder und zugleich klagt sie ihm:

Son sola al mondo, tutta sola ormai
Ed io non voglio che tu vada via!
Senti . . . non mi baciasti ancora mai,
Anima mia!

Ich habe diese und einige andere Stellen im Original angeführt, um von dem Stil dieser Gedichte eine Anschauung zu geben, wie es die glücklichste Uebersetzung nicht zu thun vermag. Carducci, der diesen Stil nicht immer „correct" findet, rühmt ihm doch die Ursprünglichkeit und Eigenart nach (la verginità dell' espressione). „Nie eine geschminkte Phrase, nie ein Stäubchen des Puders, der in unserer Poesie so vielfach selbst bei Männern in Gebrauch ist."

Er erklärt dies zum Theil damit, daß Signorina Vivanti, wie sie versichert, von den großen italienischen Dichtern keine Silbe gelesen habe; nur ein zerrissenes Exemplar der divina commedia sei in ihrem Besitz gewesen, zwischen mehreren Bänden der Goethe'schen Werke, einem Andenken ihrer Mutter. Wir erlauben uns einen leisen Zweifel an dieser Versicherung. Jener Dante mag ungelesen geblieben sein. Daß aber eine junge Italienerin von so phantastischer Gemüthsart und dichterischer Begabung Petrarca und Ariost und verstohlen auch früh genug Boccaccio gelesen haben werde, steht uns fest. Wenn ihr Stil trotzdem von aller akademischen Nachahmung frei geblieben, ist das nur ihrem gesammten Freiheitsbekenntniß, dem predominio della personalità zuzuschreiben. Auch in den wenigen Stellen, wo sie sich einer rhetorischen Affectation schuldig macht, thut sie es nicht nach berühmten Mustern, sondern auf ihre eigene Hand.

Carducci will hin und wieder einen Einfluß des mütterlichen Bluts, einen Anklang an deutsche Poesie aus den Versen der Annie Vivanti heraushören. Er macht uns das Compliment, dies nicht zu bedauern. „Die Deutschen haben vielleicht die echteste Lyrik der neueren Zeit, wenigstens in dem Genre, das an das Volkslied anknüpft." Wir können dies nur unterschreiben. Wo aber in den „Lirica" der Vivanti etwas von dem „Wogen und Wallen", dem ondeggiamento del Lied germanico zu finden sein soll, ist uns nicht klar geworden. Ueber dergleichen kann aber nur ein italienisches Ohr entscheiden. Unserm deutschen Ohr ist gerade die leidenschaftliche Unmittelbarkeit, die scharfe Accentuirung, der heftige Rhythmus dieser Gedichte als etwas recht eigentlich Südliches und Romanisches erschienen, wie ja auch der italienische Volksgesang in einem getragenen, pathetischen Stil hinströmt, der vom Ton des Wunderhorns keinen Hauch enthält.

* * *

Aus einem Bericht im „Boten vom Gardasee" erfahren wir, daß Annie Vivanti sich auch im Drama versucht hat. Ihr Schauspiel „Blaue Rosen"

sei in Bologna, Turin, Mailand und anderen Städten zur Aufführung gekommen, doch überall unter dem Getobe der Zuschauer begraben worden. „Heldin des Stücks ist eine Sängerin, die bemüht ist, sich aus dem Rauchdunst des Tingeltangels zur Opernbühne durchzuarbeiten. Einer ihrer Liebhaber trägt sich mit Selbstmordgedanken. Mit teuflischer Kunst bestärkt sie ihn darin und fordert, daß er in einem Brief erkläre, er habe sich aus unerwiderter Liebe zu ihr getödtet. Dadurch hofft die Sängerin mit Einem Schlage berühmt zu werden. Der Unglückliche verspricht ihr Alles und schreibt den Brief. Dann geht er, mit dem Revolver spielend, ins Nebenzimmer. Die Sängerin wartet. Einige Minuten verstreichen. Aber Alles bleibt stumm. ‚Ah, der Feigling!‘ ruft sie enttäuscht aus, ‚er wagt es nicht!‘ Da kracht der Schuß. Sie stürmt jubelnd zu dem Selbstmörder hinein.“

* * *

In meinen Versuchen, diese heftigen dichterischen Ergüsse nachzudichten, habe ich mich so streng, als es der Genius unserer Sprache erlaubte, an die Form der Originale gehalten, nur zuweilen, während ich die Reimordnung beibehielt, den im Italienischen fast durchgehenden weiblichen Versschluß mit dem männlichen vertauscht. Was Carducci an „Fehlern des Ausdrucks und des Stils“ gefunden haben will, hat mein deutsches Ohr nicht nachzuempfinden vermocht. Dagegen hat es mich als ein Mangel des feineren Gefühls berührt, daß in einigen Gedichten statt der Reimfolge a b c b die leerausklingende a b a c gewählt ist, da unser Ohr, wenn der Reimwechsel nicht durchgeführt ist, vielmehr die Bindung der zweiten und vierten Zeile fordert. Daß diese anscheinende „Incorrectheit“ irgend einem inneren künstlerischen Bedürfniß entspringe, ist kaum zu bezweifeln. Denn bei allem Ungestüm des Sichentladens beherrscht die Dichterin auch den Reim mit sicherer Kunst, oft so verschwenderisch, daß man auf die Uebersetzung verzichten muß. So in dem sehr merkwürdigen Gedicht Destino, wo die Liebende ihre dumpfe Unterwerfung unter das Joch eines grausamen, rücksichtslosen Geliebten durch die Wiederkehr des Refrains T'amo (ich liebe dich trotz alledem!) höchst eindringlich charakterisirt. Auch in dem Gedicht Vaticinio widersteht der Ueberfluß an Reimen jeder Nachdichtung, zu der man sich sonst lebhaft angeregt fühlen würde. Die Zigeunerin hat sie um ihren Namen gefragt und erwidert dann:

Ti dicono Anny?
Rechi malanni, danni, affanni, inganni.

Und weiterhin weissagt sie ihr:

Egli t'ama follemente,
Teneramente, disperatamente
E bada: eternamente.

Wenn ich auf diese und andere allzu unüberwindliche Aufgaben verzichten mußte, so habe ich doch zu bekennen, daß ich gleich in dem ersten Gedicht zwei Reime in den ersten beiden Strophen eingeführt habe, die im Original fehlen, da ich die Reimlosigkeit der ersten und dritten Zeilen erst später bemerkte. Ich habe „die Bestien stehen lassen“, weil ich schwach genug war, mir auf den Reim „ich hab's“ und „Schnaps“ etwas zu Gute zu thun.

Ego.

O Welt, du alte strenge Zöllnerin,
Thu deine Pflicht, mußt du den Stab mir brechen,
Doch mach's fein christlich, wenn ich schuldig bin,
Denn sieh, ich denk' nicht dran, dich zu bestechen.

Sehr strafbar bin ich, schlaue Welt. Ich hab's
Heimlich versucht, den Zoll dir zu entziehen.
's ist nicht Tabak, Cigarren oder Schnaps,
Nichts Geist'ges überhaupt, nur Poesieen.

Die Welt reißt ihre tausend Augen auf
Und schreit: Wer bist, was thust du, was verstehst du?
Dein Alter, Religion, dein Vaterland?
Was suchst du? Woher kommst und wohin gehst du?

Mein Vaterland? Darauf antwort' ich dir:
Die ganze Welt hab' ich dazu erkoren.
Mama ist Deutsche, Italiener ist
Papa, in England bin ich selbst geboren.

Die Religion? Zur Messe geh' ich gern,
Denn die Musik dabei erbaut mich innig.
Doch hat man protestantisch mich getauft,
Und von Profil und Namen Jüdin bin ich.

Mein Alter? Noch nicht volle zwanzig Jahr.
Mein Ziel? Noch ist mir's unbekannt geblieben.
Mein Streben? Nichts. Die Zeit vertreib' ich mir
Mit Lachen, Singen, Weinen, mich Verlieben.

Durch Erd' und Himmel, Höll' und Paradies
Schweift meine Phantasie, schwungreich, verwegen.
Frag mich nicht weiter! Seltsam ungestüm
So fließt mein Leben hin auf neuen Wegen;

Flieht in die Nacht und glaubt doch an das Licht;
Vertrauend, ruhig, stark im Gut' und Bösen
Führt meine Seele mich. Wohin? Man lebt.
Dies große Räthsel wird der Tod erst lösen.

Ich war ein Kind.

Ich war ein Kind, ein gläubiges, phantastisches,
Von goldnen Träumen, blauem Wahn erfüllt.
Im Himmel, glaubt' ich, wohnten schöne Engel nur,
In weißen Kleidern, rings in Glanz gehüllt.

Die Sterne, glaubt' ich, seien nur unzählige
Gucklöcher dort im hohen Firmament,
Damit wir sähn, welch märchenhafte Herrlichkeit
Dort waltet, wo man keinen Schmerz mehr kennt.

Ich glaubt' auch, in den Nächten kehrten sie
Zu dieser Welt zurück in weißem Zug,
Der Schnee entstünde, wenn gestreift sich schüttelten
Die großen Flügel im Vorüberflug.

Doch die gescheidte Welt, die rauh und schonungslos
Nur nach der Wahrheit trachtet, sie entriß
Den ros'gen Träumen mich und weckte mich
Und ließ mich schauen in die Finsterniß.

Das Paradies, die Engel nahm man mir
Und streitet meinen Gott sogar mir ab,
Und schreibt den Todten, die im Sarg vernagelt sind,
Die Liste ihrer Tugenden aufs Grab.

Den Schnee zerstampfte man, verwandelt' ihn
In Schmutz und hat ihn um den Glanz gebracht.
Zu andern Welten, elend wie die unsrige,
Hat man die goldnen Sterne mir gemacht.

Doch lehnt die Phantasie, die ungelehrige,
Noch wider die Vernunft sich trotzig auf
Und spürt — die blinde — in der Finsterniß
Da droben nach der blonden Engel Lauf.

Wie Fluth an Klippen, brandet und verschäumt sich auch
Das Herz mir an der strengen Wirklichkeit,
Und stets bleib' ich ein Kind, ein gläubiges,
Voll goldner Träum' und blauem Wahn noch heut'.

Aprilabend.

's war im April. Schon neigte sich der Tag,
Doch war der Himmel noch ganz klar zu schauen,
Tiefes Orange unter sanftem Blauen,
Und drunter hin mit raschem Flügelschlag
Ein Schwarm von braunen Schwalben.

Wir hörten, wie einander in der Luft
Anriefen trauervoll die Turteltauben,
Und der Glycinie junge Blüthentrauben
Vereinten ihren Hauch dem Balsamduft
Der Veilchen und Narcissen.

Wir spähten, eng beisammen, ob wir nicht
Rosen und bunte Anemonen fänden,
Und hielten fest, so fest uns an den Händen,
Doch Keines sah dem Andern ins Gesicht
Und wagt' ein Wort zu sprechen.

Da plötzlich bleibt er stehn, drückt mich ans Herz,
Das Antlitz bleich, die Augen wie zwei Flammen.
Wie oft er mich geküßt, wer zählt's zusammen?
Doch alle Blumen fielen erdenwärts —
Keins hat sie aufgehoben.

Möglichkeiten.

Nein, Liebster, fordre nur nichts Unbescheidnes!

Vom lieben Gotte fordere nicht ein Leben,
Länger als kurzer Jahre flücht'ge Zeit,
Nicht von den Blumen Licht, Duft von den Sternen,
Und nicht vom Leben die Glückseligkeit.

Nicht Lorbeern fordre von der Kunst, vom Dichter
Almosen nicht in baarem, blankem Geld,
Vom Meere meiner Augen keine Perlen
Und nicht, daß dieses Herz dir Treue hält.

Doch da des Schicksals tolle Zufallslaune
Dem Fleh'nden nimmt, Dem gibt, der nichts begehrt,
Wird dir vielleicht Glückseligkeit im Leben
Und nach dem Tod die Ewigkeit beschert.

Vielleicht dann wirst du in dem großen Garten,
Wo Jesus geht, von Engeln dicht umringt,
Duftreiche Sterne, schöne Blumen pflücken,
Von denen Licht ins weite Weltall dringt.

Vielleicht in meiner Augen blauem Meere
Wird jener Taucher Amor dir zum Glück
Die Perle meiner Liebesthränen finden,
Die heut' noch schläft in meinem heitren Blick.

Vielleicht, daß man nur Einmal liebt und ewig,
Begreift dies Herz an einem künft'gen Tag,
Doch heut' noch nicht. Du mußt dich nur gedulden.
Komm! Liebe mich! Und geh's dann, wie es mag!

Aut-Aut.

Die Sonne will ich, heiße Sonnengluth,
Vor deren Glanz mein Herz berauscht erzittert,
Oder die finstre Nacht, die wilde Wuth
Des Sturms, der rasend über mir gewittert.
  Verhaßt ist mir der Nebel, kalt und grau;
  Gebt Sturm mir oder helles Himmelblau!

Die Freiheit will ich haben, grenzenlos,
Die Freiheit ganz und gar will ich genießen,
Oder die dunkle Haft im Erdenschoß,
Wo eng vier Bretter meinen Leib umschließen.
  O, wenn ich die Unendlichkeit nicht hab',
  Brecht mir die Flügel, senkt mein Herz ins Grab!

Und Deine Liebe will ich, ganz und heiß,
Maßlose Liebe oder wildes Hassen;
Doch grenzenlos, Haß oder Liebe sei's,
Gleichgültig will ich mich nicht anschau'n lassen.
  Liebe, die Alles duldet, Alles gibt,
  Haß, der unbeugsam ist und nichts vergibt.

Nichts oder Alles, Jubel oder Qual,
Den schwarzen Sturm oder die goldne Sonne,
Ein enges Grab oder das Weltenall
Und deines Blicks Martyrium oder Wonne,
All' deine Küsse und dein ganzes Herz,
Oder der Kreuzeslast erhabnen Schmerz!

Schwindsucht.

Sie sagten mir von dir, mein blasser Liebster,
Ein furchtbares Verhängniß ohne Gnade
Führe dich auf des Unglücks dunklem Pfade,
Vom Untergang bedroht.

Sie sagten mir, daß schon der bange Schatten
Des Nichts dich unentrinnbar überschleiche,
Und tödtlich sei'n die Küsse, die der bleiche
Mund meinen Lippen bot.

Gieb deinen Hauch mir, laß das Gift mich trinken!
Herb ist die Wonne, furchtbar das Vergnügen,
Vom Mund zu saugen dir in langen Zügen
Die Wollust und den Tod.

Virgo.

Das zarte, junge Kindchen, unter Flüchen
Und Schlägen eingeschüchtert wuchs es auf,
Und Zwanzig alt beschloß an Hunger krankend
Die sanfte Märtyrin den Lebenslauf.

Nun wandeln durch des Himmels Sternenpfade
Die armen, nackten Füßchen, müd und klein.
Die Händchen pflücken zitternd, aber selig
— Silberne Lilien! — blanke Sternelein.

Die Engel haben, staunend und voll Ehrfurcht,
Die Strahlenaugen senkend, sie gegrüßt,
In diesem bleichen, müden Menschenantlitz
Den Mund betrachtend, der nie ward geküßt.

Nacht.

Ich bin so müde dieses Kampfs tiefinnen;
Gieb Frieden mir! Nur du magst dazu taugen.
Ich bin so müd' zu denken und zu sinnen;
Gieb mir die Helle deiner großen Augen!

Ich bin so müde dieser Traumeswirren;
Zu glorreich schönem Tag erweck mich du!
Ich bin so müde, stets herum zu irren;
Binde die Flügel mir, bring mich zur Ruh'!

Bald!

Bald, wenn ich aufgehört hab' dich zu lieben,
Find' ich wohl wieder auch mein frohes Lachen
Und all' die tückische Kunst, die ich getrieben,
Menschen zu quälen und verliebt zu machen.

Bald, wenn ich aufgehört dich lieb zu haben,
Heiter und ohne dir Lebwohl zu geben,
Zufrieden, das Vergangne zu begraben,
Beginn' ich neu mein Vagabundenleben.

Bald, wenn ich aufgehört hab', dich zu küssen,
Und seh' dich kommen blaß und voller Schmerzen,
Werd' ich vorbei gehn, ohne dich zu grüßen,
Mit hellen Augen und mit leichtem Herzen.

Heut' lieben und schon bei der nächsten Sonne
Vergessen, ist mein Loos. Heut' sollst du pflücken
Die Blume meiner Küsse, alle Wonne
Phantastischer Zaubermacht, dich zu berücken.

Werde nicht blaß! Komm! Laß ans Herz dich drücken!

Fort.

Der Bahnzug pfeift und trägt ihn mir davon.
Ich bleib' allein mit meinem großen Harme,
Noch warm der Mund von seiner Küsse Gluth,
Zitternd das Herz vom Drucke seiner Arme.

Ich weine nicht! Stumm, langsam wie im Traum
Kehr' ich nach Haus, nach meinem öden Hause.
Beim Eintritt überläuft ein Schauer mich,
Fast scheint mir's eine unbekannte Klause.

Mir ist, als schweift' ich träumend in der Nacht,
Als hätt' ich Furcht und könnte doch nicht schreien,
Würde gejagt und könnte doch nicht fliehn,
Nicht ruhn, so müd' auch meine Füße seien.

Auf meinem Antlitz seiner Küsse Spur,
Jammer und wildes Weh im Herzen drinnen,
Trostlos in heißer Qual blieb ich zurück —
Der Bahnzug flieht und trägt ihn mir von hinnen!

Denkst du nicht mehr?

Und denkst du nicht mehr, sag, gedenkst du nicht,
Wie Arm in Arm wir durch die Straßen gingen,
Lächelnd und Eins geschmiegt ans Andre dicht?

Denkst du nicht mehr, daß, wie ein junges Paar
Aus der Provinz, wir gingen, stolz, zu zeigen
Der ganzen Welt, was Eins dem Andern war?

Denkst du nicht mehr, wie ohne Scham wir da
Und glücklich waren, wenn, wer uns begegnet,
Stehn auf der Straße blieb und nach uns sah?

Und denkst du nicht mehr, wie wir Abends spät
Uns immer sputeten, nach Haus zu kommen,
Und ich um dich vergaß mein Nachtgebet?

Ach, denkst du, denkst du nicht mehr, wie wir Zwei
Einst Arm in Arm auf offner Straße gingen —
Und gehn einander grußlos heut vorbei!

Es war einmal . . .

Es war einmal ein Ritter. Tag und Nacht
War er so frech und keck,
Daß tausend Frau'n er um die Ruhe bracht'.

Es schmachtete die stolze Herzogin,
Die scheue Maid nach ihm.
Blonde Prinzeßchen rissen sich um ihn.

Doch einst traf 'ne Zigeunerin er an,
Braun, lachend, sonderbar,
Die zwang ihn in der großen Augen Bann.

„Willst du mich lieben?“ sprach er. Sie versetzt:
„Dich lieben will ich nicht!“ —
Und auf den rothen Mund küßt' er sie jetzt.

Sie schauderte. Und wie sie zitternd stund:
„Dich lieben will ich nicht!“
Küßt' er sie wieder auf den rothen Mund.

Aus ihrem dunklen Blick und Lachen schlug
Ein düstres Feuer auf.
Es blitzt' ein Dolch, den sie im Gürtel trug.

Sie liebt' ihn — liebt' ihn! bis dann ihre Hand,
Ihr Händchen klein und stark
Für immer durch den Tod ihn an sie band.

Wer weiß!

Die lange Nacht hat mir nicht Schlaf gebracht,
Nun kommt das Morgenroth.
Im Ost vergoldet sich der Himmel sacht,
Und jeder Stern ist todt.

Wer weiß, ob's einen Gott dort oben gibt,
Uns tröstend in der Noth!
An dich gedenk' ich, der mich nicht mehr liebt,
Und an der Mutter Tod.

Weiße Veilchen.

Ich sende diese Veilchen dir, die bleichen,
Reizlosen, die um Duft und Farbe kamen,
Doch ihren schönen blauen Schwestern gleichen
Sie an Gestalt und Namen.

So, wenn wir lieben wollen und nicht müssen,
Blüht in uns eine Liebe bleich und trübe.
Sie weiß von Lachen nichts und nichts von Küssen
Und heißt doch immer Liebe.

Kurzes Leben.

I. Ein Brief.

Ich bin gesund, gewiß. Ich huste noch
Ein bißchen. Doch im Mai vergeht dies Leiden.
O sähst du meine rosigen Wangen doch!
Wachspuppen könnten mich darum beneiden.

Mama sagt nie ein Scheltwort mehr zu mir,
Und erst Papa! Stets küßt er mich so innig.
Er sieht mich an und fragt: Wie geht es dir?
Und lach' ich nicht, sein böses Mädchen bin ich.

Wie bin ich glücklich! Morgen werd' ich alt,
Schon achtzehn Jahr! Das Leben ist so süße.
Die armen Todten! Ach, im Grab ist's kalt!
Es schneit. — Lebwohl! — Giovanni send' ich Grüße.

II. Abschied.

Heut' geht's ihr besser. Langsam kehrt zurück,
So scheint's, das Leben. Ihr Gesichtchen wieder
Uns zugewendet, im erloschnen Blick
Glüht wieder auf ein Glanz, ein schwacher, müder.

Der Kinderjahre denkt sie wiederum,
Steht auf und kommt herein mit leisem Schwanken,
Und setzt sich dann in unsre Mitte stumm
Mit jenem sanften Lächeln einer Kranken.

Glückselig, aber zitternd, streicheln wir
Ihr zart Gesicht, die Haare weich und golden
Und pflegen sie und sprechen leis zu ihr
Mit Schmeichelworten, zärtlichen und holden.

Und wissen doch, zu hoffen ist verwehrt.
Nichts auf der Welt mehr gibt es, das sie rette.
Doch wenn sie in ihr stilles Zimmer kehrt,
Begleiten wir sie lächelnd in ihr Bette.

Dann sehn wir, wenn die Thür geschlossen ward,
Uns schweigend an. Noch zeigen unsre Züge —
Ein Freudenspuk, vom Gram zu Eis erstarrt —
Des Lächelns tragisch heuchlerische Lüge.

Auf den Tod eines Mädchens.

Sie barg ihr Flügelpaar, und wir vergaßen,
Es könne sie entführen.
Ihr Lachen klang so süß;
Wer dachte wohl, sie möcht' ein Heimweh spüren
Zum Paradies!

Ein Engel schien sie schon, und wir vergaßen,
Sie stürb' einst, wie wir Andern.
Sie war so scheu und bang;
Wer dachte wohl, sie könn' alleine wandern
So weiten Gang!

Wir liebten sie so sehr. Sie aber, immer
So lenksam sonst, betrog uns.
Sich rufen hörte sie
Und schüttelte die Flügel und entflog uns
Und kehrt uns nie.

April.

Laß deine alten Bücher, küsse mich!
Mach alle Fenster auf: April ist da!
Rings hauchen Veilchendüfte.
Horch, wie die Schwalben zwitschern!
Komm in die sonnigen Lüfte!
Mein Sinn trägt wie mein Kleid des Himmels Farbe;
Sieh, auch die Augen. Komm! April ist da.

Die Sonne hat der Erde weißes Kleid
Gelöst und ungeduldig sie besiegt.
Mit ihren Feuerblicken
Sieht sie sie an und eilt sich,
Mit Rosen sie zu schmücken.
Die Blumen wehn im Wind wie Schmetterlinge,
Ein jedes Ding setzt Flügel an und fliegt.

Und gibt's nicht auszumerzen alten Groll,
Nicht zu vergüten Unrecht, Schimpf und Schand'?
Für alle Feindestücken
Verzeihung zu gewähren,
Das Herz so voll vom Glücke?
Hinaus, hinaus, die undankbaren Menschen
Zu grüßen, die April noch traurig fand!

Und wer uns übel will, dem reichen wir
'nen großen Strauß von Primeln und die Hand.

In fünfzig Jahren.

Ein altes Jüngferchen, ruhig, verständig,
Rothwangig, heiter, ohne viel Beschwerden,
Schwatzhaft, ein Lächeln um den Mund beständig,
So werd' ich wohl in fünfzig Jahren werden.

Ein bißchen bunt sieht's manchmal aus im Hause,
Doch ohne Priester, Katzen, Vogelschwärme,
Und überall und stets in meiner Klause
Blumen, Musik und Kinder voll Gelärme.

Viel Luft, viel Licht und lieblich um die Wette
Helltönige Stimmen, rosige Gesichtlein.
Mein Haus wird sein die große Zufluchtstätte
Für kleine Schelme, schulentlaufene Wichtlein.

In meinem Herzen eine große Stille.
Die Ideale, die ich einst besessen,
Belächl' ich dann und rücke mir die Brille,
Dann werd' ich Alles nach und nach vergessen.

Zuletzt, an einem Tag von heitrer Schöne
(Ich wünscht', es wär' im Herbst vor Tag und Thauen)
Hör' ich in mir ein säuselndes Getöne,
Als kläng' ein Engelschor herab vom Blauen.

Im Lehnstuhl dann am offnen Fenster sitzend
Fühl' ich mich ruhig und ein bißchen müde.
Der Morgensonne Strahlen gleiten blitzend
Mir übers weiße Haupt. Welch tiefer Friede!

Und so, die Händ' im Schoß, indeß hernieder
Die tiefste Ruhe sinkt, mich sanft erbauend,
Geb' ich den Leib dem Tod, die Seele wieder
Dem All, dein denkend und auf Gott vertrauend.

Die Bayreuther Schwester Friedrich's des Großen.

Von

Richard Fester.

VII.

Die Einreihung der Superville'schen Episode in die Bayreuther Finanzgeschichte muß dem künftigen Erforscher der Wirthschaftspolitik der fränkischen Kreisstände vorbehalten bleiben. Der wirthschaftliche Vorsprung des städtischen Territorium vor dem fürstlichen gibt sich auch darin zu erkennen, daß Nürnberg seine Hochschule früher und länger gehabt hat. Ein Kleinstaat wie die Culmbach-Bayreuther Markgrafschaft konnte überhaupt erst in der Blüthezeit des fürstlichen Absolutismus in geistiger und künstlerischer Beziehung eine gewisse Rolle spielen. Die barbarisch-grotesken Anfänge fürstlichen Prunkes fielen auch hier unter die Regierungszeit eines Zeitgenossen Ludwig's XIV., des Markgrafen Christian Ernst. Sein Reiterdenkmal in Bayreuth mit den vier Flußgöttern des Fichtelgebirges und der figurenreiche Emigrantenbrunnen im Erlanger Schloßgarten können als Musterbeispiele einer unfreiwilligen Caricatur der Barocksculptur angesehen werden. Unter dem Nachfolger Christian Ernst's, Georg Wilhelm, dem Schöpfer der Eremitage und Erbauer des Erlanger Schlosses, hielt auch die italienische Oper ihren Einzug in die Markgrafschaft. Die nothgedrungene Sparsamkeit des Schwiegervaters Wilhelmine's war ebenso vorübergehend wie die Verbannung der Künste und Wissenschaften aus den preußischen Landen unter Friedrich Wilhelm I. Was der Berliner Spartanerkönig voraus gesehen hatte, geschah auch in Bayreuth. An den Roheiten der deutschen Schaubühne konnte um das Jahr 1740 ein geläuterter Geschmack keinen Gefallen finden. Wie sein Schwager gab Markgraf Friedrich der französischen Komödie und der italienischen Oper den Vorzug.

Bedenkt man, daß das Nürnberger Stadttheater heute zugleich auf Vorstellungen in Bamberg, Erlangen und Fürth angewiesen ist, erwägt man ferner, daß in den beiden Hoftheatern in Bayreuth und Erlangen kein Eintritts-

geld erhoben wurde, so ergibt sich auch ohne Kassenbelege eine übermäßige Belastung des markgräflichen Aerars. Im Uebrigen hat man sich von dem Bayreuther Luxus bis auf den heutigen Tag wohl meist übertriebene Vorstellungen gemacht. Die Oper jener Zeit erforderte nur ganz wenige Solisten. Das Orchester war nicht stärker als 27 Mann, kleiner noch als das Mozart-Orchester, dessen intime Wirkung man heute durch die Münchener Aufführungen wieder schätzen gelernt hat. Wenn das Textbuch des 1741 in Erlangen aufgeführten Musikdramas „Alexander in Indien" auf eine pompöse Ausstattung, große Aufzüge und prächtige Decorationen schließen läßt, so belehrt uns schon die Kleinheit der Bühne, daß dem Luxus hier unüberschreitbare Grenzen gezogen waren. Erst mit dem 1745 angefangenen Bau des Bayreuther Opernhauses nach Giuseppe Galli Bibiena's Entwürfen nahm das markgräfliche Theaterwesen etwas größere Verhältnisse an. In nicht allzu häufigen Aufführungen, an den Geburtstagen der Hoheiten, bei fürstlichen Besuchen und in der Carnevalszeit, wetteiferte man im Kleinen mit den Vorbildern in Berlin und Dresden. Wir müßten die Gehälter der Decorationsmaler, Sängerinnen und Sopranisten durchweg kennen, um einen in Zahlen ausdrückbaren Vergleich zwischen Bayreuth und Berlin anstellen zu können. Decorateure wie Bellavita, Sängerinnen wie die Astrua, Sopranisten wie Porporino, Tänzerinnen wie die schöne Barberina, Hofcomponisten wie Graun und Hasse waren in Bayreuth wohl unerschwinglich. Am Berliner Hofe fand man auch jetzt noch, daß das Bayreuther Wesen nach Provinz schmecke. Für verwöhnte Augen und Ohren nicht allzu üppig, war der Aufwand für das kleine Land doch ein unverhältnißmäßiger. So patriarchalisch sich auch der Absolutismus Markgraf Friedrich's geben mochte, Hof blieb Hof, und ein Landesfürst kostete mehr als heute ein Regierungspräsident.

Keine Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts wird an der fränkischen Residenz vorüber gehen können. Das Capitel „fürstliches Leben" wäre unvollständig, wenn Bayreuth darin fehlte. Ein besonderes Capitel über die markgräfliche Hauptstadt darf lediglich wegen der Persönlichkeit Wilhelmine's ein allgemeines Interesse beanspruchen. Wie Friedrich der Große hat auch sie die Mode, schöpferisch und führend, mitgemacht und selbst dem Vergnügen einen geistigen Gehalt abzugewinnen gesucht. Es war nicht ganz ihr Ernst, wenn sie 1746 in einem Briefe an den Bruder unter Hinweis auf Graun und Hasse meinte, es scheine, daß die Künste und der Geschmack nach Deutschland übersiedeln wollten. Im Grunde theilte sie doch die Meinung Friedrich's, daß die deutsche Barbarei kaum überwunden sei, die deutsche Cultur noch in den Windeln liege. Friedrich's Erinnerung an den Vorsprung der Franzosen sagte ihr nichts Neues, aber sie übersah auch nicht, daß der Vorsprung der Italiener ein noch weit größerer war. Die künstlerische Erschöpfung Italiens hielt sie nicht ab, vorwiegend italienische Künstler an ihren Hof zu ziehen. Neben dem Erbauer des Sonnentempels, Gontard, dem Gartenkünstler Saint-Pierre und einem französischen Bibliothekar begegnen uns der Porträtist Francesco Pavona, Componisten wie der kurbayerische Hofcapellmeister Bernasconi, zwei Glieder der Bologneser Künstlerfamilie Bibiena, jener

Erbauer des Opernhauses und ein Decorationsmaler. Das Bayreuther Opernpersonal bestand bis auf die Balletmeister mit zwei deutschen Ausnahmen nur aus Italienern, während die Berliner Textbücher auch französische Namen enthalten. Zwei Hofpoeten, Giovanni Andrea Galletti und Luigi Stampiglia, bewiesen hier wie in Berlin Tagliazucchi als Textdichter, daß Italien noch immer die Heimath gefälliger künstlerischer Improvisation war. Wenn Wilhelmine's Partitur zu Galletti's 1740 aufgeführter „tragedia" „Argenor" erhalten wäre oder sich irgendwo fände, würde man sie wahrscheinlich auch als Componistin italienischen Vorbildern folgen sehen. In der Vorrede ihres von Bernasconi componirten Libretto zu „L' huomo" (1754) sagt sie selbst, daß ihre Allegorie unter den italienischen Gattungsbegriff „festa teatrale" falle.

Noch ist es nicht möglich, Wilhelmine's Thätigkeit auf diesem Felde ganz zu übersehen. Friedrich's Umwandlung der „Merope" Voltaire's in einen Operntext ist bekannt. Wie die Markgräfin die „Semiramis" Voltaire's bearbeitet hat, vermag ich nicht zu sagen, da ihr Libretto verschollen ist. Die Texte zu „L' huomo" und zu dem „Drama per musica" „Amalthea" (1756) sind von ihr in französischer Prosa völlig ausgeführt und dann von Stampiglia in flüssige italienische Verse umgegossen worden. Das Merkwürdigste an ihnen sind wohl die Vorreden der fürstlichen Verfasserin. Der frostigen Allegorie ihres „L' huomo" liegt eine an „Die Zauberflöte" von Weitem erinnernde Handlung zu Grunde. Licht und Finsterniß, Vernunft und Leidenschaft streiten sich mit ihrem Gefolge von guten und bösen Genien singend und tanzend um ein Menschenpaar. Wie billig triumphirt die Vernunft, aber die Verfasserin verhehlt am Schlusse der Vorrede nicht ihre Befürchtung, „daß dieser Bühnentriumph in Wirklichkeit niemals stattfinden werde". Eine glücklichere Hand zeigt Wilhelmine als Dichterin in der frei erfundenen Handlung ihrer „Amalthea". Der Usurpator von Carthago, Himilkar, entdeckt in dem siegreichen Feldherrn Polidamas einen verschollenen Sohn seiner Gattin Amalthea aus ihrer ersten Ehe mit Himilkar's ermordetem Vorgänger. Der Sohn Himilkar's und Amalthea's, Massiva, haßt in Polidamas den glücklichen Bewerber um die ihm verweigerte Hand der Prinzessin Zamis, Himilkar selbst fürchtet in ihm den Rächer seines Vaters. Schon werden Amalthea und Polidamas zum Tode geführt, als der Erzieher des Polidamas, Polemon, an der Spitze der gegen den Tyrannen verschworenen Carthager erscheint. Himilkar fällt unter ihren Streichen. Massiva zieht den Tod von eigener Hand einem ihm von seinem Stiefbruder geschenkten Leben vor. Die Verfasserin dieses Libretto glaubt sich freier bewegen zu können, wenn sie lieber einen erfundenen als einen historischen Vorgang auf die Bühne bringt. Da die menschlichen Leidenschaften ohnedies immer dieselben bleiben, fürchtet sie die Gleichförmigkeit der noch nicht behandelten historischen Stoffe. Ihr Stoff scheint ihr den Vorzug zu besitzen, daß er die Phantasie durch seine Neuheit beschäftige, indem sie der von verschiedenen Meistern herrührenden, offenbar zusammengeflickten Musik die zweite Aufgabe der Oper zuweist, zum Herzen zu sprechen.

Voltaire fühlte sich durch die meisten deutschen Fürstenhöfe an das Zeitalter der Turniere erinnert. Er verglich sie mit alten Schlössern, wo man sich zu amüsiren suche. Schöne Edeldamen und Pagen, Jongleure, italienische Oper und französische Komödie, sowie eine hübsche, von ihrer Besitzerin fleißig benutzte Bibliothek erwarteten nach seiner beredten Schilderung den Marquis d'Adhémar in Bayreuth. Es soll nicht bestritten werden, daß Wilhelmine bei festerer Gesundheit so vergnügungssüchtig wie nur irgend eine romantische Turnierkönigin gewesen wäre, wenn auch nie in geistloser Weise. In Wahrheit haben häufige Krankheiten und immerwährende Kränklichkeit sie das Leben niemals in vollen Zügen genießen lassen. Auch an gesünderen Tagen war sie den Anstrengungen des Hoflebens nicht gewachsen. Wären Hofberichte erhalten, so würde sich das Tag für Tag nachweisen lassen. An der Hand einer ausführlichen officiösen Beschreibung der Hochzeit ihrer Tochter können wir constatiren, daß sie nicht im Stande war, an allen Feierlichkeiten Theil zu nehmen, und mehrfach das Zimmer hüten mußte. Vor ihrem letzten Berliner Besuche wurde zwischen den Geschwistern ausgemacht, daß sie sich thunlichst ohne höfischen Zwang und geräuschvolle Feste unter vier Augen genießen wollten. Auf ihrer italienischen Reise schob das Incognito ceremoniellen Empfängen nach Möglichkeit einen Riegel vor. Die Neuequipirung des Bayreuther Hofstaates vor der württembergischen Hochzeit beweist weniger Verschwendung als die Nothwendigkeit einer Auffrischung. Wenn den Herrschaften auf ihrer Reise über die Alpen ein größerer Troß folgte, darf man nicht vergessen, daß man damals im eigenen Wagen, mit eigenen Pferden und eigenem Küchenpersonale reiste, wie heute nur ein Feldherr in Feindesland. Das Hôtel „Schwarzwald" in Colmar, wo Voltaire 1754 die Markgräfin aufsuchte, nennt der Dichter eine Spelunke. Die Königin-Mutter und die meisten ihrer Schwestern waren mit größerem Glanze umgeben als Wilhelmine. Sie selbst aber hat auch darin sich als echte Schwester des philosophischen Königs erwiesen, daß sie das Entbehrliche nöthigenfalls zu entbehren wußte. Ihr erster Brief, einen Tag nach dem Brande des Bayreuther Schlosses, vom 27. Januar 1753, hat etwas Heroisches. Als das Feuer mit rasender Eile um sich griff, lag sie krank zu Bett. Ueber die brennenden Balken hinweg trug man sie ins Freie. Sie weiß noch nicht, was gerettet, was verloren ist. Obdachlos wie eine Bettlerin im Hause des guten Montpernis untergebracht, kann sie vorläufig nur ihr Hündlein, ihren Schmuck und einige Bücher ihr eigen nennen. Aber sie tröstet sich, daß man auch in ihrer traurigen Lage so zufrieden leben kann wie im Ueberfluß. „Meine Bibliothek macht mir die größte Pein. Ich werde mich dem Müßiggang ergeben müssen; ich werde des einzigen Umgangs, den ich hatte, beraubt sein". Wie glücklich ist sie, dem Bruder einige Wochen später mittheilen zu können, daß ihre sämmtlichen Bücher und Musikalien wunderbarer Weise gerettet worden sind; wie freut sie sich, daß sie nur Luxusgegenstände verloren hat! „Ich sah diese nur eine Minute des Tages und genoß jene". Obwohl ihr der Untergang eines großen Theiles der Theatergarderobe empfindlicher ist als der Verlust ihrer Nippsachen, findet sie doch auch dafür ein graciöses Schlagwort: „Meine Theatertruppen

werden in Zukunft martialischer aussehen; sie glichen bis jetzt der Armee des Darius, sie werden von nun an mehr Aehnlichkeit mit den Soldaten Alexander's haben". Es kommt nur darauf an, wie man die Dinge nimmt. „Deine Freundschaft bleibt mir," schließt sie ihre Epistel an Friedrich, „so bin ich reicher als ein Krösus".

Eben dieser Bruder aber hatte längst über die kostspieligen Passionen Wilhelmine's billiger denken gelernt. Inter arma, zur Zeit ihrer gespannten Beziehungen, wünschte er ihr das eine Mal (1743) ein kleines Peru zur Bestreitung ihrer brillanten Vergnügungen, das andere Mal, kurz nach der Hochzeit der Marwitz, noch boshafter viel Gesundheit für ihre ewige Reiserei. Aber schon 1746, zur Zeit der Präliminarien, kam er auf diesen Artikel ihres Sündenregisters nicht mehr zurück. Man sieht, daß ihre Vertheidigung Eindruck auf ihn gemacht hatte. Nachdrücklich betonte er, daß ihr Jeder Zerstreuung und geistreichen Umgang gönne. Das Wiedersehen 1747 und die völlige Aussöhnung im folgenden Jahre thaten das Ihrige, ihn über die Unzuverlässigkeit der nach Berlin gedrungenen Gerüchte aufzuklären. Zu einer Vorlesung über gute Oekonomie und Menage mochte es wohl zu spät sein. Dafür spielte jetzt Friedrich in Wirklichkeit die Rolle des guten Onkels in der ostindischen Compagnie. Das gelehriger gewordene markgräfliche Paar überließ dem König die Vermittlung und den Abschluß eines Subsidientractates mit Frankreich. Die Genugthuung, den fränkischen Schwager endlich ins Schlepptau seiner Politik genommen zu haben, kam dabei für Friedrich erst in zweiter Linie. Für die Verpflichtung des Bayreuthers, auf den Reichs- und Kreistagen nicht gegen Preußen und Frankreich zu votiren, würde er sich schwerlich so viel Mühe gegeben haben, Frankreich für den Vertrag zu gewinnen. Auf die militärischen Leistungen der Markgrafschaft aber leistete er ausdrücklich Verzicht. Für die nächsten zwei Jahre, schrieb er der Schwester im November 1751, glaube er ihr die Fortdauer des europäischen Friedens garantiren zu können. So lange also dürfe der Markgraf die 45 000 Thaler jährlicher Hülfsgelder für sein Truppencontingent getrost in die Tasche stecken. Auch nach dem Schloßbrande hat er nicht geradezu zur Sparsamkeit ermahnt, sondern sich darauf beschränkt, dem in Geldsachen unmündigen Paare anzuempfehlen, gute Voranschläge vor Beginn des Neubaues machen zu lassen und die Oberbaudirection redlichen Leuten zu übertragen. Ohne jedes Bedenken ertheilte er auf die Bitte Wilhelmine's seine Einwilligung zu einer Bauanleihe. Noch bei seinem letzten Besuche in der Eremitage, im Juli 1754, überzeugte er sich mit eigenen Augen, daß der Ansbacher Schwager dem Bankerott näher stand als der Bayreuther, obwohl in der Markgrafschaft Ansbach nicht das Mindeste für Kunst und Wissenschaft geschah.

VIII.

Man wird Friedrich's immer größer werdende Unzufriedenheit mit Markgraf Karl von Ansbach und seinem zu Oesterreich hinneigenden, intriganten Minister Seckendorff nicht ganz übersehen dürfen, um seine sich immer gleichbleibende Freundlichkeit gegen die Bayreuther im letzten Lebensjahrzehnt

Wilhelmine's zu verstehen. Politik ist immer eigennützig. Sein Entgegenkommen und die Folgsamkeit der durch Schaden klug Gewordenen waren nicht frei von Berechnung. Bis in die gemeinsamen Leiden und Gefahren des siebenjährigen Krieges kann man das so zu sagen actenmäßig verfolgen. Wenn die Mutterliebe jeder chemischen Analyse spottete, werden sich Freundschaft und Selbstsucht in diesem Falle unschwer scheiden lassen. So scharf aber auch die Prüfung angestellt werden mag, das Schlußurtheil wird allemal feststellen, daß Friedrich mit Recht von einer „amitié à toute épreuve" reden konnte. Man hatte sich beiderseits neu und besser kennen gelernt, und man hatte sich viel zu vergeben. Auf dieser Basis ruhte die Freundschaft der Geschwister so sicher und fest wie ein Tempel auf dem erkalteten Gluthstrome der Lava. Denn es entspricht nicht den Thatsachen, wenn von den Darstellern dieses Geschwisterbundes nur die Versöhnlichkeit Friedrich's betont worden ist. Auch Wilhelmine hätte mindestens eine Ursache zu unversöhnlichem Groll gegen den Bruder gehabt, insofern er verantwortlich war für die unselige Ehe ihres einzigen Kindes.

Carlyle hat Wilhelmine's Tochter Elisabeth Friederike einen warmherzigen Biographen gewünscht. Menschliche Antheilnahme verdient ihr Schicksal gewiß. Für den Historiker ist sie vorläufig noch ein Schatten, der entflieht, wenn wir ihn zu greifen wähnen. Ein Bayreuther Dilettant hat seine über sie und ihre Eltern gesammelten Notizen durch seine Kritiklosigkeit derart verdorben, daß es schwer ist, zwischen der Tradition localen Klatsches, wirklicher Ueberlieferung und seinen eigenen Zuthaten zu scheiden. Der briefliche Nachlaß Friederike's von Württemberg ist vielleicht in alle Winde zerstreut, vielleicht verloren. Die einzige ergiebigere Quelle, der Briefwechsel ihrer Mutter mit Friedrich II., enthält begreiflicher Weise nichts über ihre Persönlichkeit. Wir wissen, daß ihre Schönheit gerühmt wurde. Als sie 1773 den alten Voltaire auf seinem Patriarchensitze in Ferney besuchte, frappirte ihn ihre Aehnlichkeit mit ihrer Mutter. Auch das steht wohl fest, daß Wilhelmine der Tochter außer ihren Augen einen Schatz von Liebe vermacht hat. Die Thränen beim Abschiede von Voltaire haben wohl weniger dem Freunde ihrer Mutter als dieser Mutter selbst und verlorenem Jugendglücke gegolten, einer Jugend, deren erste Jahre die Flamme des alten Markgrafen, Flora von Sonsfeld, deren religiöse Entwicklung, gewiß nicht zur Erbauung der Mutter, der uns schon vorgestellte eifrige Lutheraner Generalsuperintendent Ellrod geleitet hat. Wirklich greifbar ist für den Historiker nur der Parallelismus der Schicksale Wilhelmine's und Friederike's, vor Allem das Eheleid der Gemahlin Karl Eugen's selbst.

Das aber war vorauszusehen und ist von dem Stifter dieser Ehe deutlich genug vorausgesehen worden. Als Friedrich am 5. Februar 1744 für Karl Eugen von Württemberg seinen vielbewunderten Fürstenspiegel niederschrieb, hatte er ihm gerathen, seine Jugend mit Maß und Ziel austoben zu lassen, ehe er ans Heirathen denke. Nicht ganz drei Wochen später fand in Bayreuth die von Friedrich vorlängst eingefädelte Verlobung statt. Der vorzeitig aus politischen Gründen der preußischen Vormundschaft Entlassene wurde der Bräutigam eines Kindes. Im September 1748 führte der junge Herzog die

kaum sechzehnjährige Erbprinzessin heim. Nur zu bald zeigte es sich, wie richtig ihn sein ehemaliger Vormund beurtheilt hatte. Schon im „miroir des princes“ hatte der königliche Menschenkenner keine Poloniuslehren ertheilen wollen. So abstract seine Sätze sich ausnahmen, bezogen sie sich doch alle auf den gegebenen Fall. Der Schwester gegenüber machte Friedrich mit dem Cynismus des Menschenlenkers gar kein Hehl aus seiner Ueberzeugung, daß in Karl Eugen nichts von dem Holze sei, aus dem man Ehemänner schnitze. Ja, er gestand jetzt, daß er von Anfang an nicht zu viel von seinem Charakter gehalten habe. In Anbetracht seiner aufgeregten und aufregenden Mutter, die auch den vernünftigsten Menschen närrisch machen könne, ein ganz passabler Prinz, sei er zu früh sein eigener Herr geworden. Als ob es sich dabei nicht um ihre eigene Tochter handle, mußte sich Wilhelmine 1747 das Einverständniß Friedrich's mit dem Aufschub der Hochzeit mit der tröstlichen Bemerkung würzen lassen, daß der Württemberger vielleicht inzwischen sein Pulver auf Spatzen verschieße und sein erstes Feuer verliere.

So kam es denn nur, wie es nach diesen Prämissen kommen mußte. In Friederike stritten sich Neigung und Eifersucht, bis der Widerwille gegen den unverbesserlichen Gatten die Oberhand behielt. Aus der wiederholten Flucht zu den Eltern wurde, allerdings erst nach dem Tode Wilhelmine's, eine dauernde Trennung von dem Herzog. Wie Karl Eugen den Zug zum Tyrannen hatte, der dem Markgrafen Friedrich völlig abging, bewies Friederike durch die That, daß sie sich aus dem Gerede der Welt nichts machte. Die tiefe Innerlichkeit der Mutter wird sie wohl nicht geerbt haben, aber auch nicht ihre krankhafte Scheu vor gewaltsamen Entschlüssen. Ohne von ihrem Gemahl geschieden zu sein, lebte sie, nach dem Tode der Eltern der letzten Stütze beraubt, in Neustadt an der Aisch und auf der Fantaisie bei Bayreuth. Als letzter Sproß der Culmbach-Bayreuther Linie ist sie fast in dem nämlichen Alter wie ihre Mutter 1780 gestorben.

Ihr Oheim und Pathe aber hat dieser Entwicklung allezeit mit einer bei dem zärtlichsten aller Brüder doppelt befremdlichen Kälte gegenüber gestanden. Als sich Wilhelmine schon ein Jahr nach der Hochzeit Friederike's besorgt zeigte, daß man ihre Tochter in Stuttgart zum Uebertritt zum Katholicismus nöthigen werde, antwortete ihr Bruder Antimachiavell, als ob Machiavelli ihm die Feder zu einem politischen Gutachten führe. Zu einem Machtwort im Nothfalle war er wohl bereit, aber er spottete auch über „Messieurs les luthériens du Würtemberg“, die überall die babylonische Hure zu sehen glaubten und darüber in Zuckungen geriethen. Wenn Württemberg ein katholisches Land wäre, meinte er, sei an dem Religionswechsel nichts gelegen. „Da aber das Land prostetantisch ist, wird unsere Nichte angebetet, solange sie dem Bekenntniß ihrer Unterthanen angehört“. Nicht die Bekenntnißtreue, auch nicht das Moment, das ihn selbst den Protestantismus dem Katholicismus vorziehen ließ, sondern lediglich die Nützlichkeit eines guten Verhältnisses seiner Nichte zu den eifrigsten Lutheranern Deutschlands für den Fall ihrer Entzweiung mit dem Herzog wurde damals von ihm in Erwägung gezogen. Und als nun die Voraussage der Entzweiung eingetroffen

war, wußte er 1754 der bekümmerten Mutter keinen besseren Rath als Ergebung in das Unabänderliche zu ertheilen. Die Eifersucht Friederike's führe zu nichts. Wenn die gegenwärtige Leidenschaft des Herzogs verraucht sei, werde eine andere folgen, und so cum gratia ad infinitum. Friederike solle sich mit der Freundschaft und dem Vertrauen Karl Eugen's begnügen. „Sie haben sich" — fuhr er fort — „zu früh geheirathet. Der Herzog war in sie verliebt wie ein eifersüchtiger Liebhaber, nicht wie ein Ehemann. So ist er sein Feuer mit einem Male los geworden. Daher die Folgen des Genusses: Sättigung, Ekel". Mit welchen Empfindungen, fragt man sich, mag die Schwester diese psychologisch unanfechtbare Erklärung des Unglücks ihrer Tochter gelesen haben! Der Kenner Friedrich's erkennt auch darin die grausame Objectivität des Geschichtschreibers seiner eigenen Thaten. Die Schwester wird schwerlich den Gedanken unterdrückt haben, daß diese Objectivität dem Ehestifter seltsam zu Gesicht stehe, daß sie die übermenschliche Objectivität des dämonischen Politikers sei.

Wie anders erscheinen Rath und That des Königs in verwandten Fällen, wenn statt der Nichte die eigene Schwester in Frage kommt! Das Gerücht, Wilhelmine und ihr Gemahl seien in Avignon zum Katholicismus übergetreten, war ihm so widerwärtig wie dem markgräflichen Paare. Wer es aufgebracht haben mochte, der ansbachische Minister von Seckendorff oder „Messieurs les luthériens de Bayreuth", dem Könige war er verhaßt wie der schlimmste seiner Feinde. Ehe noch die markgräfliche Regierung Schritte thun konnte, hat er auf dem Regensburger Reichstage, im Haag, in Dresden und London durch seine Gesandten die Fama gleichsam auf ihrer europäischen Reise aufhalten lassen. Und andererseits, wie zartfühlend ist seine brüderliche Erinnerung, daß die hohen Reisenden jenes Welschland aufsuchen, wo die Frauen so schön und gefällig sind! Er hat einmal in einem Buche gelesen, daß Jemand mit Namen „sentiment" sich in einen Schmetterling verliebte und durch seine Flatterhaftigkeit eifersüchtig wurde, bis die Fee Moral der Empfindsamen den guten Rath gab, sich des lieben Schmetterlings zu erfreuen, wenn er zu ihr zurückkehre, und sich daran zu gewöhnen, daß er sie oft verlasse. Es würde keinen ironischen Beigeschmack gehabt haben, wenn er sich auch in dieser letzten und schönsten Phase ihrer Freundschaft den Commissionär der Frau Markgräfin genannt hätte. Ihr selbst hat er nach Kräften die Wege geebnet und mit Rosen bestreut.

So gewinnt denn auch die italienische Reise Wilhelmine's durch die Antheilnahme des Bruders eine über die übliche fürstliche Romfahrt weit hinaus greifende Bedeutung. Wenn sie auch für Bayreuth nicht das sein konnte, was die italienische Reise Goethe's und der Herzogin Anna Amalia für Weimar wurde, so lag das nicht an Wilhelmine und ihrem bei den bildenden Künsten nicht ohne Ausdauer verweilenden Schmetterling. Die achtungswerthen Anfänge eines Kunstlebens in der fränkischen Residenz mußten bei dem frühen Aussterben des culmbachischen Mannesstammes fortsetzungslose Anfänge bleiben. Die der Aufklärung geweihte Universität wurde nacheinander von Ansbach, Preußen und Bayern übernommen. Von der 1755 ins Leben gerufenen

Bayreuther Kunstakademie wissen wir nicht mehr, als daß gute Stecher wie Bartolomeo Folino ihr angehört haben und die jüngste französische Bekanntschaft des markgräflichen Paares, Ludwig Alexander von Mirabeau, ein Oheim der Revolutionstribunen, ihr erster Director gewesen ist. Dürftige, zur Vervollständigung dieser Skizze immerhin unentbehrliche Notizen, insofern sie den italienischen Wandertagen Wilhelmine's den Stempel einer Bildungsreise aufdrücken. Wie die Stiftung der Erlanger Fridericiana der englisch-französischen Aufklärung in Franken eine Heimstätte bereiten sollte, war die Bayreuther Akademie dazu bestimmt, das Mutterland aller Hofkunst, Italien, zu einem Factor der Kulturentwicklung der ganzen Markgrafschaft zu machen. Edle, gemeinnützige Zwecke, an denen man trotz mangelnder Continuität nicht vorbeigehen sollte, die aber doch ihre Weihe erst durch die persönlichen Momente erhalten.

Denn wie ein letzter Sonnenstrahl hat das, was der Deutsche mit dem Worte „Italien" zusammenfaßt, in das Leben und Leiden Wilhelmine's hinein geleuchtet. Weder ihr Reisetagebuch, das sich auf Notirung des Gesehenen beschränkt, noch ihre Briefe an Friedrich aus dieser Zeit sind bis jetzt veröffentlicht. Wir besitzen nur so zu sagen den Reflex in den Antworten des Bruders, aber so stark und intensiv ist dieser Reflex, daß er auch das noch Verborgene für uns an das Licht zieht. Was dem preußischen Kronprinzen verwehrt, dem an das Staatsruder Geschmiedeten nicht mehr möglich war, was die junge Markgräfin 1739 vertagen mußte, ging ihr endlich 1754—55 in Erfüllung. Schon in Südfrankreich empfindet sie den Reiz des Contrastes. Die Reste der Römerzeit in Nîmes werden nicht minder studirt wie die Sünden des ancien régime. Dort wahre Größe, hier Corruption und eine nichts Gutes weissagende Plutokratie. Sie meint dann wohl, den Franzosen könne nur ein Friedrich helfen, während der Bruder das einzige Heilmittel in einer von oben geleiteten, vernünftigen Demokratisirung der französischen Gesellschaft erblickt. Mit Vergnügen sieht man diese beiden Schüler der Aufklärung angesichts des Auslandes ihre Selbständigkeit wahren. Bei Friedrich äußert sich das auch in einer Art von Oppositionsstimmung, mit der er Wilhelmine in Gedanken von Marseille nach Genua und Florenz begleitet. Italien wird von ihm einer alten Coquette mit Resten ehemaliger Schönheit verglichen. Der Kennerin der Geschichte hält er eine kleine geschichtsphilosophische Vorlesung über die Ursachen des Verfalls der italienischen Nation, nicht ohne an den Fuchs zu erinnern, dem die Trauben angeblich zu sauer sind. Selbst Florenz, wo Wilhelmine, wie alle hohen Reisenden, in Sonetten gefeiert wird, bringt seine Opposition noch nicht ganz zum Schweigen. Das Andichten mit geöffneter Hand ist nicht danach angethan, ihm zu imponiren. Wilhelmine's Bekanntschaft mit der jenseits der Alpen auch damals weniger bekannten toscanischen Lyrik, den Carnevalsliedern Lorenzo's von Medici und anderer Cinquecentisten entlockt ihm nur die halb ironische Bemerkung, daß es noch lange dauern dürfte, bis wir groben deutschen Bauern so schöne Verse wie die Florentiner schmieden könnten. Erst vor Wilhelmine's römischen Briefen streckt er die Waffen. Da bricht mit einem Male die ur-

teutonische Sehnsucht nach dem Hesperidenlande durch, und unumwunden gesteht er jetzt zu, daß er mit Vergnügen eine Rippe opfern wolle, wenn er sich ebenfalls auf der Via Appia herum rumpeln lassen könne. Seine Meinung von der Nation in ihrer tiefsten Verfallszeit ist im Allgemeinen noch nicht besser geworden trotz Algarotti und Barberina, aber er fühlt doch, was Wilhelmine über die Alpen mit herüber nimmt, und was er selbst nur ahnen kann, wenn sein Blick von seinem Arbeitssessel in Sanssouci nach dem betenden Knaben auf der Terrasse hinüber schweift.

Und dann noch ein Nachklang. Als Friedrich bei Chotusitz und Soor „ihre Oesterreicher" schlug, war Wilhelmine ihm das Echo schuldig geblieben. Auch Italien hat ihr keine Erleichterung ihrer Leiden gebracht. Bald fühlt sie sich kränker als je. Aber ihr Herz ist genesen und freut sich des königlichen Helden, der noch zu scherzhaften Heldengedichten die Zeit findet. So beantwortet sie denn sein „Palladion" mit einer am Grabe Virgil's gepflückten Lorbeerkrone. Der Schatten des Dichters hat ihr selbst die Ermächtigung dazu ertheilt. Eine Flammenschrift an seinem Grabmale hatte darauf angezeigt, daß kein Sterblicher nach Friedrich diesen Lorbeer verdienen werde. So sehr der Held sonst an Heldenverehrung, „der Schüler des Apollo und Mars" an Weihrauchwolken gewöhnt ist, so schwindelt ihm doch ein wenig bei dieser schwesterlichen Huldigung. Der Absolutismus, selbst der Fridericianische, ist nun einmal nicht denkbar ohne Apotheose und Brandopfer. Wenn Friedrich vom Zufall der Geburt sprach, so würde er doch auch als Privatmann wie Goethe von sich gesagt haben: „Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst". Seine bescheidene Ablehnung des schwesterlichen Liebesopfers ist darum nicht weniger echt und groß. Mit einem Scherzwort über den Lorbeer, mit dem man Helden und Schinken zu schmücken pflege, verscheucht er sich die Rührung. Was bin ich denn eigentlich? fragt er sich, um sich „ein armes Individuum, ein Mischmasch von Gut und Böse" zu nennen.

„Sehr oft mit mir unzufrieden, weit weniger verdienstvoll als ich sein möchte, bin ich mit den angeborenen Neigungen eines Privatmannes genöthigt, zu repräsentiren, Philosoph aus Liebe zur Sache, Politiker aus Pflichtgefühl. So bin ich gezwungen, immer das zu sein, was ich nicht bin, und habe kein anderes Verdienst als die religiöse Hingebung an meine Pflicht".

Noch konnte er, als er, der Absolution gewärtig, diese Generalbeichte niederschrieb, nicht voraussehen, welche Prüfungen seinem Pflichtgefühl bevorstanden. Jener Zwiegesang von Laute und Flöte ist der letzte lyrische Ruhepunkt in der geschwisterlichen Correspondenz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges gewesen. Wenn unsere Darstellung der Schicksale Wilhelmine's seit der Aussöhnung von 1748 ungezwungen wieder bei dem Bunde der Geschwister angelangt ist, so kommt ihr Biograph während ihres letzten Lebensabschnittes dem Biographen Friedrich's nicht mehr von der Seite. Ihr ganzes Sein hat in diesen zwei Jahren sich ausschließlich auf ihren Bruder bezogen, und auch Friedrich ist gerade in den drangvollsten, furchtbarsten Zeiten des Krieges in Gedanken immerfort bei seinem zum Grabe wankenden „zweiten Ich" gewesen.

Im ersten und zweiten schlesischen Kriege hatte der König nur ungern sich zu einem Bündnisse, dem französischen, verstanden. Den mitteldeutschen Kleinstaaten war in seinem politischen Programm lediglich die Rolle zugedacht, dem wittelsbachischen Kaiser einen besseren Rückhalt zu schaffen. Indem er sich selbst die vollste Actionsfreiheit vorbehielt, verübelte er doch den Vettern im Reiche jede selbständige Anwandlung. Er hatte von ihnen weniger Thaten als wohlwollende Thatenlosigkeit, weniger eine unmittelbare Unterstützung, als eine seines Winkes gewärtige Haltung erwartet. Seine eigene Politik war dabei viel zu unberechenbar, die Weltverhältnisse waren bis zur Wiederbefestigung der habsburgischen Monarchie viel zu verworren, als daß eine reinliche Scheidung der Reichsstände nach den vorhandenen Gegensätzen denkbar und möglich gewesen wäre. Im Sommer 1756 wurde das anders. Sobald erst Friedrich beide Füße im Steigbügel hatte, demaskirten sich die Batterieen seiner europäischen Gegner. Auch die Reichsstände, große und kleine, sahen sich in den continentalen Riesenkampf Preußens verwickelt, der selbst wiederum die Folge des englisch-französischen Weltkrieges war. Der deutsche Kriegsschauplatz wurde zeitweise größer, als er selbst zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges gewesen war. Fast das ganze Reich mit Ausnahme der früher vorzugsweise heimgesuchten oberrheinisch-schwäbischen Lande wurde in Mitleidenschaft gezogen.

Für die fränkischen Markgrafschaften ergab sich daraus die peinlichste Zwangslage. Vor die Wahl zwischen dem Reiche und dem Aechter Friedrich gestellt, entschied sich der von Seckendorff berathene Ansbacher Schwager Friedrich's unbedenklich für die Sache des Kaisers. Zwischen dem Reiche und den souveränen Einzelstaaten existirte eine nur von den mittel- und südwestdeutschen Kleinstaaten gefürchtete Mittelinstanz. Die Kreise mit ihrer Kreisexecutionsordnung hatten für Norddeutschland mit Territorien wie Hannover, Brandenburg, Sachsen keine Bedeutung. In Franken hatte ein widerspenstiger Kreisstand, je heftiger der politische Gegensatz wurde, alle seine Mitstände, zumal die einer anderen Confession angehörigen, auf dem Halse. Dem Bayreuther Schwager Friedrich's mußte überdies bei der unmittelbaren Grenznachbarschaft von Sachsen im Norden, Böhmen im Osten die Ausschließung von den Anforderungen des Reiches und Kreises noch weniger räthlich erscheinen als dem Ansbacher. Offener Anschluß an Preußen hätte den völligen Ruin seines Landes bedeutet. Als detachirter Außenposten war die Markgrafschaft für den König militärisch nicht werthlos, aber er selbst konnte auf die Dauer nach dieser Seite nichts detachiren, während Markgraf Friedrich allein viel zu schwach war, sich gegen seine Mitstände, geschweige denn größere, durch Kaiserliche verstärkte Truppenansammlungen in einem Lande ohne Festung zu behaupten.

Wenn sich unter diesen Umständen der Markgraf entschloß, so lange als irgend möglich neutral zu bleiben, so durfte Wilhelmine den Bruder vor Roßbach mit Recht bitten, in seinen Briefen an sie ein wohlverdientes Wort des Dankes für ihren Gatten mit einfließen zu lassen. Vor der dem Ansbacher angedrohten Rache des Königs war er allerdings sicher. Der preußische Parteigänger

Oberst Mayer erhielt 1757 den gemessenen Befehl, die Bayreuther Grenzen bei seinem Zuge durch Franken zu respectiren. In Anbetracht ihrer nächsten Nachbarschaft aber spielten die Schwester und der Schwager ein gefährliches Spiel. Die wohlwollende Neutralität Bayreuths war von vornherein heimliche Parteiergreifung für Preußen und schon aus diesem Grunde dem Könige nützlicher als offener Anschluß. Schon in den Tagen der Mobilmachung hat Wilhelmine die Zustellung der Einberufungsordre an die nach Karlsbad beurlaubten preußischen Officiere vermittelt. Die Schwester ersetzt dem König einen Spion im Reiche. Die Anwesenheit eines preußischen Werbers und Kundschafters im Bayreuthischen wird von dem Markgrafen ignorirt. Durch Wilhelmine erfährt Friedrich Näheres über die Heranziehung von Truppen aus den österreichischen Niederlanden nach dem östlichen Kriegsschauplatze. Auf ihren Wink erhält der beim fränkischen Kreis einflußreiche Bayreuther Minister, Geheimerath von Ellrod, eine Tabatière mit dem Porträt des Königs und ein „gracieuses" Begleitschreiben des Siegers von Lowositz. Auch Kolin ist nicht im Stande, den ritterlichen Entschluß des Markgrafen ins Wanken zu bringen. Der König läßt ihm vergeblich vorstellen, er solle während des Unwetters die Segel streichen und sich nicht aus Liebe zu ihm zu Grunde richten. Und als nun trotz Roßbach und Leuthen die Kreisvölker sich für die Schmach von Roßbach als Executionstruppen im Bayreuthischen schadlos halten und das eingeschüchterte Ministerium des Markgrafen die Stellung des Bayreuther Kreiscontingentes verspricht, beeilt sich Wilhelmine, dem Bruder mitzutheilen, daß ihre kleine Armee bei der ersten Begegnung mit preußischen Truppen capituliren und bis zum Frieden in die Reihen der preußischen Armee eintreten werde. Selbst die Anwesenheit der Reichs- und Kreisgeneralität in ihrer Residenzstadt hält sie nicht ab, mit Hülfe eines ihr von Friedrich überschickten „Zauberbüchleins" ihren politischen Briefwechsel mit ihm in Chiffern fortzusetzen.

Während Wilhelmine auf diese Weise ihre Dankesschuld für die Befreiung von ihrer Feindin abzutragen suchte, verpflichtete sie sich den Bruder zu ganz besonderem Danke, indem sie sich immer aufs Neue, wenn auch immer vergeblich, bemühte, eine seiner Feindinnen von ihm abzulenken. Die kurzangebundene Antwort des Königs auf die von Voltaire übermittelten Grüße der Pompadour, das geflügelte Wort: „Ich kenne sie nicht", hatte zu einer sehr unerwünschten näheren Bekanntschaft mit der allmächtigen Maitresse Ludwig's XV. geführt. Maria Theresia und Elisabeth von Rußland mit ihrem Gefolge von gekrönten Weibern und Eunuchen machten ihm schon genug zu schaffen. Das Schicksal des Orpheus, von den rasenden Mänaden zerrissen zu werden, schien ihm bevorzustehen, wenn es ihm nicht gelang, das traditionswidrige Bündniß Frankreichs und Oesterreich-Ungarns zu stören oder zur Auflösung zu bringen. Fünf Mal im Laufe eines Jahres suchte er sich am Versailler Hofe und bei Frau von Pompadour Gehör zu schaffen, viermal, nur mittelbar, durch seine Bayreuther Schwester. Im Januar 1757 finden wir einen Chevalier Vatan am Hoflager Wilhelmine's in Erlangen. Im Mai und Juni, zwischen Prag und Kolin, verhandelt sie in Erlangen und Bayreuth mit dem Gesandten

beim fränkischen Kreise, Folard. Am 4. Juli, nach Kolin, macht sie dem König den mit Freuden begrüßten Vorschlag, ihren Oberkammerherrn, Ludwig Alexander von Mirabeau, in ihrem Namen an die Pompadour zu schicken. Noch in demselben Monat reist der Marquis, von Friedrich mit Geld und Instructionen versehen, nach Paris, um bei seinem Verwandten, dem Minister Abbé Bernis, sein Glück zu versuchen. Und endlich im December, nach Leuthen, wird Voltaire in Anspruch genommen, einen Brief Wilhelmine's an ihre Lyoner Bekanntschaft, den musicalischen, politisch leider einflußlosen Cardinal de Tencin, zu befördern.

Vergleicht man diese Bemühungen der Markgräfin mit dem ungesalzenen, im ungeschicktesten Augenblicke dem Könige vorgelegten Friedensprojecte ihres Gatten, so gewinnt man von ihren politischen Gaben eine etwas bessere Meinung als in der vorausgegangenen Epoche ihres häuslichen Krieges. Als Vatan in Erlangen im Januar 1757 stirbt, sorgt sie, ohne daran erinnert zu werden, dafür, daß die ihm anvertrauten Papiere dem König umgehend zurückgeschickt werden. Mit Folard läßt sie sich nur so weit ein, daß er den fränkischen Kreisständen und damit dem ganzen Reiche kein Geheimniß verrathen kann. Für Mirabeau bürgt ihr seine große Anhänglichkeit an ihre Person. Von einem Briefe Friedrich's an Voltaire schneidet sie den Anfang, einige Spottverse auf Ludwig XV., ab und lügt dem Patriarchen von Les Délices vor, der König habe in der Eile ein Tintenfaß über den Brief gegossen und keine Zeit zum Umschreiben gefunden. Zur Politikerin verdorben, erweist sich die Schwester als politische Agentin des Bruders nicht ungeschickt. Ihre kleinen weiblichen Künste kommen ihr dabei zu statten. Im Uebrigen bewährt sich der Satz, daß Liebe Berge versetzt. Ihre Umsicht hat gleichwohl ihre Grenzen. Sie sucht die Absichten Friedrich's zu errathen, anstatt sich blindlings an seine Weisungen zu halten. Auch wir können aus seinen Briefen an Wilhelmine, wenn wir sie für sich betrachten, nicht mit Sicherheit erkennen, ob er an Frankreich um des Friedens willen wirklich Neuchâtel abtreten wollte, ob es ihm nur darum zu thun war, zwischen Frankreich und Oesterreich einen Keil zu treiben und seinen lauen Bundesgenossen England-Hannover opferfreudiger zu stimmen, ob er den Frieden ernstlich gewollt hat. Wilhelmine aber wollte nicht begreifen, daß ein Agent Friedrich's nicht mehr als sein Sprachrohr war. Als Folard ihr nach Prag die wohl nur erheuchelte Besorgniß kundgab, Friedrich und Maria Theresia möchten sich dahin verständigen, daß sie mit vereinten Kräften Elsaß und die Franchecomté für die Königin von Ungarn als Ersatz für Schlesien eroberten, hat die Markgräfin sich den Anschein gegeben, als ob in der That ein derartiger Separatfrieden im Werke sei, um von Friedrich alsbald die Weisung zu erhalten, Folard seine Geneigtheit zum Separatfrieden mit Frankreich schleunigst mitzutheilen.

In einer kurzen Athempause, zu Beginn des Kriegsjahres 1758, hat Wilhelmine sich in ihrer Art mit der Politik des Bruders abgefunden: „Der König denkt wie wir beide über den Frieden“, versichert sie Voltaire. In abstracto nämlich. In concreto vermag sie ihm nicht durchweg zu folgen. Im Grunde ist sie auch jetzt noch die gänzlich unpolitische Freidenkerin. Was

ist das doch für eine widerspruchsvolle Welt! „Eine Heuchlerin (Maria Theresia) läuft in Processionen mit und betet zu allen Heiligen, während sie ganz Europa durch die Folgen ihrer Ränke entvölkert. Ein philosophischer König läßt mitleidsvoll Ströme Menschenblutes vergießen. Ein habsüchtiges Volk (die Engländer) hat es auf den allgemeinen Ruin abgesehen, um sich selbst zu bereichern". Vergeblich sucht die längst an ein kleinstaatliches Stillleben Gewöhnte einen Ausweg aus diesem Gedankenlabyrinth. Das dynastische Gefühl ist in ihr seit den froheren Tagen der Eroberung und Behauptung Schlesiens nicht stärker geworden. Friedrich's Brief vom Schlachtfeld von Prag will sie sich zwar in Gold einfassen lassen. Die fortlaufende Kriegschronik, durch die sie den „alten Schweizer" Voltaire auf dem Laufenden erhält, würde nach Inhalt und Form jedem Militär und Politiker Ehre machen. Die wunderbare Versatilität der geistvollen Frau ist niemals größer gewesen. Aber nur ihre Schwesterliebe befähigt sie, den Gedanken und Gefühlen des Bruders himmelhoch aufwärts und hinab ins Schattenreich zu folgen. Jener Prager Brief mit dem stolzen Datum des 6. Mai 1757 wird der Nachwelt erzählen, daß sie dem größten Mann des Jahrhunderts etwas gewesen ist. Friedrich ist ihr Alles in Allem. „Die Stärke Deiner Armee, das Glück Deines Landes und unserer ganzen Familie hängen von Dir allein ab". Es würde der Bayreutherin nicht übel gestanden haben, wenn sie „notre pays", nicht „votre pays" geschrieben hätte. So weit war ihre fränkische Markgrafschaft von den schwarz-weißen Grenzpfählen der „monarchie prussienne" doch nicht entfernt, daß sie aufgehört hätte, eine preußische Prinzessin zu sein. Andererseits wird man nicht sagen können, daß sie ihr Vaterland und ihre Nation je vergessen habe. Aber es bleibt doch charakteristisch, daß ihr im Augenblicke der Erregung nur die persönliche Beziehung Friedrich's zu dem ganzen gewaltigen Einsatze dieses Krieges einfällt. Denn an ihren Bruder klammern sich alle ihre Gedanken. Wie sie in früheren Jahren mit halb peinlicher, halb rührender Exaltation Scham und Kränkung allein in sich verarbeitet hatte, läßt sie sich jetzt von dem Bruder auf nachtwandlerische Pfade verlocken.

Den Frieden sollte der König aus ihren Händen ebenso wenig empfangen wie der Kronprinz die Gemahlin. Was er bei ihr sucht und findet, ist ein Anderes. Ihn tröstet es, die Schwester beglückt es, daß sie wieder so aufrichtig sein dürfen wie in ihren jungen Tagen. Wie in den Jahren des Wartens werden die verschwiegensten Nachtgedanken laut. In dem Bedürfniß, sich auszusprechen, macht Friedrich wohl auch Andere, etwa seinen Vorleser oder Freunde wie d'Argens zu seinen Vertrauten, doch kann sich Niemand rühmen, eingeweihter zu sein, als Wilhelmine. In Vers und Prosa variirt der König nach Kolin den Gedanken, daß er den Untergang seines Staates nicht überleben werde, daß er auch Wilhelmine, wenn es zum Aeußersten komme, nicht zurückhalten wolle. Je länger er gezögert hat, ihr die volle Wahrheit zu sagen, je mehr er sich bemüht hat, in seiner Trostbedürftigkeit sie zu trösten und zu beruhigen, desto erschütternder wirkt sein Bekenntniß. Wenn er sich dabei als Sohn seines Jahrhunderts und als Zeitgenosse Rousseau's nicht ganz frei von Römerpose zeigt, so weiß er doch auch der Schwester seine

Römergesinnung mitzutheilen. Selbst Voltaire's alter Groll auf seinen ungnädigen Mäcenas macht für einen Augenblick aufrichtiger Bewunderung Platz, als Friedrich die stolze Erklärung abgibt, als König denken, leben und sterben zu wollen. Die Schwester aber lauscht hingerissen mit leidenschaftlichster, selbstmörderischer Antheilnahme den wilden Klagen, die aus dem Feldlager in Sachsen und Thüringen zu ihr herüberdringen. Nichtsdestoweniger ist sie fest entschlossen, als sie im August Friedrich's ersten Klagegesang erhält, ihn den „Armen des Todes“ zu entreißen. Krank und schwach, kennt auch sie kein besseres „Asyl“, keinen stilleren „Hafen“. Da sie sich aber nicht die Beredsamkeit zutraut, Friedrich von dem Einlaufen in jene Bucht zurückzuhalten, ruft sie Voltaire zu Hülfe.

Das Zerwürfniß zwischen ihrem Bruder und dem größten Schriftsteller ihrer Zeit, der Bruch zwischen Faust und Mephisto war ihr nie recht verständlich gewesen. Nicht blind gegen die großen Schwächen Voltaire's, hatte sie sich im Stillen doch gewundert, wie man den Proceßgegner des Juden Hirsch, den Pamphletschreiber gegen Maupertuis so tragisch nehmen könne. Wenn sie Friedrich sachlich auch Recht geben mußte, war von vornherein ihr Mitleid mit dem Schalke größer als ihre Entrüstung über seine Unarten. Auf seinen Umgang zu verzichten wäre ihr hart angekommen. Mit weiblicher Schlauheit und weiblichem Tacte war sie Voltaire im Herbst 1754 in Colmar und noch einmal in Lyon entgegen gekommen. Sie kannte Friedrich zu gut, um nicht zu wissen, daß auch er von dem bewunderten Schriftsteller aus lauterer Quelle wieder etwas Näheres zu erfahren verlangte. Mit spitzen Fingern spann sie feine, erst allmählich stärker werdende Fäden zwischen den beiden Häuptern der Aufklärung. Selbst auf einen Gruß an die unausstehlichste aller Nichten, Madame Denis, ist es ihr nicht angekommen, um das boshafteste und gutherzigste aller verwöhnten Geisteskinder bei guter Laune zu halten. Der tiefste Grund seines unversöhnlichen Grolles auf den König war ihr nicht verborgen geblieben. Einem eitlen Manne — und Voltaire war eitel — wäre es nur um die Rehabilitation vor der Welt zu thun gewesen. Der Verfasser des „Akakia“ aber war zugleich in ihrem Falle. An der Achtung Friedrich's, an der Rehabilitation vor einem Manne, dessen Größe sein Künstlerauge allezeit erfreut und geblendet hatte, lag ihm mehr als an dem „Brimborium“ des abgeforderten Kammerherrnschlüssel und Orden oder an einer Genugthuung für die Belästigung seiner Nichte bei dem Frankfurter Hausarrest. Nicht so rasch und so leicht ist es ihm damit gelungen wie der Lieblingsschwester des Königs. Erst der Fall Calas hat Friedrich's Geringschätzung zurücktreten lassen. Aber es war doch ein guter Gedanke Wilhelmine's, Voltaire zu einem Schreiben an den König zu veranlassen. Wer möchte die einander widersprechenden Empfindungen Voltaire's zergliedern, als er in Friedrich's Verzweiflung und Selbstmordgedanken eingeweiht wurde! So viel ist sicher, daß die unedlen Regungen durch den Ernst der Stunde zurückgedrängt wurden. Friedrich's leichter Spott über die Gemeinplätze des glücklichen Einsiedlers Voltaire schaffte diese Gemeinplätze nicht aus der Welt. Wenn auch Wilhelmine vielleicht ihrer Mittheilung für sich die Aufforderung „plaudite“ hinzugedacht hatte,

so erfuhren jetzt die Geschwister aus Voltaire's Munde, daß sie im Tode vereint auf seinen Beifall nicht zu rechnen haben würden. Das Gift, das er bei sich trug, hat Friedrich auch nach dem Schreckenstage von Kunersdorf nicht angerührt, und Wilhelmine brauchte den Tod nicht erst herbeizurufen, aber es hat doch auf den König Eindruck gemacht, als Voltaire ihm ziemlich unverblümt zu verstehen gab, daß ein freiwilliger Tod seinem Ruhme Abbruch thun werde, daß sein Jahrhundert — Mephisto konnte nicht sagen: die Welt des Christenthums — für den politischen Selbstmord des Alterthums kein Verständniß mehr habe.

Schon aus den Schlußversen der Antwort ihres Bruders auf Voltaire's Zuspruch, schon aus dem Gelöbniß, angesichts des Schiffbruches als König denken, leben und sterben zu wollen, hätte Wilhelmine die Gewißheit schöpfen dürfen, daß Friedrich's Unsterbliches gerettet sei. Sie aber sah ihn und sich, als sie den Brief an Voltaire weiter schickte, noch immer in den Armen des Todes. Der König athmet nach Roßbach und Leuthen wieder auf, und er athmet nach den Worten seiner zweiten Kriegsepistel an Wilhelmine nur für sie. Ueber ihre Empfindsamkeit wagt er nicht mehr zu witzeln. Nur sie hat seit dem Koliner Unglückstage alles Schreckliche mit ihm gemeinsam getragen. „Mit Flammenschrift ist in sein Herz gegraben", was sie ihm in jener Zeit gewesen ist. Das Anerbieten ihrer Diamanten hatte er abgewiesen, das Anerbieten ihres Lebens angenommen. Zu spät dämmert ihm jetzt die Erkenntniß, daß er zu weit gegangen war. Indem er Athem schöpft, hofft er, daß „die Freundin ohne Gleichen" aus Liebe zu ihm ihr theures Leben, sein kostbarstes Gut, erhalten wird. Er wie sie treiben jetzt eine Zeit lang ein Versteckspiel. An die Stelle der Aufrichtigkeit tritt wieder Verstellung, aber wie diese in geläuterter Form. Die Schwester gibt dem Bruder beruhigende Versicherungen über ihren Gesundheitszustand. „Wir haben keine großen Verluste gehabt", schreibt dieser Bruder vom siegreich behaupteten Schlachtfeld von Zorndorf, obwohl fast der dritte Theil der preußischen Kämpfer todt oder verwundet ist. Beruhigen läßt sich auf diese Weise keines der Geschwister. Wilhelmine sieht ganz unpreußische Gespenster und erschrickt über das alberne Gerücht einer Verschwörung der preußischen Generale gegen ihren König und Feldherrn. Der Bruder gewahrt an ihrer Schrift, daß sie kränker ist, als sie gestehen will. Und was ihm ihre Schrift nicht sagt, das verräth ihm schon am 28. Juli 1758 ein Brief des Prinzen Heinrich. Der hat die ungebetenen Gäste, den Herzog von Zweibrücken und die Reichstruppen, mit seiner Armee aus Bayreuth verjagt und bei dieser Gelegenheit die Schwester noch einmal gesehen, um sich zu überzeugen, daß sie der Todesengel bereits in seinen Armen hält. Der Tod der Königin-Mutter scheint sie 1757 nicht so erschüttert zu haben wie den König. Ihr Verhältniß war auch später offenbar nie ein allzu zärtliches gewesen. Der Tod des Prinzen von Preußen, August Wilhelm, des freundlichen Friedensstifters von 1748, aber muß ihr verheimlicht werden, weil die Nachricht sie tödten könnte. Erst ihre namenlose Angst um Friedrich, dessen Briefe man ihr aus diesem Grunde nicht einhändigt, läßt eine längere Verheimlichung unthunlich erscheinen. Das Letzte und Schwerste, das sie dem König zu vergeben

hat, ist der Tod eines geliebten Bruders, an welchem Friedrich, rein menschlich, wenn auch nicht als erster Diener seines Staates, nicht ganz schuldlos war. Sie aber empfindet es schon als eine Art von Trost, daß der König noch lebt.

Unter solchen Auspicien ist Wilhelmine's Brief vom 10. August 1758 entstanden.

„Nicht dem König, dem Freund und Bruder gilt mein Schreiben. Ich bin zu schwach, die Feder zu führen, selbst wenn ich mir Zeit lassen wollte. Ich weiß, lieber Bruder, daß Du das Herz begehrst. Das meinige gehört Dir ganz. Meiner Hingebung wird nur mein Tod ein Ziel setzen. Weniger mein Körper als meine Seele hat Höllenqualen erduldet. Der Markgraf hat, um mir unseren jüngsten Verlust zu verheimlichen, alle Deine Briefe vorenthalten. Ich habe geglaubt, daß Alles verloren sei. So nahe mir auch der Tod meines Bruders gegangen ist, so haben doch Deine lieben Briefe, als ich sie endlich empfing, meinen Schmerz gelindert. Du willst wissen, lieber Bruder, wie es mir geht. Ich liege wie ein armer Lazarus seit sechs Monaten im Bett. Seit acht Tagen trägt man mich in einem Sessel und Rollstuhl, damit ich ein wenig die Lage wechsle. Ich habe einen sehr starken trocknen Husten, den ich nicht meistern kann. Meine Beine, Hände und mein Gesicht sind geschwollen wie ein Kissen, so daß ich mir die Erzählung interessanterer Dinge aufs nächste Mal versparen muß. Ich trage mein Schicksal mit Fassung. Ich werde zufrieden leben und sterben, wenn nur Du glücklich bist. Das Herz sagt mir, daß der Himmel noch Wunder für Dich thun wird. Deine Feinde stehen am Rande des Abgrundes. Jeder kleine Vortheil macht sie in ihrem Dünkel nur noch anmaßender und läßt sie die größten Dummheiten begehen. Wir sind von unseren lästigen Gästen zum Glück erlöst. Das letzte Corps, das hier durchkam, hat Alles ausgeplündert, das Land fast ganz zu Grunde gerichtet, das Getreide geschnitten und die Obstbäume umgehauen vor der Erntezeit. Allein man muß sein Unglück in Geduld tragen. Wir sind nicht mehr werth als alle die anderen Fürsten, die noch schlimmer dran sind als wir. Verzeihe, lieber Bruder, wenn ich aufhöre. Meine Brust ist so schwach, daß ich kaum sprechen kann. Mein Herz würde vom Morgen bis zum Abend plaudern, wenn es sprechen könnte, und Dir Alles erzählen, was es für den theuren Bruder empfindet".

Husten und Schmerzen hindern sie nicht, auch nach diesem prophetischen Abschiedsbriefe Friedrich durch Dictate und durch ihren mühsam darunter gekritzelten Namen zu erfreuen. Sie nimmt noch Theil an Friedrichs Triumph über seine russischen Feinde. Wie beneidet sie ihre Schwester Amalie, daß sie den König auf dem Marsche gesehen hat! Wäre sie nur gesund, so wollte sie den Russen und Panduren zum Trotz zu ihm eilen. Durch eben jene Schwester erfährt Friedrich, daß Wilhelmine auf das von der Mutter geerbte Porzellan zu seinen Gunsten verzichtet hat. Kein Vermächtniß soll es sein, sondern ein Geschenk unter Lebenden, ein kleines Liebesopfer einer eifrigen Sammlerin für einen nicht minder empfänglichen Freund keramischer Künste. Ihre erstaunliche Geistesfrische läßt Friedrich immer wieder hoffen. Als Vorläufer und Vorbild des Königsberger Philosophen appellirt er an die Macht des Gemüthes. „Auf meinen Knieen bitte und beschwöre ich Dich, zu thun, was Du nur thun kannst, um dieser Krankheit zu entrinnen. Iß, nimm die Arzneien, folge blindlings den Anordnungen Deines Arztes. Denke, daß Dein Tod mich zur beklagenswerthesten Creatur unter diesen Erdenwürmern machen würde". Sein Leib vegetirt auf der Landstraße und im Feldlager, Herz und Seele sind in Bayreuth, bei der Schwester. Fürchte er nicht das Hundeleben eines fahrenden Ritters, wären Seele und Leib vereint, so würde er mit dem Schicksal ringen, bis es mit ihm vorlieb nehme. So muß er sich begnügen,

seinen Leibarzt Cothenius nach Bayreuth zu schicken, um an einer ihm wohlbekannten Patientin das Unmögliche zu versuchen. Sollte es schon zu spät sein, so wünscht er an demselben Tage mit Wilhelmine in das von Cypressen beschattete Land des Friedens hinab zu steigen.

Umsonst. Die dritte Epistel Friedrich's über ihre Krankheit hat die Schwester nicht mehr zu Gesicht bekommen. Zwei Tage nach ihrer Beendigung, am 14. October 1758, starb sie an der Wassersucht, wie ihr Vater, bei vollem Bewußtsein, mit dem Muthe eines Helden, während die Oesterreicher in den wogenden Nebeln des Herbstmorgens bei Hochkirch für Hohenfriedberg späte, aber furchtbare Vergeltung übten. So unvorbereitet wie jener Ueberfall, traf den König die Trauerkunde. „Großer Gott, meine Bayreuther Schwester", schließt ein Brief an den Prinzen Heinrich vom 18. October. Längst war er auf das Schlimmste gefaßt gewesen, aber es war ein Zukünftiges. Als es jetzt gegenwärtig an ihn heran trat, fand es ihn fassungslos. Sein sehnlichster Wunsch blieb unerfüllt. Der Tod hatte bei Hochkirch rings um ihn reiche Ernte gehalten. An ihm war er vorbei gegangen. Wunsch und Prophezeiung der sterbenden Schwester erwiesen sich über das Grab hinaus stärker als seine Verzweiflung.

Nicht umsonst aber hatte der König in der letzten Epistel an Wilhelmine dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß der Gott der Freundschaft, der einzige, der es verdiente, weder in Athen noch in Rom ein Heiligthum besaß. Dem Alterthum hat es an großen Beispielen gefehlt. Theseus und Pirithous waren Fabelwesen. Die ganze Welt soll erfahren, was er an Wilhelmine verloren hat, ganz Europa soll mit ihm trauern. Alexander wollte nur von Apelles gemalt sein. Für Wilhelmine scheint ihm Voltaire der richtige Bildnißmaler zu sein. Von ihm erwartet er ein Monument, das der Schwester die verdiente Unsterblichkeit sichert. Auch irrt er sich nicht, wenn er bei dem Dichter aufrichtiges Mitgefühl und wirkliche Trauer voraussetzt. In einem Briefe an seine Gönnerin, die Herzogin von Sachsen-Gotha, hat Voltaire der Verstorbenen mit ungeheuchelter Liebe und Dankbarkeit gedacht. Sein Gedicht freilich vermag den König nicht zu befriedigen. Er wünscht ein herzlicheres Lob der Freundschaft und möchte doch selbst nicht genannt sein. Dem zweiten Versuch des Dichters, der langgespreizten Trauerode, muß er wohl Beifall spenden, aber sein durch die nachfolgende Kritik fast aufgewogenes Lob klingt gezwungen. Wie hätte ihm auch entgehen sollen, daß decorative Gelegenheitswerke nur dem Bühnendichter, dem Maler und Bildhauer zu gelingen pflegen, daß zu dem Leser nur die ungeschminkte Empfindung spricht! So macht er sich denn selbst ans Werk. Dem Nachruf auf Vater und Mutter reiht sich seine warm empfundene, schlichte Charakteristik der Lieblingsschwester in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges würdig an. Im Park von Sanssouci aber erhebt sich nach seinen Angaben ein Heiligthum der Freundschaft, Wilhelminae sacrum. Der ehemalige Bayreuther Architekt Carl von Gontard schafft hier sein Bestes. Ein Rundtempel in den edelsten, der Antike nahekommenden Verhältnissen, an der Rückwand die sitzende Statue Wilhelmine's, an den korinthischen Säulen Medaillons mit den Köpfen der Heroen

der Freundschaft. Die geschnittenen Taxuspyramiden der Umgebung haben heute schönen Baumgruppen Platz gemacht. Der Eindruck ist noch derselbe. Auf die Theilnahme der Welt hatte der alte Fritz inzwischen verzichten gelernt. Einsam, das Windspiel an der Seite, den Krückstock in der Hand, wie wir ihn alle kennen, hat er bis zu seinem Heimgang die der schmerzlich-süßen Erinnerung geweihte Stätte oft besucht, die uns heute noch von dem seltensten Freundschaftsbunde erzählt.

IX.

Als Friedrich der Große in dem Freundschaftstempel für Wilhelmine zur Ausführung brachte, was Cicero für seine Tullia geplant hatte, waren bereits mehrere Handschriften der Memoiren der Markgräfin in Umlauf. Das achtzehnte Jahrhundert ist nicht nur das goldene Zeitalter der Nachdrucker gewesen. Eine reiche handschriftliche Literatur, literarische Contrebande, Journale, Indiscretionen aller Art gaben auch den Nachschreibern zu thun. Manuscripte angesehener Schriftsteller und Persönlichkeiten hörten auf, das Geheimniß des Autors zu sein, wenn er sie über Nacht offen auf dem Schreibpulte liegen ließ. Müßiggang und Neugierde zeitigten ähnliche Erscheinungen wie heute socialdemokratischer Parteieifer. Voltaires ständige Klagen über unbefugten, bis zur Unkenntlichkeit entstellten Druck seiner Manuscripte verdienen in den meisten Fällen keinen Glauben. Hie und da aber wird es sich wohl so verhalten haben, wie er behauptet. An dem Pariser Druck seines Gedichtes über das Naturgesetz ist die Markgräfin sicher schuldlos gewesen. Die Herzogin von Württemberg aber scheint in der That 1743 auf der Eremitage eine Nachtruhe geopfert zu haben, um wenigstens einen Theil der „Pucelle“ für sich abzuschreiben. Mit absoluter Sicherheit wird man vielleicht nie feststellen können, wie eine Nachschrift entstanden ist, wie sie verbreitet wurde. Die verhältnißmäßig frühe und rasche handschriftliche Verbreitung der Memoiren Wilhelmine's gibt unlösbare Räthsel auf. Wie ihr Originalmanuscript in Superville's Hände gelangt ist, muß dahin gestellt bleiben. Durch Legat, behauptete der Herausgeber v. Osten, aber wer sagt uns, daß seine Behauptung mehr als eine Vermuthung war? Jedenfalls darf nicht übersehen werden, daß Markgraf Friedrich's zweite, erst 1817 gestorbene Gemahlin, Sophie Caroline von Braunschweig-Wolfenbüttel, eine Schwester der Herzogin Anna Amalia von Weimar, die Tochter jener jüngeren Schwester Wilhelmine's, Charlotte, gewesen ist, von der König Friedrich 1751 zu berichten wußte, daß Superville das Orakel ihres bureau d'esprit sei. An Brücken und Wegen zwischen Bayreuth und Braunschweig hat es also vor wie nach dem Tode der Memoirenschreiberin nicht gefehlt. Wenn Baron Pöllnitz bei Lebzeiten Wilhelmine's die Memoiren gekannt und benutzt hat, so ist damit noch nicht gesagt, daß er sie mit Wissen und Erlaubniß der Verfasserin kennen lernte und benutzte. Für die Sorglosigkeit Markgraf Friedrich's und seiner zweiten Gemahlin in Dingen dieser Art ist es überaus charakteristisch, daß mit der Bibliothek Wilhelmine's auch eine ganze Reihe auf das fürstliche Haus bezüglicher Manuscripte 1759 an die Universität Erlangen ausgeliefert

worden ist, daß Sophie Karoline, die Nichte Friedrichs II., von dem Vermächtniß ihrer Bücher an dieselbe Universität eine Handschrift des Voltaire-schen schmutzigen Pamphletes „La vie privée du roi de Prusse“ nicht ausgeschlossen hat.

Kann somit die Verbreitung der Memoiren die Markgräfin nach dem Stande unseres Wissens nicht belasten, so wird man hoffen dürfen, der Frage der Belastung oder Entlastung näher treten zu können, wenn erst die Frage nach der Zeit ihrer Entstehung entschieden ist. Droysen hat zweierlei in eingehender Untersuchung festgestellt. Einmal, daß die bis jetzt bekannten Handschriften in zwei Gruppen zerfallen, repräsentirt durch die beiden Drucke von 1810; zum zweiten, daß die späteren Redactionen schärfer und boshafter sind als das älteste, in der Tübinger Ausgabe übersetzte Manuscript. Läge eine kritische Ausgabe der Memoiren vor, so würde man die wachsende Gereiztheit der Verfasserin Seite für Seite verfolgen können. Zwischen dem Beginn und der letzten Ueberarbeitung müssen Jahre gelegen haben. Die Frage ist nur, welche Jahre. Die Memoiren selbst nennen ein einziges Datum. Wilhelmine's Schilderung der Eremitage ist 1744 geschrieben. Ein Anhaltepunkt für die letzte Redaktion ist eine Stelle, die den Tod des Fürsten Leopold von Dessau im April 1747 zur Voraussetzung hat. Den Beweis, daß Wilhelmine von 1747 bis zu ihrem Tode weitergefeilt und geschärft habe, hat Droysen nicht erbringen können. Wenn er es trotzdem nicht für ausgeschlossen hält, daß die Markgräfin die Feder erst niedergelegt hat, als ihre zunehmende Schwäche sie am Schreiben verhinderte, so ist er doch die Antwort schuldig geblieben, warum Wilhelmine ihr Manuscript über zehn Jahre lang immer von Neuem überarbeitet habe, ohne ihre Darstellung über das Jahr 1742 hinaus fortzusetzen. Es bleiben mithin für die Zeitbestimmung nur zwei sichere Daten: 1744 und 1747, aber diese genügen vollauf, die Entstehung der Memoiren mit den anderwärts bezeugten Lebensschicksalen Wilhelmine's in Einklang zu bringen.

Die Neigung zu melancholischen Rückblicken auf eine eben nicht glückliche Vergangenheit muß früh vorhanden gewesen sein. Die erste Ode des Kronprinzen auf das Avancement der Erbprinzessin zur Markgräfin läßt darauf schließen. Durch die keimende Entfremdung der Geschwister sah sich Wilhelmine mehr und mehr auf Selbstgespräche angewiesen. Nicht ohne literarische Absichten, zu ihrer Zerstreuung und Erleichterung scheint sie schon früh, etwa 1739, zur Feder gegriffen zu haben. Tagebücher konnte sie dabei offenbar nicht zu Rathe ziehen. Sogar heute noch vorhandene Materialien, wie das Unterrichtsbuch und die Briefe ihres Lehrers la Croze wurden unbenutzt gelassen. Dafür hatte sie eine lebendige Chronik in Gestalt ihrer Oberhofmeisterin Fräulein von Sonsfeld zur Seite. Kindheit und Jugend ziehen an ihr noch einmal vorüber. Nicht immer logisch, häufig widerspruchsvoll ist ihre Erzählung der Berliner Erlebnisse in subjectivem Sinne innerlich wohl zusammenhängend. Die Verwirrung beginnt erst, als Fräulein von Marwitz auf der Bühne erscheint. Andeutungen ihres Verhältnisses zum Markgrafen werden wieder zurückgenommen. Die Verfasserin verwickelt sich in die seltsamsten Widersprüche, dreht und wendet sich vor sich selbst. Wenn die erste,

größere Hälfte der Memoiren, wie wir sahen, viel Unheil angerichtet hat, so wüßte ein lediglich auf diese Quelle angewiesener Biograph Wilhelmine's mit dem zweiten Theile an den wichtigsten Punkten überhaupt nichts anzufangen. Wir stehen vor einer Entgleisung dieser Confessionen, die an sich keine Fortsetzung erlaubt hätten, wenn auch Alles anders gekommen wäre, als es thatsächlich kam. Man versteht, daß Wilhelmine 1744 und 1747 noch so schreiben konnte, aber man begreift auch, daß ihr 1748 die Arbeit zum Ekel wurde und der Faden der bei dem Jahre 1742 stecken gebliebenen Erzählung in der Folge nicht wieder aufgenommen wurde. Die Neigung zu weiteren Rückblicken war ihr mit der endlichen Erlösung von der Marwitz-Burghaus gründlich vergangen. Ihre Libretti beweisen, daß ihre Productivität nicht versiegt war. Die Memoirenschreiberin aber zog es vor, zur Memoirenlectüre zurückzukehren und im Studium der Leiden und Verirrungen des menschlichen Herzens die Erinnerung an die schrecklichste Zeit ihres Lebens los zu werden.

So kann denn auch das Phänomen der Lieblosigkeiten einer wegen ihrer Herzensgüte gepriesenen Fürstin nicht weiter befremden. Gottfried Keller's arme Baronin sticht dem achtlos an ihr vorüber eilenden Brandolf in den Stiefelabsatz, um an der Seite desselben Mannes später zu neuem Leben zu erwachen. Die Markgräfin ist in den Jahren ihres siebenjährigen Krieges vielleicht noch liebehungriger als jenes arme Geschöpf, weil sie bereits erfahren hatte, was Bruder- und Gattenliebe sei. Als Friedrich's Vorleser de Catt einmal meinte, daß die Rache dem Geist des Christenthums widerspreche, entgegnete ihm der König, indem er sich spöttisch vor ihm verbeugte: „Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie sich selbst so in der Gewalt haben. Das ist schön, das ist groß, aber ich wollte, daß man Sie auf die Probe stellte". Die Erlebnisse der Markgräfin in den Jahren ihrer Arbeit an den Memoiren lassen es nur zu begreiflich erscheinen, daß sie die Gewalt über sich selbst verlor und gehässig wurde. Mit den Augen eines Brandolf wird man auch hinter ihren Lieblosigkeiten einen liebenswürdigen Kern entdecken. Gehässigkeit und Haß sind nicht dasselbe. Wie bei Friedrich sind alle Mißhandlungen, körperliche und seelische, nicht im Stande, die Liebe zu ihrem Vater ihr ganz aus dem Herzen zu reißen. Bei seinem Besuche in Bayreuth richtet sie ihm in der Eremitage einen Tabagie ein, damit er nichts von der gewohnten Bequemlichkeit vermißt. Ueber ihre Mutter urtheilt sie vollkommen zutreffend, sie habe ein gutes Herz, aber ihre Argwöhnischkeit, ihre Eifersucht und ihre Intriguen seien die Ursache ihrer Fehler gewesen. Man hat den Eindruck, daß sie sich bei der offenbaren Unmöglichkeit, mit beiden Eltern gut zu stehen, nach Töchterart lieber auf die Seite des Vaters gestellt hätte, wenn das unter der strengen häuslichen Herrschaft Sophie Dorothea's überhaupt möglich gewesen wäre. Von ihrem Bayreuther Schmetterling möchte sie nur Gutes sagen. Daß sie es schließlich nicht mehr kann, verleidet ihr die Fortsetzung ihrer Bekenntnisse.

Wir haben an den Memoiren der Urgroßmutter Wilhelmine's, Sophie's von Hannover, ein Beispiel, wie man sich mit gutem Humor über häusliches Leid hinwegsetzen kann, aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß über der

glanzloseren Jugend dieser kerngesunden Frau viel Sonnenschein gelegen hat. Auf Sophie Dorothea hatte sich nichts von ihrer Art vererbt. Desto mehr auf Friedrich Wilhelm I. und einige seiner Kinder. Die Briefe des Kronprinzen Friedrich an seinen Vater tragen alle eine Zwangsjacke. Nur einer macht eine Ausnahme, die köstliche Erzählung seines Besuches bei der mecklenburgischen „Dörchläuchting". Das geistreiche Witzeln kann der Vater nicht leiden. An gelungenen Caricaturen hat er seine derbe Freude. Selbst als Historiker läßt Friedrich zuweilen seiner Laune die Zügel schießen. Den steifen englischen Oheim in der Schlacht bei Dettingen weiß er mit wenigen Strichen so zu zeichnen, daß man das drollige Bild nie wieder vergißt. Wenn er sich dabei auf einen sicheren Gewährsmann beruft, so erhöht das nur die komische Wirkung. Bei ihm wie bei Wilhelmine ist die humorvolle Beobachtungsgabe für unseres Herrgotts Thiergarten ein Stück ihres Wesens. In den Memoiren wirkt sie wie die Spur einer leichten Vergoldung. Einer reinen Wirkung ist freilich der Umstand im Wege, daß die Verfasserin nicht über den Dingen steht, daß sie, vom Kleinlichen ergriffen, häufig kleinlich wird. Ihr Humor ist noch nicht frei, aber er kann gelöst werden.

Ranke fühlte sich durch die Memoiren an die Art der Mademoiselle de Montpensier, der Nichte Ludwig's XIII., erinnert. Gewisse Berührungspunkte sind in der That vorhanden. Die eine wie die andere Memoirenschreiberin hechelt ihre Verwandtschaft gründlich durch. Beide haben „entfernt vom Hofe ihre Einsamkeit mit der Erinnerung an denselben erfüllt". Wilhelmine's Exemplar der Denkwürdigkeiten der Grande Mademoiselle in der ersten sechsbändigen Pariser Ausgabe von 1728 befindet sich überdies auf der Erlanger Bibliothek. An ihrer näheren Bekanntschaft mit jenem Memoirenwerke ist gar nicht zu zweifeln. Zum Modell wird es ihr nichtsdestoweniger kaum gedient haben. Eine reichhaltigere private Memoirensammlung als die Wilhelminische dürfte es selbst in der Blüthezeit dieser Literaturgattung schwerlich gegeben haben. In einem Briefe an Voltaire von 1751 konnte sich die Markgräfin rühmen, alle derartigen in ihrem Besitze befindlichen Beiträge zur französischen Geschichte durchflogen zu haben. Die ganze Gattung stand ihr so zu sagen Modell, ohne daß sie daraus mehr als einige Geheimnisse der Composition erlernt hätte. Auch die Montpensier rangirt in dieser Hinsicht in einer Linie mit sprachlichen, grammatikalischen und stilistischen Hülfsmitteln. Wilhelmine ist weit amüsanter, weniger geschwätzig als ihr angebliches Vorbild; vor Allem, sie hat mit jener in den Fronde-Unruhen häufig genannten Amazone persönlich nicht das Mindeste gemein. Die Politik ist der Schwester Friedrich's des Großen ein Buch mit sieben Siegeln. Selbst Voltaire überrascht sie durch ihre Denkungsart, als sie Sully über Heinrich IV. stellt. „So ist nun einmal die Welt", schreibt sie bei Erwähnung ihrer Studien; „man huldigt der Scheingröße und selten dem Verdienst". Die Französin hört auch fern vom Hofe nicht auf, höfisch zu sein. Aus dem siècle de Louis XIV. tritt man bei ihr nicht heraus. Die Einsamkeit Wilhelmine's ist von der deutschen Art. Französisch in der Form, bleibt ihre Muse wie die des Bruders „tüdesk".

Im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts hat der Freiherr Werner von Zimmern, das Muster eines verschmitzten alten Schnauzbartes und Jägerlateiners, mit urkräftigem Behagen den ganzen Bodenseeadel durch seine Chronik compromittirt. Kein Mensch wird ihn beim Worte nehmen. Es kommt gar nicht darauf an, ob die Zustände in dem oder jenem Kloster „merkwürdiger" waren als in den andern, ob der dicke Graf von Thengen alle von ihm berichteten Abenteuer bei Hofe und zu Hause erlebt hat. Eines steht doch als unverlierbarer historischer Eindruck greifbar vor uns: der rohe, gutmüthige, trotz aller Französelei noch ganz deutsche alemannische Adel in dem goldenen Zeitalter, „bevor das gräuliche Saufen aufkam". Weniger harmlos, aber nicht minder unentbehrlich sind dem Kulturhistoriker etwa die Memoiren des Ritters Lang. Keine Quelle für Einzelheiten, aber ein unvergleichliches Zeitbild; das ancien régime in Süddeutschland in einer Caricatur, durch welche das carikirte Object deutlich erkennbar hindurch schimmert. Auch die Memoiren der Markgräfin wollen im Zusammenhange mit solchen Hervorbringungen deutschen Erzählerhumors gewürdigt sein. Nicht daß ich sie unmittelbar mit jenen aufs Gerathewohl herausgegriffenen Musterbeispielen vergleichen möchte. Es ist für den Humor nicht gleichgültig, was für ein Costüm sein glücklicher Besitzer trägt. Dem einen Zeitalter erscheint vielleicht gequält, was ein anderes für ungezwungen gehalten hat. Der Freiherr von Zimmern behagt unserer Generation vielleicht mehr als der Ritter Lang. Auch zwischen männlichen und weiblichen Memoiren ist ein vor dem Vergleichen warnender Unterschied. Das Ich wird bei der Frau durchschnittlich noch mehr im Mittelpunkte stehen als beim Manne. Die fleißige Befragerin des Spiegels wird sich fast nie verleugnen. Das Aufsuchen von Beziehungen, wo keine sind, das Springende ist beim Manne nur selten zu treffen, während es der Frau eigenthümlich zu sein pflegt. Die Unfreiheit des Humors der Memoiren Wilhelmine's habe ich schon erwähnt. Aber das alles ist nicht im Stande, den historiographischen Charakter ihres Buches zu verwischen oder seine culturhistorische Bedeutung abzuschwächen. „Memoiren sind keine Geschichte", hat Ranke schon 1824 gesagt. Wilhelmine als Staatsverbrecherin zu behandeln, weil sie über Dinge, die sich ihrer genaueren Kenntniß entzogen, nicht selten gefaselt hat, ist eigentlich eine nur in Deutschland mögliche Pedanterie gewesen. Auch bei ihr darf man alle nicht anderwärts bezeugten Einzelheiten preisgeben, obwohl sich manche angezweifelte Angabe nachträglich durch Erschließung neuer Quellen als richtig erwiesen hat. Im Uebrigen genügt es, sie mit Pöllnitz zu vergleichen, um ihr Verdienst schätzen zu lernen. Treitschke wäre sicherlich froh gewesen, wenn ihm für seine drastische Schilderung des altständigen Stilllebens der Restaurationsepoche eine Quelle zu Gebote gestanden hätte, wie sie in den Memoiren der Markgräfin für die vorfridericianische Epoche nahezu unbenutzt sprudelt. Auf das eherne Zeitalter des Großen Kurfürsten und des Erbfolgekrieges war in den müden Jahren von 1714 bis 1740 in Deutschland trotz Friedrich Wilhelm I., der in seiner Ecke saß, trotz europäischen Kriegen und Krisen eine Epoche absolutistischen Stilllebens gefolgt. Erst mit Friedrich's Thronbesteigung wurde es anders. Die Zeit der Strümpfe strickenden Schild-

wachen und des fürstlichen Müßigganges war vorüber. Mit den Fahnen Friedrich's rückten wieder deutsche Fürsten ins Feld. Auch im Heerlager Maria Theresia's wurde es wieder wie zu Zeiten Kaiser Leopold's I. Den Braunschweigern und Anhaltern auf der einen Seite entsprechen auf der anderen Lothringen und Hildburghausen. Carl August von Weimar hat dieser Epoche den militärischen Impuls verdankt, der ihn weitab von Goethe's gemeinnützigen Plänen im preußischen Kriegsdienst einen größeren Wirkungskreis suchen ließ. Die Markgräfin aber läßt uns deutlicher als irgend eine zeitgenössische Darstellung den Wandel der Zeiten erkennen. Ihren Vater ganz zu verstehen, war ihr nicht gegeben. Innerhalb ihrer Sphäre ist sie ihm doch so nahe wie möglich gekommen. Kein Pöllnitz würde das von ihr geprägte glückliche Epitheton „gentilhomme campagnard“ gefunden haben. Der Unterschied zwischen Friedrich Wilhelm I. und der etwas vertrottelten vorfridericianischen Fürstengeneration sticht doch in die Augen. Die Porträtähnlichkeit der einzelnen von ihr vorgestellten Hoheiten und Höflinge mag zu wünschen übrig lassen. Die Gruppen sind caricirt gezeichnet, aber ganz gewiß nicht verzeichnet.

Es sei ferne von mir, der Kritik der Memoiren, wie sie bisher geübt worden ist, die Berechtigung abzusprechen. An der richtigen Stelle, als fortlaufender Commentar einer kritischen Ausgabe der verschiedenen Redactionen wird sie erst eine genauere Abschätzung des historischen Ertrages der Aufzeichnungen Wilhelmine's ermöglichen. Solange die in dieser Studie absichtlich unterlassene Benützung der Memoiren auf diese Weise nicht freigegeben ist, hat die Verwandlung der Porträtskizze in ein ausgeführtes Porträt ihre Bedenken. Schon jetzt aber scheint sich so viel ergeben zu haben, daß der Freundschaftstempel nicht der Scheingröße, sondern dem Verdienst errichtet ist. Voltaire wollte in seiner Trauerode an Wilhelmine nichts Weibliches außer ihrer Schönheit bemerkt haben. Lavisse hat an ihr nur männliche Eigenschaften entdeckt. In Wahrheit ist sie Friedrich's alter ego in einer freien Uebersetzung ins Weibliche gewesen, die Ergänzung und der Revers seines Charakterbildes. Wer den großen König verstehen will, muß auch diese wahlverwandte Schwester kennen.

Mechanik und Biologie.

Ein Blick in die Gedankenwerkstatt der neuesten Naturforschung.

Von
J. Reinke.

„Jeder denkende Geist hat als solcher Bedürfnisse, welche der Naturforscher metaphysische zu nennen gewohnt ist."
Heinrich Hertz.

I.

Die Signatur der Phase, in der sich zur Zeit die Naturwissenschaften befinden, ist eine Neigung zur philosophischen Betrachtung ihres Gebietes. Nachdem als Reaction gegen die in Schelling und Hegel culminirende Periode der Naturphilosophie eine Abkehr von der Philosophie zum Empirismus eingetreten war, sind neuerdings viele Naturforscher recht philosophisch geworden. Sie finden nicht ihre ausschließliche Befriedigung an der Häufung wissenschaftlicher Einzelheiten, sondern sie suchen von höherer Warte das Ganze der Natur mit freierem Blicke zu umspannen. Vielfach werden die gleichen Probleme von Philosophen und Naturforschern erörtert. Auch erkenntnißtheoretische Fragen nimmt der Naturforscher unter die Lupe. Man denke nur an die harte Kritik, die das Causalitätsprincip von mehreren unserer bedeutendsten Physiker erfahren hat; der eine (Kirchhoff) spricht von Unklarheit, ein anderer (Mach) von „Fetischismus" des Begriffs der Ursache. Eine naturphilosophische Zeitschrift, die „Annalen der Naturphilosophie", ist von einem Chemiker (Ostwald) gegründet worden. Vielleicht kommen wir bald wieder dahin, mit Kant[1]) zu sagen: „Eigentliche Naturwissenschaft setzt Metaphysik der Natur voraus." Ganz so weit sind wir allerdings noch nicht.

Zu den actuellsten Problemen unserer Tage gehört das Verhältniß der Mechanik zur Biologie, namentlich die Frage, ob und wieweit die Erscheinungen des Lebens einer mechanischen Erklärung zugänglich sind, und vom Rufe der Streiter: hie Mechanist, hie Vitalist widerhallt die Arena wissenschaftlichen Meinungsaustausches.

---

[1]) Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Neue Ausgabe. S. 5. Leipzig 1900.

Die Frage ist im Grunde eine erkenntnißtheoretische, und sie hat wie andere erkenntnißtheoretische Fragen leider auch das Schicksal gehabt, zu einer Losung wissenschaftlichen Parteigeistes zu werden, wodurch die Hitze des Kampfes natürlich gesteigert wurde. Wenn kürzlich von hervorragender biologischer Seite (Vöchting) die Aeußerung fiel: „Der Vitalismus sollte für immer aus der Wissenschaft verbannt sein, gleichviel in welches Gewand er sich kleidet" [1]) so dürfte vielleicht der heilige Peter Arbues sich ähnlich über die Ketzerei geäußert haben, wenn er die Herrichtung eines neuen Scheiterhaufens befahl. Nun liegt mir nichts ferner, als den liebenswürdigen Tübinger Botaniker auch nur im Entferntesten mit dem fanatischen Ketzerrichter vergleichen zu wollen. Allein man fragt sich, ob wirklich zu einem so absprechenden Urtheil Anlaß sein kann, wo ein anderer ausgezeichneter Biologe (Driesch) sogar den vollen Beweis für die Richtigkeit vitalistischer Anschauung erbracht zu haben glaubt. Unter solchen Umständen und bei der bekannten Hartnäckigkeit der Ketzer dürfte eine Untersuchung darüber gar nicht zu umgehen sein, ob in der Alternative: entweder Mechanismus oder Vitalismus, also in einem aut — aut die Fragestellung überhaupt als eine richtige anzuerkennen ist.

Die Naturerscheinungen nehmen je nach dem Standpunkte, auf den wir treten, ein verschiedenes Aussehen an. Kommen wir aus der Ferne, so zeigt ein am Hügel sich hinziehender Wald ein typisches Bild. Gehen wir näher, so unterscheiden wir einzelne Bäume; dann sehen wir nur diese noch, das Bild des Waldes ist uns entschwunden. Untersuchen wir endlich Theile des Baumes, die Blätter, die Rinde, das Holz, legen wir Splitter davon unter das Mikroskop, so zerrinnt auch das Bild des Baumes. Kehren wir nunmehr aber auf unseren ersten Standpunkt zurück, so hat unsere Kenntniß vom Walde eine wesentliche Bereicherung erfahren.

So haben im Laufe der Zeit unsere naturwissenschaftlichen Vorstellungen vielfachen Wandel erfahren, und in neuester Zeit droht gerade die Geltendmachung philosophischer Gesichtspunkte noch mit mancher Revolution. Hält doch einer unserer geistvollsten Physiker (Mach) die Tage der Moleculartheorie in der Physik für gezählt [2]). Biologen kommen in Grundfragen auf Aristoteles zurück. So treten periodisch Gesichtspunkte und Vorstellungen, die man längst für todt und begraben hielt, auf neue Erscheinungen sich stützend, von Neuem hervor. Um noch ein Beispiel aus der neuesten Physik anzuführen, so wurde die Lehre Wilhelm Weber's, daß es zwei elektrische Flüssigkeiten gebe, eine positive und eine negative, Jahrzehnte hindurch von den tonangebenden Autoritäten verworfen, und jetzt wird diese Lehre nicht nur in ihrem vollen Umfange rehabilitirt, sondern man stellt die positive und die negative Elektricität als die letzten Glieder in die Reihe der chemischen Elemente, man spricht von elektrischen Atomen und von der chemischen Verbindung dieser Atome mit den Atomen des Wasserstoffs, Chlors, Natriums

[1]) Das goldene Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende. Abschnitt: Wissenschaft, S. 93.

[2]) Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. S. 116. Leipzig 1897.

und der übrigen chemischen Elemente, Verbindungen, die den Namen der Jonen erhalten haben. Solche Erscheinungen zeigen, daß neben der allgemeinen philosophischen Erkenntnißtheorie jede einzelne Wissenschaft einer besonderen Erkenntnißlehre bedarf, ohne die es an Maßstäben für die Beurtheilung der Richtigkeit wissenschaftlicher Vorstellungen fehlen würde.

Dies kommt insbesondere auch für die Biologie und für die Frage des Vitalismus in Betracht. Zunächst gilt es, einen festen Boden zu gewinnen, und die Perspective richtig abzuschätzen, aus der die Erscheinungen betrachtet werden. Jene sichere Grundlage hat Mach in klarster Weise gezeichnet, wenn er sagt: „Was in den Naturvorgängen sich gleich bleibt, die Elemente derselben und die Art ihrer Verbindung, ihrer Abhängigkeit von einander, hat die Naturwissenschaft aufzusuchen“[1]).

Der Begriff des Vitalismus ist heute leider kein eindeutiger mehr, man hat dem Worte einen verschiedenen Sinn untergelegt, was verwirrend gewirkt hat[2]). Ursprünglich verstand man darunter die Lehre von einer Lebenskraft, die im Organismus alles Dasjenige hervor bringen sollte, wodurch sich Pflanzen und Thiere von den leblosen, organischen Gebilden unterscheiden. Nachdem die Unhaltbarkeit der Lebenskraft durch Lotze und später durch du Bois-Reymond überzeugend dargethan worden, hat man neuerdings verschiedene andere Auffassungen gleichfalls als Vitalismus gestempelt, mögen die Träger derselben damit einverstanden sein oder nicht. So habe beispielsweise ich selbst den Vitalismus, wie ich ihn verstehe, immer bekämpft und meine Behandlung der Lebensvorgänge als eine mechanistische bezeichnet, was indessen die mechanische Orthodoxie nicht abgehalten hat, auch mich für einen Ketzer, d. h. für einen Vitalisten zu erklären, weil ich mich außer Stande fühle, alle Lebenserscheinungen physikalisch-chemisch zu begreifen, z. B. das Bewußtsein. So wird man wohl in Zukunft extreme und gemäßigte Richtungen in beiden Lagern unterscheiden. Die sich selbst „rein“ nennende Mechanistik — ich gebrauche dieses Wort lieber, als das Wort Mechanismus, das bereits für ein körperliches System vergeben ist — will sämmtliche Lebenserscheinungen ohne Ausnahme auf die Geschehensweisen der anorganischen Natur zurückführen; sie decretirt dogmatisch, daß wir dies nur zur Zeit noch nicht können, weil die complicirte Mechanik des Organismus noch nicht hinreichend analysirt ist. Dagegen erklärt jener „Mechanismus“ merkwürdiger Weise ausdrücklich, daß es sich für ihn um das Begreifen der Lebenserscheinungen auf mechanische Weise, d. h. nach den Lehren der eigentlichen Mechanik, gar nicht handle[3]), wodurch das Wort Mechanismus erst recht vieldeutig wird.

Ueber das hier angedeutete Problem urtheilt Kant[4]) in folgenden Worten:

„Ein organisirtes Wesen ist also nicht bloß Maschine; denn die hat lediglich bewegende Kraft; sondern es besitzt in sich bildende Kraft, und zwar eine

---

[1]) Die Mechanik in ihrer Entwicklung. S. 6. Leipzig 1883.

[2]) Das neuerdings beliebte Wort Neovitalismus ist besonders unklar und vieldeutig, so daß ich es lieber ganz vermeide.

[3]) Vergl. Bütschli, Mechanismus und Vitalismus. S. 7. Leipzig 1901.

[4]) Kritik der Urtheilskraft, § 65.

solche, die es den Materien mittheilt, welche sie nicht haben (sie organisirt); also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein (den Mechanismus) nicht erklärt werden kann . . . Genau zu reden, hat also die Organisation der Natur nichts Analogisches mit irgend einer Causalität, die wir kennen."

Ob und wieweit nach der Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts diesem Urtheil von Kant heute zugestimmt werden kann oder nicht, wird am Schlusse dieses Aufsatzes sich ergeben. Zunächst aber scheint es mir wünschenswerth, zu untersuchen, wieweit die Ergebnisse der eigentlichen Mechanik, d. h. der allgemeinen Lehre von den Bewegungsvorgängen, sich auf die Biologie, die Lehre vom Leben, anwenden lassen.

Zwei Gesichtspunkte gibt es, um die Mechanik und die Biologie methodisch mit einander in Verbindung zu setzen. Erstens beruht das Leben auf Bewegung, und zwar auf einem System äußerst verwickelter Bewegungen. Die Mechanik sucht die einfachsten Bewegungen körperlicher Systeme zu erklären; schon deswegen hat die Biologie Grund genug, sich um die Lehren der Mechanik zu kümmern. Zweitens ist die Mechanik die vollendetste, die Biologie die unvollendetste der Naturwissenschaften; auch daraus ergibt sich ein Anlaß für die Biologie, von der Mechanik zu lernen und in ihr einen Maßstab für die eigenen Leistungen zu suchen. — Um das thun zu können, ist es nöthig, uns zuvor Rechenschaft zu geben von dem gegenwärtigen Stande der Mechanik.

II.

Die Wissenschaft der Mechanik ist durch Galilei begründet worden, wie fast achtzehnhundert Jahre zuvor die Statik durch Archimedes. Durch Newton wurde dann die Mechanik auf einen hohen Grad der Vollkommenheit und zu vorläufigem Abschlusse gebracht. In späterer Zeit lieferten d'Alembert und Lagrange wichtige neue Gesichtspunkte für die Behandlung der mechanischen Probleme. Dann kam nach den Arbeiten von Mayer und Helmholtz die energetische Behandlung der Bewegungen hinzu. In unseren Tagen endlich hat Heinrich Hertz, der berühmte Entdecker der elektrischen Wellen, eine eigenartige Darstellung der Mechanik gegeben, die als eine glänzende Leistung menschlichen Geistes wohl in allen Zeiten anerkannt werden wird. Die Hertz'schen Gedanken sind von so allgemeinem Interesse, ich möchte sagen für jede Wissenschaft, daß ich durch ein Eingehen auf sie gerade im Rahmen dieser Untersuchung mir Dank zu erwerben hoffe. Man könnte sagen, daß Hertz seine Aufgabe nicht nur wissenschaftlich, sondern auch in künstlerischer Vollendung gelöst hat, das gibt seiner Darstellung einen eigenartigen Reiz. Ein Vergleich der Newton'schen, der energetischen und der Hertz'schen Mechanik läßt bei mir entsprechende Eindrücke zurück, wie die trotz ihrer Vollendung verschiedene Auffassung und Darstellung der menschlichen Gestalt durch Michelangelo, Rafael und Tizian.

Als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen bestimmt Hertz die Arbeit der Wissenschaft dahin, daß wir uns innere „Scheinbilder oder Symbole" der äußeren Gegenstände machen, und zwar sind nach seiner Ansicht die dafür er-

forderlichen Uebereinstimmungen zwischen der Natur und unserem Geiste vorhanden. Diese Bilder sind unsere Vorstellungen. Sie stimmen jedenfalls in der einen fundamentalen Beziehung mit den Gegenständen überein, „daß die denknothwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder seien von den naturnothwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände“[1]). Es sind aber verschiedene Bilder der gleichen Gegenstände möglich. Die Bilder müssen, wie Hertz weiter ausführt, zunächst zulässig sein, d. h. sie dürfen den Gesetzen unseres Denkens nicht widersprechen; sodann müssen sie richtig sein, darunter ist zu verstehen, daß ihre wesentlichen Beziehungen den Beziehungen der äußeren Dinge nicht widersprechen; sie müssen endlich zweckmäßig, d. h. deutlich und einfach sein, eine möglichst geringe Zahl überflüssiger oder leerer Beziehungen enthalten.

Die Zulässigkeit und Richtigkeit der Bilder ist allgemeine Voraussetzung; über ihre Zweckmäßigkeit können Meinungsverschiedenheiten bestehen. Für die Zweckmäßigkeit eines Bildes wird sich darin ein Maßstab finden lassen, in welchem Grade dasselbe allseitig befriedigt.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, den Unterschied der Mechanik Newton's, in der den Kräften eine dominirende Rolle zufällt, und der von Hertz hier eingehend zu erörtern[2]). Von Hertz wird an Newton's Mechanik die Zulässigkeit mit einer gewissen Reserve, die Richtigkeit fast unbedingt zugegeben; eine gewisse Unbestimmtheit der Darstellung indessen getadelt und daher der Versuch gemacht, das weniger Zweckmäßige durch Zweckmäßigeres zu ersetzen. Hertz wünscht ein deutlicheres, einfacheres Bild zu zeichnen, eine Darstellung zu geben, die den darzustellenden Dingen „noch enger angepaßt“ ist.

Mit der Newton'schen Mechanik, die wir auch die dynamische nennen können, concurrirte in neuerer Zeit die energetische Behandlung der Naturerscheinungen. Sie suchte ein ganz neues Bild auch der mechanischen Vorgänge zu gewinnen. In diesem Bilde tritt der Begriff der Kraft zurück zu Gunsten des Begriffs der Energie[3]). Dies zweite Bild ist allerdings weit unvollendeter geblieben als das erste. Die Unzerstörbarkeit der Masse und der Energie ist hier die Grundlage, von der aus unter Zuhülfenahme der Grundbegriffe Raum und Zeit die mechanischen Erscheinungen geordnet werden. Das zweite Bild der natürlichen Bewegungen erklärt Hertz für deutlicher und für einfacher als das erste, weil es mehr Eigenthümlichkeiten derselben widerspiegelt; es besitzt also Vorzüge der Zweckmäßigkeit. Dagegen hegt Hertz Bedenken gegen die völlige Richtigkeit und Zulässigkeit des energetischen Bildes. Wenigstens betrachtet er es als eine noch offene Frage, „ob sich das System überhaupt in logisch einwurfsfreier Form entwickeln läßt“. Hertz

---

[1]) Dieses wie die folgenden Citate sind entnommen, sofern es nicht ausdrücklich anders bemerkt ist, der Einleitung zu Hertz' „Principien der Mechanik“. Leipzig 1894.

[2]) In Newton's Mechanik figuriren als Grundbegriffe Zeit, Raum, Masse, Kraft. Die Zeit wird gemessen mit der Uhr, der Raum mit dem Maßstabe, die Masse mit der Wage, die Kraft durch die ertheilte Beschleunigung.

[3]) Die Energie wird gemessen durch die von ihr verrichtete mechanische Arbeit.

hat diesen Weg der Darstellung aufgegeben, nachdem er selbst zuerst ihn zu verfolgen versucht hatte. Er ist daher zur Schaffung eines neuen, eines dritten Bildes geschritten.

Hertz' eigene „Anordnung der Principien der Mechanik" unterscheidet sich von den beiden ersten dadurch, daß sie sowohl den Begriff der Kraft als den Begriff der Energie als selbständige Grundvorstellung beseitigt und es als ihre Aufgabe betrachtet, allein die zwischen Zeit, Raum und Masse bestehenden natürlichen Beziehungen darzustellen. Die entstehende Lücke wird auszufüllen gesucht durch eine Hypothese, wonach nicht nur die nachweisbaren, sondern auch noch „verborgene Massen und Bewegungen" Berücksichtigung finden. Hierzu hält Hertz sich berechtigt, weil die Mannigfaltigkeit der wirklichen Welt größer sei als die Mannigfaltigkeit der sinnlich wahrnehmbaren Welt. „Wollen wir ein abgerundetes, in sich geschlossenes gesetzmäßiges Weltbild erhalten" sagt er, „so müssen wir hinter den Dingen, welche wir sehen, noch andere unsichtbare Dinge vermuthen, hinter den Schranken unserer Sinne noch heimliche Mitspieler suchen." Diese „tiefer liegenden Einflüsse" zeigten sich in den beiden ersten Bildern unter den Begriffen der Kraft und der Energie. Statt deren zieht Hertz es vor, anzunehmen, daß auch jenes Verborgene nichts Anderes sei als wiederum Bewegung und Masse, wie es auch das Sichtbare ist. Den gleichen Gesetzen wie letzteres gehorchen dann auch die hinzugedichteten Massen, wodurch andere Ursachen der Erscheinungen ausgeschlossen werden. Kraft und Energie sind dann nichts weiter als eine Wirkung von Masse und Bewegung. So hat man auch die Kräfte der Wärme auf die verborgenen Bewegungen greifbarer Massen zurückgeführt. So spielen auch in theoretischen Untersuchungen Maxwell's, Lord Kelvin's und Helmholtz' verborgene Massen und verborgene Bewegungen eine wichtige Rolle. Aus diesen Erwägungen fühlt Hertz sich berechtigt, die immerhin geheimnißvollen Kräfte und Energieen als Grundprincipien von der Mechanik auszuschließen oder vielmehr sie von Grundprincipien zu Hülfsconstructionen zu degradiren.

Hertz unterwirft sodann das von ihm gezeichnete kinetische Bild der Mechanik einer Prüfung auf seine Zulässigkeit, seine Richtigkeit und seine Zweckmäßigkeit. Hören wir zunächst seine eigenen Worte:

„Was die logische Zulässigkeit des entworfenen Bildes anlangt, so denke ich, daß dieselbe selbst strengen Anforderungen genügen könne, und hoffe, daß diese Meinung der Zustimmung begegnen möge. Ich lege auf diesen Vorzug der Darstellung das größte Gewicht, ja einzig Gewicht. Ob das entworfene Bild zweckmäßiger ist als ein anderes, ob es fähig ist, alle zukünftige Erfahrung zu umfassen, ja ob es auch nur alle gegenwärtige Erfahrung umfaßt, alles dies ist mir fast nichts gegen die Frage, ob es in sich abgeschlossen, rein und widerspruchsfrei ist. Nicht das einzige mögliche Bild der mechanischen Vorgänge, noch auch das beste Bild, sondern überhaupt nur ein begreifbares Bild wollte ich suchen und an einem Beispiel zeigen, daß ein solches möglich sei, und wie es etwa aussehen müsse."

Für die Richtigkeit seines Bildes tritt Hertz mit ähnlicher Entschiedenheit ein, wenn er auch zugibt, daß die Ausdehnung auf alle natürlichen Bewegungen ohne Ausnahme einer scharfen Prüfung nicht zugänglich

ist, daß insofern sein System den Charakter einer Hypothese trägt. Auch beschränkt Hertz das Gebiet seiner Mechanik ausdrücklich auf die unbelebte Natur und läßt die Frage vollkommen offen, wie weit sich ihre Gesetze darüber hinaus erstrecken. Da diese Frage für uns von besonderer Wichtigkeit ist, lasse ich seine eigenen Worte hier abermals folgen:

„In Wahrheit liegt die Sache ja so, daß wir weder behaupten können, daß die inneren Vorgänge der Lebewesen denselben Gesetzen folgen wie die Bewegungen der leblosen Körper, noch auch behaupten können, daß sie anderen Gesetzen folgen. Der Anschein aber und die gewöhnliche Meinung spricht für einen grundsätzlichen Unterschied. Und dasselbe Gefühl, welches uns antreibt, aus der Mechanik der leblosen Welt jede Andeutung einer Absicht, einer Empfindung der Lust und des Schmerzes als fremdartig auszuscheiden, dasselbe Gefühl läßt uns Bedenken tragen, unser Bild der belebten Welt dieser reicheren und bunteren Vorstellungen zu berauben. Unser Grundgesetz[1]), vielleicht ausreichend, die Bewegung der todten Materie darzustellen, erscheint wenigstens der flüchtigen Schätzung zu einfach und zu beschränkt, um die Mannigfaltigkeit selbst des niedrigsten Lebensvorganges wieder zu geben. Daß dem so ist, scheint mir nicht ein Nachtheil, sondern eher ein Vorzug unseres Gesetzes . . . Man behält sich stillschweigend vor, später etwa einen Gegensatz zwischen den Kräften der belebten und der unbelebten Natur fest zu stellen."

Daß Hertz endlich an der Zweckmäßigkeit seines Bildes nicht zweifelt, versteht sich von selbst; er würde es ja sonst nicht entworfen haben.

Am Schlusse der Einleitung seines Werkes vergleicht Hertz noch einmal das erste, das dynamische Bild der Mechanik, und das dritte, das kinetische, hinsichtlich der Richtigkeit. Er hebt hervor, daß nur das eine oder das andere jener Bilder, nicht aber beide gleichzeitig richtig sein können; er scheint aber der Meinung zu sein, daß eine absolut sichere Entscheidung sich darum nicht treffen läßt, weil wir die Bewegungen der Natur nicht genau genug zu erkennen vermögen.

III.

Es konnte über die Anschauungen von Hertz hier natürlich nur in größter Kürze berichtet werden. Fragen wir, was der Biologe daraus zu lernen vermag und welcher Nutzen ihm daraus für seine eigene wissenschaftliche Thätigkeit erwächst, so erscheint es zunächst allerdings gleichgültig, welcher der drei Theorien wir bei dem Versuche einer Anwendung der Mechanik auf die Erklärung der Lebenserscheinungen bevorzugen. Die Bedeutung des Hertz'schen Lehrgebäudes für uns liegt mehr auf methodologischem Gebiete. Hier aber ist sie sicher nicht gering anzuschlagen.

Zunächst kann das kritische Verfahren von Hertz als ein für jeden Theil der Naturwissenschaften mustergültiges angesehen werden. Ein solcher Spiegel würde selbst eine zügellose Phantasie zur Selbstbesinnung mahnen, zur Scheidung zwischen dem, was hypothetisch, und dem, was sicher ist. Durch die Art, wie

---

[1]) Das einzige, der Erfahrung entnommene Grundgesetz, aus dem Hertz die ganze Mechanik ableitet, lautet wörtlich (Principien der Mechanik, S. 162): „Jedes freie System beharrt in seinem Zustande der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in einer geradesten Bahn." Es ist dies Grundgesetz eine Erweiterung von Galilei's Trägheitsgesetz.

Hertz seine Hypothese der unbekannten Massen und Bewegungen einführt, benimmt er diesen Begriffen eine mystische Färbung. Daß er die verschiedenen möglichen Darstellungen seiner Wissenschaft Bilder nennt, erscheint mir als glückliche und nützliche Bezeichnung.

Mir ist nur zweifelhaft geblieben, ob die Frage nach der größeren oder geringeren Richtigkeit der drei Bilder in der Weise zu beantworten ist, wie es durch Hertz geschah; ob nicht alle drei nur verschiedene perspectivische Ansichten des gleichen Geschehens sind, denen dann eine gleiche relative Richtigkeit zukommen könnte.

Die Biologie betrachtet bald die morphologische, bald die physiologische Seite der Lebenserscheinungen; daraus sind die so ganz verschiedenen Bilder der Morphologie und der Physiologie entstanden. Dennoch sind beide Bilder nach dem gleichen Objecte gezeichnet, und wir verwerfen heute eine grundsätzliche Trennung von Morphologie und Physiologie als einen glücklich überwundenen Zwiespalt. Ein Bild, das nur perspectivisch richtig ist, wie z. B. die Morphologie für sich allein und die Physiologie für sich allein, ist eben nur relativ richtig; ein solches Bild ist in seiner Einseitigkeit mit Fehlern behaftet, die nur zu beseitigen sind, wenn verschiedene derartige Bilder zu einer Einheit höherer Ordnung verbunden werden. So könnte die dynamische, die energetische und die kinetische Darstellung vielleicht auch nur verschiedene Seiten der Mechanik zum Ausdrucke bringen. Doch braucht uns dies fortan nicht weiter zu kümmern.

Eine fernere bemerkenswerthe Seite der Hertz'schen Darstellung ist sein Verzicht auf die Einführung der Causalität, so daß in seiner Hand die Mechanik wie bei Kirchhoff, zu einer beschreibenden Naturwissenschaft wird. Er begegnet sich darin mit Mach, der nur noch weiter geht. Für Mach ist, wie in der Zoologie und Botanik, so auch in der Physik die Vergleichung ‚das mächtigste innere Lebenselement'. Hören wir seine Worte[1]):

„Fast muß man sagen, daß die mit einem gewissen Anflug von Herablassung so genannten beschreibenden Naturwissenschaften an Wissenschaftlichkeit die noch kürzlich sehr üblichen physikalischen Darstellungen überholt haben. Die imposantesten Sätze der Physik, lösen wir sie in ihre Elemente auf, unterscheiden sich in nichts von den beschreibenden Sätzen des Naturhistorikers. Was wir Ursache und Wirkung nennen, sind hervorstechende Merkmale einer Erfahrung, die für unsere Gedankennachbildung wichtig sind. Ihre Bedeutung blaßt ab und geht auf andere Merkmale über, sobald eine Erfahrung geläufig wird. Die sinnlichen Elemente der Welt erweisen sich als abhängig von einander. Man denkt sich diese gegenseitige Abhängigkeit am besten so, wie man sich in der Geometrie etwa die gegenseitige Abhängigkeit der Seiten und Winkel eines Dreiecks vorstellt, nur weitaus mannigfaltiger und complicirter. Wir wollen die Begriffe Ursache und Wirkung ihrer Verschwommenheit und Vieldeutigkeit wegen vermeiden."

Damit wird die herrschende Stellung, die man der „Causalforschung" in den Naturwissenschaften zugewiesen hat, direct angegriffen.

---

[1]) Populär-wissenschaftliche Vorlesungen, S. 271, 221, 201.

Ich berühre dies Alles hauptsächlich darum, weil in der Physik, von der die Mechanik ja ein Theil ist, immer mehr die Beschreibung als Ideal hingestellt wird, während als Ideal der Biologie vielfach eine Reform der „beschreibenden" Naturwissenschaften im Sinne einer physikalischen Behandlung gilt und das Schlagwort von der „causalmechanischen Exactheit" noch immer eine Rolle spielt.

So steht es zur Zeit mit der allgemeinen erkenntnißtheoretischen Grundlage unseres Problems. In welches Verhältniß treten nun aber Mechanik und Biologie, wenn wir sie unmittelbar mit einander in Beziehung setzen?

Auf eine Uebersicht der Lebenserscheinungen kann hier nicht eingegangen werden; für unseren Zweck kennt sie auch jeder Leser schon genugsam von sich selbst. Das tertium comparationis, die Vergleichsbasis zwischen Mechanik und Biologie, ist aber darin gegeben, daß auch der lebendige Organismus durch Abstraction auf ein System von Masse und Bewegung, beziehungsweise von Kräften und Energien zurückgeführt werden kann. Da nun wohl Niemand auf den Gedanken kommen wird, die einfacheren mechanischen durch die verwickelten Lebensbewegungen erklären zu wollen[1]), so kann nur in Frage kommen, ob und inwiefern die Mechanik für eine Erklärung der Lebensvorgänge benutzt werden darf, beziehungsweise ob beide Gruppen von Erscheinungen nur verschiedene und verschieden entwickelte Aeußerungen einer Gruppe von Grunderscheinungen sind. Da es Hertz gelungen ist, seine Mechanik aus einem einzigen Grundgesetze abzuleiten, so fragt sich, ob ein gleiches auch hinsichtlich der Lebensvorgänge möglich erscheint.

Diese Frage hat Hertz selbst gestellt, und er antwortet darauf folgendermaßen[2]):

„In einem Körpersystem, welches dem Grundgesetze gehorcht, gibt es keine neue Bewegung, noch auch Ursachen neuer Bewegung, sondern nur die Fortsetzung der bisherigen Bewegung in gewisser einfacher Weise. Man kann kaum umhin, ein solches Körpersystem als ein lebloses oder todtes zu bezeichnen. Wollte man also den Satz auf die gesammte Natur als das allgemeinste freie materielle System erweitern und aussagen: die gesammte Natur verfolge mit gleich bleibender Geschwindigkeit eine geradeste Bahn, so würde man sich in Widerspruch setzen zu einem gesunden und natürlichen Gefühl. Es erscheint daher vorsichtiger, die wahrscheinliche Gültigkeit des Satzes zu beschränken auf leblose Systeme. Es trifft dies zusammen mit der Aussage, daß der Satz, angewandt auf die Systeme der dritten Classe, eine unwahrscheinliche Hypothese bilde."

Zu den Systemen seiner dritten Klasse rechnet Hertz die belebten Wesen. Die Anwendung seines Satzes auf diese erscheint ihm nur insofern als zulässige Hypothese, als auch der Nachweis nicht geführt werden kann, daß die belebten Systeme dem Satz widersprechen, weil unsere Unkenntniß derselben zu groß ist. Ob das Problem des Organismus einmal ein mechanisches werden kann, läßt sich somit nicht entscheiden. Weiterhin bemerkt Hertz noch[3]), es

---

[1]) Allerdings sind auch Anläufe zu einem solchen Panvitalismus gemacht worden.

[2]) Principien der Mechanik, S. 165. Vergl. auch den oben citirten Ausspruch der Einleitung.

[3]) l. c. S. 172.

äre denkbar, daß der Satz von der Erhaltung der Energie Gültigkeit hätte auch für belebte Systeme, und daß dieselben dennoch sich seiner Mechanik entzögen.

Ich glaube, in ähnlichem Sinne wird jede besonnene Naturforschung sich bis auf Weiteres äußern müssen. Die Zurückführung der Lebenserscheinung auf Mechanik erscheint zur Zeit unmöglich, und die principielle Möglichkeit ist nicht einmal wahrscheinlich. Somit bildet das Leben für uns ein von dem der Mechanik zu trennendes Problem.

Nun aber denken diejenigen Biologen, die sich „reine Mechanisten" nennen, gemeinhin auch gar nicht daran, das Leben aus den Sätzen der Mechanik zu erklären; sondern, obgleich dies nicht wissenschaftlich correct ist, rechnen sie sämmtliche physikalische und die chemischen Vorgänge zu den mechanischen hinzu und verstehen unter „mechanischer" Erklärung der Lebensvorgänge eine „physikalisch-chemische" Erklärung derselben.

Indem ich mich zu einer kritischen Beleuchtung dieser Behandlung der Lebenserscheinungen wende, werde ich dabei mich der Ausdrücke mechanistisch und Mechanistik bedienen, um die Worte mechanisch und Mechanik ihrem wissenschaftlichen Sinne zu erhalten.

IV.

Die biologische Forschung hat zu dem unzweifelhaften Ergebniß geführt, daß den Lebensvorgängen überall einfachere Vorgänge zu Grunde liegen, die ich Elementarprocesse nennen will, und daß diese Elementarprocesse, soweit man sie bisher zu analysiren vermochte, physikalischer und chemischer Natur sind. Alle chemischen Verbindungen, die der Organismus hervorbringt, lassen sich auch außerhalb des Organismus künstlich herstellen oder, wo das noch nicht gelungen ist, ist die Möglichkeit ihrer Herstellung doch nicht zu bezweifeln. Alle physikalischen Vorgänge, die uns in den Elementarprocessen des Organismus entgegentreten, kommen auch außerhalb des Organismus vor, und das Leben bleibt nur so lange in Thätigkeit, als die in den Organismus eingeführte Energie Arbeit zu leisten vermag. In dieser Hinsicht verhält sich der lebendige Organismus wie eine in Thätigkeit begriffene Maschine. Wir können sogar anerkennen, daß die biologische Analyse bereits heute so weit vorgeschritten ist, um den Inductionsschluß als einen nicht allzu kühnen erscheinen zu lassen, daß sämmtliche Elementarprocesse im Organismus physikalisch-chemischer Art sind, und daß den Organismen, den complicirtesten wie den einfachsten, eine Maschinenstructur zu Grunde liegt.

Wenn man auf diese Ergebnisse biologischer Forschung und Reflexion hin es wagt, die Frage zu stellen, ob das Leben ein physikalisch-chemisches Problem ist, so ist für die Beantwortung dieser Frage nichtsdestoweniger die größte Zurückhaltung geboten.

Anstatt jene Frage zu bejahen, wird man bei dem dermaligen Stande unserer Einsicht der mechanistischen Erklärung zwar die Berechtigung nicht versagen, aber doch geneigt sein, Grenzen anzuerkennen, die ihrer Ausdehnung gezogen sind. Denn der Nachweis physikalisch-chemischen Geschehens erstreckt

sich zunächst nur auf die Elementarprocesse, aber nicht auf die Verbindung dieser Elementarprocesse zu einem harmonischen Kunstwerk, wie sie nicht nur unser eigener Körper, sondern wie sie bereits die Zelle und das Protoplasma zu erkennen gibt. Gerade um die Verknüpfung physikalisch-chemischer Vorgänge handelt es sich z. B. in der Entwicklung des Hühnchens aus dem Ei, welche die Gestalt des Thieres mit allen seinen Fähigkeiten hervorbringt. Das ist ein Complex von Vorgängen, der in der anorganischen Welt ohne Analogie dasteht, und der als ein mechanistisches Problem schwerlich betrachtet werden kann.

Auf der anderen Seite lassen sich die Pflanzen und Thiere aber auch auffassen als Mechanismen, als complicirte Maschinen, in denen ein ein- und austretender Energiestrom die Lebensvorgänge erzeugt, wie das Gefälle des Mühlbaches die Arbeiten der Mühle hervorbringt. Diese Lehre von der Maschinenstructur der Organismen ist dasjenige mechanistische Bild der Lebensvorgänge, welches die weiteste gehende Analogie derselben mit Vorgängen an leblosen Systemen hervortreten läßt.

Die Energie des Mühlbaches allein schafft kein Mehl, sie muß durch die Zusammensetzung des Mechanismus der Mühle gelenkt und gerichtet werden, um zweckentsprechend zu wirken. Es tritt also in der Mühle zur Energie etwas hinzu, das nicht selbst Energie ist und das man die Maschinenbedingungen jenes körperlichen Systems nennt, das wir als Mühle bezeichnen. Ebenso wenig würde die Energie einer zusammengedrückten Stahlfeder uns die Zeit angeben, wenn nicht die Maschinenbedingungen der Taschenuhr hinzuträten, die wohl jede unbefangene Auffassung als das Wichtigste an der Uhr anerkennen wird.

Diese Maschinenbedingungen eines Mechanismus lassen sich begrifflich zerlegen in Structur und eine von der Structur ausgehende Kraft, die ich als Dominante bezeichnete. Da zahlreiche Maschinenbedingungen in jedem complicirteren Mechanismus vorhanden sind, so muß auch von einer Mehrzahl von Dominanten gesprochen werden.

Nun lassen sich die Lebenserscheinungen des Organismus auch nicht restlos energetisch erklären, sondern es tritt ein wichtiger, nichtenergetischer Factor hinzu, der z. B. die Entwicklung regelt. Stellen wir uns das belebte System unter dem Bilde einer Maschine vor, so liegt die Hypothese äußerst nahe, daß jener nicht energetische Factor von der Structur des Organismus abhängt, daß er den Maschinenbedingungen der Mechanismen analog ist, und ich habe darum auch bei Organismen von Dominanten gesprochen, welche den Gang der energetischen Elementarprocesse im Organismus reguliren[1]). Alle Verrichtungen und selbst die Leistungen des thierischen Instincts suchte ich in dieser Weise auf Dominanten zurückzuführen, die den Dominanten der Maschinen analog sind. Meine Hypothese könnte auch so ausgedrückt werden: Auch in den Organismen sind es Maschinenbedingungen, durch welche die

[1]) Dies Alles ist näher ausgeführt in meinem Buche: Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

energetischen Processe gelenkt und regulirt werden. Ich glaube, daß bisher keine Construction eines mechanistischen Bildes der Lebensvorgänge versucht wurde, das in dem Grade wie diese nicht nur (im Sinne von Hertz) eine weitgehende Zweckmäßigkeit besitzt, sondern das auch als zuläßig und als annäherungsweise richtig anzuerkennen sein wird — letzteres wenigstens, wenn wir von seiner Vollständigkeit absehen.

An diesem Punkte zeigen sich aber auch die Grenzen der Leistungsfähigkeit jenes mechanistischen Bildes, und es ergibt sich, daß die Mechanistik als Erklärungsprincip der biologischen Erscheinungen nicht ausreicht, daß sie somit nur die Rangstufe eines Hülfsprincips der Erklärung in Anspruch nehmen darf. Eine vollständige Mechanisirung der Biologie scheitert an mehreren Thatsachen, wie wir sogleich sehen werden. Der Satz E. du Bois-Reymond's: „Nur mechanisches Begreifen ist Wissenschaft"[1]) ist innerhalb gewisser Grenzen auf die Biologie anwendbar, doch nicht unbeschränkt.

Es sind drei Stücke der Lebensvorgänge, in Bezug auf welche die Durchführung der Maschinentheorie auf anscheinend unüberwindliche Hindernisse stößt, die Zweckmäßigkeit des Körpers, seiner Organe, Verrichtungen und Reactionen; sodann die Fortpflanzung und Entwicklung; endlich die bewußte Intelligenz des Wahrnehmens und Denkens.

Allerdings habe ich versucht, die Fortpflanzung und Entwicklung auf Bildungsdominanten zurückzuführen, aber ihre Analogie zu Dominanten der Maschinen wird unsicherer als bei den Arbeitsdominanten; ich habe auch die Zweckmäßigkeit auf Dominanten zurückzuführen gesucht, die ich mit den selbstregulirenden Maschinenbedingungen der Mechanismen verglich. Allein das sind mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothesen. Das Bewußtsein endlich mußte ich von jedem Vergleiche ausschließen, da nach meiner Auffassung dafür in den leblosen Systemen ein Analogon nicht zu finden ist.

Noch weniger wird es möglich sein, die Biologie auf ein chemisches Problem zurückzuführen. Man versuche nur einmal, die Entwicklung eines Auges chemisch zu erklären. Wenn man diesen Versuch thatsächlich beim Protoplasma gemacht hat, so war dies auch nur möglich unter der irrigen Voraussetzung, daß das Protoplasma „ein Eiweißstoff" sei, oder bei Annahme des Trugschlusses, daß das Protoplasma, obwohl der Elementarorganismus, doch keine Maschinenstructur besitze, weil man mit dem Mikroskop eine solche Structur nicht sehen kann. Daher kommt mir die sogenannte chemische Theorie des Lebens so vor, als ob Jemand sagen wollte, ein Buch sei chemisch erklärbar, weil es lediglich aus zwei chemischen Bestandtheilen, dem Papier und der Druckerschwärze, zusammengesetzt ist.

Die Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit, mit einem Worte die Finalität wird wohl Niemand aus der belebten Natur zu streichen versuchen; selbst die Zahl derjenigen Naturforscher, die es mit E. du Bois-Reymond für das Ziel theoretischer Naturforschung halten, „die Endursachen aus der Weltanschauung zu verbannen"[2]), dürfte heute nicht allzugroß sein. Man hat sich zu

---

[1]) Reden, Bd. II, S. 405.

[2]) Reden, Bd. I, S. 39.

sehr daran gewöhnt, mit der Finalität (Teleologie) zu rechnen, der Widerwillige sucht sich die Sache höchstens dadurch zu erleichtern, daß er statt des Wortes „zweckmäßig" das Wort „erhaltungsmäßig" braucht, daß er nicht fragt, wozu dient ein Körpertheil, sondern was leistet er. Natürlich ist das in logischer Hinsicht genau ebenso final gefragt. Zwar bildet die Selectionstheorie einen großartigen Versuch, die Finalität mechanistisch zu begründen; allein die Beweisführung ist eine so unvollkommene, so wenig für alle Fälle überzeugende, daß seine Richtigkeit sich erfolgreich bestreiten läßt. Allerdings besteht auch in dieser Hinsicht eine wichtige Analogie zwischen den Organismen und den Maschinen, denn jede Maschine arbeitet final; der Unterschied bleibt nur, daß man den Ursprung der Finalität der Maschinen nachweisen kann, den der Organismen aber nicht. So bleibt wohl nichts übrig, als die Finalität in der Biologie hinzunehmen, wie man die Causalität hinnimmt, nach deren Ursprung man auch nicht fragt. Diesen Standpunkt haben hervorragende Forscher von Aristoteles bis auf die Gegenwart eingenommen. Schon ein so scharfer Denker wie Euler[1]) äußerte die Meinung, man könne die Naturerscheinungen sowohl aus den wirkenden Ursachen wie aus dem Endzweck begreifen. K. E. von Baer's Stellung zur Finalität ist bekannt, genug, um darüber hinweggehen zu können. Aber die Worte, in denen Mach sich über die „Telophobie" lustig macht, sind so allerliebst, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, sie hier folgen zu lassen. Sie finden sich in seinem Vortrage: „Wozu hat der Mensch zwei Augen?" und lauten folgendermaßen[2]):

„Sollten Sie mit dieser Frage an einen modernen Naturforscher gerathen, so können Sie von Glück sagen, wenn Sie mit dem bloßen Schreck davon kommen. Entschuldigen Sie, spricht der mit strenger Miene, der Mensch hat seine Augen zu gar nichts; die Natur ist keine Person und daher nicht so ordinär, irgend welche Zwecke zu verfolgen. Das ist noch nichts! Ich kannte einen Professor, der hielt seinen Schülern vor Entsetzen das Maul zu, wenn sie eine so unwissenschaftliche Frage stellen wollten."

Es geht doch entschieden zu weit, wenn wir die Finalität der Organismen darum leugnen wollen, weil wir sie mechanistisch nicht begreifen können. Auch das Zustandekommen unseres Bewußtseins können wir mechanistisch nicht begreifen, und doch wird Niemand seine Existenz in Abrede zu stellen wagen. Wir kennen das Bewußtsein wie das Gesicht eines vertrauten Freundes; aber nicht einmal befriedigend definiren können wir es, weil es uns an einem Maßstabe dazu gebricht. Am Wenigsten dürfte ein solcher Maßstab im Geschehen der anorganischen Natur zu finden sein.

Somit werden wir wohl nicht umhin können, gewissen Lebenserscheinungen gegenüber Grenzen des mechanistischen Begreifens und Erklärens anzuerkennen.

---

[1]) Vergl. Mach, Mechanik. S. 343.

[2]) Populär-wissenschaftliche Vorträge, S. 78.

V.

Wenn ich nunmehr das Ergebniß unserer Untersuchung festzustellen suche, so möchte ich davon ausgehen, daß in der Biologie eine Entscheidung a priori entweder für die mechanistische oder für die vitalistische Auffassung der Lebensvorgänge entschieden unzulässig ist. Denn „Etwas a priori erkennen, heißt, es aus seiner bloßen Möglichkeit erkennen," sagt Kant[1]). Logisch möglich ist aber sowohl der mechanistische wie der vitalistische Standpunkt. Wenn wir zugeben, daß in einer fernen Zukunft einmal alle Lebenserscheinungen restlos mechanistisch erklärt werden könnten, so ist gegen die logische Möglichkeit einer solchen Annahme kaum etwas einzuwenden. Sind wir aber überzeugt, daß auch der Zukunft die Lösung dieses Problems nicht gelingen, daß sich nur immer klarer herausstellen wird, es bestehe eine so fundamentale Verschiedenheit zwischen gewissen Lebenserscheinungen und dem anorganischen Geschehen wie zwischen dem Eisen und der Elektricität, so darf Niemand dies für logisch unmöglich erklären.

Stellen wir die Frage nach der Richtigkeit des mechanistischen Bildes der Lebensvorgänge, so darf dafür nicht eine erst in unabsehbarer Zukunft vielleicht zu bestätigende Hypothese maßgebend sein, sondern wir müssen einräumen, daß ein heute gezeichnetes einseitig mechanistisches Bild sicher nicht richtig ist. Die rein mechanistische Auffassung bleibt für die Gegenwart eine unhaltbare Abstraction. Auch was die Zweckmäßigkeit dieses Standpunktes im Sinne von Hertz anlangt, so kann man nicht behaupten, daß er deutlicher und einfacher sei, als eine Erklärung, die vitalistische Elemente enthält.

Nun liegt es mir fern, einem Compromiß das Wort reden zu wollen, ich bin im Gegentheil in der Wissenschaft für reinliche Scheidung der Principien. Aber ich glaube, daß wir in der Gegenwart nicht hinauskommen über die Stufe der Erkenntniß, mit zwei Bildern der Lebenserscheinungen haushalten zu müssen, einem mechanistischen und einem vitalistischen; daß beide Aufnahmen aus verschiedener Perspective sind und daß beide einander ergänzen. Nicht um ein entweder — oder handelt es sich, sondern ein sowohl — als auch kommt in Betracht. Mechanistik und Vitalismus betrachten zwei verschiedene Seiten der einen Sache. Wir können nur einräumen, daß das mechanistische Bild mehr das metaphysische Bedürfniß des Einen, das vitalistische das des Anderen befriedige; aber die ganze Wahrheit, d. h. die Richtigkeit, kann keins für sich beanspruchen. Dennoch ist die Wahrheit das einzige Ziel der Wissenschaft, trotz aller Irrwege, durch die wir hindurch müssen, um sie zu finden. Darum werden wir es als das Ideal der Zukunft anzusehen haben, die heute noch zwischen dem mechanistischen und dem vitalistischen Bilde bestehenden Widersprüche zu überwinden und beide in eine harmonische Einheit zu verschmelzen.

Es kann darum auch nicht der eine Standpunkt vom anderen kritisch abgelehnt werden. Gewiß, sofern man unter Vitalismus die Lehre von der

---

[1]) Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Neue Ausgabe von Höfler. S. 6. Leipzig 1900.

Lebenskraft versteht, ist dieser Standpunkt als überwunden anzuerkennen. Wenn man es aber Vitalismus nennt, sofern Jemand erkärt, daß er heutzutage nicht alle Lebensvorgänge mechanistisch begreifen kann, bin auch ich ein Vitalist. Ich bin aber andererseits Mechanist, sofern ich es für richtig halte, die mechanistische Erklärung so weit als nur irgend möglich und zulässig auf das Gebiet der Lebenserscheinungen vorzuschieben. Ich glaube nach diesem Grundsatze gehandelt zu haben, wenn ich die Hypothese aufstellte, daß die Dominanten der Maschinen und die Dominanten der Organismen wesensgleich seien.

Wie es aber dem Vitalisten schlecht anstehen würde, auf die mechanistische Auffassung mit Geringschätzung hinabzusehen, so gebe man andererseits auch dem Vitalisten keinen Anlaß, zum Mechanisten zu sagen: „Du wirst fanatisch, folglich hast du Unrecht."

Ich schließe diese Studie mit einem beherzigenswerthen Worte von Mach[1]):

„Die Naturwissenschaft tritt nicht mit dem Anspruch auf, eine fertige Weltanschauung zu sein, wohl aber mit dem Bewußtsein, an einer künftigen Weltanschauung zu arbeiten. Die höchste Philosophie des Naturforschers besteht eben darin, eine unvollendete Weltanschauung zu ertragen und einer scheinbar abgeschlossenen, aber unzureichenden vorzuziehen."

---

[1]) Mechanik, S. 437.

Göttinger Geschichten aus Lichtenberg's und Kästner's Zeit.

Von
Theodor Poppe.

[Nachdruck untersagt.]

Urgroßvatergeschichten sind's, Plaudereien vom letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, die ich herausholen möchte aus dem vergilbten Heft mit der zierlichen, klaren Schrift. Das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts! Wie ausbündig müßte uns eigentlich gerade dieser Abschnitt vertraut sein — die große Epoche der deutschen Literatur — Goethe und Schiller in voller Manneskraft auf Erden und auf den Höhen deutscher Cultur wandelnd — weit umher all' die verlöschenden und aufgehenden Sterne niederer Ordnung. Man hat uns gewöhnt, mit Liebe und feierlichem Pathos diese Zeit zu apostrophiren, wenn auch den jüngeren Generationen bei der Entwicklung eines neuen Geistes die einseitig beschränkten Gefühle sentimentaler Vergangenheitsbewunderung abhanden gekommen sind; die Liebe hat dadurch eher gewonnen. In diesem Verhältniß zur geistigen Cultur der Zeit sind wir schnell bereit, die materielle Cultur ganz in den Hintergrund zu schieben — wir sagen eben nicht gern: „sowohl — als auch". Und so scheinen uns auch die idyllischen Zustände einer Alltäglichkeit, wo die Gestalten in Dreispitz, Kniehosen und langgeschwänztem Frack, in Kontuschen und Stöckelschuhen durch einander, um einander gehen, in einer Welt zu liegen, die für unsere Phantasie weder räumlich noch zeitlich irgend welche Berührung hat mit der uns mehr oder minder geläufigen idealen Welt — mit der Welt, die jene Gestalten selbst erst geschaffen haben. Den wirklichkeitslüsternen Betrachter überfällt ein ganz besonderes Vergnügen, wenn er sich den „artigen" Gegensatz vorstellt zwischen der sentimentalen Feierlichkeit des rückwärts gewandten Enkels und der naiven Feierlichkeit, mit der ihm der Großvater in behaglich bedächtigem Menuettschritt entgegen kommt. Noch greifbarer, lebendiger wird das Vergnügen durch einen Blick auf die Figürchen des treuherzigen Chodowiecki — auf die niedlichen Kupfer mit ein paar Stockflecken da und dort.

„Bilder aus dem wirklichen Leben, entworfen von einem geborenen Göttinger, hauptsächlich für den Zeitraum 1778—1803, der Blüthezeit der Georgia Augusta.“ So hat der alte Herr seine Kindheits- und Jünglingserinnerungen genannt, die er als Sechsundsiebzigjähriger mit merkwürdig treuem Gedächtniß und gemüthlicher Redseligkeit aufzeichnete — der als württembergischer Hofrath und Professor der Technologie Anfangs der fünfziger Jahre zu Tübingen verstorbene Johann Heinrich Moritz von Poppe, dessen Vater als Göttinger Universitätsmechanikus mit den astronomischen und physikalischen Leuchten der Georgia Augusta in mancherlei freundschaftlichen Beziehungen stand. Der Bedeutungswerth dieser „Bilder“ ist freilich nicht so erschütternd, daß er zu ausführlicher Veröffentlichung verlocken dürfte, wohl aber ist ein gewisser Bildwerth vorhanden, der es als lohnend erscheinen läßt, einzelne dieser Zustandsbilder aus einer altväterischen Kleinstadt, die doch damals als „Europäische Universität“ gelten durfte, in Rahmen zu fassen zu ergötzlichem Anblick.

Gleich an der Schwelle begrüßt uns ein Schulmeister aus der guten, alten Zeit, ein siebzigjähriger Greis in braunem, zitzenem Schlafrock, eine runde Pelzmütze auf dem dünnen, silbrigen Haar. Ein würdiges Gegenstück zur Jungfer Susanna, der ersten Lehrerin Friedrich Hebbel's in der Klippschule zu Wesselburen, die Hebbel in dem prächtigen Bruchstück „Meine Kindheit“ so anschaulich geschildert hat. Der Göttinger A-B-C-Meister, der in zwei Stuben die Knaben und Mädchen in die Anfangsgeheimnisse menschlicher Wissenschaft einweihte, war seiner ursprünglichen Profession nach Schneider. Seine alte Schneiderschere verwandte er aber jetzt nur noch dazu, Pfannkuchen zu schneiden, für die er eine große Vorliebe hatte, weshalb man ihn auch den „Pfannkuchenschneider“ nannte. Seine Erziehungskunst lebte von den alt hergebrachten Mitteln: die Faulen bekamen je nachdem den Pappbogen mit dem Esel oder der Gans umgehängt — die Fleißigen wurden mit kleinen Düten voll Rosinen und Mandeln belohnt, „wie er sagte, von den Rosinen- und Mandelbäumen, die in seinem Keller wüchsen“. Ein besonderes Fest aber für die Kinder war es, wenn er von seinen angeblichen Erlebnissen zum Besten gab. „Wie er bei seiner Wanderschaft als Handwerksbursche durch Wien gekommen sei, da hätte die Kaiserin Maria Theresia im Fenster des Schlosses gelegen und, als sie ihn gesehen, ihn angerufen und gefragt: ‚Was er für ein Landsmann sei?‘ dann ihn ins Schloß und in ihr Zimmer kommen lassen. Sein Felleisen habe er müssen auf einen Stuhl legen. Hierauf hätte sie ihn mit Butterbrot, Wurst, kaltem Braten und einem guten Schnaps tractirt. Das Alles hätte sie selbst mittelst goldener Schlüssel, die in einem großen Bunde an ihrer Schürze gehängt, aus einem Schranke geholt. Sie hätte ein kostbares, mit Gold und Edelsteinen besetztes Kleid angehabt, aber auch, als eine gute Hausfrau, eine schneeweiße Schürze von der allerfeinsten holländischen Leinwand und mit den kostbarsten Brüsseler Spitzen eingefaßt, vorgebunden. Sie hätte ihn aufgefordert, sie wieder zu besuchen, wenn er von der Wanderschaft zurück käme, ihm noch Butterbrot, Braten und Wurst in Papier gewickelt, in die Tasche gesteckt und auch noch einen guten Zehrpfennig in die Hand gedrückt.“

Auf den Göttinger Straßen jener Zeit spielte noch ein gutes Stück Dorfleben. Wenn das Vieh ausgetrieben werden sollte, knallten die Hirten an den Straßenecken mit einer langen Peitsche, die sie dabei in einem weiten Bogen herum schwenkten. Einer von ihnen hatte einmal das Unglück, den gerade des Weges kommenden Oberpolizeidirector, einen großen, stolzen und groben Mann, mit seinem Peitschenschwung mitten durch den Mund zu treffen, der den Hirten natürlich voller Wuth unter den fürchterlichsten Drohungen zur Rede stellte. Der Hirt gab ihm nur in echt niederdeutschem Phlegma zurück: „Hei härre sollen siene Schnute intein, dann härre öm de Pietsche nich int Muhl dropen; eck schäre meck nix drümme!“ Seit dieser Zeit aber wurde das Peitschenknallen durch das Schellen ersetzt. — Ging einmal eines der braven Hausthiere durch, so kam es zu ergetzlichen Straßenscenen. So wurde einst ein von der Weide kommendes Schwein wild und galoppirte die Straßen entlang. Ein mitten in der Straße stehendes fünfzehnjähriges Mädchen wurde von dem Grunzer angerannt, kam rittlings auf das Thier zu sitzen, und Roß und Reiterin jagten unter dem Gelächter der biederen Leute an den Fenstern davon, bis es gelang, das Schwein aufzuhalten. Der kleine Johann Heinrich hatte einst selbst ein Straßenabenteuer mit einer bösen Kuh. Diese Kuh gehörte dem berühmten Theologen und Orientalisten Professor Michaelis, der uns heute freilich nur noch bekannt ist als Vater einer genialen Tochter — Karolinens, der Lotte Schiller so verhaßten „Dame Luzifer“ der Romantik, die wie des Sultans von Babylonien Tochter bei Boccaccio durch die Hände so vieler Männer ging — oder besser: sich bewegte. Die Kuh nun, unter dem Namen „Michaelis Kuh“ bei Jung und Alt in der Stadt gefürchtet — „Sie ist so böß' wie ihr Herr,“ sagten die Leute — nahm den vor einer Obstbude stehenden Knaben auf ihre Hörner und schleuderte ihn ein Stück weit in die Straße hinein. Späterhin wurde der Herr Professor von Polizei wegen zur Abschaffung seiner Kuh veranlaßt.

Daß in diesen Zeiten der Aufklärung auch eine rechtschaffene Gespenstergeschichte nicht fehlen darf, versteht sich wohl von selbst. Aber freilich muß sie in einer Atmosphäre, die so von naturwissenschaftlichem Geist gesättigt war, dank den berühmten Professoren Göttingens, zu einem ziemlich dürftigen Pflänzlein zusammen schrumpfen. Der Vater Mechanikus hatte die Aufsicht über die Thurmuhren der Johannis- und Jacobikirche und war ein ebenso herzhafter wie gewissenhafter Mann. Wenn eine von den Thurmuhren, die er täglich eigenhändig aufzog, nicht richtig schlug, mochte es auch Mitternacht sein, so erhob er sich aus dem Bett, kleidete sich an und bestieg, mit einer Laterne bewaffnet, den Thurm. Bei einem solchen nächtlichen Gang begegnete ihm sein Gespensterabenteuer. Er mußte, um zur Johannisuhr zu kommen, vor der sogenannten Siebenglocke vorbei, die, ein Vermächtniß einer alten Frau, allabendlich um sieben Uhr geläutet wurde. Nun ging das Gerücht, alle Mitternacht von Zwölf bis Eins stünde das alte Mütterchen als Geist in weißem Gewande neben seiner Glocke. Und richtig — der beherzte Mechanikus wollte seinen Augen nicht trauen, da stand wirklich der Geist in weißem Leintuche. „Mein Vater näherte sich demselben unerschrocken und

rief: „Wer da?“ — Keine Antwort. Noch einmal: „Wer da!“ — Wieder keine Antwort. „Donner und Wetter, ich frage zum dritten Mal: Wer da!“ und dabei hob mein Vater seine Hand zu einer tüchtigen Ohrfeige empor. Diese wartete der Geist nicht ab; er trat einen Schritt zurück, warf das Tuch von sich hinweg, lachte und bat meinen Vater um Verzeihung, daß er ihn erschreckt hätte. Er war ein Gesell des Stadtmusikus, der um diese Zeit auf den Thurm mußte und vor meinem Vater, den er von der Galerie aus hatte in den Thurm gehen sehen, die Rolle eines Geistes spielte, um meines Vaters Standhaftigkeit, die er oft hatte rühmen hören, auf die Probe zu stellen. Manchen anderen hätte wohl vor Schrecken der Schlag gerührt.“

Göttingen hatte in dieser Zeit seiner Blüthe manche Gelegenheit, Feste zu feiern, und verstand sich darauf. Ein besonderes Ereigniß war es, als im Jahre 1786 die drei englischen Prinzen, die Söhne König Georg's III., nach Göttingen kamen. „Sie erhielten ihre Wohnung in dem großen Hause des Buchhändlers Dieterich (in dem übrigens auch Lichtenberg wohnte), meinem elterlichen Hause gerade gegenüber, in der seit dieser Zeit so genannten Prinzenstraße.“ An dem Tage, wo man die Prinzen erwartete, wogte es vor dem Dieterich'schen Hause auf und nieder. Auf und vor der großen Haustreppe standen, zum Empfang bereit, Abgeordnete von der Universität und vom Magistrat, sowie Stabsofficiere; auch war eine Ehrenwache von Grenadieren aufmarschirt. Ein Doppelposten blieb. Dann rasseln die Kutschen durch die Straße. Trommelwirbel, Präsentiren, feierliche Begrüßung. Nun geht es eine Zeit lang glänzend her in Göttingen. Die reicheren Professoren und andere Honoratioren gaben oft splendide Bälle und Diners. „Die splendidesten darunter waren diejenigen des Buchhändlers Dieterich. Da hatte ich von meinem Hause aus immer etwas zu sehen. Wie in einer Residenz rollten dann elegante Equipagen in den Straßen; selbst mehrere Professoren hatten dergleichen, z. B. Richter, Böhmer, Klaproth; auch der Buchhändler Dieterich und der Stallmeister Ayrer.“ Bei diesem hatten die drei Prinzen Ernst, August und Adolf auch Reitunterricht, was Veranlassung gab zu öfteren glänzenden Caroussels auf der schönen Reitbahn mit herrlicher Musik. „Alle Sonntage zur Mittagszeit war es besonders lebhaft in unserer Straße von den vielen Courmachern, die, Degen an der Hüfte und Hüte unter dem Arme, zu den Prinzen gingen. Unter diesen Courmachern waren immer viele fremde Officiere in ihren Uniformen, Engländer, Franzosen, Portugiesen, Schweizer, Russen u. s. w. Das Präsentiren der Schildwachen vor der Thür des Prinzenhauses hörte man fast alle Augenblicke. Deutlich erinnere ich mich da auch noch, wie ich einmal im Sommer 1786 zwei preußische Officiere vor meinem Hause vorbei ins Prinzenhaus gehen sah, Officiere, welche von Berlin aus den Prinzen den Tod Friedrich's des Großen ansagten. Von den Hüten der Officiere hingen schwarze Flöre herab, die so lang waren, daß sie auf dem Trottoir weit hinschleiften.“ Die drei Prinzen, im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren, wurden auf Befehl ihres königlichen Vaters streng gehalten, aber oft vergnügten sie sich auch an jugendlichen Späßen. „So warfen sie z. B. oft Hände voll Scheidemünze aus ihren Fenstern auf die Straße, wo dann viele Kinder, selbst große

Jungen und Mädchen, zusammenliefen und sich darum balgten. Wenn diese nun recht untereinander und aufeinander lagen, so gossen die Prinzen große, neben sich parat gestellte Schüsseln Wasser auf die Köpfe der sich Balgenden aus. Das belustigte die Prinzen, besonders wenn mehrere der Buben und Mädchen recht auf sie schimpften. Die königlichen Hoheiten konnten sich da oft dumme Jungen, Kartoffeljungen, Läusejungen u. s. w. tituliren lassen, worüber sie laut auflachten."

Glanzvoll wurde das Jahr 1787 begangen. „Als zehnjähriger Knabe war ich Augenzeuge von der schönen fünfzigjährigen Jubelfeier der Universität. Ich erinnere mich noch ganz genau der vielen großartigen Anstalten, welche das ganze Jahr hindurch dazu getroffen wurden, namentlich des Exercirens eines hundert Mann starken Reitercorps von den wohlhabenderen Studierenden im Geismar-Felde, ihrer schönen blauen Uniform, Blau mit Roth und Gold und den ebenso verzierten Schabracken der Pferde, ihres Anführers, des Barons Kospoth aus Sachsen, der prächtigen gestickten, weißatlasnen Standarte mit vergoldeter Stange, goldenen Franzen und Schnüren, des Abholens der von Hannover kommenden Curatoren der Universität, der Minister von dem Busche und von Beulwitz durch diese Reiterei mit rauschender Musik von Weende, wo sie im Amthause abgestiegen waren." Da zogen die Studenten herum in festlichen Aufzügen, jubilirten und musicirten in den Straßen, auf dem Markt und anderen Plätzen, in schönen geordneten Zügen wandelten die Professoren, die Schulbehörden, Magistratspersonen, die englischen Königssöhne, die französischen Prinzen und vornehmen Fremden. Dann die feierliche Stille — dazwischen das Geläute aller Kirchenglocken — Einzug in die Universitätskirche, in der der vortreffliche Redner, Consistorialrat Loß, die Jubelpredigt hielt. Hernach das Festmahl unter freiem Himmel, zu dem in eigens erbauten Küchen von königlichen Köchen gekocht worden war. Ferner gab es da mancherlei Reden und Promotionen, wobei am merkwürdigsten das Disputiren und Doctoriren der siebzehnjährigen Tochter des Historikers und Publizisten Schlözer, Dorothea, im philosophisch-mathematischen Fache. Illuminationen, Bälle, Feuerwerke, prächtige Caroussels auf der Reitbahn." Fünfzig Jahre später hatte der alte Herr gelegentlich der Säcularfeier als Deputirter der Universität Tübingen das Vergnügen, an der königlichen Hoftafel zum ersten Mal in seinem Leben richtige Schildkrötensuppe zu speisen. Aber mit Wehmuth blickt er zurück. Stadt und Straßen sind wohl schöner geworden, aber die Feier selbst muß gegen die fünfzigjährige zurückstehen. Und auch die Universität ist weit, weit zurückgegangen. 1837! Das Jahr der Göttinger Sieben!

Die Studenten brachten Leben „in die Bude". Im Winter wurden Schlittenfahrten veranstaltet, woran auch die Professoren mit Damen Theil nahmen. Dann ging's hinaus zu den Thoren auf die Dörfer, wo getanzt wurde. Vor jedem Schlitten — oft waren es zwanzig bis dreißig — ritten ein paar reich gekleidete, peitschenknallende Vorreiter. Vermögende Studenten hatten nicht selten vier Vorreiter. Zwischen Adeligen und Bürgerlichen kam es manchmal zu thörichtem Wetteifer. Als ein pommerscher Graf Putbus einst acht Vorreiter vor seinem Schlitten hatte, sah man einige Tage danach einen

Leipziger Goldarbeiterssohn, Westermann, mit sechzehn Vorreitern, alle kostbar gekleidet. Stiefelwichser und ähnliche Leute waren dazu herausgeputzt worden. Nun legte sich der akademische Senat ins Mittel und verbot die große Zahl, höchstens vier wurden erlaubt. Graf Putbus ließ sich nicht klein machen. Bei der nächsten Schlittenfahrt hatte er zwei Männer wie Läufer kleiden lassen, die neben dem Schlitten herlaufen mußten. Die Göttinger Spießer lachten und spotteten über die „Rabattentramper“.

Aber auch Aufregungen anderer Art gab es in den 80er Jahren für Senat und Bürgerschaft, wobei die Jugend begeisterter Zuschauer war. So kam es, veranlaßt durch einen Zwist zwischen Studenten und Handwerksburschen, zu dem berühmten Studentenstreik von 1790, von dem unser Erzähler ausführlich Bericht gibt.

„An einem Sonntag Nachmittag fragte ein eben in die Stadt gekommener reisender Handwerksbursche einen Studenten, der ihm in der Nähe des Marktes begegnete, ganz höflich, wo die Tischlerherberge sei? Der Student, ein hochmüthiger Mensch, schnautzte ihn barsch an: ‚was scheert mich seine Herberge!‘ mit Hinzufügung von noch anderen Grobheiten. Das verdroß den Handwerksburschen, er antwortete gebührend darauf, und so kam es zum Wortwechsel und vom Wortwechsel bald zu Thätlichkeiten. Der Student schlug dem Handwerksburschen so über den Kopf, daß er niederstürzte; und da dies in der Nähe der Tischlerherberge geschah, vor deren Hausthür gerade mehrere Gesellen standen, so kamen diese herbei, fielen über den Studenten her und richteten ihn übel zu. Er rief nach Hülfe; bald kamen mehrere Studenten, aber auch noch mehr Handwerksgesellen, und so entstand eine allgemeine Prügelei, bei welcher die Studenten den Kürzeren zogen.

„Am Abend sammelten sich Schwärme von Studenten, die unter lautem Geschrei: ‚Burschen heraus! Licht weg!‘ durch die Straßen zogen. Bald waren mehrere Hundert Studenten beisammen, welche Feuerhaken holten, mit denselben vor die Tischlerherberge zogen und das Schild der Herberge abrissen. Mit dem Schilde ging es rasch dem Gronderthore zu, um es, nachdem sie manches daran zertrümmert, an den 1/4 Stunde von dem Thore entfernten Galgen zu hängen. Unterdessen war aber auch die Universitäts- und Stadtpolizei thätig; von den Universitätsjägern angegriffen, mußten die Studenten ihr Vorhaben aufgeben, und dann wurden sie in ihre Wohnungen getrieben. Jene Jäger und einige Soldaten von der Garnison patrouillirten die Nacht hindurch, und so wurde es zuletzt ruhig.

„Am anderen Tag zeigten sich schon früh Morgens Trupps Handwerksburschen mit dicken Knüppeln auf den Straßen, nicht bloß Tischlergesellen, sondern auch Schuster, Schneider, Schlosser, kurz von allen Professionen; selbst Handwerksmeister und Lehrjungen waren mit darunter. Diese Trupps wuchsen immer mehr an. Unter dem Geschrei: ‚Kommt heraus, ihr Burschen, wenn ihr Herz habt! zeigt euch auch am Tage, wenn ihr Herz habt!‘ zogen sie durch die Straßen, warfen überall die Fenster der Studentenwohnungen ein und mißhandelten die Studenten, die ihnen in den Weg kamen. Dieser Unfug währte einen großen Theil des Tages fort, bis eine Abtheilung Dragoner von

den benachbarten Dörfern in die Stadt rückte und die Handwerksburschen auseinander jagte.

„Sowohl von Handwerksburschen, als auch des Abends vorher von Studenten waren mehrere arretirt worden. Um letztere zu befreien, suchten ein paar Hundert Musensöhne, die sich den folgenden Abend versammelten, das Carcer zu stürmen; sie wurden aber von Jägern und Dragonern zurückgetrieben und noch eine Anzahl von ihnen gefangen genommen. Nun schrien die übrigen nach Satisfaction, und weil sie diese nicht sogleich erhielten, so zogen sie den Tag darauf in Masse aus der Stadt, über den Hainberg nach dem 1½ Stunden entfernten Kerstlingerode; ein langer Troß von Stiefelputzern, Waschweibern und Straßenjungen zog ihnen nach. In dem Walde des Hainberges bis Kerstlingerode bivuakirten sie auf militärische Weise, und nach Göttingen zu stellten sie Vorposten aus. Essen und Trinken wurde ihnen von der Stadt und den benachbarten Dörfern aus zugeschleppt. Diese Campagne dauerte wohl acht Tage. Dann zog an einem Abend das ganze Heer der Studenten mit Fackeln und Musik wieder in die Stadt herein. Es waren ihnen von Seiten des akademischen Senats und der Regierung einige Vergünstigungen zugestanden worden, die sie eigentlich nicht verdient hatten. An jenem Abende war sogar die Stadt illuminirt, und die Bürger, die vorher den Studenten feindlich entgegengetreten waren, brachten ihnen zu Ehren manche schmeichelnde Devise an den Häusern an. So wurde Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Nun zogen aber die Handwerksburschen, denen diese Auszeichnung Verdruß machte, aus der Stadt; aber auch sie wurden nach einigen Tagen von ihren Meistern wieder herbeigeholt."

Mehr ins Tragikomische spielt ein Vorfall aus dem Ende der 80er Jahre, den mein Gewährsmann am Weihnachtsmorgen in der Frühkirche zu Johannis erlebte. Ueber den Geistlichen war offenbar der Geist gekommen. „Es war sieben Uhr längst vorbei, und der Candidat predigte noch immer fort. Die Morgendämmerung war stark im Fortschreiten; es schlug halb acht, dreiviertel acht — die meisten Menschen waren schon aus der Kirche heraus gegangen." Der begeisterte Candidat merkte nichts und hörte selbst dann noch nicht auf, als man schon angefangen hatte, um halb neun in die Vormittagskirche zu läuten, der Küster die Treppe zur Kanzel heraufgestiegen war und ihn am Talar gezupft hatte. Als dies Alles nichts half, drang eine Schar Studenten mit Schneebällen in die Kirche und warfen damit zur Kanzel hinauf, gleich hinterher sprangen mehrere auf die Kanzel und zogen den Prediger mit Gewalt herunter. „Das war freilich ein arger Scandal, dem erst die Polizei ein Ende machte. Mehrere von den in der That ergriffenen Studenten wurden ins Carcer gesteckt und später relegirt."

Göttingens Ruhm — seine Professoren! In der mechanischen Werkstatt des Vaters hörte der Knabe mancherlei Erzählungen von den Göttinger Mathematikern: Lowitz, Tobias Mayer, Kästner, Lichtenberg. Mit dem Astronomen und Physiker Georg Moritz Lowitz war der alte Universitätsmechanikus besonders befreundet gewesen und betrauerte lebhaft das Schicksal des unglücklichen Gelehrten, der, neben Tobias Mayer nicht in geeignetem

Wirkungskreis, nach Petersburg ging, von Katharina II. einen Auftrag zur geodätischen Aufnahme der Wolgagegenden erhielt und dort von den rebellischen Kosakenbanden des Pugatschew als russischer Spion ergriffen und lebendig gespießt wurde. Johann Tobias Mayer, aus dem schwäbischen Marbach, ein enger Landsmann Schiller's, war Director der Göttinger Sternwarte gewesen und hatte dem Mechanikus manches Instrument in Bestellung gegeben. Lichtenberg, der Mayer's hinterlassene Papiere herausgab, meinte scherzend von ihm, er habe gar nicht gewußt, was er alles wisse. Berühmte Mondtafeln waren aus seiner Berechnung hervorgegangen; und als er, wie es heißt, aus Kummer über die Störungen, die der siebenjährige Krieg seinem friedlichen, freilich auch materiell sehr bedrängten Gelehrtenleben verursachte, 1762 gestorben war — eine Art zweiter Archimedes —, kam wenigstens seiner Wittwe der Ehrensold von 6000 Pfund Sterling zu gute. Tobias Mayer selbst hatte auf den Preis von 20,000 Pfund gerechnet, den das englische Parlament für die Aufgabe ausgeschrieben hatte, wie ein Seemann die geographische Länge seines in Fahrt begriffenen Schiffes bis auf $^1/_2{}^0$ genau bestimmen könne, und daraufhin seine Mondtafeln und Instrumente eingereicht.

Mit Lichtenberg und Kästner kam der Sohn des Universitätsmechanikus und spätere Student der Mathematik und Technologie in persönliche Berührung und bewahrte besonders seinem Lehrer Lichtenberg, der, wie erwähnt, dem elterlichen Hause gerade gegenüber bei dem Buchhändler Johann Christian Dieterich wohnte, eine warme Verehrung. Er hatte schon den Knaben oft angeredet, „wie er denn überhaupt mit Jung und Alt freundlich war," und durch die Abfälle aus den physikalischen Vorlesungen, Glasröhren und Kolben, die sich auf der Straße vor dem Haus fanden, durch das geheimnißvolle Knallen während der Vorlesungen, durch das Aufsteigen kleiner mit Wasserstoffgas gefüllter Ballons aus den Fenstern des Hörsaales und durch andere Wunderdinge der Physik den kindischen Wunsch rege werden lassen, auch so ein Mann zu werden wie der Professor Lichtenberg.

Die Erinnerungen des Greises versetzen uns lebendig in die Vorlesungen Lichtenberg's. „Sein großer Geist befand sich in einem kleinen, sehr elenden, vorn und hinten gebuckelten Körper, den er, was freilich eine Schwäche von ihm war, so viel wie möglich, aber vergebens, zu verbergen suchte. Stehend vor einem langen, breiten Tische, auf den er sein Compendium (Erxleben's, von ihm verbesserte und vermehrte Naturlehre) und seine große goldene Taschenuhr legte, befand sich hinter seinem Rücken eine große, schwarze Tafel. Wenn er an dieselbe etwas schrieb oder zeichnete, was mit sicherer Hand und recht schön geschah, so drehte er seinen Rücken nie nach den Zuhörern hin; vielmehr blieb derselbe hierbei immer nach der Tafel hingewendet. Gut verstand es unser Professor, bloß die Hand mit der Kreide an der Tafel herum zu führen und doch sehr gut zu schreiben und zu zeichnen. Immer ging er, damit seine Zuhörer den Buckel nicht sehen sollten, von seiner Stube aus seitwärts in den anstoßenden Hörsaal, und ebenso ging er auch wieder heraus.

„In Gesellschaften, die er aber in den letzten Jahren gar nicht mehr besuchte, war er stets witzig und liebenswürdig. Lichtenberg war ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechtes, das auch ihn, wegen seines freundlichen Humors und seines Witzes, gern hatte; und an einem hübschen Mädchen waren ihm schöne, seelenvolle Augen das Höchste. ‚Wenn ich nichts wie Kopf wäre', sagte er einst, ‚so möchten solche Mädchen nichts wie Auge sein!' — Er hatte seine Magd geheirathet, die eine sehr wackere Haus- und Ehefrau wurde und womit er zufrieden und glücklich lebte. Seine Kinder waren körperlich und geistig wohl gebildet, brav und gescheut, wenn auch nicht von dem Genie ihres Vaters.

„Im Februar 1799 starb Lichtenberg, siebenundfünfzig Jahre alt, tief betrauert als großer Gelehrter, als herrlicher Lehrer und vortrefflicher Mensch. Ueber fünfhundert Studenten folgten seiner Leiche bis an das Grab. Selbst die Natur erwies ihrem großen Forscher die letzte Ehre. Man sah während des Leichenzuges, Vormittags nach neun Uhr, außer der wahren Sonne noch mehrere glänzende Nebensonnen."

Nicht mit der gleichen Befriedigung erzählt unser Studiosus der Mathematik von dem berühmten Mathematiker und bissigen Epigrammendichter Abraham Gotthelf Kästner, dessen beste Zeit damals allerdings schon vorüber war: 1719 geboren, war jetzt, in seinem hohen Alter, sein Vortrag unangenehm und undeutlich geworden; aber sein Geist hatte die epigrammatische Schärfe nicht verloren.

„Kästner's Witz," heißt es in unseren Aufzeichnungen, „war oft beißend und bösartig. Dadurch gerieth er in manche Händel mit anderen Gelehrten, namentlich mit seinen Kollegen, deren Feind er wurde. Nicht selten kam es dann zu gerichtlichen Klagen und Abbitten. Studenten nahmen es mit dem alten Mann nicht so genau, aber Frauenzimmer ärgerten sich über Manches, was er schrieb. Man las einmal von ihm:

‚Victorien hört' ich einst ihren Sohn belehren:
Fritz, sieh die Mädchen an, als ob es Gänse wären!
Madam, sprach ich, Sie kennen Ihr Geschlecht;
Folgt Ihnen Fritz, so thut er meistens recht!'

„Als eine Dame dies übel nahm, schrieb Kästner darunter:

‚Was ich von Gänsen hier geschrieben,
Trifft Sie, Madam, gewißlich nicht;
In Gänse, so wie die, wovon die Mutter spricht,
Kann man sich ja verlieben!'

„Kästner trug eine gepuderte Perrücke, die sich in seinem Collegio oft verschob und dann schief auf einem Ohre oder auf der Nase sitzen blieb. So sah man ihn auch zuweilen im Fenster liegen und auf die Straße schauen. Ein kecker Student blieb einmal auf der Straße vor Kästner's Hause stehen, als dieser im Fenster lag; er schaute zu ihm hinauf und rief: „Quid meditas, Kaestnere!" Ohne sich weiter zu besinnen, antwortete ihm Kästner: „Meditor, meditatus sum, meditari!"

„Uebrigens war Kästner, der in den letzten Jahren seines Lebens die Vorlesungen im Schlafrocke hielt, ebenso uneigennützig wie Lichtenberg. Gern erließen beide den armen Studirenden das Collegiengeld, was bei den Professoren nicht immer der Fall war. Kästner hatte nur wenige, oft nur drei Zuhörer. Als er mich einmal allein im Hörzimmer traf und auch nach einer Viertelstunde kein anderer dazu gekommen war, stand ich auf, um wegzugehen. Er bat mich aber, da zu bleiben, und las für mich allein. Auf einem großen Tische fand man zum Ansehen immer interessante Bücher, mathematische, physikalische, auch andere naturwissenschaftliche, instructive Reisebeschreibungen in allen Sprachen, namentlich diejenigen, die ihm eben geschenkt worden waren. Darin konnte man zu der Zeit, wo er noch nicht im Hörsaale war, lesen oder blättern." Wenn's zu langweilig war, auch während der Stunde, „was freilich nicht hätte sein sollen."

„Gegen Ende des Junius 1800 starb Kästner, im zweiundachtzigsten Lebensjahre, bei Weitem nicht so betrauert wie Lichtenberg. Das ergab sich schon aus dem Gefolge bei seiner Leiche. Keine dreißig Studenten konnten dafür zusammengebracht werden, so viele Mühe man auch dazu anwendete, trotz der vielen Aufforderungen, die man in Anschlägen an der schwarzen Tafel und an anderen Orten machte."

Die Vergleichung der Handschrift Kästner's und Lichtenberg's gibt dem würdigen alten Herrn Gelegenheit zu einer ernstlich mahnenden Betrachtung. „Kästner schrieb eine häßliche, unleserliche Hand, die Buchstaben waren wie Krackelbeine, als wenn sie mit einem hölzernen Pflocke geschrieben worden wären. Fast alle Gelehrten und andere große Männer, auch große Fürsten, schreiben schlecht, manche sogar noch unleserlicher als Kästner. Das sollte nicht sein. Viele setzen sogar einen dummen Stolz darein, recht undeutlich zu schreiben; es soll dies gelehrt oder vornehm aussehen. Wie albern! Kaufleute und ähnliche Geschäftsmänner äffen diese Manier oft nach, welche nicht bloß zum Zeitverlust (beim Lesen), sondern auch zu empfindlichen Verlusten Anlaß geben kann. Lichtenberg, welcher doch ein so großer Gelehrter und herrlicher Kopf wie je einer war, schrieb eine schöne, sehr deutliche Hand, fast wie ein Schreibmeister. Einen solchen Mann sollten andere Gelehrte zum Muster nehmen."

Als den allerglücklichsten Tag seines Lebens bezeichnet der Greis in seinen Erinnerungen den vierten Juni 1799, als der berühmte Philolog Christian Gottlob Heyne in der Universitätskirche bei der akademischen Preisvertheilung das Siegel des Zettels erbrach, der als Gewinner des Preises der philosophischen Facultät den Studiosus Poppe nannte. Worauf Tusch mit Pauken und Trompeten. Einige Tage darnach besuchte er Heyne, der auf seinem Lehrstuhl die Ideen Winckelmann's vertrat. „Heyne wurde von den Studenten immer als hochmüthig und barsch geschildert, besonders hielten sie sich darüber auf, daß er in der Regel keinem Studenten, der seine Aufwartung bei ihm machte, zum Sitzen einen Stuhl anböte, was man für Geringschätzung und Grobheit hielt." Nebenbei eine Gewohnheit, die sich auch heute noch bei einigen Professoren von altem Schrot und Korn finden soll. „Ich muß, was

meine Person betrifft, gerade das Gegentheil sagen. So wie er zu mir in das Zimmer trat, in welches der Bediente mich führte, war er sehr freundlich, ja liebenswürdig; er nahm mich sogleich an der Hand, führte mich zum Kanapee und setzte sich zu mir. Der Mann hatte gar zu viel zu thun, er war gleichsam Director aller Anstalten der Universität und wurde alle Tage, namentlich von Studenten, mit Bitten, Fragen u. s. w. gar sehr überlaufen. Einem solchen Manne muß man Manches zu Gute halten. Noch ehe ich eine Anstellung erhielt, schickte mir Heyne Bücher zu, mit der Bitte, dieselben für die Göttinger gelehrten Anzeigen, welche unter seiner Aufsicht standen, zu beurtheilen. Das war doch gewiß ein Zeichen von Zutrauen und Güte gegen mich, was fortdauerte, so lange er lebte."

Noch ein paar Erinnerungen von einer Fußreise, die der Verfasser mit ein paar Freunden im Frühjahr 1801 durch Thüringen, Sachsen und Preußen unternahm. In Schnepfenthal wurde mit besonderem Interesse die Salzmann'sche Erziehungsanstalt besichtigt, die 1784 von dem Philanthropen und Pädagogen Christian Gotthilf Salzmann gegründet worden war. „Dieser merkwürdige und so sehr verdiente Gelehrte sah aus wie ein alter Handwerksmann. Er sprach sehr wenig und ganz leise; übrigens war er äußerst artig. Von Person ist er mehr klein als mittelmäßig groß. Er trug einen grauen Oberrock und Stiefel; die Haare hingen ihm um den Kopf herum. Seine Frau war eine große, dicke, lebhafte Runde. Auf seine Bitte schrieb ich meinen Namen in sein Stammbuch."

Es haben sich noch einige Blätter erhalten, auf denen der junge Gelehrte seine Reise ausführlich, jedenfalls bald nach seiner Rückkehr, dargestellt hatte. Da hatte er auch noch ein Auge auf die Weiblichkeit, und so heißt es denn, nachdem er die Sehenswürdigkeiten Gotha's abgehandelt hat, sehr drollig: „Eine Bemerkung, die ich in Gotha machte, kann ich nicht umhin, hier mit beizubringen. Ich sah sehr viele hübsche Dienstmädchens, die würklich einen recht guten Anstand hatten. Das übrige Frauenzimmer aber, worunter ich auch schöne Gesichter wahrnahm, schien von viel Langeweile geplagt zu werden. Denn wenn ich eine Reihe Häuser hinuntersah, so erblickte ich überall Mädchens und Frauen im Fenster liegend." Auch in Weimar wurde Station gemacht. „Schiller und Goethe zu besuchen hatten wir das Herz nicht, weil wir hörten, wie gar sehr sie alle Tage von fremden Reisenden überlaufen würden. Dafür gingen wir in den Herzoglichen Park und des Abends in die Comödie, wo Iphigenia gespielt wurde." Aber unsere Reisenden sollten doch auch in anderer Weise etwas von der Höhe der Weimar'schen Atmosphäre verspüren. „Ich logirte am Markte im Gasthofe zum Elephanten bei recht artigen Leuten. Die Tochter vom Hause war ein achtzehnjähriges schlankes, bildschönes Mädchen. In der That mußte ich es bedauern, daß die Seele dieses Frauenzimmers nicht mit ihrem Körper im Einklange zu sein schien. In ihrem ganzen Wesen war ein weit getriebener Hochmuth sichtbar, der Alles um sich her äußerst kalt und höhnisch behandelte. Man mochte sie noch so artig anreden, so bekam man immer eine schnippische Antwort. Namentlich fühlte die Mamsell den Werth ihrer Reize so sehr, daß sie es für wegwerfend hielt, andere Menschen

um sich her, denen die Natur mit einer weniger subtilen Larve geholfen hatte, mit einem freundlichen Worte anzureden. Sogar mehrere Jenaer Studenten, die in der Gaststube saßen und lärmten, schienen dies einzusehen; denn sie hüteten sich sehr, der jungen schönen Dame mit Worten und Werken nahe zu kommen.“ Auch eine Heiterethei! Ueber die Thüringer Mädchen überhaupt fällt folgendes zusammenfassende und vergleichende Urtheil: „Unter Thüringens Frauenzimmern fand ich eben so viele artige und hübsche Mädchens, als nachmals in Leipzig, Dresden und in anderen minder großen Städten von Chursachsen. Von Farbe und Ansehen waren sie zum Theil noch frischer, in Auge und Blick geistvoller, in Manier und Anstand weniger geziert, in Sprache und Mundart noch ungezwungener.“

Mit großen Erwartungen zogen die Reisenden Berlin entgegen. „So angreifend und ermüdend auch der Marsch durch den Sand bei der großen Hitze im Maimonat für mich war, und oft den Wunsch in mir erregte, lieber zu Haus geblieben zu sein, so tröstete ich mich doch damit, die große, schöne und berühmte preußische Residenzstadt Berlin mit ihren vielen Merkwürdigkeiten zu sehen. Das brachte dann immer wieder frische Kraft in die Beine. — Ehe wir in die Stadt hineinschreiten durften, mußten wir unsere Pässe vorzeigen und unsere Reiseranzen visitiren lassen. Dann schritten wir in die Stadt hinein, wo uns bald eine Anzahl alter Weiber und Männer umringte, die uns fragten, wer wir wären und wo wir her kämen. Doch riethen es die meisten an unseren Ranzen und Hirschfängern, daß wir Studenten wären, wie sie meinten, aus Frankfurt an der Oder oder aus Halle. Ein altes Weib wollte nicht von uns weg; sie erzählte uns, sie habe auch einen Sohn in der Fremde, er heiße so und so, und sei Schuhmacher, und fragte, ob wir ihn nicht vielleicht in irgend einer Stadt gesehen hätten.“ Solche Dörflichkeit in der Residenz hatten die Reisenden doch nicht erwartet. Ueberhaupt schieden sie mit sehr gemischten Gefühlen aus der preußischen Haupt- und Residenzstadt, vor Allem, weil ihnen der Schlaf gemordet wurde durch die unzähligen kleinen nächtlichen Blutsauger, die, wie ihnen der Wirth in der Krausenstraße lachend versicherte, in allen Häusern Berlins sich scheffelweise fänden. Doch hatten sie manches Schöne und Eindrucksvolle gesehen, unter Anderem Friedrich Wilhelm III. eine Parade abhaltend, von vielen preußischen und anderen Generälen umgeben, unter denen ihnen besonders der jugendliche Bonaparte'sche Marschall Duroc in seiner hohen Bärenmütze auffiel — er war am Berliner Hof Gesandter der französischen Republik —, Abends dann in der Komödie Iffland in seinen „Jägern“. — „Froh waren wir, als wir das braunschweigische Gebiet betraten, weil uns im Preußischen so Manches nicht gefallen hatte, besonders die meisten Menschen nicht, mit welchen wir in Berührung kamen. Wenigstens schien es uns, als wenn diese Menschen besser oder mehr sein wollten als die Menschen derjenigen Länder, durch welche wir vorher gekommen waren. Sie waren nicht so artig und so gefällig gegen uns gewesen, als die Sachsen waren und wie wir auch die Braunschweiger fanden.“

Das Bild eines Schulmeisters wiederum — freilich erhöht und verjüngt — möge diese Mittheilungen beschließen. Der junge Doctor hatte sich, als sich ihm keine praktisch-mathematische Stelle etwa beim Berg- oder Salinenwesen bot in Folge der Besetzung des Kurfürstenthums Hannover durch die Franzosen, im Jahre 1803 als Privatdocent habilitirt und kündigte mathematische Geographie an. Eine große Anzahl Zuhörer fand sich zusammen. Der Docent hatte drei hölzerne Kugeln verschiedener Größe mit aufs Katheder genommen: Sonne, Mond und Erde. Sonnen- und Mondfinsterniß sollte daran erläutert werden. Das war nun ein schwieriges Stück, alle drei zugleich mit beiden Händen vor oder hinter einander zu halten. Plötzlich glitscht die Erde aus und rollt vom Katheder. Der Pudel eines Studenten springt auf, schnappt nach der Kugel, nimmt sie ins Maul und jagt davon. Der Docent hinterdrein. Knurrend weist die Bestie die Zähne. Der Herr des Pudels muß endlich den komischen und bedrohlichen Zwischenfall schlichten. Woraus denn zu ersehen, daß die Erde, sogar in Vorlesungen, sich von Menschenhand nicht immer meistern läßt.

Damit schließt auch die Jugendgeschichte des alten Herrn, der noch im gleichen Jahre, 1804, durch seinen Gönner, den Fürsten-Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, Dalberg, an das Frankfurter Gymnasium berufen wurde und von hier aus später dem Lehrauftrag an der Tübinger Universität Folge leistete, der er dann bis zum Jahre 1841 angehörte.

Die Katholisirung des höheren Schulwesens in Irland.

[Nachdruck untersagt.]

Five Years in Ireland, 1895—1900. By Michael J. F. McCarthy, Barrister-at-Law. 6th Edition. London, Simpkins & Co. Dublin, Hodges & Co. 1901.

Das grüne Erin, jenes neblige Eiland Westeuropa's, wird immer bei Politikern und Historikern ein mit Wehmuth gemischtes Interesse erwecken, weil es für die englische Staatskunst von jeher ein so thränen- und kummervolles Arbeitsfeld gewesen ist. Es sind jetzt dreiundfünfzig Jahre, seit Macaulay Irland die immer offene Wunde, das immer blutende Glied am britischen Staatskörper genannt hat. Wie sehr er darin recht hatte, erhellt am besten aus der Thatsache, daß zu seiner Zeit Irland noch eine Bevölkerung von 8½ Million Einwohner hatte, und daß es jetzt nur 4½ Million zählt. Aber vielleicht, wenn Macaulay die großartige Versöhnungspolitik noch erlebt hätte, die ein späterer, jetzt ebenfalls verstorbener Staatsmann für Irland einschlug, so hätte er sein aufrichtiges, aber hartes Urtheil einigermaßen gemildert. Seit den letzten zweiunddreißig Jahren sucht England immer neue Verbände auf die blutende Wunde zu legen. Wir können mindestens vier verschiedene Reformversuche aufzählen, wodurch Großbritannien das Loos der Schwesterinsel zu bessern versucht hat. Die erste Reform war die Abschaffung der irischen Staatskirche. Es war im Jahre 1869, als sie zum Gesetz erhoben wurde. Die anglicanische Kirche in Irland verlor dadurch ihre Einkünfte und ihren Charakter als Anstalt der Regierung. Sie wurde degradirt zu einer gewöhnlichen protestantischen Secte neben anderen Secten. Gleich darauf folgte die irische Land-bill. Auch diese wurde Gesetz, schon im nächsten Jahre. Die Pächter Irlands erhielten dadurch günstigere Lebensbedingungen. Ihr Pachtzins wurde allmählich vermindert, ihre Mittel zur Erwerbung von Eigenthümerrechten erleichtert. Jetzt aber trat eine bedenkliche Pause ein in der Politik der Versöhnung zwischen England und Irland. Denn als Gladstone mehrere Jahre später die Errichtung eines Sonderparlaments für Irland in sein politisches Programm aufnahm, begegnete er dem ernstlichen Widerstande der Conservativen. Das Parlament weigerte sich, dem allzu kühnen Staatsmann bis in dieses Extrem zu folgen und so wurde, seit etwa 1885, Home-Rule bei Seite gesetzt und für die nächsten fünfzig Jahre als ein aussichtsloses Project auf die lange Bank geschoben. Man spricht jetzt kaum noch davon; jedoch ist während der unheimlichen Pause ein viertes Reformproject aufgetaucht, welches, obwohl nicht von Gladstone erfunden, doch in seinem Sinne gedacht und demselben Boden der Versöhnungspolitik entsprossen ist wie die drei vorhergehenden Reformversuche. Dieses Project, welches sich in Bezug auf seine Gefährlichkeit nicht mit Home-Rule vergleichen läßt und wohl kaum auf so unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen dürfte, betrifft die Errichtung einer katholischen Universität auf dem Boden Irlands. Wir erlauben uns einige Bemerkungen darüber im Folgenden.

Man hat die Gladstone'sche Politik zuweilen mit der Denk- und Handlungsweise eines philanthropischen Quäkers verglichen, der, da er seine Kinder in unaufhörlichem und erbittertem Streite mit den Eingeborenen einer entfernten Pflanzung begriffen sah, endlich die Bestimmung traf, seine Kinder sollten Haus, Hof, Feld, Scheune und Garten räumen, das Gehöft den Eingeborenen zu ihrer häuslichen Einrichtung abtreten und sich auf gewisse Vorwerke und Nebenhäuser zurückziehen, von wo sie den vordringenden Neulingen zusehen und sich in Sicherheit bringen könnten. Eine solche Politik verdient das Lob der Großmuth; aber sie ist mit ernsten Gefahren für beide Parteien verbunden, weil sie nicht bloß die Gewalt der alten Grundbesitzer schwächt, sondern auch die neuen zum Mißbrauch ihrer Macht reizt, und so den Frieden auf dem Gehöfte eher stören als befestigen könnte. Werden die katholischen Irländer bei ihrer Installirung nicht eine neue Staatskirche an die Stelle der abgeschafften protestantischen zu setzen suchen? Werden sie nicht ihren Landbesitz durch Knebelung oder Verjagung der früheren Eigenthümer zu erweitern trachten? Werden sie nicht, in übermüthigem Unverstande, sobald es sich um Volkserziehung handelt, statt an die Sitze der Wissenschaft, an Pflanzstätten der Bildung zu denken, vielmehr auf Errichtung theologischer Fechterschulen, auf neue Citadellen für den Katholicismus sinnen, von wo aus junge Hetzcapläne die Brandfackel des Glaubenshasses schwingen können? Eine vernünftige Politik sollte den Waffenstillstand der Religionsparteien proclamiren; sie sollte die Gleichstellung der Confessionen, die Wegräumung der Unterschiede zum Gesetz erheben. Aber sie sollte jede neue Bevorzugung, jede Herrschaft einer Religion über die andere aus Staat und Schule verbannen, und hierin liegt die Gefahr.

Da die Politik der Versöhnung in diesem Augenblick das Wort führt, so hat die englische Regierung, um den Wünschen der irischen Reformpartei thunlich entgegen zu kommen, für den 18. September d. J. eine Commission nach Dublin berufen, welche die Frage, ob man eine katholische Universität in Irland nöthig hat, einer eingehenden Vorprüfung unterwerfen soll. Das Mandat dieser Commission ist in den folgenden Worten ausgedrückt: „To inquire into the present condition of higher education, available in Ireland, outside Trinity College, and to report as to what reforms, if any, are desirable in order to render that education adequate to the needs of the Irish people.“ Die Commission soll also die existirenden Anstalten für höhere Erziehung in Irland, mit Ausschluß des Trinity College, untersuchen und Bericht abstatten, ob und inwiefern Reformen wünschenswerth sein könnten, um diese Anstalten den Bedürfnissen des irischen Volkes adäquat zu machen.

Die genannte Commission besteht aus zwölf oder dreizehn Mitgliedern, Adligen, Richtern, Professoren und höheren Schulbeamten. Die Mehrzahl von ihnen sind geborene Irländer; drei sind Katholiken; einer von diesen, Dr. Healy, ist der katholische Bischof von Clonfert. Präsident ist ein Richter des Londoner Appellhofes, Lord Robertson, ein Schotte von Geburt. Der Ausdruck „Katholische Universität“ ist vermieden, obwohl es sich eigentlich um eine solche Hochschule handelt; und das 1594 von der Königin Elisabeth gestiftete Trinity Collegium ist nicht in den Bereich der Gegenstände der Untersuchung gezogen, theils um die Aufgabe der Commission möglichst zu vereinfachen, theils um diese ehrwürdige Anstalt, die Wiege eines Swift, Burke, Berkeley, Goldsmith und Lecky unbehelligt zu lassen. Um so eingehender soll sich die Commission mit jener etwa vierundzwanzig Jahre alten Prüfungsanstalt beschäftigen, die man gewöhnlich in Verbindung mit ihren fünf Töchteranstalten unter dem Gesammtnamen Königliche Universität (Royal University) begreift, obwohl sie gar keine Unterrichtsanstalt oder doch keine Universität im deutschen Sinne dieses Wortes ist. Der Sitz dieser Collectivanstalt ist in allen fünf Hauptstädten Irlands. In Dublin befindet sich die Oberprüfungsbehörde und auch eine der ihr unterstellten Anstalten, nämlich das kürzlich von den Jesuiten angekaufte Alumnat University College mit dem Beiwort Catholic davor. Vier andere

Colleges, aber ohne dieses Beiwort, befinden sich in Belfast, Londonderry, Galway und Cork. An der Spitze des Ganzen steht ein akademischer Senat von sechsunddreißig Directoren, von denen mehr als die Hälfte Katholiken und mehrere auch Bischöfe sind. Zu einer bestimmten Periode des Jahres, gewöhnlich im Spätsommer, versammelt sich dieser Senat und läßt dreitausend Studenten, die aus den Provinzen herbei kommen, von einem Stabe von etwa sechzig Professoren examiniren. Die Prüfung hält sich streng an ein vorgeschriebenes Programm und bezieht sich auf einen Cursus von Universitätsstudien in allen Fächern, außer der Theologie. Je nach dem Resultate dieser Prüfung erhält jeder Student denjenigen Rang, Ehrenpreis oder akademischen Grad, der ihm zukommt, und kaum ist die feierliche Verkündigung dieses Resultats vollzogen, so eilen Senatoren, Professoren und Studenten in ihre Provinzialschulen zurück, um dort unter Anleitung ihrer Locallehrer ihre Studien bis zum nächsten Herbstexamen wieder aufzunehmen. Dieses System des getheilten Unterrichts bei combinirter Prüfung ist dem System einer großen Centralbank mit mehreren Commandit- oder Unterbankstellen vergleichbar und ist nichts als eine Nachahmung des englischen Collegesystems; es steht dem System der Londoner Universität am nächsten, insofern als in Dublin ebenso wie in London gar nicht docirt oder studirt, sondern bloß examinirt wird.

Es handelt sich nun bei der jetzt tagenden Commission um zwei Fragen: um eine Systemänderung und um eine stärkere katholische Färbung. Eine neu zu stiftende Hochschule könnte die Ertheilung des Unterrichts in Dublin für nöthig erklären, und sie könnte dem katholischen Clerus einen größeren Einfluß, als er schon besitzt, einräumen.

In Bezug auf die erstere dieser beiden Fragen halten wir eine radicale Aenderung für höchst unwahrscheinlich. Die Annahme des deutschen oder schottischen Universitätstypus mit seinem Apparat von Docenten, Hörsälen, Vorlesungen und einer Universitätsbibliothek würde sehr kostspielig und schwierig sein; sie ist auch zwecklos in einer Stadt wie Dublin, wo schon eine docirende Universität existirt, nämlich Trinity College. Warum sollte der Unterricht nicht in den fünf kleineren Anstalten ertheilt werden? Die Bewohner Irlands sind daran gewöhnt, kleinere Colleges bei sich in den Provinzialstädten zu besitzen. Das System ist eingebürgert, es ist einfach, es ist elastisch; denn es ermöglicht das Zusammenwirken der verschiedensten Anstalten mit ganz entgegengesetztem confessionellem Charakter. Das competitive System der Erziehung, welches dabei in Anwendung kommt, ist den Irländern längst zur zweiten Natur geworden, und da eine Universal-Prüfungsanstalt in der Hauptstadt den Ideen der Bevölkerung sehr gut entspricht, weil sie Preise, Belohnungen und Auszeichnungen vertheilen kann, so halten wir die Auflösung der Royal University in ihrer jetzigen Gestalt und die Einführung einer Vorlesungs-Universität an deren Stelle für höchst unwahrscheinlich. Die Idee ist im Kopfe philosophirender Pädagogen entsprungen und wird wohl über ihre Köpfe nicht hinaus kommen. Wer Irland kennt, wird diese Meinung theilen.

Ganz anders ist es mit der Katholisirung des höheren Schulwesens. In diesem Punkte werden die Geister aufeinander losplatzen; denn hier, wo die Religion ins Spiel kommt, wird die Frage: ob die neue Universität eine katholische oder eine confessionslose oder gar eine protestantische sein soll? sich nicht vermeiden lassen. Bei der Zusammensetzung des Senats, bei der Anfügung oder Ausschließung einer katholischen Facultät, bei der Affiliirung der Jesuitenanstalt, bei der Regelung des Cursus und bei der Wahl der Textbücher wird jeder Commissär seine eigene Meinung vertreten, welche auch die Meinung seiner Parteigenossen sein wird, und der Fluch Irlands, der confessionelle Hader, wird das Werk der Herren vielleicht ganz vereiteln. Die letzte Entscheidung liegt glücklicher Weise in den Händen der Regierung, und diese richtet sich nach der Stimmenvertheilung im Parlament. Es würde thöricht sein, prophezeien zu wollen, wie die Krisis ablaufen wird. Wir wollen uns daher darauf beschränken, die Meinungen eines ruhigen und verständigen

Irländers mitzutheilen, welcher kürzlich in einem höchst interessanten Werke, betitelt „Fünf Jahre in Irland, von 1895—1900“, die gegenwärtigen Zustände seines Vaterlandes beschrieben hat, mit besonderer Beziehung auf die schwebende Frage. Der Verfasser des Buches ist ein Laie, von Stand ein Advocat in Dublin und von katholischer, obwohl keineswegs ultramontaner, Denkungsart. Er heißt Michael McCarthy. Man sollte ihn aber nicht verwechseln mit jenem Home-Ruler und Parlamentsmitgliede McCarthy, der von seinem kannegießernden Style durch ein Witzwort des verstorbenen Parnell den Beinamen „teapot McCarthy“ erhalten hat. Der Verfasser der „Fünf Jahre“ ist ein ganz anders gearteter Politiker. Er scheut sich nicht, der Partei der Home-Ruler und der römisch-katholischen Geistlichkeit höchst unangenehme Wahrheiten zu sagen und behandelt alle öffentlichen Fragen mit einem Grade von Aufrichtigkeit, der bisher bei irischen Katholiken nie seines Gleichen hatte. Er widerspricht dem landläufigen Urtheil über englische Mißregierung in Irland, und hat die Kühnheit, die Verarmung und Entvölkerung seines Vaterlandes nicht auf Schuld Englands zu setzen, wie man es gewöhnlich thut, sondern sie direct dem Treiben der katholischen Geistlichkeit zuzuschreiben, deren Habgier, Hochmuth und Unverstand den Verfall Irlands, ebenso wie den Spaniens, verschuldet habe. Aus diesem Grunde warnt er aufs Dringlichste vor der Stiftung einer specifisch-katholischen Universität, weil die Entstehung einer solchen Anstalt nichts weiter bedeute als eine neue Ausdehnung der Macht einer schon lange unheilvollen und landesgefährlichen Gesellschaft — nämlich der Geistlichen.

Man ist eine solche Sprache von einem katholischen Irländer sonst nicht gewohnt. Man hält solche Leute, gerade wie die Buren Südafrika's, meistens für Todfeinde der Briten. Doch Mr. McCarthy kennt seine Freunde. „Dieses Buch,“ sagt er in seiner Vorrede auf Seite 3, „ist nicht in der Absicht geschrieben, eine Lobrede auf die englische Regierung zu sein. Ich muß aber gestehen, daß noch nie in einem Lande so viel wohlthätige Gesetze gegeben sind, wie Irland sie kürzlich von England erhalten hat; und ich muß hinzusetzen, daß diese Gesetze ohne alle Agitation von unserer (d. h. irischer) Seite erlassen sind .... Ich spreche bloß als ein Mann, der sein Vaterland liebt. Mit Regierungskreisen stehe ich in gar keiner Verbindung. Nichts als das Verlangen nach der Beförderung des Wohles meiner Landsleute ist mein Zweck ... England hat aufgehört, Irland zu verfolgen; es will Irland den Iren geben, so weit es in seiner Macht steht.“

Das Werk McCarthy's soll demnach ein Cultur- und Geschichtsbild von Irland sein während der letzten fünf Jahre des verflossenen Jahrhunderts; es erreicht diesen Zweck durch Schilderung, Illustration (34 Bilder oder Porträts) und Meinungsvortrag. Es soll beweisen, daß die Wunden, an denen Irland blutet, ihm von der katholischen Geistlichkeit geschlagen sind. Die Geistlichkeit liegt auf dem Lande wie ein böser Alp; sie zehrt am Leben des Volks, bestehend aus einem Cardinal, dem Dr. Logue von Armagh, 3 Erzbischöfen, 25 Bischöfen, 2 Mitra-tragenden Aebten, 2722 Dorf- und Stadpriestern, etwa 10000 Ordensbrüdern, und einer noch viel größeren Zahl von Hülfstruppen. Zu den letzteren muß man die zahlreichen Laienbrüder (Christian Brothers) und die Schullehrer rechnen; denn die Volksschulen sind mit geringen Ausnahmen ein Anhängsel der katholischen Kirche und stehen unter priesterlicher Botmäßigkeit. Dieser Zahl männlicher Kirchendiener entspricht eine noch viel größere Anzahl von Nonnen. Denn die Klöster für beide Geschlechter nehmen jährlich zu, die Güter der todten Hand mehren sich von Tag zu Tag. Während diese frommen Müßiggänger im Ueberfluß schwelgen, muß der irische Pächter schwere Arbeit verrichten, um seinen Pachtzins, seine Steuern und seine Sporteln für den Geistlichen zu erschwingen. „Ja,“ sagt der Verfasser S. 173, „meine lieben Leser, denkt nicht, Irland sei das muntere Land, das Lever und Lover in ihren Romanen beschrieben haben, oder das Land humoristischer, halb verächtlicher Prahlhänse, welches Thackeray sah. Es ist ein trauriges, düsteres, muth- und freudloses Land für die Mehrzahl seiner Bewohner.

Das ist auch der Grund, weshalb so viele es verlassen. Wo das Herz trauert, der Geist in Unwissenheit verkümmert und dunkle Angst und Aberglauben den Sinn umnachten, da vergehen dem Menschen Humor und Lebensmuth. Ja, es herrscht mehr Frohsinn im Innern eines einzigen Obsthändlerhäuschens am Old Kent Road bei London als in allen Herzen der katholischen Bauern Süd-Irlands zusammen."

Mr. McCarthy spricht dann von den Protestanten Irlands, und contrastirt den blühenden Wohlstand des nördlichen Landviertels mit der drückenden Armuth des Südens. In dem nach Schottland und England zugewendeten Küstenstriche, dem „Diamanten-Dreieck," wie er es nennt, wo Einwanderer von presbyterianischem, methodistischem oder anglicanischem Bekenntnisse sich angesiedelt haben, liegen sechs bis acht volkreiche und wohlhabende Städte, namentlich Belfast und Londonderry. Hier wird Flachs gebaut, Leinen gewoben, Schiffe werden gezimmert und Seehandel getrieben. Ueberall glühen die Essen und dampfen die Schornsteine, während der Hafen von Schiffen wimmelt und der Markt von Feldfrüchten strotzt. Belfast ist aus einem kleinen Landstädtchen zu einer der ersten Industriestädte des britischen Reiches emporgewachsen, vorzüglich durch die große Schiffbaufirma Harland und Wolff. Der Schluß, den er aus diesem Gegensatze von Süd und Nord zieht, ist, daß die Irländer überall glücklich sein können, wo der Priester „nicht hinkommt mit seiner Qual", um eine Ausdrucksweise Schiller's zu borgen. „Glaubt nicht, daß dieses Geständniß aus dogmatischer Feindseligkeit oder verstecktem Hasse entspringe; ich bin selbst ein treuer Katholik," sagt McCarthy (S. 77).

Mr. McCarthy beklagt sich bitter über den Einfluß der Geistlichkeit auf die Volksschule und erklärt den Einfluß für den größten Uebelstand, unter dem Irland leidet. Obwohl auf die Laienwelt angewiesen, in seinem Brod und seinen Existenzmitteln sucht der irische Priester in jeder Weise den Laien bei Seite zu schieben. Gleich bei seiner Wahl und Beförderung wird der Laie vom Clerus nie befragt. Auf die Stimme des nichtgeistlichen Theiles der Bevölkerung nimmt der heilige Stuhl in Rom nicht die geringste Rücksicht, und es werden nur solche Priester zu den höheren Würden berufen, welche die Interessen des Clerus vertreten. Es widerspricht jedoch allen Gesetzen der Billigkeit und Vernunft, daß die Gemeinde — das Volk, die Steuerzahler, die Ernährer — gar keine Stimme haben soll in kirchlichen Angelegenheiten, wie z. B. beim Kirchen-, Schul- oder Pfarrhausbau und bei der Wahl des Schullehrers oder bei Instandhaltung des Kirchhofes. Ein irischer Seelsorger behandelt nämlich alle solche Geschäfte als seine Privatsache, über die er höchstens seinem Diöcesanen Rechenschaft schuldig ist. Er schaltet also mit den freiwilligen Beiträgen der Gemeinde, als ob sie die seinigen wären. Dies spricht allen gesunden Principien des öffentliches Lebens, vorzüglich englischen, Hohn, weil nichts im Usus gebildeter Völker fester begründet ist als der Grundsatz, daß alle Besteuerten das Recht haben, über die Anwendung ihrer Steuern Rechenschaft zu fordern und bei dem Gebrauche ihrer Abgaben ihre Stimme geltend zu machen.

In Irland wird der Geistliche bekanntlich nicht aus der Ortskasse besoldet, wie es in Deutschland der Fall ist, sondern für seinen Unterhalt ist er auf die üblichen Gebühren für kirchliche Amtshandlungen — Taufen, Heirathen, Firmelungen, Begräbnisse — und auf Vermiethung der Kirchenstühle angewiesen. Dies führt zu sonderbaren und wahrhaft gemeinen und für Gemeinde und Pfarrer gleich erniedrigenden Verhältnissen. In einer katholischen Domkirche Dublins sind die Kirchenstühle, gerade wie die Sitze im Theater, dem Geldwerthe nach eingetheilt. Vorn, im besten Theil der Kirche, sitzen die Reichen, die dem Priester alle Wochen Sixpence (50 Pf.) bezahlen; dann kommen die, welche nur 3 Pence bezahlen; zuletzt die, welche nur einen Penny hergeben. Was aus denen wird, die gar nichts schenken — ob sie stehen, liegen oder draußen bleiben — wird uns Herr McCarthy wohl in seinem nächsten Buche sagen; denn er will eins darüber schreiben (S. 328 ff.). „Das Feilschen," sagt er, „das bei Taufen, Hochzeiten und Todesfällen

und bei jedem Stadium des Lebens zwischen Priester und Gemeindemitgliedern stattfindet, ist eins der widerlichsten Begegnisse im Leben eines irischen Katholiken. Wie viele Fälle habe ich gekannt, wo ein Priester hartnäckig sich weigerte, eine eheliche Verbindung Heirathslustiger abzuschließen, bei Leuten aus der Klasse des Pächterstandes, bis er etwa fünfzig Pfund Sterling ausbezahlt bekam!" Mr. McCarthy spricht einmal, S. 331, von einer drohenden Kirchenrevolution, welche den irischen Priester, ähnlich wie es in Frankreich vor hundert Jahren geschehen sei, auf immer vom Erdboden wegfegen könnte.

Der Verfasser von „Fünf Jahren" weist in mehreren Capiteln auf die greuliche Verwahrlosung des Volkes hin, welche durch den Umstand, daß die Elementarschule und die Gymnasien fast ganz unter der Obhut des Clerus stehen, einen hohen Grad von Verwilderung erreicht hat und noch schlimmer sein würde, wenn nicht die protestantischen und die Regierungsschulen einen gewissen Grad von Wetteifer im Schulwesen Irlands erzeugten. Die Zahl der Personen in Irland, welche weder lesen noch schreiben können, ist eine sehr große. Wahrhaft Entsetzen erregend ist, was Mr. McCarthy uns in Capitel 14 und 15 über den krassen Aberglauben der niederen Volksclassen erzählt. In zwei oder drei Landstädtchen der Grafschaften Roscommon und Tipperary sind noch in den letzten vier Jahren Teufelsbeschwörungen und Mordthaten aus religiöser Ueberspannung vorgefallen. Die Schuldigen sind zwar eingekerkert und gerichtlich bestraft worden, und die abergläubischen Bauern haben ihre Unwissenheit schwer büßen müssen. Aber die wahren Schuldigen, die Hauptübelthäter, sind dennoch entschlüpft. Wir meinen damit die geistlichen Seelsorger, die Dorfpriester, welche für den niedrigen Bildungsgrad solcher Pfarrkinder indirect verantwortlich waren.

Es liegt im Interesse der katholischen Geistlichkeit Irlands, sagt McCarthy, das Volk der Farmer in der äußersten Unwissenheit aufwachsen zu lassen, denn wie ein früherer Erzbischof von Dublin, Paul Cullen, sich ausdrückte (Seite 309) bei manchen Gelegenheiten, wo von Volkserziehung die Rede war: „Jetzt greifen sie (die Farmer) bloß die Regierung an. Gebt ihnen mehr Erziehung, und sie werden Euch, sie werden die Kirche angreifen." Mit Recht fragt daher der Verfasser, ob es nicht die größte Unvorsichtigkeit sein würde, einem so gesinnten Priesterstande die Organisation und Leitung einer zukünftigen Hochschule anzuvertrauen. Da die Geistlichkeit sich durchaus nicht kümmert um die Hebung des Schulwesens und die Beförderung der weltlichen Erziehung, so kann die Forderung, daß die zukünftige Universität eine katholische sein soll, nur ein Vorwand sein zur Erlangung noch größerer Geldmittel und noch größeren Einflusses für die Priesterclasse. Das Parteiwort „katholisch", welches man dabei im Munde führt, soll nur dazu dienen, die Protestanten auszuschließen und die katholische Geistlichkeit an die Spitze zu stellen, geradeso wie man oft Arbeitervereine oder Lesecirkel höchst gehässiger Weise bloß deswegen als katholische titulirt, um die Protestanten vom Besuche abzuhalten und gewisse ultramontane Nebenzwecke ungestörter verfolgen zu können.

Gegen diese Beweisführung läßt sich freilich einwenden, daß doch Trinity College noch immer eine protestantische Universität genannt wird, und daß die Katholiken, da sie die Mehrzahl im Lande sind, nicht ohne Grund eine ihrem Glauben entsprechende Anstalt mit dem Beiwort „katholisch" für sich beanspruchen dürfen.

Hierauf läßt sich jedoch antworten, daß Trinity College allerdings vor dreihundert Jahren als eine specifisch protestantische Bekehrungsanstalt gegründet worden ist, daß es aber seit mindestens achtzig Jahren seinen ehemaligen exclusiv confessionellen Charakter aufgegeben hat und ihn heut zu Tage entschieden verleugnet. Durch Beschluß des englischen Parlaments in der Acte, genannt Fawcett's Act, sind im Jahre 1872 alle Aemter und Würden dieser Universität für unabhängig vom religiösen Bekenntniß erklärt. Kein Bischof, kein Geistlicher hat dort als solcher irgend welche Befugnisse. Es gibt dort allerdings eine Facultät für protestantische

Theologie, aber das verleiht dieser Hochschule ebensowenig einen confessionellen Charakter als den Universitäten Berlin, Leipzig oder Göttingen. Factisch ist etwa ein Fünftel der Studenten katholisch; unter den Fellows und Professoren hat es vereinzelte Fälle (bis jetzt zwei) des katholischen Bekenntnisses gegeben. Es ist aber nicht Schuld der Anstalt, daß nicht eine größere Anzahl von Katholiken sich zur Habilitirung als Universitätslehrer hat melden wollen. Man beobachtet bei allen höheren Ständen in Irland, bei den Aerzten, beim Richterstande, bei den Ingenieuren und Künstlern, daß die Katholiken weit hinter den Protestanten zurückbleiben, trotz ihrer großen numerischen Mehrzahl im Lande.

In Bezug auf Gelegenheiten zur akademischen Ausbildung und zur Erlangung akademischer Grade sind die Katholiken Irlands ebenso günstig gestellt als ihre protestantischen Landesgenossen, und die letzteren besitzen keine Vortheile, welche die ersteren nicht auch besitzen. Diejenigen, welche Trinity College verschmähen, sei es wegen seines fälschlich behaupteten Protestantismus oder wegen der Kosten des Eintritts und Aufenthalts, können sich in der Royal University für ein wahres Spottgeld immatriculiren lassen, und wenn sie nicht bloß akademische Staatsprüfungen, sondern auch akademischen Unterricht haben wollen, können sie ihn finden auf einer der fünf affiliirten Unteranstalten dieser Universität. Diese fünf Colleges sind vom Staate reichlich dotirt und haben einen genügenden Stab von Professoren für alle Zweige der Wissenschaft. Sogar die Jesuitenanstalt in Dublin erhält ziemlich hohe Unterstützungsgelder von der Regierung, obwohl nur auf eine indirecte Weise. Die Jesuitenprofessoren sind nämlich fast alle zu Aemtern in der Königlichen Universität erwählt und beziehen als Examinatoren recht anständige Gehälter für ihre Dienste. Und das Merkwürdigste dabei ist, daß das Geld für diese Väter und für die ganze Royal University aus dem Fonds herfließt, der durch den Verkauf des ehemaligen anglicanischen Staatskirchengutes entstanden ist. Man kann die Großmuth gegen die Katholiken nicht weiter treiben; und dennoch beklagen sich diese Herren!

Nun bleibt nichts mehr zu erörtern, als die Frage, wo denn die Katholiken ihre jungen Geistlichen ausbilden sollen; denn daß sie ebenso wie die Protestanten zum Alleinbesitz einer theologischen Facultät berechtigt sind, hat Niemand je geleugnet, am Allerwenigsten die Regierung, welche ihnen seit achtzig Jahren in Maynooth und anderswo alle möglichen Gelegenheiten für die Erziehung ihrer Priesteramtscandidaten geboten hat. Wenn die katholische Hierarchie nicht so engherzig wäre, würde sie längst das deutsche System angenommen haben, nach welchem junge Geistliche neben jungen Aerzten, Philologen und Juristen sich in einer theologischen Facultät, im katholischen Theile eines Landes, für ihren Stand akademisch vorbereiten. Dublin würde dann eine Universität bekommen, ähnlich wie München, Münster i. W., oder Freiburg. Aber die Hierarchie will das nicht. Sie ängstigt sich vor Berührung mit Protestanten. Sie verlangt Absonderung junger Geistlichen von allen weltlichen Elementen. Dies ist es, was die Frage so erschwert. So leicht es sonst sein würde, eine theologische Facultät der Royal University einzuverleiben, und so einfach auch diese Lösung des schwebenden Problems sein würde, so scheitert dieser Ausweg doch immer an der entschiedenen Abneigung der gebietenden Kreise, sei es in Rom oder in Dublin. Statt dessen begünstigt die Kirche das Princip des Seminars, d. h. einer Anstalt, die ganz außerhalb des Bereiches akademischer Bildung liegen soll. Ein solches Seminar existirt bekanntlich zwanzig Meilen von Dublin in Maynooth. Dies ist die Schule, die Irland mit katholischen Geistlichen versorgt. Bis zum Jahre 1869 war sie mit jährlich £ 26 000 dotirt. Dann schenkte ihr Gladstone £ 400 000 ohne irgend welche Bedingungen, zog aber zugleich die jährliche Dotation zurück. Der Betrag wurde aus dem confiscirten protestantischen Kirchengut entnommen. Maynooth wurde großartig restaurirt und mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten eines katholischen Stiftes ausgestattet. Aber zugleich wurde es das Hauptquartier einer intoleranten hierarchischen

Opposition gegen die Regierung. Alle drei Monate versammeln sich dort die dreißig Prälaten Irlands, gewöhnlich unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Dublin, Dr. Walsh, der ehemals Professor und lange Zeit Präsident von Maynooth gewesen ist, und erlassen von dort aus eine Reihe von Klageschriften und Demonstrationen über die Ungerechtigkeiten, die sie nebst den übrigen Iren von England zu erdulden glauben. Wären sie aufrichtig, so würden sie die Bemühungen Englands, den Iren gerecht zu werden, schon lange anerkannt haben. Statt dies zu thun, wiederholen sie immer die Forderung einer „Catholic University". Der Sinn dieser Forderung wird absichtlich im Unklaren gelassen. Wenn sie damit eine Universität für Katholiken meinen, so haben sie ja in der Royal University, was sie verlangen; denn diese Universität ist factisch zu drei Vierteln katholisch; die Katholiken bilden darin die große Mehrzahl der Studentenschaft, des Lehrerpersonals und des Senats. Wenn sie eine nichtconfessionslose, sondern mit einer theologischen Facultät ausgerüstete Universität meinen, so ist es ihnen leicht, auch eine solche zu bekommen. Maynooth braucht sich nur der Königlichen Universität incorporiren zu lassen und zu den fünf anderen Colleges hinzuzutreten, und ihr Wunsch ist gewährt; die Regierung wird nichts dagegen einwenden. Wenn sie aber eine Universität unter priesterlicher Oberaufsicht, eine Universität nach ultramontanen Begriffen meinen, wie es leider nur zu wahrscheinlich ist, so wird ihnen ein großer Theil des Laienthums in Irland, das ganze gebildete England, ja wir möchten sagen, die ganze gebildete Welt, entgegen treten und eine solche Forderung als unzuläßig und unerfüllbar abweisen.

* * *

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

Der Bundesrath hat die Berathung des ihm vom deutschen Reichskanzler übermittelten neuen Zolltarifs erledigt, so daß dieser Entwurf dem Reichstage zugehen konnte. Obgleich eine Anzahl Veränderungen im Bundesrathe beschlossen worden ist, werden die wichtigsten Punkte des Entwurfes: die Festsetzung von Minimalzöllen für Getreide, sowie die Erhöhung der Getreidezölle dadurch nicht berührt. Jedenfalls wird noch geraume Zeit vergehen, ehe im Reichstage eine Entscheidung erfolgt.

Die französische Regierung hatte eine Flottendivision unter dem Befehl des Admirals Caillard nach den türkischen Gewässern entsendet und die Zollämter der Insel Mytilene, des alten Lesbos, besetzen lassen, um eine Lösung des Conflictes mit der ottomanischen Pforte herbeizuführen; es schien, als ob die republikanische Regierung die orientalische Frage in aller Form aufrollen wollte. Anfangs war es die einer französischen Gesellschaft in Constantinopel ertheilte Concession hinsichtlich der dem Handelsverkehr dienenden Quai-Anlagen, die den Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten bot. Als diese Angelegenheit allem Anscheine nach ihre Lösung gefunden hatte, tauchten die Forderungen zweier französischer Staatsangehöriger, Tubini und Lorando, auf, die von dem französischen Botschafter in Constantinopel, Constans, in so dringender Weise unterstützt wurden, wie wenn es sich um ein wichtiges Staatsinteresse gehandelt hätte. In Wirklichkeit kamen dabei sehr alte Forderungen in Betracht, die unter Hinzurechnung echt levantinischer Zinsen zu bedeutenden Summen angeschwollen waren. Herr Constans verließ in Uebereinstimmung mit seiner Regierung den Botschafterposten in Constantinopel, und die amtlichen diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und der Türkei wurden abgebrochen, indem auch der türkische Botschafter in Paris in seine Heimath zurückkehrte.

Da damals der Zarenbesuch in Frankreich bevorstand, konnte man sich nicht wundern, daß die angekündigte Action der französischen Regierung zunächst unterblieb. Einen wie seltsamen Eindruck hätte es machen müssen, falls gerade in dem Zeitpunkte, wo der Urheber und Förderer der Idee der Friedensconferenz im Haag das verbündete Frankreich besuchte, eine französische Flottenexpedition im Orient allen Weltfriedensträumen in drastischer Weise widersprochen hätte! So ist denn das französische Geschwader erst am 5. November vor Mytilene eingetroffen.

Gerade weil eine so geraume Zeit zwischen dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und der Türkei verstrichen ist, hätte man erwarten können, daß die französische Regierung Veranlassung nehmen würde, die übrigen an der Aufrechterhaltung des status quo im Mittelländischen und im Adriatischen Meere interessirten Mächte von den Absichten Frankreichs in Kenntniß zu setzen.

Weder Italien noch Oesterreich-Ungarn als die zunächst Betheiligten wurden jedoch auf dem Laufenden erhalten, und ebenso wenig ist bekannt geworden, daß an Großbritannien vor der Absendung des französischen Geschwaders nach den türkischen Gewässern eine authentische Mittheilung von Seiten der französischen Regierung gelangt ist. Wohl liegt die Annahme nahe, daß der französische Minister des Auswärtigen, Herr Delcassé, nicht verfehlt hat, mit seinem russischen Collegen, Grafen Lamsdorff, bei Gelegenheit des Zarenbesuches in Frankreich sich ins Einvernehmen zu setzen. Andererseits fehlte es nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden mußte, daß der russischen Regierung nicht daran gelegen sein konnte, unter den gegenwärtigen Verhältnissen die orientalische Frage auf die Tagesordnung der hohen Politik gesetzt zu sehen. Ueberdies mußte die öffentliche Meinung dadurch verwirrt werden, daß eben in ziemlich unvermittelter Weise neben der allem Anscheine nach erledigten Quai-Angelegenheit, sowie der ebenfalls ausgeglichenen Forderung Tubini's, dessen Eigenschaft als französischer Staatsbürger übrigens ebenso wenig einwandfrei sein soll wie diejenige Lorando's, in unerwarteter Weise andere Forderungen Frankreichs erhoben wurden. Diese Forderungen, nach denen die ottomanische Pforte unter Anderem alle unter französischem Protectorate stehenden Schulen geistlicher Genossenschaften, sowie alle in Betracht kommenden Hospitäler nebst ihren Dependenzen anerkennen sollte, nöthigten zu der Annahme, daß das Ministerium Waldeck-Rousseau das frühere französische Protectorat über die Christen im Orient, zum Theil wenigstens, von Neuem verwirklichen wollte. Inzwischen hatte jedoch die türkische Regierung gewisse Hoheitsrechte geltend gemacht, von denen keineswegs bloß Frankreich betroffen wurde, vielmehr war z. B. auch die Eröffnung deutscher Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten von einer besonderen Concession der ottomanischen Pforte abhängig gemacht worden. Hiernach ließ sich also schwer absehen, in welchen directen und organischen Zusammenhang diese und andere Forderungen, wie die des Placet für den neuen chaldäischen Patriarchen, mit den ursprünglichen Beschwerdepunkten gebracht werden sollten.

Als feststehend darf nun auf Grund zuverlässiger Informationen bezeichnet werden, daß die deutsche Reichsregierung der französischen diplomatischen Action, sowie dem weiteren Vorgehen Frankreichs von Anfang an keine Schwierigkeiten bereitet hat. Vielmehr ist für die guten Beziehungen, die in Constantinopel zwischen Deutschland und Frankreich bestehen, charakteristisch, daß zwischen dem deutschen Botschafter, Freiherrn von Marschall, und Herrn von Constans sich ein durchaus freundschaftliches Verhältniß entwickelt hatte. Auch zeigte sich am Goldenen Horn von Neuem, wie bedenklich die frühere, bereits von Jules Ferry als verfehlt bezeichnete französische Revanche-Politik war, während Frankreich und Deutschland wie auf dem Gebiete der Colonialpolitik auch im Uebrigen vielfach gemeinsame Interessen haben. Dies zeigte sich unter Anderem bei Gelegenheit der türkischen Concession für die Bagdadbahn, bei deren Bau deutsche und französische Capitalisten in erfreulicher Weise zusammen wirken. In eingeweihten Kreisen ist denn auch bekannt, daß der deutsche Botschafter in Constantinopel eine durchaus correcte Haltung beobachtet hat und seinen Einfluß beim Sultan nie in einem den französischen Forderungen ungünstigen Sinne verwerthete.

Trotzdem wurde es vom Standpunkte der Aufrechterhaltung des Weltfriedens auch in Deutschland mit großer Genugthuung aufgenommen, daß der französische Minister des Auswärtigen nach der Besetzung Mytilenes an die Mächte eine Circularnote gerichtet hat, in welcher der provisorische Charakter dieser Maßregel ausdrücklich hervorgehoben wurde. Hiernach handelte es sich also nicht um eine dauernde Festsetzung auf Lesbos, die leicht anderen Mittelmeermächten den Anlaß zu Compensationsforderungen hätte bieten können. Vielmehr ertheilte Herr Delcassé den Mächten die Versicherung, daß Frankreich durch den Berliner Vertrag sich für gebunden erachte. Die französische Flottendivision hat denn auch bereits, nachdem die französischen Forderungen vom Sultan angenommen worden sind, die Besetzung Mytilenes wieder

aufgegeben. Für Frankreich mußten eben auch Erwägungen der hohen Politik bei einer solchen Lösung der bestehenden Differenzen in Betracht kommen. Die englische Regierung würde andererseits kaum ruhig zugesehen haben, falls Frankreich sich nicht bloß auf die provisorische Besetzung einer in der Nähe der Dardanellen gelegenen türkischen Insel beschränkt hätte, und es hätte dann die Gefahr vorgelegen, daß in Zukunft auch jede andere Macht, wäre es auch nur unter dem Vorwande, die Geldforderung eines Staatsangehörigen bei der ottomanischen Pforte durchzusetzen, sich türkischen Gebietes als eines sicheren Faustpfandes bemächtigen könnte. In dieser Hinsicht braucht nur auf Tripolis hingewiesen zu werden, um die Gefahren erkennen zu lassen, die sich aus einem solchen abgekürzten Verfahren ergeben könnten. Würde die Theorie dieser Besitzergreifungen anerkannt, so wäre in der That nicht ausgeschlossen, daß in der Zukunft einmal Frankreich von Tunesien her aus Anlaß eines späteren Conflicts mit der Türkei sich ohne Weiteres in Tripolis festsetzt. Da nun mit berechtigter Eifersucht gerade Italien die Aufrechterhaltung des status quo in Tripolis überwacht, so würden ernsthafte Verwicklungen zwischen Frankreich und Italien dann unvermeidlich.

Der französische Minister des Auswärtigen hat jedenfalls diese Situation schließlich erkannt, und daß er in der an die Mächte gerichteten Circularnote, bei aller Wahrung der französischen Forderungen, sich entschieden auf den Boden des Berliner Vertrages gestellt hat, gereicht seinem diplomatischen Tacte zum Lobe. Mag auch das Mittel, dessen Herr Delcassé sich bediente, drastisch erscheinen, so hat doch die endgültige friedliche Lösung des französisch-türkischen Conflictes dem Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs Gelegenheit geboten, seine Geschicklichkeit von Neuem zu bewähren.

Auf einem wie gefährlichen Boden das Ministerium Waldeck-Rousseau bei den parlamentarischen Debatten über den „türkischen Zwischenfall“ sich bewegte, zeigte sich bei der Abstimmung über die eingebrachten Tagesordnungen, von denen die des Deputirten d'Agoult in der Einleitung lautete: „Indem die Deputirtenkammer auf die Regierung zählt, um den aus den Verträgen und den Capitulationen folgenden Rechten Achtung zu verschaffen“. Allerdings gelangte die von dem Deputirten Chastenet eingebrachte, zugleich das Vertrauen zur Regierung entschiedener zum Ausdrucke bringende Tagesordnung zur Annahme. Die Kammermehrheit — 289 gegen 278 Stimmen — war jedoch so geringfügig, daß es klar hervortrat, wie wenig das Ministerium Waldeck-Rousseau auf die volle Unterstützung des Parlaments zählen durfte. Nicht minder bezeichnend war das Eingreifen des Herrn Ribot in die Debatte, der als einer der gefährlichsten Widersacher des Cabinets gilt und den ironischen Beifall der äußersten Linken, sowie den ernsthaft gemeinten des Centrums und der Rechten erhielt, als er die Vertheidigung der Missionäre verlangte, „die dort unten Frankreich repräsentiren“ (qui représentent là-bas la France). Von einem einheitlichen Vertrauensvotum, das der jüngsten Action der französischen Regierung im Parlament zu Theil geworden wäre, kann also gar nicht die Rede sein.

Was andererseits die armenische Frage betrifft, die in der französischen Deputirtenkammer von einer Anzahl ihrer Mitglieder in die Debatten hinein gezogen wurde und zur Grundlage des Vorgehens des Cabinets Waldeck-Rousseau gemacht werden sollte, so zeigt sich bei ihrer Betrachtung, wie wenig die Auffassung Rußlands in dieser Hinsicht mit den Anschauungen, die in der befreundeten und verbündeten französischen Republik gehegt werden, sich im Einklange befindet. Während in Frankreich stets von Neuem Humanitätsrücksichten zu Gunsten der christlichen Armenier geltend gemacht werden, kommt für Rußland wesentlich in Betracht, daß diese türkischen Armenier ebenso wie die sie hart bedrängenden Kurden die unmittelbaren Nachbarn Rußlands sind. So oft daher die Aufregung innerhalb dieser gemischten Bevölkerung geschürt wird, regen sich auch die schroffen Gegensätze, und das hat zur unmittelbaren Folge, daß die unter türkischer Herrschaft stehenden christlichen Armenier in hellen Scharen über die russische Grenze

kommen und dann von Rußland unterhalten werden müssen. Man begreift deshalb, daß dieses den Zeitpunkt, in dem es die armenische Frage auf die Tagesordnung gebracht sehen will, selbst zu wählen entschlossen ist und nicht von mehr oder minder radicalen Deputirten des französischen Parlaments festgestellt wissen möchte. So zeigt sich, daß gerade die orientalische Frage eine Reihe von Fallstricken birgt, denen gegenüber selbst das französisch-russische Bündniß versagen muß.

Für die friedliche Gestaltung der Beziehungen der europäischen Mächte charakteristisch ist neben der Lösung des jüngsten französisch-türkischen Zwischenfalles die Beseitigung aller Schwierigkeiten im äußersten Orient. Auch nach dem Hinscheiden Li-Hung-Tschang's, der neben dem Prinzen Tsching bei den Friedensverhandlungen in Peking als Vertreter China's im versöhnlichen Sinne wirkte, steht nicht zu befürchten, daß sich neue Verwicklungen zwischen China und den Mächten ergeben könnten. Li-Hung-Tschang, der mit den europäischen Verhältnissen vertraut war, galt allerdings mit Recht als derjenige chinesische Staatsmann, der den fremdenfeindlichen Bestrebungen mit Entschiedenheit entgegen trat. Wie er bereits in jüngeren Jahren sich auch auf militärischem Gebiete bewährt hatte, indem er bei der Unterdrückung des Aufstandes der Taiping eine hervorragende Rolle spielte, war er doch weit davon entfernt, die Leistungsfähigkeit der chinesischen Streitkräfte zu überschätzen. Deshalb war er, ohne jedoch dem europäischen Geiste und der modernen Civilisation sich im Wesentlichen zugänglich zu erweisen, stets bereit, Arsenale erbauen und vervollkommnete Waffen jeder Art in China einführen zu lassen. Isbesondere galt er als ein Freund Rußlands, es wird nunmehr erwiesen werden, ob die Mandschurei-Angelegenheit auch nach dem Hinscheiden Li-Hung-Tschang's ihre Erledigung im Sinne der russischen Interessen finden wird.

In den Vereinigten Staaten von Amerika mußten die Vorgänge der auswärtigen Politik, sowie die Entwicklung der Verhältnisse auf Cuba und den Philippinen hinter den jüngsten Wahlen in New York zurückstehen, bei denen der Tammany-Ring in kläglicher Weise unterlegen ist. Am 5. November waren die Wähler der Städte New York, Brooklyn, Long Island City berufen, auf drei Jahre den neuen Bürgermeister und die übrigen leitenden Beamten der Stadtverwaltung zu ernennen. Als Sieger aus dem Wahlkampfe um den Bürgermeisterposten ging nun Seth Low, der frühere Bürgermeister seiner Heimathstadt Brooklyn, Präsident der Columbia-Universität, hervor, der bereits im Jahre 1897 gegen den Candidaten des Tammany-Rings, damals jedoch vergebens, gekämpft hatte. Mit dem Namen Richard Croker, der maßgebenden Persönlichkeit in Tammany Hall, war das in der Stadtverwaltung New Yorks bestehende System der Corruption eng verknüpft, und die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten begrüßt die Wahl Low's, dem Richard Croker den angesehenen Brooklyner Advocaten Edward Shepard gegenüber gestellt hatte, als die Befreiung von einem unerträglichen Joche.

Spanien hat, obwohl es in Folge des gegen die Vereinigten Staaten geführten Krieges von seinen Sorgen um Cuba und die Philippinen befreit worden ist, bisher nicht vermocht, die innere Lage erfreulicher zu gestalten. Unlängst veröffentlichten die Blätter übereinstimmende Berichte, nach denen ein carlistischer Aufstand unmittelbar zu befürchten wäre. Diese Meldungen mußten jedoch um so mehr mit Vorsicht aufgenommen werden, als es nicht zu den Gepflogenheiten der Carlisten gehört, ihre Bewegungen zuvor öffentlich anzukündigen. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, gerade in den jüngsten Wochen in den baskischen Provinzen, dem gewöhnlichen Hauptquartier des Carlismus, verweilte, hatte denn auch Gelegenheit, sich von der dort herrschenden Ruhe zu überzeugen. Da jedoch zugleich aus Catalonien, insbesondere aus dessen Hauptstadt Barcelona, Sturmzeichen gemeldet wurden, empfiehlt es sich, zu betonen, daß die Opposition gegen die gegenwärtige spanische Regierung sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt. Während die Liberalen über den wachsenden Einfluß der Congregationen klagen,

haben im Senate die Bischöfe der Reihe nach den Gesetzentwurf bekämpft. Sagasta wies jedoch mit Recht darauf hin, daß das bestehende Concordat zahlreiche Anachronismen aufweise, so daß eine unverzügliche Reform geboten erscheine. Auch braucht nur an die Vorgänge erinnert zu werden, die sich aus Anlaß der Vermählung der Prinzessin von Asturien mit dem Sohne des Grafen von Caserta abspielten, um zu zeigen, daß im Interesse der Dynastie gegen die clericalen Bestrebungen Front gemacht werden muß. Damals wurde es auf Einflüsse der Jesuiten zurückgeführt, daß die möglicher Weise zur Thronfolge in Spanien berufene Prinzessin von Asturien mit Don Carlos von Bourbon, dem Sohne des Grafen von Caserta, sich vermählte, der selbst seiner Zeit als Generalstabschef des Thronprätendenten Don Carlos sich einen wenig rühmlichen Namen gemacht hatte. Die Ruhestörungen, die sich unter Anderem im Erstürmen von Klöstern äußerten, haben jedenfalls dazu beigetragen, den liberalen Conseilpräsidenten zur Einbringung des Gesetzentwurfes über die geistlichen Genossenschaften zu veranlassen.

Die Reformen, deren Spanien an erster Stelle bedarf, liegen auf finanziellem Gebiete. Noch immer stehen die Ermäßigungen verschiedener Budgets aus, unter denen namentlich das des Cultus übermäßig belastet erscheint, während das Unterrichtswesen in Spanien sehr viel zu wünschen übrig läßt. Auch das Kriegsbudget erscheint zu hoch, nachdem durch den Verlust der Colonien die Aufrechterhaltung des Heeres in der alten Stärke unnöthig geworden ist. Immer dringender wird die Aufgabe, die volkswirthschaftlichen Grundlagen des Staatslebens durch gesunde finanzielle Reformen in höherem Maße als bisher zu sichern.

Bei Gelegenheit der in Spanien vollzogenen Wahlen für die Gemeinderäthe ist es inzwischen zu neuen Ruhestörungen gekommen, die einen ernsteren Charakter hatten. In Barcelona wurden zahlreiche Theilnehmer an diesen Ruhestörungen verwundet, und es zeigte sich wiederum, daß die auf eine größere Unabhängigkeit abzielende Bewegung in Catalonien auch vor der Anwendung von Gewaltmitteln nicht zurückschreckt. Gerade das arbeitsame, industriereiche Catalonien mit seiner als das spanische Manchester bezeichneten Hauptstadt ist durch den Verlust der Colonien am stärksten in Mitleidenschaft gezogen worden, weil der Handelsverkehr mit den Antillen und den Philippinen zumeist über Barcelona vermittelt wurde. Deshalb werden dort am dringendsten Reformen verlangt, und da diese bisher ausgeblieben sind, erklärt sich die stets wachsende Unzufriedenheit, durch die dann den catalanischen Bestrebungen Vorschub geleistet wird. Bei diesen muß allerdings zwischen den Hitzköpfen und den gemäßigten Elementen unterschieden werden, die nur ein größeres Maß der Selbstverwaltung fordern, während die Anderen separatistische Neigungen hegen.

Die Regierung ist daher entschlossen, der catalanischen Bewegung mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Da der gegenwärtige Kriegsminister, General Weyler, als früherer Generalcapitän von Catalonien die dort bestehenden Verhältnisse sehr genau kennt, darf angenommen werden, daß es an Wachsamkeit auf Seiten der Regierung nicht fehlt. Nur mangelt es auch nicht an Anzeichen, wonach innerhalb der Regierung selbst Veränderungen bevorstehen könnten. Im Hinblick auf das hohe Alter des liberalen Conseilpräsidenten Sagasta muß durch dessen in diesen Tagen gemeldete Erkrankung die Besorgniß hervorgerufen werden, daß sein Rücktritt von der Leitung der Regierungsgeschäfte bevorstehen könnte. In der spanischen Presse selbst fanden bereits lebhafte Erörterungen darüber statt, ob dann ein Systemwechsel in Spanien eintreten würde. Allgemein wird jedoch angenommen, daß die Liberalen bis zu der im nächsten Jahre erfolgenden Volljährigkeit des jungen Königs Alfonso XIII. am Staatsruder bleiben werden. Sollte daher Sagasta in der That durch seinen Gesundheitszustand genöthigt werden, seine Entlassung zu nehmen, so würde er, wie vielfach angenommen wird, durch den gegenwärtigen Kriegsminister General Weyler ersetzt werden.

Literarische Rundschau.

Von der deutschen Tiefsee-Expedition.

[Nachdruck untersagt.]

Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Herausgegeben von Karl Chun. Mit 6 Chromolithographien, 8 Heliogravüren, 32 als Tafeln gedruckten Vollbildern und 180 Abbildungen im Text. Jena, Gustav Fischer. 1900.

Ueber die allgemeine wissenschaftliche Bedeutung der Tiefsee-Forschung ist an dieser Stelle ausführlich von Ernst Haeckel berichtet worden. Es genügt, an eine Thatsache zu erinnern: zwei Drittel der gesammten Erdoberfläche hat uns die Tiefsee-Forschung zum ersten Mal erschlossen. Es erschien als der höchste Triumph der Erkenntniß, als Schiffe zuerst dieses Gebiet überquerten — überquerten auf der Höhe der Wassersäule, die mit einem Durchmesser bis zu 9644 Meter darüber stand. Dann erst kam, zaghaft zuerst, wie etwas nie zu Lösendes, die Frage, was in dieser Wassersäule lebe und walte, und wie die harte Rinde des Planeten beschaffen sei unter ihr. Die Tiefsee-Forschung hat diese Frage in den größten Zügen heute gelöst, nach nicht ganz hundert Jahren zufälliger und nach genau dreiunddreißig Jahren systematischer Arbeit. Den Mittelpunkt bildet die englische Expedition der Corvette „Challenger" 1872—1876. Die ersten, bescheidenen Anfänge deutscher Betheiligung an der praktischen Mithülfe an Ort und Stelle gehen bis in die gleichen siebziger Jahre zurück. Nochmals sind dann aber über zwanzig Jahre bei uns hingegangen, bis der Zoologe Karl Chun mit großer persönlicher Energie eine regelrechte Tiefsee-Expedition aus Reichsmitteln durchgesetzt und auf dem Schiffe „Valdivia" vom August 1898 bis Mai 1899 unter den glücklichsten äußeren Bedingungen geleitet hat. Die Ergebnisse solcher Expeditionen sind keine lärmenden. Es handelt sich nicht um Seeschlangen und Kraken, sondern um eine Fülle meist kleiner, zum überwiegenden Theil geradezu mikroskopischer Fundobjecte. Eine der werthvollsten Wissenserweiterungen liegt in endlosen, äußerst trockenen Tabellen aus Thermometermessungen in den verschiedenen Wassertiefen, in Lothungen über die Tiefe und den verticalen Aufbau des Meergrundes. Die wissenschaftliche Bearbeitung eines solchen Materials muß nachträglich lange Jahre daheim beanspruchen, und die große Menge wird schwerlich je stark davon bewegt werden. Wieder nach Jahren werden die neuen Thatsachen schlicht in den Lehrbüchern der Fachzweige auftauchen mit dem kurzen Schlagwort „Valdivia", das dort nicht erläutert zu werden braucht. Inzwischen besteht aber das Bedürfniß, den Gebildeten allgemein wenigstens in etwas darüber aufzuklären, in welchen geistigen Besitz sich die vom Reichstag bewilligten 300 000 Mark der Expeditionskosten umgesetzt haben dürften. Unter diesem Gesichtspunkt hat Karl Chun zuerst einen rein populären Reisebericht geschrieben, der in guter Absicht orientiren und — was wichtig ist —

die Antheilnahme an diesen Dingen, nachdem sie einmal geweckt war, nicht wieder einschlafen lassen soll. Der Expedition war ihr Weg gegeben durch eine negative Erbschaft des „Challenger“: sie mußte die Gebiete nachholen, in die die Engländer damals nicht gekommen waren. Das hieß in erster Linie den Indischen Ocean erforschen. Der Weg dahin führte — für ein deutsches Schiff ohnehin am geeignetsten — an der Küste Afrika's entlang mit Studium des östlichen Atlantischen Oceans. Wie aber der Sinn aller Forschenden heute auf den Südpol und seine Geheimnisse gerichtet ist, so mußte ein Vorstoß vom Kap in das antarktische Meer als schwierigstes und fernstes, aber verheißungsreichstes Ziel den Horizont der Wünsche bilden. Das Alles ist schlicht und solid, im großen Sinne echt wissenschaftlicher Pflichterfüllung „programmmäßig“ ausgeführt worden. Der Vorstoß in die Antarktis gab den eigentlich romantischen Theil dazu. Ein lange verlorener Punkt unserer Karten, die Bouvet-Insel, wurde geographisch neu festgestellt, die Eismauer des Südcontinents, vorläufig die große Barrière aller unserer Weisheit da unten, achtungsvoll begrüßt. Nach unten, in die Tiefe hinab, waren die Erfolge in jedem Betracht glänzende. Aber auch von dieser dunklen Tiefe abgesehen bot eine Fahrt, die im rascheſten Fluge, doch mit gründlichsten Beobachtern an Bord die Färoer, die Kapverden, Kamerun und die Congomündung, das Kap, das Südpolareis, Sumatra, Ceylon, den Palmen- und Schildkrötenwinkel der Seychellen, Dar-es-Salaam und das Rothe Meer berührte, die buntesten Landschaftsbilder oben im Sonnenglanz. Von hier hat Chun in erster Linie seine Farben geholt und ein abwechslungsreiches, einheitlich lesbares Reisebild geschaffen. Die beste Partie, die auch oben über die freundliche Touristenfahrt zur ernsten Entdeckungsreise hinüber führt, ist die Schilderung des Abstechers ins Eismeer und des Besuchs auf den Kerguelen mit ihrer Gletscherlandschaft, ihren Pinguinen und See-Elephanten. Chun ist, wie in Hinsicht auf andere deutsche Reiseberichte gesagt sein muß, kein Darsteller großen Stils; er schreibt mühsam und ersetzt, ein Fehler so häufig des Specialforschers, zu oft das plastische Bild, das der unbetheiligte Leser braucht, durch einen Namen, bei zoologischen Objecten gar einen lateinischen Namen. Es ist aber erfreulich, wie die erwähnte stofflich werthvollste Partie auch relativ gerade am besten geschrieben ist. Bei der Kostspieligkeit der Mittel ist es wohl auf lange nur frommer Wunsch, aber aussprechen möchte ich es doch: es sollte eigentlich jede großartige Weltfahrt dieser Art einen besonderen „Darsteller“ mitnehmen, einen Landschaftsschilderer von ausgesprochener Gabe, dem die anderen Theilnehmer ihr ganzes Fachmaterial ergänzend anvertrauten, damit er aus dem Ganzen etwas schaffe, was nicht bloß notizenhaft die Reisetheilnehmer selbst nachträglich erinnerte, sondern dem naiven Leser daheim so viel rettete und mittheilte, als mit allen Mitteln menschlicher Kunst möglich ist. In einem anderen Punkte allerdings ist diese Valdivia-Fahrt selber schon mustergültig im Sinne des prächtigsten Fortschrittes gewesen: in der Sorge um directe bildliche Aufnahmen mit Hülfe der vollkommensten photographischen Technik. Bilder wie in diesem dadurch zum Prachtwerk erhobenen Quartbande kenne ich zum Theil aus keinem einzigen früheren Reisewerk, auch den kostspieligsten nicht. Die Wiedergaben der vergletscherten Bouvet-Insel, eines von Pinguinen besetzten Eisberges, der Glaciallandschaft vom Gazellehafen auf den Kerguelen, der Baobabbäume am Congo in Heliogravüre gehören zu den raffinirtesten Genüssen eines Feinschmeckers im charakteristisch Landschaftlichen und müssen allein den Besitz des Buches erwünscht machen. Auch die zoologischen Bilder, unter Anderem eine Tafel mit seltsamen Tiefseefischen mit teleskopartig vorspringenden Augen, die in den natürlichen Farben und dem echten Silberglanz ausgeführt ist, sind allerersten Ranges. Mit solchen Beigaben zum Text beginnt heute eine ganz neue Aera des Reisewerkes, die nun erst recht an den Schilderer ganz neue Anforderungen zum Schritthalten stellt.

Wilhelm Bölsche.

εδ. **Jugenderinnerungen und Bekenntnisse.** Von Paul Heyse. Berlin, W. Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1900.

Große Theile dieser Darstellungen aus Heyse's äußerem und innerem Leben sind als Zierden der „Deutschen Rundschau" unseren Lesern wohlbekannt; um so willkommener nun die natürlich von jedem Bädeker-Inventar freien, alten Tagebüchern entsprungenen Blätter aus Italien, die uns auch den philologischen Onkel Theodor und manchen Genossen meisterhaft vergegenwärtigen und durch Otto Ribbeck's jüngst gedruckte Briefe hübsch ergänzt werden. Mit anmuthigem Ernst führt das locker gefügte Buch — liegt doch der eigentlich epische Reiz aller „Dichtung und Wahrheit" in der Frühzeit — von den Berliner Kinderjahren und dem treuen Bild der so ungleichen Eltern über Bonn und Italien hin bis zu den schweren Münchner Krisen: der kraft poetischer Aussprache und dann einem neuen Glück überstandenen häuslichen und der politisch-literarischen, die das Geibel'sche Symposion vollends sprengte. Heyse's Art, so graziös er zu erzählen weiß, geht nicht auf ein läßliches anekdotisches Geplauder, womit Fontane uns ergötzt; man vergleiche nur, wie kühl hier der Berliner „Tunnel" abgethan wird. Durchweg ist das Urtheil über Menschen und Zustände, nicht bloß des Musenhofes unter dem guten, sich dilettantisch bildenden König Max, viel schärfer, als Mancher wohl erwartet, der eine landläufige falsche Meinung von Heyse's Schmiegsamkeit theilt; conciliant in der Form, hat er seinen Ueberzeugungen nie das Geringste vergeben. Und noch eine andere verbreitete Legende zerstiebt hier: früh begünstigt, ist dieser elastische Mann auch unsäglich hart geprüft worden; von jungem Ruhm gewiegt, hat dies reiche, schöpferische Talent rastlos gelernt und an sich gearbeitet. Darum kann er uns hier die reifsten Bekenntnisse über Lyrik und Epik bescheren und in einem persönlicheren Abschnitt von manchem dramatischen Kampf Zeugniß ablegen.

εσ. **Marie von Ebner-Eschenbach.** Biographische Blätter von Anton Bettelheim. Mit drei Bildern in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Der Verfasser reicht uns die schönste Frucht des so einhellig gefeierten Jubiläums einer künstlerisch und menschlich gleich verehrungswerthen Dichterin, der die Siebzig nichts von ihrer Schöpferkraft abgebrochen haben. In ein paar Monaten mußte Bettelheim dieses Buch vollenden; er hat es aber nicht aus dem Aermel geschüttelt, obwohl die Eile sich hie und da in Unebenheiten und mangelhafter Oekonomie verräth und der Anlaß mitunter den Ton zu festrednerisch stimmt. Vielmehr war er durch lange Verträutheit wohlgerüstet, persönlich in vieles Intime eingeweiht, mit den nächsten Freundinnen der Jubilarin selbst gut bekannt und als Wiener vor Anderen fähig, die künstlerische und sociale Atmosphäre zu schildern, wie ihm auch seine Kenntniß des mährischen Landes zu Gute kommt. Die bei M. Necker (M. v. Ebner-Eschenbach nach ihren Werken geschildert. Leipzig und Berlin, G. H. Meyer. 1900; zum Theil ältere Aufsätze) vorherrschende Analyse tritt, wenngleich viel Gutes gesagt oder angedeutet wird, hier gegen das Biographische zurück, das von früheren Generationen trefflich ausholt und reichlich aus Briefen und anderen Aufzeichnungen geschöpft ist, auch die Wohnstätten bis nach St. Gilgen und nach Rom uns heimisch macht. Der Kampf um das Drama, die langsam erstarkte Sicherheit der Erzählerin wird sehr lebendig geschildert. Besonders willkommen sind manche den Durst nach mehr, nach Allem reizende Blätter aus dem Briefwechsel mit Luise v. François. Ungedruckte oder verschollene Dichtungen lugen hervor. Es ist ein liebevolles und liebeerweckendes Buch. Gern empfängt man endlich die rühmlichen Acten der von J. Minor angeregten Doctorpromotion und einen Anhang „Quellen und Anmerkungen". — Sagen muß ich doch, daß mir die stete Bezeichnung von Frauen durch den Familiennamen mit dem Artikel ganz abscheulich und auch unziemlich vorkommt: „Mit der Fleischl gewann die Ebner" . . . oder zugleich so mißlautend: „Der Umfang der Belesenheit der Fleischl" . . . Bequem ist das ja.

εσ. **Gesammelte Dichtungen** von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1900.

Der ausgezeichnete schwäbische Forscher und Dolmetsch hat es nicht eilig gehabt, seine lyrischen und epischen Gebilde zu scharen; möge nun die in jüngster Zeit wieder erstarkte Neigung für Verspoesie ihnen zu Gute kommen. Er verräth als Lieder- und Balladendichter Anfangs die Heimath Uhland's, nicht bloß wenn er anhebt: „Das war in alten Zeiten ein lichter Rosengarten"; aber nicht so klar und schlicht wie jener Meister, ist Hertz individueller, vielseitiger, farbiger. Mit Uhland hat er die schöpferische Kraft gemein, seine Studien in den freien Dienst der Dichtung zu stellen und ohne künstlichen Rost alte Schätze mit neuem Geist und neuem Stil zu heben; nicht vornehmlich auf das Heroische gerichtet, obgleich ihm Wucht und Erschütterung keineswegs versagt ist („Heinrich von Schwaben"), sondern mit einem sinnlichen, aber nie Wielandisch ins Lüsterne spielenden Glanz, den Uhland wohl bewundert, stets jedoch aus herber Scham gescheut haben würde. So bringt „Hugdietrich's Brautfahrt" die geheime Minne des Thurms ans Licht der Sonnen. So quillt im „Bruder Rausch" das Reis alter Schwankdichtung wundervoll auf, wenn der Kobold den strengen Mönchsorden gründlich umwandelt, und zugleich wirkt in allem üppigen sinnenfrohen Spuk ein die Ueberlieferung gedankenschwer vertiefender elegischer Zug, daß es mit der heidnischen Götterwelt vorbei ist. Diese Dichtungen lassen jede Märe und Aventiure der letzten Jahrzehnte durch echte Kunst und auch durch eine verschwiegene Beherrschung des Mittelalters auf Meilenferne hinter sich. Sie haben deshalb keinen raschen Markterfolg gefunden, doch sie werden dauern.

εσ. **Die Overbecks Mädchen.** Roman in zwei Bänden von Max Grad. Berlin, Fontane. 1901.

„Max Grad“ — eine süddeutsche Frau; so weit sei der Schleier gelüftet — hat mit allerlei derberen Skizzen begonnen und vor zwei Jahren durch den ländlichen Roman „Der Lattenhofer“ (Leipzig, Grunow), frische Kraft sammelnd, ein Versprechen für die Zukunft gegeben, das wir jetzt mit froher Ueberraschung vollauf eingelöst finden. Wir begrüßen ein echtes, starkes, reiches Talent in dieser Geschichte zweier Schwestern und ihrer Männer; einer scheinbar ganz hausbackenen, die einen keineswegs gen Himmel gerichteten Pastor, und einer zarten, suchenden, die nach schweren Krisen ihren ärztlichen Bräutigam heirathet. Aber die Trauungen sind nicht das Ziel, sondern die größten Entscheidungen fallen in die Ehen, und diese Hauptpartien sind mit einer erschütternden Meisterschaft gestaltet. Der Roman vereinigt tiefe Tragik und köstlichen Humor; er zeigt Kraft, die nicht wie in manchen stark sein wollenden Frauenbüchern zu geflissentlich auftrumpft, und er entfaltet wiederum eine von Empfindsamkeit unberührte Zartheit. Naturschilderungen kommen aus echter Anschauung und sind eingestimmt; manchmal zu breit, wie es überhaupt an stockenden Partien nicht fehlt. Noch mangelt die Gabe, den Reichthum zu bändigen, noch laufen zu viele Nebenräder mit, so vortrefflich solche Figuren und Motive — aus der Landarbeiterwelt, der Zusammenbruch eines Adelshauses — an sich sein mögen. Und am Ende, nach weiser Mischung edler und unreinerer Triebe der Menschen, verräth sich die weibliche Feder durch die Scheu vor herzhafter Consequenz, indem nicht zwingend Alles zum Besten gekehrt wird. Der Stil ist sehr tönereich, frei von den stammelnden und schreiigen Unarten der Mode, nur darin nicht, daß er dann und wann dem Dialekt vollen Raum läßt.

γ. **Geschichte der deutschen Nationalliteratur.** Von A. F. C. Vilmar. 25. (Jubiläums-) Auflage. Mit einer Fortsetzung: „Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart“. Von Adolf Stern. Marburg, N. G. Elwert. 1901.

Vilmar's „Deutsche Literaturgeschichte“ ist ein anerkanntes Meisterwerk, ausgezeichnet durch Sachkenntniß, Feingefühl, Beherrschung und charaktervolle Auffassung des Stoffes. Vom Jahre 1868 an fehlte ihr die Hand ihres durch den Tod abgerufenen Verfassers; die Verlagshandlung hat sich an sein ausdrückliches Gebot gehalten, daß sein Werk im Text selbst bei neuen Auflagen nicht verändert werden soll, hat aber die Anmerkungen durch Gödeke, nach dessen Tod durch Adolf Stern fortführen und die Darstellung der Literaturentwicklung seit Goethe's Tod anfügen lassen. In dieser Gestalt hat das Werk seit 1868 schon wieder fünf Auflagen erlebt — an sich schon ein Beweis, daß es selbst nicht veraltet und in der Verbindung des ursprünglichen Textes mit den Quellennachweisen der Anmerkungen und der Ergänzung bis zur Gegenwart dem Geschmack und Bedürfniß weiter Kreise entspricht. Es ist unnöthig, zu sagen, daß so, wie Vilmar schrieb, sah und urtheilte, Adolf Stern nicht schreibt, sieht und urtheilt. Gleichwohl wird Jeder, der z. B. Stern's Charakteristik Geibel's auf S. 570—572 liest, das Gefühl haben, daß er nicht ohne inneres Recht es gewagt hat, eine durchaus selbständige Ergänzung zu Vilmar's durchaus selbständig gebliebenem Werke zu liefern. Wer Geibel so verständnißvoll würdigt, wer ihn mit Walther von der Vogelweide vergleicht — als Minnesänger wie als vaterländischer Dichter — der hat ein inneres positives Verhältniß zu Allem, was in unserer Dichtung gesund und rein ist, und er durfte Vilmar fortsetzen — alter non idem.

γ. **Das Elend unserer Jugendliteratur.** Von Heinrich Wolgast. Hamburg, Selbstverlag. 1899.

Das vorliegende, schon in zweiter Auflage erschienene Buch ist als ein ganz hervorragender Beitrag zu der so überaus wichtigen Frage zu bezeichnen, welcher Art die geistige Nahrung sein soll, die wir der Jugend darzureichen haben. In fesselnder Auseinandersetzung wendet sich Wolgast gegen die massenhafte Fabrikwaare der sog. „Jugendliteratur“, die meist nur der Speculation entstammt und unter dem Vorgeben, zur Jugend herab zu steigen, ihr nichts als schale Nichtigkeiten bietet und für die Hauptaufgabe, die künstlerische Erziehung der Jugend, so gut wie gar nichts leistet. Es ist sehr lehrreich zu hören, was Goethe als Knabe las: die Foliobibel von Merian, Gottfried's Chronik mit Kupfern desselben Meisters, Ovid's „Verwandlungen“, Fénélon's „Telemach“, „Robinson Crusoe“, „Die Insel Felsenburg“, Lord Anson's „Reise um die Welt“, die deutschen Volksbücher, Homer und Virgil — also lauter Meisterwerke, welche der Knabe fassen konnte, keine extra präparirte „Jugendliteratur“. Nicht minder gibt es zu denken, daß Zar Alexander III. und dessen Gemahlin Dagmar ihren Kindern nur russische Meisterwerke, Grimm's Märchen, Fénélon's „Telemach“ und die Werke von Scott und Dickens zum Lesen geben ließen. So verlangt auch Wolgast, daß die Jugend mit Werken wirklicher Dichter genährt werde, so weit sie nämlich durch Einfachheit der Charaktere und Sinn für das Wirkliche sich für die Jugend eignen. Er empfiehlt Grimm's und Andersen's Märchen, ebenso die Hauff's, „die nichts Großes, aber doch Echtes liefern“, Einiges von Goethe und Tieck, Uhland's Balladen und Dramen, Schiller's „Tell“ und „Maria Stuart“, vielleicht auch „Wallenstein“, „Robinson“, Cooper, Kleist's „Michael Kohlhaas“, Wilibald Alexis' „Die Hosen des Herrn von Bredow“, Scheffel's „Ekkehard“, Storm's „Pole Poppenspäler“, dann Vieles von Rosegger und namentlich von Adalbert Stifter, dem Wolgast S. 219 ff. eine äußerst anerkennende Betrachtung widmet. Im Einzelnen wird man über dies und das anders urtheilen als Wolgast, im Ganzen aber hat er sicher das Richtige getroffen.

λν. **Russische Literaturbilder.** Von Eugen Zabel. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1899.

Der Verfasser, der seit zwei Jahrzehnten für das Verständniß russischen Geisteslebens in Deutschland mit ebenso viel Eifer wie Erfolg thätig ist, hat in diesem Bande die Hauptströmungen in der literarischen Bewegung des Zarenreichs in sechs Essays behandelt, von denen mehrere zuerst in der „Deutschen Rundschau" erschienen sind und die Aufmerksamkeit auf die Meister der russischen Erzählerkunst gelenkt haben. Jedoch sind diese Aufsätze durchweg neu bearbeitet und vielfach erweitert worden, so daß sie dem Stand der gegenwärtigen Forschung entsprechen und nicht nur ästhetische Studien, sondern zugleich Bilder von Land und Leuten enthalten, wie sie Zabel bei seinen Reisen in Rußland in sich aufgenommen hat. Den Anfang macht der „Vater der russischen Poesie", Alexander Puschkin, dem aus Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages ein liebevoll ausgeführtes Denkmal errichtet wird. Nikolai Gogol, der Verfasser des besten russischen Lustspiels, „Der Revisor", und des meisterhaften satirischen Romans „Todte Seelen", erscheint als das Haupt der naturalistischen Schule, aus der die großen Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorgegangen sind. Wie ein düsterer spannender Roman lesen sich die Lebensschicksale Dostojewski's, der als politischer Verbrecher zuerst zum Tode verurtheilt, dann zur Zwangsarbeit in Sibirien begnadigt wurde, um später als Verfasser der meisterhaften Erzählung „Schuld und Sühne", oder wie sie in der deutschen Uebersetzung heißt „Raskolnikow", eine von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung für das geistige Leben der Jugend und des Volkes zu gewinnen. Iwan Gontscharow bildet dagegen den vollendeten Ausdruck russischen Humors in seinem originellen Roman „Oblomow", in dem er den Hauptfehler seiner Nation, den Hang zum thatenlosen Brüten im Gegensatz zur Betriebsamkeit der Deutschen, mit reifer Kunst schildert. Das Bild, das Zabel von dem Leben und Wirken des Grafen L. N. Tolstoi entwirft, wird dem Thatsächlichen in jeder Beziehung gerecht und hält sich frei von Ueberschwenglichkeit in Lob and Tadel. Der Aufsatz „Iwan Turgenjew und die Frauen" bildet den Schluß der Sammlung, die sich allen Freunden der russischen Literatur als zuverlässiger Führer empfiehlt.

βλ. **John Ruskin, sein Leben und Lebenswerk.** Von Sam. Saenger. Straßburg, J. H. Heitz. (O. J.)

Einen Essay nennt bescheiden der Verfasser diese Studie über Ruskin. Während des großen Kunst- und Gesellschaftskritikers Stern in England, momentan wenigstens, etwas im Sinken ist, beginnt er in Deutschland erst gekannt und gewürdigt zu werden. Diese Erscheinung ist weder neu noch spricht sie gegen den großen Aesthetiker. Das ganze englische Kunstschaffen und Kunstgewerbe, die literarische Production und die Lebensanschauungen der Nation sind aufs Tiefste und Nachhaltigste von Ruskin's Gedanken und Doctrinen und von der wunderbaren Vollendung seines Stils beeinflußt worden. Im höchsten und besten Sinne vorwiegend national, ist er zugleich im höchsten Grade sprunghaft und unsystematisch, voller Widersprüche und Anregungen. Ein Verkünder der Religion der Schönheit, aber zugleich ein strenger Richter, Besserer und Bekehrer, wurde Ruskin als Prediger moralischer Cultur der Gewissenserwecker seiner Zeit und Generation. Sie hat ihn schwärmerisch bewundert und sich an ihm geschult. Völker gleichen auch darin dem Individuum, daß sie ihrer Erzieher zuweilen etwas müde werden; sie gedenken ihrer wieder, wenn das Tagewerk vollbracht und die Weisheit ihrer Lehre erwiesen ist. Inzwischen werden andere erzogen, und der Prophet findet Hörer in der Fremde. So ergeht es Ruskin in Deutschland. Oft paradox, befremdend in seiner Ausdrucksweise und Behandlung des Stoffes, unendlich vielseitig und ebenso productiv, ein Reformator der Gesellschaft und der Wirthschaftslehre, bedurfte er eines verständnißvollen Vermittlers seiner Ideen, um deutschem Denken und Empfinden nahe gebracht zu werden. Ein solcher ist ihm in dem Verfasser des vorliegenden Buches erstanden. Es ist das Ergebniß eines mühevollen, zu bestimmten und zusammenfassenden Resultaten abgeklärten Studiums, das mit bewundernder, aber unparteiischer Theilnahme einer großen Persönlichkeit und einem genialen Denker die Wege unter uns Deutschen bereitet.

ϱσ. **John Ruskin, Sesam und Lilien.** Aus dem Englischen von Hedwig Jahn. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Die Unternehmung der Verlagsfirma Eugen Diederichs, John Ruskin's schriftstellerische Persönlichkeit dem deutschen Publicum in einer Uebersetzung ausgewählter Werke zu erschließen, verdient unseren Beifall und Unterstützung. Wir haben keinen Ueberfluß an Männern, die gleich ihm im Besitze von Wissen, Geist und Geschmack sich einfach und anspruchslos an das allgemeine Publicum wandten, von dem einen Wunsche beseelt, es geistig zu erziehen und zu erhöhen. In „Sesam und Lilien" offenbart sich Ruskin's Gabe, von einem allgemeinen Standpunkte aus in durchgeistigter und verständlicher Diction die Probleme menschlichen Lebens und menschlicher Geschichte zu behandeln. Unsere Aufmerksamkeit wird immerfort durch die wunderbare Mischung von Einfachheit und Neuheit, die sich in seinen Schriften darbietet, rege gehalten. Das Buch besteht aus drei Vorträgen, die die Titel „Von den Schatzhäusern des Königs", „Von den Gärten der Königin", und „Das Geheimniß des Lebens und seiner Künste" führen. Namentlich in dem ersten tritt uns der Grundgedanke Ruskin's, daß nicht das Materielle, sondern das geistig Wahre dasjenige sei, dem wir als sittliche Menschen nachzustreben hätten, in seiner ganzen Reinheit hervor. Die Lectüre guter Bücher, nicht vieler Bücher, empfiehlt er als das einzige Mittel, zu menschlicher Freiheit und Vervollkommnung zu

gelangen: als das Sesam, das die Thüre öffnet zu den Schatzhäusern von Königen im Reiche des Geistes. Die zweite Vorlesung behandelt die Frau und ihre Stellung neben dem Manne, die dritte das Geheimniß des Lebens und seiner Künste — Alles in einfacher, tiefinnerlicher Sprache. Hedwig Jahn, deren nachschaffendem Stilempfinden wir andere Uebertragungen schon, vor allem auch die der Gedichte von Ada Negri, verdanken, hat sich so sicher in Ruskin's Sprache eingelebt, daß ihr die schwierige Arbeit der Uebertragung ins Deutsche meisterlich gelungen ist; wir verfallen bei der Lectüre unbewußt der Täuschung, als hielten wir das Original in unsern Händen. Solche Bücher können wir brauchen, sie verfehlen ihre Wirkung nicht.

ϱσ. **Im Geiste Fechner's.** Fünf naturwissenschaftliche Essays von Willy Pastor. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1901.

In diesem Frühling sind es hundert Jahre gewesen, daß Gustav Theodor Fechner, der Verfasser des Zend-Avesta, geboren wurde, ein Philosoph, der, seiner Zeit vielleicht zu wenig anerkannt, heute einer jüngeren Generation speculierender Naturbetrachter der Mann zu werden beginnt, in dessen Gedanken und auf dessen Wegen an eine Lösung der Räthsel der Erd- und Weltgeschichte heranzutreten möglich sei. Im Geiste Fechner's, im Gegensatze zu Darwin, betrachtet Pastor den Einfluß der Erde auf das Schicksal der Menschheit und erzählt uns den Lauf der kreisenden Wasser, die belebt und wieder belebend, wie nach einheitlichem Plane arbeitend, in ungeheuren Zeitgrößen den jetzigen Zustand der Erde mit geschaffen hätten. Nach Fechner ist ihm die Erde, wie jeder übrige Stern, ein organisches lebendes Wesen, ein einheitlicher Organismus, der in all seinen organischen Anpassungen, in dem bloßen Dasein und in den Lebensbethätigungen der zahllosen Kleinwesen, des Meeres, der Wolken, der Pflanzen, der Thiere, der Menschen, seine unendlich vielen Wirkungen ausstrahlt. Was Pastor als letztes Ziel vorschwebt, ist eine so verstandene Lebensgeschichte der Erde, die nicht ungeschrieben bleiben werde, und zu der er seine essayistisch gehaltenen Aufsätze als Fragmente darbietet. Ein kurzes Schlußcapitel führt an der Hand der Biographie Fechner's (von seinem Neffen Kuntze) aus, was Fechner als Mensch gewesen sei und als Mensch uns heute noch zu bedeuten habe.

δφ. **Vorposten der Gesundheitspflege.** Von Dr. L. Sonderegger. Fünfte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers durchgesehen und ergänzt von Dr. E. Hafter. Berlin, Julius Springer. 1901.

Wir haben an dieser Stelle vor wenigen Jahren (Novemberheft 1899) das anziehende Buch „Dr. L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen. Herausgegeben von Dr. Elias Hafter" kurz besprochen. Jetzt liegt das Hauptwerk des Verstorbenen in fünfter Auflage und von der Hand desselben Herausgebers, des Freundes und Berufsgenossen des hervorragenden schweizerischen Arztes, vor. Es ist ein Werk, welches die uns aus jener Selbstbiographie bekannte Ursprünglichkeit der Schreibart und die Männlichkeit des Charakters verbindet mit der reichen Erfahrung des praktischen Arztes und mit der wissenschaftlichen Höhe des rastlosen, weiter strebenden Geistes. Ein stattlicher Band, welcher sich an jeder Stelle, wo immer wir ihn aufschlagen mögen, als eine ergiebige Quelle genußreicher Lectüre und vielfältiger Belehrung erweist: da die Gesundheitspflege doch ein Gegenstand ist, der mit nichten zu den anmuthigsten Stoffen der Darstellung gehört, so sehr er auf der anderen Seite der weitesten Ausbreitung in den Massen der Bevölkerung bedürftig ist. Für solchen Zweck hat vor nicht langer Zeit das kaiserliche Gesundheitsamt des Deutschen Reiches ein „Gesundheitsbüchlein — gemeinfaßliche Anleitung zur Gesundheitspflege" (Berlin, Julius Springer. 1894) herausgegeben. Dies war gleichsam das Knochengerüst der ganzen Materie, das in dem weit mehr als doppelt so starken Bande von Sonderegger stattlich umkleidet und geschmückt erscheint. Das Ganze zerfällt in drei Abschnitte: Lebensbedingungen — Gesundes Leben — Krankes Leben. Ein specielleres Register erleichtert das Nachlesen im Einzelnen.

ελ. **Thüringer Kalender. 1902.** Geschäftsstelle: Fischer und Franke, Berlin.

Der Thüringer Kalender will „das Interesse und das Verständniß für die Denkmäler der Kunst und Cultur der thüringischen Länder überall in Stadt und Land zu verbreiten suchen." Der Vorstand des Thüringischen Museums in Eisenach mit dem Schloßhauptmann der alten Wartburg, v. Cranach, an der Spitze, hat die Herausgabe übernommen und Prof. Georg Voß mit der Redaction betraut. Seinem Aufrufe folgend, haben viele namhafte Thüringer Gelehrte ihre Feder unentgeltlich in den Dienst des Unternehmens gestellt. Ein Thüringer Kind, der in München lebende Maler Ernst Liebermann, hat auch die kernigen Vollbilder der Monate für den Holzschnitt gezeichnet, schlichte und treue Scenen aus dem Volksleben mit den berühmtesten Burgen im Hintergrunde; prächtige Proben echter Heimathskunst. In den Text, der in knappen Einzelsätzen historische Merkwürdigkeiten behandelt, sind einige der im 17. Jahrhundert nach der Natur aufgenommenen Städteansichten des berühmten Matthäus Merian, außerdem Abbildungen von alten Häusern, Münzen, Waffen u. dergl. eingestreut. So erfüllt der Kalender seine Aufgabe in schönster Weise und verdient nicht nur gekauft, sondern liebevoll aufbewahrt zu werden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allmers. — Agathe Foreta. Von Hertha Allmers. Berlin, John Edelheim. 1902.

d'Altona. — Die Königszwillinge oder die Schützlinge der Rosenfee. Ausstattungskomödie mit Gesang und Tanz in sechs Bildern von H. d'Altona. Hamburg, Fr. Grabow. O. J.

Arnold. — Zwei Affen und andere Novellen. Von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1902.

Bahr. — Wirkung in die Ferne und Anderes. Von Hermann Bahr. Wien, Wiener Verlag. 1902.

Barine. — La jeunesse de la Grande-Mademoiselle. (1627—1652.) Par Arvède Barine. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Benz. — Irrendes Glück. Gedichte von Friedrich Benz. München, August Schupp. 1901.

Berg. — Neue Essays. Von Leo Berg. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1901.

Bethge. — Die Feste der Jugend. Ein Gedichtbuch von Hans Bethge. Mit Zeichnungen von J. M. Olbrich und einem Bildniss. Berlin, Schuster & Löffler. 1901.

Blondel. — La France et le marché du monde. Par Georges Blondel. Paris, L. Larose. 1901.

Bode. — Goethe's Lebenskunst. Von Wilhelm Bode. Zweite Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Brandes. — Wilhelm Raabe. Sieben Capitel zum Verständniß und zur Würdigung des Dichters. Von Wilhelm Brandes. Mit den Bildern Raabe's, seiner Heimathstadt und seines Geburtshauses. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1901.

Chamberlain. — Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. Vorwort und Beiträge zur dritten Auflage. München, F. Bruckmann, A.-G. 1901.

Crane. — Von der decorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit. Vorträge und Aufsätze von Walter Crane. Aus dem Englischen von L. und K. Burger. Autorisirte Ausgabe. Zweite Auflage. Mit 147 Abbildungen und 11 Tafeln. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1901.

Dillmann. — Astronomische Briefe. Neue Folge. Von C. v. Dillmann. Tübingen, H. Laupp. 1901.

Eck. — Herbst. Gedichte von Miriam Eck. Berlin, Schuster & Löffler. 1901.

Eckstein. — Der Pfarrer von Alsberg. Roman von Ernst Eckstein. Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1902.

Ehrhard. — Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Von August Ehrhard. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. Mit Porträts und Facsimiles. München, C. H. Beck. 1902.

Ernst. — Nach Arosa. Eine Sommerfahrt in die Schweizer Berge. Von Friedrich Ernst. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1901.

Forbes-Mosse. — Mezza-voce. Gedichte von Irene Forbes-Mosse. Berlin. Schuster & Löffler. 1901.

Frobenius. — Aus den Flegeljahren der Menschheit. Bilder des Lebens, Treibens und Denkens der Wilden. Von Leo Frobenius. Mit über 400 Abbildungen. Hannover, Gebrüder Jänecke. 1901.

Geiger. — Goethe's Leben und Werke. Einzeldruck aus „Goethe's Sämmtliche Werke". Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Geschichtsdrama, Das, am Kap aus der Vogelperspective, wie vor den Augen eines Zuschauers abgespielt; und darin gespiegelt. Berlin, Dietrich Reimer. 1901.

Giraud. — Essai sur Taine. Son œuvre et son influence. Par Victor Giraud. Deuxième édition. refondue. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Glaser. — Das Seelenleben des Menschen im gesunden und im kranken Gehirn. Von Robert Glaser. Frauenfeld, J. Huber. 1901.

Glasson. — Le parlement de Paris. Son rôle politique depuis le règne de Charles VII jusqu'à la révolution. Par E. Glasson. Deux tomes. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Goethe. — Goethe's Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Erster Band (1764—1779). Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Gor'kij. — Das Opfer der Langweile. — Die Sonne der Kerkerlinge. — Der rote Waska. Von Maxim Gor'kij. Deutsch von C. Berger. Mit Buchschmuck von F. O. Behringer. Leipzig, Richard Wöpke. 1901.

Gräf. — Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeusserungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Hans Gerhard Gräf. Erster Theil: Die epischen Dichtungen. Zweiter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1902.

delle Grazie. — Liebe. Erzählungen von M. E. delle Grazie. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1902.

Grigull. — Der Koran. Aus dem Arabischen für die „Bibliothek der Gesammtlitteratur" neu übersetzt von Theodor Fr. Grigull. Halle a. S., Otto Hendel. O. J.

Griselle. — Bourdaloue. Histoire critique de sa prédication. Par Eugène Griselle, S. J. Deux tomes. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie. 1901.

Hanau. — Der Religionsstifter. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Hanau. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1901.

Heer. — Felix Notvest. Roman von J. C. Heer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Hertling. — Augustin. Von Georg Freiherrn von Hertling. Mit einer Kunstbeilage in Farbendruck und 50 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1902.

Hillern. — Der Gewaltigste. Roman von Wilhelmine von Hillern. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Holtze. — Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Bearbeitet von Friedrich Holtze. Dritter Theil. Berlin, Franz Vahlen. 1901.

Holzhausen. — Der Urgroßväter Jahrhundertfeier. Eine literar- und culturhistorische Studie von Paul Holzhausen. Leipzig, Eduard Avenarius. 1901.

Kalthoff. — Die Philosophie der Griechen, auf culturgeschichtlicher Grundlage dargestellt von A. Kalthoff. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1901.

Kalthoff. — Die religiösen Probleme in Goethe's „Faust". Ernste Antworten auf ernste Fragen. Von A. Kalthoff. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1901.

Kindermann. — Zwang und Freiheit, ein Generalfactor im Völkerleben. Von Carl Kindermann. Jena, Gustav Fischer. 1901.

Klussmann. — Die Entwicklung des hamburgischen Vorlesungswesens. Dargestellt von H. Klussmann. Mit 2 Abbildungen im Text und 1 Tafel. Hamburg, Leopold Voss. 1901.

Kögel. — Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Von Gottfried Kögel. Zweiter Band. 1854—1872. Mit einem Bildniß. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Kriloff-Litwin. — Söhne Israels. Drama in vier Acten von V. Kriloff und S. K. Litwin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. Wien, Friedrich Schalk. O. J.

Künstler-Lexikon, Allgemeines. — Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte, umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Neunter und zehnter Halbband. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening, 1901.

Lamprecht. — Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Von Karl Lamprecht. Erster Band. Berlin, R. Gaertner. 1902.

Lasker-Schüler. — Styx. Gedichte von Else Lasker-Schüler. Berlin, Axel Juncker. 1902.

Lehmann-Felskowski. — Die hohe See als Luftkurort. Eine populäre Abhandlung über die sanitären Einflüsse und die Entwicklung der Seereisen. Von G. Lehmann-Felskowski. Berlin, Boll & Pickardt. 1901.

Liebe. — Sociale Studien aus deutscher Vergangenheit. Von Georg Liebe. Berlin und Jena, Hermann Costenoble. 1901.

Liliencron. — Liliencron's Gedichte. Auswahl für die Jugend. Zusammengestellt von der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1901.

Lindenberg. — Auf deutschen Pfaden im Orient. Reisebilder von Paul Lindenberg. Mit 110 Illustrationen. Berlin, Ferdinand Dümmler. 1902.

Lodeman. — Germany and the Germans. Containing the greater part of P. D. Fischer's Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. Edited, with notes, by A. Lodeman. New York, Silver, Burdett & Company.

Lülmann. — Das Bild des Christenthums bei den großen deutschen Idealisten. Ein Beitrag zur Geschichte

des Christenthums. Von C. Lülmann. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1901.
Mannheimer. — Die Bildungsfrage als sociales Problem. Von Mannheimer. Jena, Gustav Fischer. 1901.
Marryat. — Die Schiffbrüchigen auf den Chinche-Inseln. Merkwürdige Erlebnisse eines Kindes. Von Frederick Marryat. Mit 25 Abbildungen von August Braun. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.
Matschoss. — Geschichte der Dampfmaschine. Ihre culturelle Bedeutung, technische Entwicklung und ihre grossen Männer. Von Conrad Matschoss. Mit 188 Abbildungen im Text, 2 Tafeln und 5 Bildnissen. Berlin, Julius Spinger. 1901.
Matull. — Licht. Kurze Schilderung des Lichtheilverfahrens und seiner Erfolge. Ein Nachwort an Gesunde und Kranke von Kurt Matull. Berlin, Wilhelm R. Brandt. O. J.
Mauthner. — Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Von Fritz Mauthner. Zweiter Band: Zur Sprachwissenschaft. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1901.
Mohl. — Lebenserinnerungen. Von Robert von Mohl. 1799—1875. Mit 13 Bildnissen. Zwei Bände. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1902.
Mosapp. — Charlotte von Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild von Hermann Mosapp. Mit 2 Lichtdruckbeilagen und 21 Textbildern. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart, Max Kielmann. 1902.
Moser-Kollbrunner. — Jugendland. Ein Buch für die junge Welt und ihre Freunde. Unter Mitwirkung zahlreicher Künstler, Dichter und Dichterinnen aus allen Ländern deutscher Zunge herausgegeben von Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner. Band I, für Kinder bis zum Alter von acht Jahren. Zürich, München, Paris, Gebrüder Künzli. O. J.
Nordenholz. — Allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Production. Von A. Nordenholz. München, C. H. Beck. 1902.
Obstfelder. — Tagebuch eines Priesters. Von Sigbjörn Obstfelder. Vom Verfasser einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Luise Wolf. Mit dem Porträt des Dichters. Umschlag von Hans Eisterer. Wien, Wiener Verlag. 1901.
Pfister. — Heinrich Hansjakob. Aus seinem Leben und Arbeiten von Albert Pfister. Mit Illustrationen nach Originalaufnahmen und nach Photographien von Wilhelm Engelberg. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1901.
Poritzky. — Heine, Dostojewski, Gor'kij. Essays von T. E. Poritzky. Mit Buchschmuck von F. O. Behringer. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.
Rachfall. — Deutschland, König Friedrich Wilhelm IV. und die Berliner Märzrevolution. Von Felix Rachfall. Halle a. S., Max Niemeyer. 1901.
Rafael. — Abendgluten. Gedichte. Vierte Sammlung von L. Rafael. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1901.
Ratzenhofer. — Positive Ethik. Die Verwirklichung des Sittlich-sein-sollenden. Von Gustav Ratzenhofer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1901.
Reuleaux. — Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften von F. Reuleaux. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1901.
Roman, Der, von Tristan und Isolde. — Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.
Ruel. — Du sentiment artistique dans la morale de Montaigne. Oeuvre posthume de Édouard Ruel. Préface de M. Émile Faguet. Illustrations hors texte. Paris, Hachette & Cie. 1901.
Salten. — Die Gedenktafel der Prinzessin Anna. Von Felix Salten. Wien, Wiener Verlag. 1902.
Schmidt. Das bürgerliche Gesetzbuch als Erzieher unseres Volkes. Von Arthur B. Schmidt. Giessen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.
Schmidt. — Gesammelte Werke von Maximilian Schmidt. Neue Ausgabe. Vierzehnter und siebzehnter Band. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. O. J.
Schippel. — Grundzüge der Handelspolitik. Zur Orientirung in den wirthschaftlichen Kämpfen. Von Max Schippel. Berlin-Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. 1902.
Schoembs. — Die neue Familie. Roman in zwei Bänden von Jakob Schoembs. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. O. J.
Simroth. — Die Ernährung der Thiere im Lichte der Abstammungslehre. Von Heinrich Simroth. Mit 5 Abbildungen. Odenkirchen, W. Breitenbach. 1901.
v. Soden. — Reisebriefe aus Palästina von H. v. Soden. Zweite Auflage. Berlin, Julius Springer. 1901.
Steuffer. — Die Wiedergeburt des deutschen Volkes. Von Albrecht Steuffen. München, Buchdruckerei der „Allgemeinen Zeitung". 1901.
Steenbuch. — Kleine Dramen. Von Axel Steenbuch. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Francis Maro. Umschlagzeichnung von Emil Orlit. Wien, Wiener Verlag. 1901.
Storm. — Die Söhne des Senators. Von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.
Storm. — Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm. Zehnte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.
Tester. — Ins Reich. Normannenfahrt vom Hochgebirg. Von Ch. Tester. Zürich, Th. Schröter. 1901.
Trowitzsch's Damen-Kalender auf 1902. 55. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn.
Trowitzsch's Volks-Kalender. 75. Jahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1902.
Tschechoff. — Der schwarze Mönch und andere Erzählungen. Von Anton Tschechoff. Deutsch von C. Berger. Mit Buchschmuck von H. Heise. Leipzig, Richard Wöpke. 1901.
Tschechoff. — Eine kunstliebende Frau und andere Erzählungen. Von Anton Tschechoff. Deutsch von C. Berger. Mit Buchschmuck von Felix Schulze. Leipzig, Richard Wöpke. 1901.
Tschechow. — Drei Schwestern. Drama in vier Acten. Von Anton Tschechow. Deutsch von August Scholz. Berlin, John Edelheim. 1902.
Tschechow. — Onkel Wanja. Scenen aus dem Landleben. In vier Acten. Von Anton Tschechow. Deutsch von August Scholz. Berlin, John Edelheim. 1902.
Variété. — Ein Buch der Autoren des Wiener Verlages. Umschlagbild von Emil Orlik. Buchschmuck von Fanny Zakucka. Wien, Wiener Verlag. 1902.
Vierordt. — Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien von Heinrich Vierordt. Heidelberg. Carl Winter. 1902.
Vormeng. — Aus der Mappe eines alten Arztes. Berliner Skizzen von Karl Vormeng. Berlin, Vorstell & Reimarus. 1902.
Wallner. — Der Hubmair Franzl. Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Waldviertel. Von Paul Wallner. Titelbild von Daniel Pauluzzi. Zweites Tausend. Graz, Ulr. Moser. 1902.
Wetter. — Verse von Max Wetter. Köln a. Rh., Paul Neubner. O. J.
Wollny. — Der Materialismus im Verhältniß zu Religion und Moral. Von F. Wollny. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Theodor Thomas. 1902.
Zabel. — Europäische Fahrten. Von Eugen Zabel. Zwei Bände. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1901.
Zahn. — Albin Indergand. Roman von Ernst Zahn. Frauenfeld, J. Huber. 1901.
Zimmermann. — Das Dunkle. Die Geschichte einer Seele. Von Elsa Zimmermann. Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Hans Eisterer. Wien, Wiener Verlag. 1901.
Zobeltitz. — Die Erben. Roman von Hanns von Zobeltitz. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin und Jena, Hermann Costenoble. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.





